JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1995

Germanisztikai Intézet Könyvtára
KLTE DEBRECEN
2505 4699

JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1995

Herausgegeben von
Antal Mádl
Wolfgang Schmitt

R115/52
Germanisztikai Intézet Könyvtára
28.066/2000

Budapest · Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Bonn · Deutscher Akademischer Austauschdienst

Verantwortliche Redakteure: András Balogh (Literaturwissenschaft)
Rita Brdar-Szabó (Sprachwissenschaft)
Gunther Dietz
Viktor Nyomárkay (Berichte — Informationen)
Anne Stahlfort
Anna Zalán-Szablyár (DaF)

Redaktionsbeirat:

Magda Bartha (Budapest)
Árpád Bernáth (Szeged)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Pécs/Budapest)
Kálmán Kovács (Debrecen)
Horst Lambrecht (Pécs/Veszprém)

Wissenschaftlicher Beirat:

Péter Bassola (Szeged)
Károly Csúri (Szeged)
Rolf Ehnert (Bielefeld)
Hans-Werner Gottschalk (Springe a.D.)
Siegfried Grosse (Bochum)
Gerhard Helbig (Leipzig)
Regina Hessky (Budapest)
András Kertész (Debrecen)
Ferenc Kiefer (Budapest)
Tamás Lichtmann (Debrecen)
Helmut Kreuzer (Siegen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Károly Manherz (Budapest)
Károly Mollay (Budapest)
Gerhard Neuner (Kassel)
Oskar Reichmann (Heidelberg)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Zoltán Szendi (Pécs)
László Tarnói (Budapest)
Horst Turk (Göttingen)
András Vizkelety (Budapest)
Hans-Georg Werner (Pisa)
Katalin Wild (Pécs)

Anschrift der Redaktion:

ELTE
Germanisztikai Intézet
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Manuskripte sind an die Redaktion zu richten. In bezug auf die Gestaltung der Manuskripte wird gebeten, das **Merkblatt** des Jahrbuchs anzufordern.
Rezensionsexemplare werden ebenfalls an die Adresse der Redaktion erbeten.

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.
©Redaktion und die einzelnen Verfasser
Gesamtherstellung: SCIU GmbH

ISSN 1217-0216

Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9

Literaturwissenschaft

HARTMUT STEINECKE (PADERBORN)
Von zwei deutschen Literaturen zu einer Literatur? Bemerkungen zu einigen Entwicklungen vor und nach der Wende 13

ZOLTÁN SZENDI (PÉCS)
Die doppelte Optik von Versteck- und Entlarvungsspiel. Zur Funktion der mythischen Parallelen in Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig" 31

IMRE KURDI (BUDAPEST)
Liaisons Dangereuses. Heinrich von Kleist: „Der Findling." Ein Kommentar 45

MARIJAN BOBINAC (ZAGREB)
1968 und das neue Volksstück 63

ANDRÁS BALOGH (BUDAPEST)
Dichterbilder in der Lyrik Franz Hodjaks 73

Sprachwissenschaft

JÜRGEN AMRHEIN (ERLANGEN)
Valenztheoretische Aspekte der Auxiliarisierung. Die Grammatikalisierung des „werden"-Passivs und der Agensanschluß mit „von". 85

CHRISTA DÜRSCHEID (KÖLN)
Passivische Konstruktionen im Deutschen und Ungarischen 109

ANDREAS GARDT (HEIDELBERG)
Ein Modell der Sprachverwendung auf Bühlerscher Grundlage und seine Anwendung auf die 'Sprache der Literatur' 127

HEINZ VATER (KÖLN)
Valenzpotenz und Valenzrealisierung im Deutschen 143

Deutsch als Fremdsprache

HANS-WERNER SCHMIDT (BUDAPEST)
Weiterentwicklung des Faches Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache als Voraussetzung zur notwendigen Reform der Deutschlehrerausbildung in Ungarn 169

ANNA SZABLYÁR (BUDAPEST)
Zur Problematik der regionalen Lehrbücher des Deutschen in Ungarn ... 179

Werkstatt

PÉTER VARGA (BUDAPEST)
Isaak Baer Levinsohn, der „Mendelssohn von Rußland" 195

JÓZSEF GRUDL (VESZPRÉM)
Die Lyrik der Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert 209

ANIKÓ ZSIGMOND (SZOMBATHELY)
Leben und Person der Marie von Ebner-Eschenbach 221

ISABELLA KESSELHEIM (BUDAPEST)
Max Reinhardts Beziehung zu Ungarn im Rahmen seiner Lebens- und Wirkensorte 239

JUDIT HETYEI (PÉCS)
Hat über ihn Hitler gesiegt? Ein vergessener Schriftsteller: Leonhard Frank 253

BETTINA RABELHOFER (GRAZ)
Spreng-Sätze wider die Ordnung 265

JUDIT BERTALAN (BUDAPEST)
Samuel Ludvighs Reisebericht über Nordamerika 281

KARLHEINZ F. AUCKENTHALER (SZEGED)
„Vielleicht, wenn ich genügend lange tot bin, werde Ich unter den dramatischen Autoren meinen ersten Rang bekommen." — Albert Drach und das österreichische Volksstück 299

ERICH W. SCHAUFLER (BUDAPEST)
Die lange Reise. Elias Canettis problematische Suche nach seiner jüdischen Herkunft 311

JUDIT DOMÁNY (BUDAPEST)
Semantische Räume und Rollen in Eichendorffs Erzählung 325

ZSUZSANNA BIRÓ (BUDAPEST)
Grammatik-Lexikon des Deutschen (in Vorbereitung) 337

CLAUDIA POLZIN (BONN)
Sprachtypologie und Sprachvergleich. Kontrastive Untersuchungen zur deutschen und ungarischen Wortbildung 355

Rezensionen

Lexikon literaturtheoretischer Werke. Hrsg. Rolf Günter Renner und Engelbert Habekost. (Magdolna Orosz) 369

Hartmut Steinecke (Hrsg): Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts. (Antal Mádl) 371

György M. Vajda: Wien und die Literaturen der Donaumonarchie — Zur Kulturgeschichte Mitteleuropas 1740-1918. (László Illés) 374

Anton Schwob (Hrsg.): Die deutsche Literaturgeschichte Ostmittel- und Südosteuropas von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute. Forschungsschwerpunkte und Defizite. (József Grudl) 377

Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Hrsg. von der „Gesellschaft der Germanisten Rumäniens". — Germanistische Beiträge des Lehrstuhls für Germanistik der Lucian-Blaga-Universität. Hrsg. von Gerhard Konnerth. (András Balogh) 379

Maria Klanska: Aus dem Schtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. (Péter Varga) 381

Kiss Endre: Friedrich Nietzsche filozófiája (Die Philosophie Friedrich Nietzsches) (Gábor Kerekes) 383

Claudia Roosen: Helden der Krise in den Erzählungen Arthur Schnitzlers. (Szilvia Ritz) 385

Heinz Lunzer und Victoria Lunzer-Talos: Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern. (Péter Varga) 387

Julius H. Schoeps: Theodor Herzl. 1860-1904. Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen. Eine Text-Bild-Monographie. (Pius Varga) 389

Theresia Klugsberger – Christa Gürtler – Sigrid Schmid-Bortenschlager (Hrsg.): Schwierige Verhältnisse. Liebe und Sexualität in der Frauenliteratur um 1900. (Anikó Zsigmond) 390

Hans Richter: Franz Fühmann. Ein deutsches Dichterleben. (Éva Laczó) 392

Tamás Lichtmann (Hrsg.): Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen. (Gábor Kerekes) 394

Kálmán Kovács: Das Menschenbild Heinrich Bölls (Robert C. Conard) 396

Skandinavisztikai Füzetek. Papers in Scandinavian Studies. Hrsg. András Masát. (Knut Brynhildsvoll) 398

Dmitrij Dobrovol'skij: Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome. (Bertalan Iker) 403

András Kertész: Heuristik der deutschen Phonologie. Eine elementare Einführung in Strategien der Problemlösung. (Jürgen Erich Schmidt) 405

Monika Schwarz – Jeannette Chur: Semantik. Ein Arbeitsbuch. (József Tóth) 409

Dieter Stellmacher: Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. (Elisabeth Knipf) 411

Heide Wegener: Die Nominalflexion des Deutschen — verstanden als Lerngegenstand. (Rita Brdar-Szabó) 413

Bernd-Dietrich Müller: Wortschatzarbeit und Bedeutungsvermittlung. (Szilvia Oszkó) 416

Berichte, Informationen 421

In memoriam János Szabó 437

Bibliographie 441

Die Autoren des Bandes 456

Vorwort

Nachdem das *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* im letzten Jahr zum ersten Mal im neuen Gewand der *Reihe Germanistik* des DAAD erschienen ist, können wir heute feststellen, daß die neue und damals für manche von uns noch ungewohnte Form insgesamt eine positive Aufnahme gefunden hat.

Die seitdem eingetretenen Veränderungen betreffen einerseits die Erweiterung des Kreises der verantwortlichen Redakteure andererseits die Mitherausgeberschaft.

So hat inzwischen Frau Anna Zalán-Szablyár die unmittelbare redaktionelle Tätigkeit für das Fachgebiet „Deutsch als Fremdsprache" übernommen.

Als neuer Mitherausgeber trat Wolfgang Schmitt an die Stelle von Christel Schwiederski, deren Auftrag als DAAD-Lektorin in Ungarn im Sommer 1995 endete.

Frau Schwiederski, die schon im Redaktionsrat des 1992 erstmals erschienenen Jahrbuchs angehörte und als Herausgeberin im letzten Jahr dessen Neugestaltung wesentlich begleitete, gilt unser besonderer Dank. Mit ihrer Fachkompetenz und ihrem Engagement hat sie wesentlich zu der heutigen Qualität dieser Publikation beigetragen.

Wir hoffen auch dieses Jahr mit dem Jahrbuch einen Beitrag zur Förderung junger Wissenschaftler zu leisten und ungarischen und deutschen Germanisten gleichermaßen ein Forum fachwissenschaftlicher Diskussion zu bieten.

Die Herausgeber

LITERATURWISSENSCHAFT

Hartmut Steinecke (Paderborn)

Von zwei deutschen Literaturen zu einer Literatur?

Bemerkungen zu einigen Entwicklungen vor und nach der Wende

Im Wintersemester 1992/93 lud ich zu der Schriftsteller-Gastdozentur, die ich seit 10 Jahren an meiner Universität Paderborn durchführe, alle neun bisherigen Gäste ein. Sie sollten unter dem Thema *Gewandelte Wirklichkeit — verändertes Schreiben?* über ihre Entwicklung berichten. Die Skala der gelesenen Texte reichte vom radikal persönlichen Bericht Dieter Wellershoffs über den Tod seines Bruders (*Blick auf einen fernen Berg*, 1991) bis zur Erzählung Erich Loests aus dem Leipzig des Jahres 3 nach der Wende, *„Ich hab' noch nie Champagner getrunken"* (in: *Heute kommt Westbesuch*, 1992). Am bezeichnendsten für die heutige Situation der Literatur war vielleicht die Auswahl Günter Kunerts. Der 1979 aus der DDR gewiesene Autor las zunächst aus seinen Stasi-Akten Beurteilungen seiner Bücher durch ihn bespitzelnde Schriftsteller-Kollegen und Germanisten: Literaturkritik als Denunziation; danach las er Gedichte und Prosaskizzen aus den letzten Jahren, in denen aktuelle politische Fragen nur gelegentlich und indirekt zur Sprache kamen. Bezeichnend auch die Reaktion des Publikums: Kunert wurde selten nach seiner Poetik, fast ausschließlich nach seinen Erfahrungen mit der Stasi, mit denunzierenden Kollegen, nach Kommentaren zu den letzten aktuellen Enthüllungen gefragt. Dies zeigt den Unterschied zwischen schriftstellerischer Arbeit und öffentlichem Interesse. Es deutet auch die Probleme an, die sich stellen, wenn man über die Literatur in den Jahren vor und nach der Wende zu sprechen versucht.

Der **erste** Teil meines Aufsatzes behandelt die historischen Grundlagen dieses Themas, so wie es der Haupttitel ankündigt, also über die Frage: Gibt es eigentlich bereits wieder **eine** deutsche Literatur? Der **zweite** Teil kann in die Frage gefaßt werden: Was bleibt von der Literatur vor der Wende, aus den letzten Jahren der DDR, in der Literaturgeschichte? Der **dritte** Teil wird die Frage erörtern: Wie sieht die deutsche Literatur der 90er Jahre, also nach der Vereinigung, aus?

Zum ersten also:

Am 3. Oktober 1990 wurde aus zwei deutschen Staaten auf deutschem Boden ein Staat. Was bedeutet das für die deutsche Literatur? Wurde damit aus zwei deutschen Literaturen automatisch eine deutsche Literatur? Bereits 1990 hielt Jurek Becker einen Vortrag über *„Die Wiedervereinigung der deutschen Literatur"* (in: *The German Quarterly*, 1990) — aber was heißt das konkret und aus dem Abstand von über zwei Jahren? Natürlich entsteht nicht durch einen gesetzlichen Akt eine „Einheit" der Literatur. In der Tat: Von „Einheit" der Literatur spricht kaum jemand, im Gegenteil: wohin man blickt, sieht man Gräben, Streit, Polemik, zwischen den Schriftstellern und ihren Hilfstruppen, den Kritikern der Feuilletons.

Die These von den zwei deutschen Literaturen auf deutschem Boden galt spätestens seit einer programmatischen Rede Walter Ulbrichts von 1956 im Osten als Staatsdoktrin. Die Ansicht fand auch im Westen, vor allem in der Bundesrepublik und den USA, Anhänger — nicht nur unter Marxisten, sondern auch unter vielen, die Literatur primär in sozialgeschichtlichen und institutionellen Bezügen betrachteten. Spätestens seit der Ausbürgerung Wolf Biermanns im November 1976 und der Verfolgung und Verjagung vieler Schriftsteller, die dagegen mutig protestierten, ist diese Zwei-Literaturen-Theorie brüchig geworden. Es kam zu einer Exilwelle, wie sie Deutschland seit 1933 nicht mehr erlebt hatte. Innerhalb weniger Monate gingen Autorinnen und Autoren wie Reiner Kunze, Hans Joachim Schädlich, Bernd Jentzsch, Sarah Kirsch, Thomas Brasch. Dem Ausschluß von 9 Autoren aus dem Schriftstellerverband 1979 folgte eine weitere Ausreisewelle.

Einige Prominentere ließ der Staat mit mehrjährigen Visa in den Westen reisen, wohl wissend, daß sie nicht mehr zurückkehren würden wie Günter Kunert, Jurek Becker, Stefan Schütz oder Erich Loest.

Diese Exilwelle — so meine These zu diesem ersten Themenkomplex — war der entscheidende Beginn einer Wiederannäherung der Literaturen von DDR und Bundesrepublik Deutschland. Denn unter den mehr als 100 Künstlern, die verbannt oder ausgebürgert wurden, war eine so große Zahl bedeutender Autoren, daß sich fortan ein quantitativ bemerkenswerter und qualitativ sehr beachtlicher Teil der DDR-Literatur in der Bundesrepublik abspielte. Durch die erzwungene geographische Annäherung der Autoren näherten sich auch die zuvor in der Tat teilweise auseinanderstrebenden Literaturen allmählich wieder an. Dieser Personenkreis nahm gleichsam die eine deutsche Literatur bereits vorweg. Aus diesen Reihen kamen auch schon um 1980 Äußerungen und Bekenntnisse wie die von Bernd Jentzsch: *„Deutschland ist geteilt. Seine Literatur ist unteilbar."*

In den achtziger Jahren wurde oft die Frage gestellt: Wie werden sich die exilierten DDR-Schriftsteller in dem so ganz anderen literarischen Umfeld des Westens zurechtfinden? Für die meisten waren die Probleme groß, aber dennoch geringer als erwartet: Ihre Werke wurden in der Bundesrepublik

verstanden und als Teil der eigenen Literatur betrachtet. Jurek Becker antwortete auf die Frage, ob er sich als Exil-Literat fühle:

> Ich glaube ..., daß das, was ich schreibe, von vielen schon normaler, das heißt wie das Buch eines Schriftstellers und nicht wie das Buch eines DDR-Schriftstellers gelesen wird. Jedenfalls fühle ich mich in keiner Weise im Exil.

Solches Verständnis wurde erleichtert dadurch, daß bereits seit Ende der 60er Jahre neben der vorherrschenden politischen und literarhistorischen Abgrenzung auch in wesentlichen thematischen und sprachlichen Bereichen der Literatur geradezu von einer allmählichen Wiederannäherung gesprochen werden konnte. Das entscheidende Bindeglied kann abgekürzt mit Begriffen wie Subjektivität oder Individualismus bezeichnet werden. In der DDR bedeutete Subjektivismus keineswegs nur den Rückzug aus der Gesellschaft auf Probleme des Ichs. Er stellte vielmehr auch die Rückbesinnung auf die Rechte des Individuums gegen die besitzergreifenden Ansprüche der sozialistischen Gesellschaft dar. Dies führte dazu, daß Autorinnen und Autoren wie Christa Wolf, Irmtraud Morgner, Sarah Kirsch, Ulrich Plenzdorf oder Reiner Kunze auch im Westen ohne größere Schwierigkeiten gelesen und verstanden wurden.

Was taten die Schriftsteller, die trotz ihrer oppositionellen Haltung in der DDR blieben? Ein Teil arrangierte sich mit ihrer schwierigen Situation, ohne sich allzu sehr zu kompromittieren. Denn bei den meisten waren die neue Subjektivität und der Individualismus in breite gesellschaftliche Kontexte, sogar sozialistischer Art, eingebettet. Schriftsteller wie Stefan Heym und Stephan Hermlin, Christa Wolf und Heiner Müller schrieben also weiterhin für eine sozialistische Gesellschaft, aber für eine neue, bessere, die dem Individuum Raum gab. Der sogenannte real existierende Sozialismus der DDR fand in vielen von ihnen scharfe, hellsichtige Kritiker, die satirisch, ironisch, frech, melancholisch den Alltag der Langeweile und der Unterdrückung beschrieben. Das geschah seltener in Werken, die in der Gegenwart spielten (wie Günter de Bruyn in *Neue Herrlichkeit* 1984 oder Volker Braun in *Hinze-Kunze-Roman*, 1985), oft in Geschichte verkleidet wie in vielen Dramen Heiner Müllers oder in Christa Wolfs Werken *Kein Ort. Nirgends* (1979) und *Kassandra* (1983). Viele dieser Autoren, die in der DDR blieben, führten ständige Balanceakte durch. Als mehr oder weniger gute Sozialisten gehörten sie nicht in die Kategorie der von der Kulturpolitik verfemten sogenannten „negativen" Schriftsteller: Sie konnten, wenn auch teilweise mit Schwierigkeiten, im Westen veröffentlichen, nicht selten erschienen ihre Werke zuerst in der BRD, erst später, gelegentlich zensiert oder selbstzensiert, in der DDR. Das Zensursystem der DDR ist mittlerweile umfangreich dokumentiert. Sein Paradox war: Es zeigte Respekt vor den Schriftstellern und wollte sie daher zur Einsicht in ihre Fehler bringen, zur Selbstkritik und zur Zustimmung zu den Zensureingriffen. In vielen Fällen gelang dies — auf diese Weise

wurden zahlreiche, auch prominente Schriftsteller „an der Verstümmelung" ihrer Werke „mitschuldig" (so analysiert Manfred Jäger anläßlich der Ausstellung „Zensur in der DDR, Geschichte, Praxis und 'Ästhetik'" 1991). Christa Wolfs Roman *Störfall* (1987) ist das bekannteste Beispiel solcher Selbstzensur.

Nur wenige Autoren widersetzten sich dem Zwang, stimmten gegen Ausschlüsse und Maßnahmen gegen Kollegen, wie die mittlerweile publizierten Dokumentationen zeigen; nur sehr wenige wagten den öffentlichen Protest, nutzten ihr Ansehen zu deutlichen Worten, so Stefan Heym, der selbstbewußt betonte, er sei bereits ein Autor der Weltliteratur gewesen, als es den Staat DDR noch gar nicht gegeben habe. Die weitaus meisten Autoren gingen freiwillig oder notgedrungen Kompromisse ein, überschritten in ihrer Kritik selten die ungeschriebenen Grenzen. Hieran entzündeten sich nach der Wende heftige Diskussionen, prominente Autoren wurden gefragt, ob sie ihre privilegierte Stellung zur Solidarität mit den Exilierten oder Unterdrückten genutzt hätten. Vielen wurde vorgehalten, noch als Oppositionelle hätten sie geradezu zur kulturellen Aufwertung des DDR-Staates vor allem im Ausland beigetragen.

Wesentlich radikaler war die Kritik einiger aus der jüngeren Generation der im Krieg oder bereits in dem neuen Staat DDR Geborenen. Sie nannten die Dinge beim Namen — Unterdrückung, Terror, geistige Knebelung, soziale Kälte, Umweltkatastrophen. Monika Maron und Jürgen Fuchs sind Beispiele für Autoren, die mit ihren Werken gar nicht erst versuchten, den hoffnungslosen Kampf mit der Zensur aufzunehmen, sondern sich gleich an westliche Verlage wandten. *Flugasche* von Monika Maron (Frankfurt a.M. 1981) war das erste Werk aus der DDR über die Umweltkatastrophe im Bitterfelder Raum, ebenso ein Tabu-Thema wie die Nationale Volksarmee, die Jürgen Fuchs autobiographisch in dem Buch *Fassonschnitt* (Reinbek 1984) porträtierte. Heiner Müller hat diese junge Generation so charakterisiert: Sie hat „den Sozialismus nicht als die Hoffnung auf das Andere erfahren, sondern als deformierte Realität." Junge Autoren wie diese — und zu ihnen gehören eine ganze Reihe von Schriftstellerinnen — fanden, kaum abhängig vom Herkunftsort, Leser überall, weil sie über Probleme schrieben, die überall die gleichen waren und sind, die sich allerdings unter den Verhältnissen der DDR besonders krass ausprägten. Das gilt für alle Probleme der Beschädigung des Ichs, seien sie hervorgerufen durch angespannte Partnerbeziehung oder durch die Langeweile des Alltags, durch fehlende Lebensperspektive und auch, aber eben nur unter anderem: durch staatliche Repressionen.

Wenn das von mir skizzierte Bild einer Annäherung der beiden deutschen Literaturen bereits seit 1976 und vor allem in den achtziger Jahren vor der Vereinigung, richtig ist, fragt man mit Recht: woher kommen dann die Spannungen seit der Wende, von denen man ständig liest? Woher das Wehklagen in vielen Beiträgen über den Tod der DDR-Literatur? Warum der

erbitterte Streit um die Frage, ob der PEN-Club DDR geschlossen dem PEN-Club BRD beitreten darf oder ein individuelles Prüfungsverfahren für jeden Einzelnen stattfinden soll? Meine Antwort lautet: Die meisten Streitigkeiten gehen um Institutionen der Literatur. Diese waren allerdings in der DDR äußerst wichtig. Bekanntlich durfte nur der veröffentlichen, der Mitglied des Schriftstellerverbandes war. Der weit überwiegende Teil der hier organisierten Autoren war jedoch keineswegs oppositionell oder auch nur kritisch, sondern fügte sich den verordneten Staatszielen willig oder aus Überzeugung. Sie wurden im Gegenzug häufig staatlich gefördert, erhielten Stipendien und hohe Vorschüsse, ihre Werke wurden in den ebenfalls parteieigenen Verlagen in hohen Auflagen zu billigen Preisen gedruckt. Nimmt man eine in der DDR geschriebene Literaturgeschichte, so trifft man auf viele Dutzende solcher Autoren — sie blieben im Westen fast durchweg völlig unbekannt, denn kein Verlag wollte ihre Werke in Lizenz nehmen, kaum ein westlicher Leser verlangte freiwillig danach. Es war oft nicht nur die penetrante politische Gesinnung dieser Schriftsteller, sondern, fast schlimmer noch, die für den westlichen Leser unerträgliche Langeweile, das betuliche Erzählen in der Art des 19. Jahrhunderts, ein schlichter Realismus, eine aufgesetzte Lustigkeit, sozialistische Biedermeier-Idyllen, bevölkert von Schwarz-weiß-Charakteren — also weder erzählerische Innovation noch psychologische Differenzierung.

Diese ehemals staatlich geförderten und geschützten Autoren bangen nun mit Recht um ihre Zukunft: Sie werden von den völlig neuen institutionellen Bedingungen der Literatur hart getroffen: Schließung oder Übernahme von Parteiverlagen, Wegfall von Subventionen, Konkurrenz der in der DDR nicht gedruckten westlichen, der verbotenen DDR-Autoren. Dagegen waren die staatsfrommen Schriftsteller von den Nachteilen des Systems — Zensur, staatliche Bevormundung, fehlende Papierzuteilung usw. — kaum betroffen. Aus den Reihen dieser Autoren kommt viel Polemik gegen die angebliche Vernichtung einer blühenden literarischen Kultur in dem früheren „Leseland" DDR. Da diese Schriftsteller in allen Verbänden die Mehrheit besaßen und noch besitzen, erreichen sie mit ihren Resolutionen, Klagen und Vorwürfen häufig die Medien, obwohl ihre literarische Bedeutung gering ist.

Aber auch nicht wenige der bedeutenderen und der oppositionellen Autoren klagen über die Folgen des Einigungsprozesses. Eine erste Gruppe bilden die jungen Schriftsteller der Alternativ-Szene. Sie schrieben über Tabuthemen wie Anarchie oder freie Sexualität, sie erprobten neue, experimentelle Literatur- und Sprachkonzepte, daher blieben ihnen die offiziellen Publikationsmöglichkeiten versperrt. So entstand eine vielfältige Literaturszene der Untergrundpressen und Privatdrucke — die Autoren vom „Prenzlauer Berg" sind das bekannteste, aber kein singuläres Beispiel. Da diese Werke zum Teil Entwicklungen nachholten oder weiterführten, die in der westlichen Literatur (zumindest derzeit) bereits als überholt gelten, finden sie allerdings auch

heute, nach dem Ende der DDR, nur selten ein größeres Lesepublikum. Diese Autoren sind enttäuscht, sie mußten als erste — aber sicher nicht als einzige — feststellen, daß die Freiheit des Schreibens und des Veröffentlichens eines ist, das Interesse der Verlage und der Leser ein anderes. Das allerdings ist eine Erfahrung, die zahlreiche westliche Autoren seit langem gemacht haben.

Diese Erfahrung gibt auch einigen prominenten, früher durchaus DDR-kritischen Autoren zunehmend Anlaß zur Klage über die veränderte Situation. Günter de Bruyn hat einige ihrer Motive in einer Klarheit analysiert und bewertet, die dem westlichen Betrachter wohl den Vorwurf der Voreingenommenheit einbrächte: Auch die gegängelten und schikanierten Autoren fanden — so de Bruyn — ihre Wichtigkeit vielfach bestätigt, „durch die Angst, die man oben vor ihnen hatte, durch Resonanz [...] bei den kritischen Lesern und nicht zuletzt bei den westlichen Medien, die eifrig nach Spuren der Opposition suchten und, wenn sie sie fanden, den Autoren einen Bekanntheitsgrad garantierten, der im Lande selbst gar nicht zu haben war." Sie kompensieren mit ihren „Trauergesängen" den Verlust solcher auch für literarisch bedeutende Autoren in normalen Zeiten ganz ungewöhnlichen Aufmerksamkeit und des daraus resultierenden Selbstwertgefühls.

Im **2. Teil** meiner Überlegungen will ich der Frage nachgehen: Was bleibt von der DDR-Literatur innerhalb der deutschen Literaturgeschichte? Zwei Teilaspekte dieser Frage habe ich bereits beleuchtet: Die vorhin erwähnten vom Staat geförderten und geschützten DDR-Autoren werden großenteils fast spurlos verschwinden, weil auch die Leser in der früheren DDR, wie sich seit November 1989 gezeigt hat, ihre Werke nicht mehr lesen wollen, seit sie die verbotenen Autoren wieder lesen können und die vielen großen Werke westlicher Autoren des letzten halben Jahrhunderts, die zum großen Teil zwar nie verboten waren, aber in der DDR nicht verlegt wurden. Zudem haben nun auch in den neuen Bundesländern Illustrierte und das Fernsehen einen großen Teil der Funktionen der bieder-realistischen Unterhaltung mittleren geistigen Niveaus übernommen. Auch über die Gruppe der Schriftsteller, die in den Westen gehen mußten, wurde bereits gesprochen: Die meisten haben sich längst in das literarische Leben eingefügt und spielen darin zum Teil eine wichtige Rolle. Über sie läßt sich schon jetzt historisch sagen: Sie haben die deutsche Literatur der 80er Jahre wesentlich bereichert, ja geprägt.

Vieles wird sich in den nächsten Jahren an unserem Bild der DDR-Literatur ändern. 1991 erschien der Band *Die Ausschlüsse aus dem Schriftstellerverband 1979. Protokoll eines Tribunals*; der Hauptherausgeber Joachim Walther aus Ostberlin schrieb u. a.: „Die Literaturgeschichte der DDR wird in Teilen neu geschrieben werden." Auf die Literaturwissenschaftler „wartet umfangreiches Material in den Archiven: denen des einstigen Schriftstellerverbandes der DDR [...] dem Büro für Urheberrechte, der Abteilung Kultur beim ZK der SED und, nicht zuletzt, des Ministeriums für Staatssicherheit."

Diese Äußerung betrifft in erster Linie die Literaturorganisation und die Zensur. Schwerer läßt sich die viel wichtigere Frage beantworten, welche Rolle die Werke der in der DDR gebliebenen prominenten Autoren in einer künftigen Literaturgeschichte spielen werden.

Es wurde oft — und leider nicht selten mit Schadenfreude — gesagt: nun ist der DDR-Bonus dahin, d. h. der politische Bonus, der ein Werk im Westen schon deshalb erfolgreich machte, weil es in der DDR Schwierigkeiten mit der Zensur hatte. Marcel Reich-Ranicki, der Altmeister literaturkritischer Schwarz-Weiß-Formeln, hat mit gutem Blick für das Modische seine gesammelten Rezensionen aus drei Jahrzehnten über DDR-Autoren unter das Schlagwort gestellt *Kein Rabatt* (1991).

Gegenüber jeder 'Generalabrechnung' ist zu bemerken: Es war natürlich in erster Linie Schuld der Kritiker selbst, wenn sie in der Vergangenheit einen politischen Bonus vergaben, ein Auge zudrückten, auch wenn sie solchen Opportunismus heute Rücksichtnahme nennen.

Es bleibt die Aufgabe, die Literaturgeschichtsschreibung stets hat: das Geschriebene ständig neu zu lesen und zu prüfen, den Kanon erneut zu sichten, Überschätztes herabzustufen, Übersehenem den angemessenen Platz zu verschaffen. Dieser Prozeß ist stets in Bewegung, wenn auch nach Jahrzehnten die Ausschläge ins Extreme seltener werden.

Hier Namen zu nennen, ist riskant und hat etwas Zufälliges. Sicher wird ein Hermann Kant, mit seinen vielen optimistischen Biedermeier-Idyllen einer der angesehensten DDR-Erzähler und Schulbuch-Klassiker auch im Westen, viel an Wertschätzung einbüßen. Aber sein schäbiges Verhalten als Schriftstellerpräsident sollte nicht verhindern, daß ein Werk wie *Der Aufenthalt* (1977) noch einmal genau gelesen wird, ehe man über seinen Ort in der Literaturgeschichte entscheidet.

Ein zweites Beispiel: Sascha Anderson und Rainer Schedlinski, die Kultfiguren der Prenzlauer-Berg-Szene, wurden 1992 als I. M. [informelle Mitarbeiter] der Stasi entlarvt: Sie hatten eine Reihe von Schriftsteller-Kollegen ausspioniert. Ihre eigenen Publikationen hingegen wurden gefördert. Nach erster großer Betroffenheit ist der Fall bereits fast verdrängt. Was bedeutet ihr Verhalten für ihre vielgerühmte experimentelle Lyrik? War es gleichsam Avantgardismus zur Tarnung und von Stasis Gnaden, dazu dienend, sich in der Szene zu profilieren?

Ein drittes Beispiel: Im Januar 1993 wurden zahlreiche Stasi-Kontakte Heiner Müllers bekannt. Er gab diese auch sofort zu und erklärte sie als selbstverständlich und notwendig. Zugleich erfuhr man, daß er aus seiner kurz zuvor entstandenen Autobiographie die entsprechenden Passagen in letzter Minute gestrichen hat. Seine Begründung: „Ich wollte nicht zulassen, daß die Geschichte der DDR beschädigt wird." Ändert dieses Verhalten etwas an der Einschätzung der Stücke Müllers, oder wenn man boshafte Formeln liebt: Was bedeutet es für das Verständnis des Stückes „Zement", daß sein Autor den

I.M.-Decknamen „Zement" führte? Freilich: Müller hat aus seiner zynischen und nihilistischen Geschichtssicht nie ein Hehl gemacht. Und: Er erzählte seinen Künstlerkollegen sogleich, was er mit den Stasi-Mitarbeitern besprochen hatte — so bezeugen es die Betroffenen selbst.

Die kritische Wieder-Lektüre wird nach meiner Überzeugung jedoch auch das Ergebnis haben, daß der Rang zahlreicher Autoren über die Tagesaktualität und den Oppositionsbonus hinaus bestätigt wird; Günter de Bruyn und Christoph Hein, Franz Fühmann und Volker Braun wären Beispiele; eine Reihe von Schriftstellern, die zwar bekannt waren, aber weniger auffällig schrieben (etwa 'unpolitische' Lyriker wie Wulf Kirsten, um nur ein Beispiel zu nennen), wird größere Wertschätzung finden; Autoren, die vorwiegend nur in kleinen Verlagen oder im Untergrund veröffentlichen konnten, werden wohl als eine bisher zu wenig beachtete Facette der Literatur der 80er Jahre Aufmerksamkeit erlangen. Unwahrscheinlich dürfte es allerdings sein, daß aus den Schubladen bedeutende Werke in größerer Zahl auftauchen, die ihre Autoren in den zurückliegenden Jahren nicht veröffentlichen konnten oder wollten.

Das einzige prominente solcher Schubladen-Stücke zeigte zugleich deren Problematik: Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt*, veröffentlicht im Sommer 1990.

Christa Wolf ging bekanntlich einen langen Weg, im DDR-Stasi-Deutsch: von der I. M. Margarete der frühen 60er Jahre zum O. V. (Operativer Vorgang) „Doppelzüngler" seit 1968. Eine Ambivalenz, die jede einfache Charakterisierung unmöglich macht, prägte fortan ihr Leben: Mitglied der Staatspartei und von dieser bespitzelt zugleich, kulturelles Aushängeschild, staatlich geehrt und zugleich Einsatz für verfolgte Autoren, Kultfigur für Anhänger eines humanen Sozialismus und des Feminismus in aller Welt. *Was bleibt* schildert, offen autobiographisch, wie die Erzählerin vor etwa 10 Jahren von der Stasi einige Tage lang beobachtet und überwacht wurde. Ein Teil der Kritik sah darin einen geschmacklosen Versuch, sich zum Opfer zu stilisieren und stellte die naheliegende Frage, warum Christa Wolf die vor Jahren geschriebene Erzählung nicht vor der Wende zu veröffentlichen wagte; andere Kritiker erblickten darin das feine Psychogramm einer gefährdeten Individualität.

Mittlerweile ist diese grundlegende Auseinandersetzung unter dem Stichwort „Der deutsch-deutsche Literaturstreit" ausführlich diskutiert und in zwei Sammelbänden dokumentiert worden.

Die Heftigkeit der Polemik erklärt sich mit den grundsätzlichen Problemen, um die es eigentlich ging. Das wichtigste Thema kann auf den Begriff „Gesinnungsästhetik" gebracht werden. Der alte Streit um das Verhältnis von Ethik und Ästhetik, von Moral und Kunst erfuhr unter diesem Begriff eine Neubelebung. In der Diskussion um die Nazi-Kunst hatte sich bei vielen die Ansicht verfestigt, es könne keine große Kunst geben, die amoralisch und

inhuman sei. Solche Vorstellungen prägten auch weite Teile der Nachkriegskritik, am auffälligsten etwa die Beschäftigung mit Heinrich Böll. In der DDR galt diese Ansicht als Dogma, wobei allerdings vom moralisch und politisch Richtigen unterschiedliche Anschauungen entwickelt wurden. Dem standen spätestens seit der Jahrhundertwende unter dem Stichwort „Ästhetizismus" Überzeugungen gegenüber, die Kunst und Moral völlig trennten — Literatur sei Sprache, Form; hingegen dürften biographische Details, Moral und Weltanschauung des Autors nicht interessieren.

In der DDR-Kritik war solcher Ästhetizismus verpönt, ja Anlaß zur Verfolgung. Was den unparteiischen Betrachter heute irritiert und nachdenklich macht, sind die zahlreichen raschen Frontwechsel: Gerade Autoren, für die bislang der Vorrang der Moral vor der Ästhetik fraglos war, plädierten, kaum der Stasi-Mitarbeit überführt, für die Autonomie der Kunst. Und: westliche Feuilletonisten, die jahrzehntelang vor allem an Spuren oppositioneller Bemerkungen und versteckten Widerstands interessiert waren, fordern nun rückblickend ästhetische Qualitäten ein. Hier gibt es auf beiden Seiten viel Verdrängung und Scheinheiligkeit.

Das gilt natürlich auch für Literaturwissenschaftler, die sich als DDR-Spezialisten verstanden. Für viele ist die Begegnung mit ihren früheren Arbeiten, Ansichten, Urteilen im Licht der heutigen Kenntnisse peinlich — die meisten reagieren mit verschärften Attacken auf die kritischen Feuilletons, auf die Stasi-Entlarver, vornehmlich auf den Einigungsprozeß selbst, der ihre Ansichten als Wunschdenken und Schreibtischweisheiten entlarvte. Nur wenige haben bisher auch Töne der Selbstanalyse und Selbstkritik erkennen lassen.

In dieser Situation sollten sich jetzt auch Kolleginnen und Kollegen in den anstehenden Fragen der Gegenwartsliteratur zu Wort melden, die keine sogenannten DDR-Spezialisten waren und daher nicht ihre biographischen Betroffenheiten abarbeiten müssen, vielleicht also etwas unbefangener sehen und urteilen können. In jedem Fall gilt:

Es wird in Deutschland lange dauern, bis man in der DDR entstandene Werke wie normale **literarische** Texte lesen kann, ohne in erster Linie **politische** Fragen zu diskutieren — die ausländische Kritik ist da sicher im Vorteil, ihr kommt in den Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle zu.

Ich komme zum **dritten** und letzten Teil und der Ausgangsfrage: Wie wird sich die deutsche Vereinigung auf die deutsche Literatur auswirken? Wie sieht die deutsche Literatur der neunziger Jahre aus? Antworten auf diese Fragen sind natürlich spekulativ, man kann allenfalls einige Tendenzen erkennen. Einige davon will ich skizzieren.

Auf die Frage, wer den literarischen Diskurs seit dem Fall der Mauer prägt, antworten manche Kritiker: diejenigen, die Kohls Politik in die Literatur übertragen, also — abgekürzt —: die neuen nationalbewußten Wessis, die den Osten kolonisieren. Die politischen Ängste vieler, vor allem im Ausland,

vor diesem neuen häßlichen Deutschen werden auch in die Literatur übertragen. Hier wird das Heraufdämmern einer neuen gesamtdeutschen (National)Literatur, antihumanistisch, antiaufklärerisch, antilinks beschworen. Allerdings wird von diesen Kritikern kein einziges Werk benannt, das ihre vehement vorgetragene Attacke gegen das von ihnen sogenannte „postwendale" Denken verkörpern würde. Also: diese Entwicklung besteht bisher mehr in einigen Köpfen, ist Wunsch oder Befürchtung, als auf dem Papier.

Die Probe auf das Bewußtsein der Literaten und damit die erste Tendenz der Literatur läßt sich als Antwort auf die Frage fassen: Wie gehen die Schriftsteller mit den großen Themen um, die die Wende von 1989 hinterlassen hat: deutsche Spaltung, Verstrickung in die Schuld der DDR, das mühsame Wiederzusammenfinden der getrennten und entfremdeten Menschen aus Ost und West?

Man sollte annehmen, daß sich nun viele Autoren vor allem aus der ehemaligen DDR mit dieser Vergangenheit auseinandersetzen würden, umfassend und detailreich etwa wie die letzte Generation mit der nationalsozialistischen Zeit, zumal einige Probleme ja ähnlich sind: das Verhalten des Einzelnen in und unter einer Diktatur: Alltagsschicksale, Berichte der Opfer, Rechtfertigungen der Täter. Einige wichtige Beispiele solcher „Vergangenheitsbewältigung" liegen vor: Erich Loest, jahrelang in der DDR inhaftiert, bespitzelt und schießlich 1981 aus dem Land gedrängt, erkämpfte sich als erster den Zugang zu den über ihn angelegten Akten, und die Wirklichkeit stellte seine eigenen Befürchtungen weit in den Schatten. Er fand 31 Aktenordner mit fast 10.000 Blatt Beobachtungen und Berichten. In den Werken *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk* (1990) und *Die Stasi war mein Eckermann oder: mein Leben mit der Wanze* (1991) berichtete er ausführlich über den Fall — eine teilweise unglaublich-groteske Geschichte. Ähnliches gilt für den Dokumentationsband *Deckname 'Lyrik'* von Reiner Kunze (1990) und das Buch von Klaus Schlesinger *Fliegender Wechsel. Eine persönliche Chronik* (1990). Neben diesen Zeitdokumenten stehen Autobiographien: Auch wenn diese nicht wie die Bestseller von Markus Wolf (*In eigenem Auftrag*, 1991) und Hermann Kant (*Abspann*, 1991) zur Gattung Rechtfertigungsliteratur gehören, zeigen sie — wie Heiner Müllers *Krieg ohne Schlacht* (1992) —, daß die Zeit zu kurz zur Distanz der Selbstkritik oder der Reflexion ist.

Charakteristisch für die Literatur der ersten Einheitsjahre sind ferner die zahlreichen Essays, Reden, Feuilletons zu aktuellen literarischen und politischen Fragen: Dies waren offenbar die Textsorten, die die Zeit forderte und denen sich eine Reihe von bedeutenden Schriftstellern widmete. So läßt sich in den längst in Bänden gesammelten Arbeiten von Christoph Hein (*Die fünfte Grundrechenart. Aufsätze und Reden 1987-1990*, 1990) und Christa Wolf (*Reden im Herbst*, 1990; *Im Dialog. Aktuelle Texte*, 1990), Peter Schneider (*Extreme Mittellage. Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl*, 1990) und Günter de Bruyn (*Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten*,

1991), Günter Grass (*Deutscher Lastenausgleich. Wider das dumpfe Einheitsgebot*, 1990; *Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989-1991*, 1991), Martin Walser (*Über Deutschland reden*, 1988, Neuausgabe 1989), Günter Kunert (*Der Sturz vom Sockel. Feststellungen und Widersprüche*, 1992), Wolf Biermann (*Über das Geld und andre Herzensdinge. Fünf prosaische Versuche über Deutschland*, 1991) und vielen anderen ein wichtiger Teil der Literatur dieser Zeit finden.

Im engeren Sinne belletristische Arbeiten zur literarischen Aufarbeitung der Vergangenheit und Gegenwart sind noch selten. Martin Walser war von allen westdeutschen Autoren sicher der prominenteste unter den wenigen, die bereits in den 80er Jahren ihr Leiden an der Teilung bekannten, wenn er es auch eher gefühlvoll und begrifflich unscharf formulierte. Seine Novelle *Dorle und Wolf* von 1987 führte zu einer Kontroverse, weil sie gegen das Tabu verstieß, daß die Überwindung der Teilung völlig illusionär sei, daß nur extreme Nationalisten die Forderung nach Wiedervereinigung aufrechterhalten konnten. Vor diesem Hintergrund hatte Walsers erster Roman nach der Wende, *Die Verteidigung der Kindheit* (1991), den meisten anderen eines voraus: er hatte lange Wurzeln der Entstehung und Reifung. Das Werk kann zeigen, wie einer der bedeutendsten 'westdeutschen' Autoren mit einem in der DDR zentrierten Lebensschicksal erzählerisch umzugehen versucht. Der Lebensweg des Helden von Dresden über Berlin nach Wiesbaden, die ständig erinnerte, verklärte Kindheit in Sachsen, die Verbindung von genau recherchierter Zeitgeschichte mit den Schicksalen eines der typischen unheldischen, zögernden, nicht sehr lebenstüchtigen Walser-Helden — das alles macht dieses Werk zu einem der ersten wichtigen und breitenwirksamen Beispiele der Literatur nach der Vereinigung.

Dennoch glaube ich, daß andere Versuche tiefer gehen, vor allem die Werke von Schriftstellern, die Ost **und** West aus längerer Erfahrung kennen. Ich nenne als Beispiele einen Roman und mehrere Erzählungen (*Heute kommt Westbesuch*, 1992) von Erich Loest, die durch atmosphärische Dichte und Authentizität überzeugen. Er zeigt, was ein Realismus der genauen Beobachtung und Kenntnis bei begrenzten literarischen Mitteln durchaus noch leisten kann. Ich nenne ferner das Werk *Stille Zeile sechs* (1991) von Monika Maron, die eindringliche Auseinandersetzung mit der Mentalität der alten Machthaber und ihrer freiwillig-unfreiwilligen Helfer, ein kluges und gut erzähltes Buch zugleich. Weitere zumindest diskutable Beispiele: die Erzählungen *Alte Abdeckerei* (1991) von Wolfgang Hilbig und *Die Birnen von Ribbeck* (1991) von Friedrich Christian Delius, der Roman *Amanda herzlos* (1992) von Jurek Becker. Die latente Gefahr, vor allem die voyeuristischen und kolportagehaften Elemente des Themas auszubeuten wird überwiegend (aber sicher nicht nur) in Werken „westdeutscher" Autoren deutlich, wie etwa in Klaus Pohls Drama *Karate-Billi kehrt zurück*, dem am häufigsten inszenierten neuen Theaterstück der Saison 1991/92.

Die Beispiele ließen sich fortsetzen, dennoch wird man wenige bekannte Namen finden, auch nicht von denen, die sich in den 80er Jahren intensiv mit der deutschen Identität befaßten. Zum Beispiel: Peter Schneider, der in seinem Buch *Der Mauerspringer* von 1982 die Schizophrenie der Trennung als einer der wenigen (Hans Joachim Schädlich mit *Versuchte Nähe*, 1977, wäre ein weiteres Beispiel) in Sprache umgesetzt hatte. Schneider prägte auch das Bild von der „Mauer im Kopf", das seit der Wende unendlich oft wiederholt wurde. Er schrieb:

> Die Mauer im Kopf einzureißen wird länger dauern, als irgendein Abrißunternehmen für die sichtbare Mauer braucht [...] Die besitzanzeigenden Fürwörter 'ihr' und 'wir', 'bei uns' und 'bei euch', die bei jedem deutsch-deutschen Familientreff unterlaufen, sind nicht bloß die einfachen Kürzel, die Staatsbezeichnungen ersparen. Sie bezeichnen eine Art Zugehörigkeit, die sich jenseits jeder politischen Option durchsetzt.

Unmittelbar vor und nach der Wende hat Peter Schneider in einer Reihe von Essays, gesammelt unter dem Titel *Extreme Mittellage* (1990), kritisch zur politischen Entwicklung Stellung genommen. Sein erster nach der Wende, im Herbst 1992, erschienener Roman *Paarungen* wurde daher mit besonderer Aufmerksamkeit erwartet. Aber Schneider verlegte das Geschehen, das auf beiden Seiten der Mauer spielt, in die 80er Jahre zurück und behandelt andere Probleme, etwa gestörte zwischenmenschliche Beziehungen und Entwicklungen der älter gewordenen Ex-68er. Auf diesen Sachverhalt angesprochen, erklärte er: Er halte es für verfrüht, das Thema der gesamtdeutschen Mentalitäten vor und nach der Wende bereits jetzt in den Mittelpunkt zu rücken.

Ähnliche Zurückhaltung gilt vor allem für viele bedeutende Schriftsteller der alten DDR — für ältere wie Volker Braun, Christoph Hein oder Günter de Bruyn, aber auch für jüngere. Nur ein Beispiel: Lutz Rathenow, einer der unermüdlichsten Kämpfer für die Offenlegung der Verstrickungen von Schriftstellern in die Stasi-Maschinerie hat sein Theaterstück mit dem hübsch doppeldeutigen Titel „Autorenschlachten" lange Zeit nicht aufführen lassen (uraufgeführt 1993), aus Furcht, es würde nur als Schlüsseldrama gesehen.

Ich glaube, solches Zögern sollte man den Autoren nicht zum Vorwurf machen, es ehrt sie. Auch der Alltag unter dem Nationalsozialismus wurde erst einige Zeit nach dessen Zusammenbruch erzählerisch vergegenwärtigt und diese Beschäftigung ist auch nach fast einem halben Jahrhundert noch äußerst ergiebig.

Ist die Befassung mit politischen Themen, Schuld und Verdrängung, überhaupt der wichtigste Trend der Literatur nach der Wende? Dagegen steht — quantitativ eher stärker, weniger von den Feuilletons beachtet — als entgegengesetzte Tendenz die oft geradezu demonstrative Abwendung von politischen Themen aller Art. Hier finden sich verschiedene Ursprünge zusammen. Zunächst die unbeirrte Fortsetzung der neuen Innerlichkeit der beiden letzten Jahrzehnte in West und Ost. Sodann die Abwehrhaltung derer,

die sich vor Selbstbefragung scheuen, Mitschuld verdrängen wollen, sich ins Unpolitische flüchten. Die Wendung gilt aber auch für Autoren, die solcher Motive unverdächtig sind, etwa für eine Reihe der Exulanten. So äußerten Kunze und Kunert fast gleichlautend: Nun könnten sie sich endlich dem zuwenden, was stets Aufgabe von Literatur gewesen sei: sich in angemessener sprachlicher und stilistischer Weise mit den Grundfragen des Menschen und seiner Existenz zu befassen. Aber auch Künstler aus der früheren DDR, die wegen ihres politischen Schreibens bekannt und ihres Mutes wegen angesehen waren, äußerten sich überraschend ähnlich. Günter de Bruyn verweigerte seine Unterschrift zu dem fatalen Appell „Für unser Land" im November 1989 mit dem Hinweis, daß die Schriftsteller nun ihre aufgezwungene Sprecherrolle für das Volk wieder abgeben müßten, für Tabuthemen seien wieder Zeitungen und Parlamente zuständig. Und noch dezidierter sagte Christoph Hein, der in dieser Zeit zu einer wichtigen moralischen Instanz unter den Schriftstellern geworden war: Seit die Zeitungen sich wieder mit Politik befassen, wird die Kunst entlastet. „Es ist für die Literatur völlig unwichtig, Tagesneuigkeiten zu reportieren. Literatur ist, wenn Proust mitteilt, wie er Tee trinkt."

Wäre das richtig, so wären Peter Handke und Botho Strauß die bedeutendsten deutschen Gegenwartsautoren — was ja einige Kritiker in der Tat meinen.

Unabhängig von eigenen Vorlieben kann ich feststellen: Die meisten jüngeren Autoren, die im letzten Jahrzehnt den Beifall der Kritik gefunden haben — Patrick Süskind oder Thorsten Becker, Thomas Hettche oder Robert Schneider — lassen von den gesellschaftlichen und sozialen Entwicklungen, von den Spannungen im neuen größeren Deutschland wenig oder nichts in ihre Werke eingehen. Freilich: Bei keinem dieser Autoren, die das Literaturgespräch in Deutschland abseits der politischen Debatten bestimmen, würde ich voraussagen, daß sie am Ende des Jahrzehnts als seine prägenden Gestalten angesehen werden.

Eine Schlußbemerkung. Meine Antwort auf die Frage des Vortragstitels lautet: Ja, wir haben seit 1990 wieder **eine** deutsche Literatur. Aber die Literatur seither zeigt ganz klar: solche „Einheit" heißt keineswegs Einheitlichkeit, gleiche Ausrichtung oder gar Identifikation mit der **einen Nation** und ihren Staatszielen. Sie heißt vielmehr: eine für die Kultur künstliche Grenze — eine Staatsgrenze — ist weggefallen, die durch ihre konkreten institutionellen Folgen die Literatur in vielfacher Hinsicht einengte und damit teilweise prägte. Nach dem Fall dieser **künstlichen** Grenze können sich nun die **natürlichen** Unterschiede innerhalb einer jeden Literatur, die von solch künstlicher Trennung überlagert wurden, wieder stärker zeigen und entfalten: also etwa die Grenze der Generationen, die regionalen und die sprachlichen Differenzen; die Unterschiede in der Traditionsbindung zwischen konventioneller und experimenteller Literatur usw.

Diese Unterschiede, die zu denen der individuellen Begabung und der Vielzahl der Schreibweisen hinzukommen, liegen in einer Literatur stets nebeneinander, sie führen zur Vielfalt und zur Fülle, also zum Gegenteil von „Einheit" — und sie machen den Reichtum von Literatur aus.

Dazu kommt ein weiteres: Im vergangenen Jahrzehnt wurde die Vielfalt der deutschen Literatur in zwei Teilbereichen wesentlich vermehrt. Der erste Zugewinn stammt von Ausländern, die nach Deutschland gezogen sind. (Ich nenne als Beispiele TORKAN aus dem Iran, die Türkin Renan Demirkan und Libuše Moníková aus der früheren CSSR.) Dieser Zweig der Migrantenliteratur wächst, seit die bereits in Deutschland geborenen Kinder von Gastarbeitern zu schreiben begonnen haben — ein wichtiger Beitrag einer gelungenen Integration, einer Einheit, die Erweiterung der Vielfalt bedeutet.

Der zweite Zugewinn kommt von der deutschsprachigen Literatur, die im Ausland unter deutschen Minderheiten geschrieben wurde: in Rumänien, Israel, den GUS-Staaten und andernorts. Mein letztes Beispiel lenkt zurück zu den eingangs erwähnten Erfahrungen in der Lesungsreihe „Veränderte Wirklichkeit — gewandeltes Schreiben?" Herta Müller las hier aus ihrem kürzlich erschienenen Werk *Der Fuchs war damals schon der Jäger* (1992), das wie kaum ein anderes die Atmosphäre einer sozialistischen Diktatur beschwört — aber es handelt sich nicht um die deutsche, sondern die rumänische Variante. Daneben präsentierte die Autorin Collagen: spielerische Formen der Verfremdung gewohnter Wörter, Sätze, Satzzusammenhänge, Bilder — zwei Varianten einer neuen Ästhetik der Wahrnehmung.

„Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Dieser Satz Goethes stammt von 1827, als Deutschland aus 39 selbständigen Staaten und Städten bestand. Die deutsche Einheit macht uns auch frei, das Thema der Nationalliteratur wieder unwichtiger zu nehmen als in den letzten Jahrzehnten und wieder deutlicher zu sehen, daß bedeutende Literatur — mit Goethe: Weltliteratur — stets übernationalen Rang hat.

Jurek Becker schloß seinen eingangs erwähnten Vortrag *„Die Wiedervereinigung der deutschen Literatur"* mit dem melancholischen und etwas zynischen Hinweis: während die politischen Folgen der Vereinigung noch unkalkulierbar seien, brauche sich die Welt vor der vereinigten Literatur nicht zu fürchten, sie sei so mittelmäßig wie zuvor. Auch heute ist dem wenig hinzuzufügen: Am Maßstab „Weltliteratur" gemessen üben deutsche Schriftsteller noch immer eher Bescheidenheit. Es bleibt als Trost: die 90er Jahre liegen zum Teil noch vor uns.

Nachtrag 1995

Der vorliegende Aufsatz wurde als Vortrag Ende 1990/1991 und leicht erweitert 1993 an mehreren Universitäten in England, der Schweiz und den USA

gehalten. Der Beitrag erschien 1993 in englischer Sprache (in: London German Studies V, hg. von Martin Swales, London 1993, S. 187-203) mit der Anmerkung:

> Für den Druck wurden einige Hinweise auf kürzlich erschienene oder angekündigte Werke hinzugefügt, aber es wurde nicht der Versuch unternommen, neuere Entwicklungen zu berücksichtigen, weil es den Beitrag sehr verlängert und an einigen Punkten notwendigerweise verändert hätte.

Dieser Hinweis gilt bei einem Nachdruck nach einigen weiteren Jahren in verstärktem Maße. Der Text selbst dokumentiert den Diskussionsstand von 1992 und ist damit selbst ein historisches Zeugnis. Arbeiten zur Gegenwartsliteratur sind ohnehin immer bereits teilweise veraltetet, zumindest ergänzungsbedürftig, wenn sie gedruckt erscheinen. Daher sollen hier nur einige Entwicklungen seit 1993 skizziert werden:

Für die behandelten Entwicklungen der Literatur **vor** der Wende hat die Öffnung der Archive viel neues Material zutage gefördert. Dies ist vor allem für eine Institutionengeschichte der Literatur (Zensur, Publikationsmöglichkeiten, Verlage, Verbände usw.) interessant. Auch die Biographien zahlreicher in der DDR lebender Autoren sind zu ergänzen oder zu korrigieren. Bei zahlreichen Schriftstellern wurden die Verstrickungen mit der Staatssicherheit aufgedeckt und dokumentiert: sowohl bei Autoren, wo dies allgemein erwartet wurde als auch bei solchen, die eher als kritisch eingestellt galten (wie Fritz Rudolf Fries). Am meisten Aufsehen erregten paradoxerweise Verstrickungen, die sehr weit zurücklagen (wie bei Monika Maron), über deren Träger danach weit umfangreichere „Opferakten" angelegt wurden. Hier setzen sich abgewogene Urteile von Literaturwissenschaftlern und Aktenkennern gegenüber den auf das Sensationelle ausgerichteten Berichten der Tagespresse nur zögernd durch.

Auch bei den Entwicklungen **nach** der Wende muß zwischen Institutionen und Personen mit ihren Werken unterschieden werden. Fünf Jahre nach der Wende haben sich so gut wie alle Institutionen längst vereinigt. Eine der letzten Ausnahmen bilden die beiden PEN-Clubs, die auch nach fünf Jahren noch getrennt und für Schlagzeilen sowie zunehmend satirischer werdende Kommentare gut sind. Obwohl niemand leugnet, daß der DDR-PEN gegen fast alle zentralen Punkte der PEN-Charta verstoßen hat, wird um die gleichberechtigte Vereinigung gekämpft, als würde damit die persönliche Integrität der Mitglieder im Nachhinein hergestellt; vor allem die ausgebürgerten und ausgewiesenen Autoren widersprechen einer solchen Vereinigung als Heuchelei und bestehen auf dem üblichen Verfahren des Einzelentscheids.

Zum Wichtigsten: der Literatur nach der Wende. In den ersten Jahren nach 1989 waren die Rufe nach einer „Wendeliteratur", vor allem dem „Wenderoman", häufig. Als nach den Dokumentationen die ersten belletristischen Werke erschienen, wuchs die Enttäuschung der Kritik: das meiste wurde als sehr leicht, vieles als zu leicht empfunden, auch die Versuche von bekannten

Autoren wie Günter Grass (*Ein weites Feld*, 1995) oder Franz Xaver Kroetz (*Ich bin das Volk*, uraufgeführt 1994) fanden ein geteiltes Echo. Wesentlich positiver wurden einige Werke von Schriftstellern aufgenommen, die keine gesellschaftlichen Panoramen entwarfen, sondern entweder ein einzelnes (nicht selten mit autobiographischen Zügen ausgestattetes) Ich in den Mittelpunkt stellten wie Wolfgang Hilbig (*„Ich"*, 1993), Brigitte Burmeister (*Unter dem Namen Norma*, 1994) oder Thomas Hettche (*Nox*, 1995) oder die vom Dokumentarischen ausgingen (Erich Loest, *Nikolaikirche*, 1995, auch als Fernsehfilm 1995). Neben Werken, in denen gesellschaftliche oder moralische Fragen eine zentrale Rolle spielen, finden sich zunehmend auch Versuche, mit dem großen Thema leichter — ironisch oder satirisch — umzugehen (Jens Sparschuh, *Der Zimmerspringbrunnen*, 1995; Friedrich Christian Delius, *Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus*, 1995). Auf einen ironischen Grundton war auch die erste Fernsehserie eines bekannten Schriftstellers zum West-Ost-Verhältnis der neunziger Jahre angelegt, Jurek Beckers *Wir sind auch nur ein Volk* (9 Folgen, 1994/95; auch als Drehbuch veröffentlicht); das Echo war geteilt, immerhin erreichte die Serie ein Millionenpublikum.

Mittlerweile glauben viele Kritiker, daß das ständige Suchen nach „Wendeliteratur" den Blick auf die aktuellen Literaturentwicklungen erheblich verkürzt. Das Thema wird die Literatur jahrzehntelang beschäftigen, auch frühere wichtige historische Phasen haben oft erst nach längerer Zeit ihre herausragenden literarischen Bearbeitungen und Verarbeitungen gefunden. Einige der bedeutenden Autoren der älteren Generation erörtern das Geschehen aus der Distanz und in einer Mischung von Ironie und Sarkasmus, wie Peter Rühmkorf in seinen Tagebüchern (*Tabu I*, 1995); für andere, vor allem jüngere, ist das Thema wenig relevant. Bezeichnend dafür: der renommierteste deutsche Literaturpreis, der Büchnerpreis, ging 1995 an Durs Grünbein, einen vierunddreißigjährigen Schriftsteller, der in Dresden geboren wurde, in der DDR nur wenig publiziert hatte, nach der Wende durch Gedichtbände im Frankfurter Suhrkamp Verlag bekannt wurde — in seinem Werk sind Spuren der politischen und gesellschaftlichen Herkunft allenfalls punktuell auszumachen, er wird daher folgerichtig auch nicht als Autor der DDR gelesen, sondern als „deutscher" Autor — ohne weitere Zusätze. Auch in Literaturgeschichten, die nach der Wende erschienen, oder in Literaturausstellungen verwischen sich die lange so sehr betonten Gegensätze mehr und mehr. Die politischen, gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen der Literatur werden zwar berücksichtigt, aber die Gesamtentwicklung der deutschen Literatur wird doch eher als ein breiter Strom betrachtet, der schon immer aus verschiedenen Armen bestand, die mehr oder weniger nah oder fern verliefen und die sich für gut vierzig Jahre etwas stärker trennten als in sonstigen Phasen der Geschichte.

Anhang

Literatur zur deutschen Literatur 1989-1995

Schädlich, Hans Joachim (Hrsg.): *Aktenkundig*. Mit Beiträgen von Wolf Biermann [...]. Berlin 1992.

Bullivant, Keith: *The Future of German Literature*. Oxford 1994.

Corino, Carl: *Vor und nach der Wende. Die Rezeption der DDR-Literatur in der Bundesrepublik und das Problem einer einheitlichen deutschen Literatur*. In: *Neue deutsche Literatur* 39, 1991, H. 8, S. 146-164.

Steinecke, Hartmut (Hrsg.): *Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts*. Berlin 1994.

Deiritz, Karl - Krauss, Hannes (Hrsg): Der deutsch-deutsche Literaturstreit. Hamburg 1991.

Anz, Thomas (Hrsg.): *„Es geht nicht um Christa Wolf". Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*. München 1991.

Williams, Arthur (Hrsg.): *German literature at a time of change 1989-1990: German unitiy and German identity in literary perspective*. Bern u.a. 1991.

Pape, Walter (Hrsg.): *German unifications and the change of literary discourse*. Berlin 1993.

Hahn, H. J. (Hrsg.): *Germany in de 1990s*. (= *German Monitor* 34). Amsterdam 1995.

Barner, Wilfried (Hrsg.): *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. München 1994.

Herhoffer, Astrid - Liebold, Birgit (Hrsg.): *Schwanengesang auf ein geteiltes Land. Der Herbst 1989 und seine Folgen in der Literatur*. In: *Buch und Bibliothek* 45, 1993, H. 6/7, S. 587-604.

Lepenies, Wolf (Hrsg.): *Deutsche Zustände zwei Jahre nach der Revolution. Grenzen der Gemeinschaft*. Eröffnungsvortrag. In: *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik*. Bd. 1, 1993, S. 1-17.

Böthig, Peter - Michael, Klaus (Hrsg.): *Machtspiele. Literatur und Staatssicherheit im Fokus Prenzlauer Berg*. Leipzig 1993.

Schalk, Axel: *Coitus germaniae interruptus. Die deutsche Wiedervereinigung im Spiegel von Prosa und Dramatik*. In: *Weimarer Beiträge* 39, 1993, H. 4, S. 552-566.

Stephan, Alexander: *Ein deutscher Forschungsbericht 1990/91. Zur Debatte um das Ende der DDR-Literatur und den Anfang der gesamtdeutschen Literatur*. In: *The Germanic Review* 67, 1992, H. 3, S. 126-234.

Wehdeking, Volker: *Die deutsche Einheit und die Schriftsteller. Literarische Verarbeitung der Wende seit 1989*. Stuttgart u.a. 1995.

Wilke, Sabine: *Was kommt? Eine erste exemplarische Annäherung an die Literatur der Wende*. In: *German Studies Review* 16, 1993, H. 3, S. 483-514.

Zoltán Szendi (Pécs)

Die doppelte Optik von Versteck- und Entlarvungsspiel

Zur Funktion der mythischen Parallelen in Thomas Manns Novelle *Der Tod in Venedig*

Dionysos

Die Wunschbilder von Träumen und Visionen in *Der Tod in Venedig* bilden ein das ganze Werk umspannendes Motivsystem. Die unbekannten in dem Ich schlummernden Sehnsüchte befallen den in der selbstverneinenden, schöpferischen Askese lebenden Protagonisten mit elementarer Kraft und drohen das durch zähen Willen und beharrliche Disziplin erkämpfte Ethos seines ganzen bisherigen Lebens und Werkes zu vernichten. Die Rolle der Wunschbilder in der Novelle ist deswegen von entscheidender Bedeutung, weil sie von dem inneren Kampf der Seele am vollkommensten zeugen.[1] Die tiefsten Konflikte im Schicksal Aschenbachs werden auf die Ebene der Träume und Visionen transponiert, denn sie sind nur hier austragbar und aussprechbar.[2] Die Werkstruktur bestätigt die psychoanalytischen Erkenntnisse in doppelter Hinsicht: Die Wunschbilder sind nämlich einerseits die Folgen von Verdrängung, andererseits nehmen sie gleichzeitig an den Abwehrmechanismen teil, die das „verbotene Abenteuer", das auf der Handlungsebene unerfüllt bleiben soll, in die stilisierte Welt der Träume und der Visionen verweisen.

Die Wunschbilder knüpfen an an das Leitmotiv der Novellengeschichte, das Hermes-Motiv, das seine Inkarnation — nach mehreren Figurenvariationen — zuletzt in Tadzio findet. Die zwei Motivreihen sind miteinander untrennbar verflochten, denn das Erscheinen von Hermes, dem Seelenführer bzw. von dessen Präfigurationen ruft auch die Momente der heimlichen Sehnsucht hervor.[3] Die enge Verbundenheit der beiden Ebenen des Sehnsuchtmotivs wird — gleich im ersten Kapitel — durch das seltsame Gefühl, das sich Aschenbachs beim Anblick des Fremden bemächtigt, angedeutet (VIII, 446). Der Erzähler, der die selbstkritischen und zugleich sich rechtfertigenden Reflexionen des Protagonisten vermittelt[4], ist mit der Erklärung scheinbar schnell bei der Hand {„Es war Reiselust, nichts weiter [...]" (VIII, 446)}, forscht aber nach tieferen Motivationen weiter.[5] Die eingestandene Ursache — „Fluchtdrang war sie [...], der Drang hinweg vom Werke, von der Alltagsstätte eines

starren, kalten und leidenschaftlichen Dienstes [...]“ (VIII, 448) — scheint jedoch eher die Wirkung zu sein. Der kausale Zusammenhang in der Geschichte Gustav von Aschenbachs ist nämlich umgekehrt: Seine Entsagung fordernde Arbeits- und Lebensdisziplin war bis jetzt die heimliche Flucht vor der Anziehungskraft einer unbekannten und ungeheueren Welt. So setzte er der chaotischen Macht der Natur die strenge Ordnung der Form entgegen.[6] Seine Vorstellung, er benötige die Reise gerade zur Bewahrung seiner schöpferischen Fähigkeit, ist also eine Selbsttäuschung. Denn nicht die schöpferische Tätigkeit hat seine Energie aufgerieben, sondern die Leidenschaft verdrängende Selbstverneinung. In seiner Grübelei hat sich aber schon der Verdacht formuliert, daß die Natur sich an dem sie vergewaltigenden Geist rächt.[7]

Die erste Vision, die den Reisegedanken unmittelbar folgt, nimmt schon die Traumbilder des Schlußkapitels vorweg.[8] In dem vorletzten Traum Aschenbachs wird die Urlandschaft erkennbar und bevölkert. Im Bergland, das den Schriftsteller an seinen Sommerkurort erinnert, wird der Mythos lebendig, und der Anblick der kultischen Orgie des „fremden Gottes“ erfüllt ihn mit Beklemmung und wollüstigem Schauer. Die Zivilisationsschranken noch nicht kennenden Triebe toben in diesem Bacchanal, in dem der Mensch sein Naturwesen feiert.[9] Und Aschenbach, der Betrachtende, wird plötzlich heimlicher Teilnehmer der brutalen Ereignisse: „[...] seine Seele begehrte, sich anzuschließen dem Reigen des Gottes. Das obszöne Symbol, riesig, aus Holz, ward enthüllt und erhöht [...] Aber mit ihnen, in ihnen war der Träumende nun und dem fremden Gotte gehörig.“ (VIII, 517) Vom Traumwunsch bis zur Identifikation wird der tabuisierte Weg durch das Phallussymbol gekürzt. In der doppelt stilisierten Welt des mythischen Traumes kommt es zum Durchbruch: Die Seele befreit sich auch von ihren letzten Hemmungen.[10]

Traum und Mythos haben in der Novelle eine sich gegenseitig stilisierend verstärkende, steigernde und zugleich mehrschichtig zusammengesetzte Funktion:[11]

1. Die beiden Sphären ermöglichen dem Erzähler wie dem Protagonisten eine ständige Distanz zu der tabuisierten Sexualität im Beziehungssytem der Novellenhandlung, denn der Traumgehalt wird (von uns Lesern) unter die unbewußten Quasi-Ereignisse eingereiht. Und dieser der rationalen Kontrolle entkommenden Verschwommenheit entspricht im Mythos die neblige Unsicherheit der zeitlichen Entfernung.
2. Diese für das Bewußtsein unkontrollierbaren Erlebnisse befreien aber gleichzeitig den Protagonisten vom Zivilisationszwang, von den bürgerlichen Normen und von der moralischen Verantwortung. Eine unbegrenzte innere Freiheit eröffnet sich vor dem Ich. Nur hier, auf der Ebene der Traumbilder, lassen sich die heimlichen, durch das Bewußtsein sorgfältig verdrängten Triebwünsche zeigen.

3. Das Zusammenspiel von Traum- und Mythosgeschehnissen bedeutet ferner in den Visionen Aschenbachs eine verborgene Rechtfertigung für ihn.[12] Die heraufbeschworenen Situationen deuten nämlich das Ungewöhnliche und Verbotene um, indem sie es in die Menschheitsgeschichte einordnen und damit zu legitimieren suchen. Denn der zivilisierte Mensch betrachet das grausam-obszöne Ritual schon seit langem als verbannte Tabu-Erinnerung, ähnlich wie er die Homosexualität mit Verachtung bestraft. Die Huldigung des Ritus vor der chaotischen Triebhaftigkeit beweist die Abhängigkeit von der Natur des menschlichen Wesens, die determinierende Kraft jener Natur, die — „jenseits von Gut und Böse“ — hinter dem Gebilde der Kultur und der Zivilisation in ihrer rohen Gestalt stets vorhanden ist.
4. Die paradigmatische Zusammenknüpfung der Triebwünsche im inneren Konflikt Aschenbachs kann aber doch nicht zu einer Lösung führen, sie vertieft diesen Konflikt sogar, weil sie den zwiespältigen seelischen Zustand mit dem Gewicht der doppelbödigen Erkenntnis belastet. Denn in den Traumbildern lassen sich zwar die unbewußten Kräfte zur Geltung bringen, und das wirkt befreiend, die Heraufbeschwörung der orgiastischen Urszenen macht aber zugleich auch die Gefahr bewußt: Die Verletzung der Zivilisationsnormen kann eine Rückkehr zu den „Urzuständen“ bedeuten, das hätte aber die Ablehnung der menschlichen Kultur bzw. des Geistes selbst zur Folge. Die andere Funktion der Distanzierung durch die Traumbilder besteht gerade deshalb in der Bewahrung der menschlichen (geistigen) Würde, deren echter Repräsentant Gustav von Aschenbach ist.[13]

Das zweite Kapitel der Novelle entwirft ein genaues Bild von der künstlerischen Laufbahn Aschenbachs und von den Schicksalskomponenten des zur Repräsentation emporsteigenden Weges. Schon in der den größeren Teil des ersten Absatzes umfassenden riesigen Periode „spiegelt sich das Existenzproblem des Helden, eines Mannes, der seine ganze Lebensenergie ins Werk presste [...]“[14] Der Symbolcharakter des mit klassizistischer Disziplin zurückgehaltenen Pathos der Satzkonstruktion hört aber mit dem Abschluß des Satzes keineswegs auf. Seine Kompositionsstelle innerhalb des ganzen Kapitels erweitert ja die symbolische Bedeutung. Während nämlich der Akzent des Auftaktes die Größe und den — auch in seiner Zusammensetzung — repräsentativen Charakter des Lebenswerkes hervorhebt und dessen Schöpfer zum Zweitrangigen degradiert, kehrt das Gewicht der weiteren Teile diese Rangordnung um: Die geheimen Motivationen der Genese des Lebenswerkes und die Analyse der problematischen Persönlichkeit Aschenbachs rücken in den Vordergrund. Die Kontrapunktik der kompositionellen Verhältnisse erhält so die beiden — entgegengesetzten — Annäherungen aufrecht und lenkt die Aufmerksamkeit auf den Antagonismus der Zusammenhänge.

Der Abschlußsatz des ersten Absatzes wiederholt nur noch die Genealogie der Thomas Mannschen Künstlergestalten — mit den hartnäckigen autobiographischen Parallelen zum Verfasser: „Die Vermählung dienstlich nüchterner Gewissenhaftigkeit mit dunkleren, feurigeren Impulsen ließ einen Künstler und diesen besonderen Künstler erstehen." (VIII, 450) Die Fortsetzung aber deckt schon — immer tiefgehender — die Persönlichkeit „dieses besonderen Künstlers" auf. Die Reihenfolge ist kaum zufällig. Der mit der Periode eingeführte Erzählerkommentar sichert zunächst die autonome Größe des Werkes und erst dann folgt die Enthüllung. Für letztere ist die stufenweise Annnäherung in weitem Bogen bezeichnend — in krassem Gegensatz zu der bündigen, in einem Satz gedrungenen, sachlichen Aufzählung des Lebenswerkes —, in der sich aber das Kausalverhältnis des Künstlerschicksals klar abzeichnet.[15] Die Persönlichkeitsanalyse erwähnt als erste unter den Motivationen die Ruhmsucht: „Da sein ganzes Wesen auf Ruhm gestellt war, zeigte er sich [...] früh für die Öffentlichkeit reif und geschickt." (Ebd.) Die Erklärung für den unmittelbaren Beweggrund und für die künstlerische Wirkung bleibt zunächst noch in der Nähe des Werkes und deutet auch die schöpferische Gabe des Protagonisten im Lichte des Publikumserfolges, die letzte Determinante des außerordentlichen Talentes sucht sie aber in der Seltenheit der „physischen Basis" (VIII, 451). Die zu allgemeine Formulierung verschweigt zwar noch auch das, was später aufgedeckt wird, das mehrmalige Umkreisen gelangt jedoch an seinem ersten Ruhepunkt zu einem partiellen Geständnis. Die Charakteristik kehrt dann wiederholt zu den bisher erwähnten Momenten zurück und ergänzt sie. So erfahren wir neue Details von der zähen Willenskraft Aschenbachs, von den alltäglichen Leistungen, die zur Größe führen, sowie von den Bedingungen der Künstlerrepräsentanz. Der Exkurs hat — über die zusätzlichen Informationen hinaus — eine retardierende Funktion: Die Stufenfolge nimmt der Entlarvung die Schärfe, denn das Schritt für Schritt unterminierte Ansehen Aschenbachs wird durch das wiederholte Bewußtmachen seiner wahren Tugenden gleichzeitig hergestellt. Die Komposition bewahrt auch hier — wie in der ganzen Novellenstruktur während der Wertgegenüberstellung — das Gleichgewicht und die Vollständigkeit der Ambivalenz.

Die Geschichte Aschenbachs verdichtet in sich und überspitzt bis zum Extrem die schicksalhaften Konflikte der früheren Novellenhelden, sie geht aber zugleich über sie hinaus, indem sich hier die Künstlerfigur schon zu einer souveränen Persönlichkeit und zu einem repräsentativen Künstler festigt, der weder die Verzweiflungen eines Bajazzo noch die heimatlose Nostalgie des „verirrten Bürgers" kennt. Die Konfrontation und die Enthüllung, die nirgends so kühn und konsequent wie in *Der Tod in Venedig* sind, schöpfen ihre Kraft wohl aus dieser Perspektive.

Die Zusammenfassung, der Überblick über die schriftstellerische Laufbahn Aschenbachs weist auf die Zäsur hin, die diese Novelle innerhalb des Gesamtwerkes darstellt. Die geistige — moralische und ästhetische — Orientierung, in der „die Abkehr von allem moralischen Zweifelsinn, von jeder Sympathie mit dem Abgrund" (VIII, 455) und ein klassizierendes Formprinzip den Psychologismus und die Kunstfeindlichkeit ablösen, zeigt bestimmte Entsprechungen zu der frühen Periode des künstlerischen Weges von Thomas Mann. Die zum Teil in eine Selbstdarstellung überspielte Rechenschaft blickt aber in der Zeit nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts, so bewegt sie — statt des Abschlusses — zu neuen Erwägungen und zu weiteren ästhetischen Orientierungen.

> Aber moralische Entschlossenheit jenseits des Wissens, der auflösenden und hemmenden Erkenntnis, — bedeutet sie nicht wiederum eine Vereinfachung, eine sittliche Vereinfältigung der Welt und der Seele und also auch ein Erstarken zum Bösen, Verbotenen, zum sittlich Unmöglichen? Und hat Form nicht zweierlei Gesicht? Ist sie nicht sittlich und unsittlich zugleich, — sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt [...]? (VIII, 455)

Es gehört zu den hervorragenden künstlerischen Lösungen der Novelle, daß die Gedankenreihe der im zweiten Kapitel formulierten und unterbrochenen Fragen nicht durch den Erzählerkommentar, sondern durch die Träume und Visionen der 4. und 5. Kapitel fortgesetzt wird.

Sokrates und Phaidros

In den letzten zwei Kapiteln, auf der mythisch-stilisierten Ebene der Novellengeschichte erscheint mehrmals die humanisierte Welt der Antike — als Gegensatz zur Vision der Barbarei —, und in dieser klassizisierend-gehobenen Harmonie kristallisieren sich die über das Künstlerschicksal reflektierenden Gedanken zur endgültigen Fassung.[16] In der Phantasie des von der Schönheit Tadzios berauschten Schriftstellers wird die platonische Szene lebendig: „Auf dem Rasen [...] lagerten zwei, geborgen hier vor der Glut des Tages: ein Ältlicher und ein Junger, ein Häßlicher und ein Schöner, der Weise beim Liebenswürdigen." (VIII, 491)

Das Wunschbild schafft Parallele zwischen den Ebenen von Wirklichkeit und Vision: Die idyllische athenische Szene ist die idealisierende Abbildung der Beziehung von Aschenbach und Tadzio.[17] Die Phantasiebilder der quälenden Leidenschaft humanisieren und legalisieren so die homoerotische Liebe, die im Falle Aschenbachs nur zum Skandal führen könnte.[18] Die Sokrates-Rolle legitimiert auf zweifache Weise: Einerseits wird mit dem Beispiel des Griechentums eine zu jeder Zeit anerkannte Kultur heraufbeschworen, in der die Knabenliebe akzeptiert war, andererseits bürgt die Persönlichkeit des Sokrates selbst dabei für die geistige, moralische Würde.[19] Der griechische Philosoph bleibt nämlich sogar im Schönheitsrausch weise: Er ist sich der Gefahr dieser Leidenschaft völlig bewußt, dessen nämlich, daß die selbst-

vergessene Ergebenheit leicht lächerlich wird. Die Tabu-Reminiszenzen spuken also auch noch hier. Dennoch: Die stilisierte Rolle macht die Liebessehnsucht artikulierbar, „geständnisfähig", weil sie die homoerotische Neigung zum ästhetischen Problem veredelt und verallgemeinert.[20] Die Anklänge an die platonischen Texte mit dieser Bedeutungserweiterung umfassen und verdichten die ganze Problematik der Novelle, da die ästhetischen und ethischen Paradoxa in den Bekenntnissen von Sokrates das Schicksal Aschenbachs als das Künstlerschicksal par excellence apostrophieren.[21]

Die visionäre Beschwörung des Sokrates erfolgt zweimal: in der Strandszene des vierten Kapitels, wo sich Aschenbach an der anbetungswürdigen Schönheit des polnischen Jungen ergötzt und im Schlußkapitel, als der seine Hemmungen und Haltung verlorene Künstler Tadzio folgt. Die beiden Visionen sind zwar in Raum und Zeit voneinander getrennt, gehören jedoch eng zusammen. Die zweite folgt textlich unmittelbar der ersten.[22] Die beiden stellen ein im Banne der Schönheit hervorbrechendes Bekenntnis dar. Während aber das gewaltige Erlebnis in der ersten Vision nur die sich ins Göttliche verwandelte Andacht artikuliert, werden in den Phantasiebildern des in seinen Gefühlen bis zur Verzweiflung verstörten Schriftstellers schon auch Beklemmung, Angst und sogar die Gedanken der selbstquälerischen Abrechnung formuliert.

Die Logik der Novellenkomposition rechtfertigt diese Unterbrechung und Verzögerung. Sie gewährt der berauschten Seele Aufschub, um die wonnetrunkene Sehnsucht ausleben und in dem sinnlichen Verlangen schwelgen zu können, bevor das Verhängnis über sie hereinbricht. In der stufenweise Annäherung der kompositionellen Verteilung verbinden die bekenntnisartigen Reflexionen das ästhetische Wesen der Schönheit in beiden Fällen mit dem Liebesgefühl, aber mit unterschiedlicher Umsetzung und Schlußfolgerung. Nur die Ausgangsgedanken reimen sich miteinander in beiden Versionen, indem sie die sinnliche und zugleich geistige Substanz der Schönheit betonen (Vgl. VIII, 491-492 und VIII, 521). Die Variationen in der Fortsetzung weisen schon auf die Unterschiede hin: „So ist die Schönheit *der Weg des Fühlenden* zum Geiste [...]" (VIII, 492), „[...] so ist sie [...] *der Weg des Künstlers* zum Geiste". (VIII, 521. Hervorhebungen von mir: Z. Sz.) Der Austausch eines einzigen Wortes enthält die Bedeutungsentzweigung: Der zu allgemeine Begriff „des Fühlenden" wird in der zweiten Version eingeengt und auf den Künstler bezogen konkretisiert. Die hymnische Entzückung macht allgemeingültig und verklärt die Liebessehnsucht in ihrer unerwiderten Einseitigkeit. „Und dann sprach er das Feinste aus, der verschlagene Hofmacher: dies, daß der Liebende göttlicher sei als der Geliebte, weil in jenem der Gott sei, nicht aber im andern [...]". In der spitzfindigen Tautologie des Pseudo-Sokrates hallt hier die melancholische Erfahrung Tonio Krögers wider.[23] Die indirekte Redeform erhält die Zweideutigkeit dieses Bekenntnisses aufrecht:

Sie bestätigt den Sokratischen Gedanken, während sie zugleich vorsichtig-entlarvendes Licht auf den psychologischen Hintergrund des Erlebnisses wirft.

Das in Reflexion überspielte Bekenntnis ist aus kompositioneller Sicht ironische Überführung: Die Vision endet hier, aber der Erzählerkommentar setzt sich in der indirekten Rede fort. Die distanzierende Redeweise hebt so die klaren Grenzen zwischen dem Beschworenen und dem Beschwörer auf. Die Erkenntnis Aschenbachs, „daß die Natur vor Wonne erscheuere, wenn der Geist sich huldigend vor der Schönheit neige" (Ebd.), berührt nämlich die zentrale Problematik des Thomas Mannschen Lebenswerkes, das Leben-Geist-Verhältnis, diesmal die positive Rolle des Geistes hervorgehoben. Die seltsam optimistisch klingende These wird in der Novelle allerdings nicht durch die — im voraus zum Scheitern verurteilte — erotische Begierde bestätigt, sondern durch ihre ästhetische Projektion, durch die Gewißheit der künstlerischen Selbstverwirklichung.

Von der unmittelbaren Erlebnisquelle der Schönheit Tadzios durch das sublimierte Medium der Vision führt der Weg zum Aussprechen dieses ästhetischen Gewinns. Der aus der Sokrates-Rolle erwachende Aschenbach wird nun von der schöpferischen Ekstase überwältigt. Er will in Tadzios' Nähe arbeiten, um

> seine Schönheit ins Geistige zu tragen [...] Nie hatte er die Lust des Wortes süßer empfunden, nie so gewußt, daß Eros im Worte sei, wie während der gefährlich köstlichen Stunden, in denen er [...] jene anderthalb Seiten erlesener Prosa formte, deren Lauterkeit [...] die Bewunderung vieler erregen sollte. (VIII, 492-493)

Der illusionäre Zauber des inspirierenden Erlebnisses wird im Augenblick des Schaffens zur sublimierten Wirklichkeit: Die Sehnsucht vergegenständlicht sich in der narzißtischen Aneignung.[24]

Die partielle Enthüllung vervollständigt sich in der zweiten „Sokrates-Episode", die übrigens die letzte Vision der Novelle darstellt. Die Textgestaltung kehrt hier die Reihenfolge um: Der Erzählerkommentar geht diesmal der stilisierten Textstelle voran und bereitet ironisch das Traumbekenntnis vor, verweist aber zugleich ironisch auf die berühmte Periode des zweiten Kapitels zurück. Denn die gewaltige Periode — mit dem Beginn: „Er saß dort, der Meister, der würdig gewordene Künstler [...]" (VIII, 521) —, die nicht nur inhaltlich und in ihrer Rhetorik ihr kompositionelles Pendant hervorruft, sondern die Zusammenfassung des ganzen zweiten Kapitels darstellt, klingt sarkastisch-ironisch in dieser Situation, wo auf die körperliche und seelische Not Aschenbachs ein grotesker Akzent gelegt wird.[25] Die Ironie hat aber auch hier eine mehrschichtige Funktion. Trotz des schonungslosen Obertons bewähren sich die aufgezählten Fakten, und sie erinnern uns noch einmal an die schöpferische Größe des Protagonisten, bevor das vernichtende Urteil aus dem Munde des Sokrates fällt, dessen Schärfe wiederum durch die stilisierte

Rollensituation — durch die rhetorisierte Weisheit" und die Geste des Bekenntnisses — entschärft wird.

Die Imitation der Mäeutik beutet die Möglichkeiten des Rollenspiels restlos aus:

1. Von dem helfenden Verfahren der sokratischen „Falle" ist hier die graduelle Lehrweise wichtig. Der fiktive Denker der Vision gelangt von der positiven Definition der Schönheit über Transponierung zu der negativen Schlußfolgerung der Selbstentlarvung.
2. Der syllogistische Zwang der listigen Argumentation gibt das Paradoxon der Kunst bzw. des Künstlerschicksals als gesetzmäßig an.
3. Die Rollenidentifikation ermöglicht, daß der Philosoph sich Dichter nennt und so das unmittelbare Erlebnis des Bekenntnisses beglaubigt.
4. Der Rollencharakter der Imitation läßt auch eine formale Änderung zu: Der platonische Dialog wird in der Novelle durch den Monolog abgelöst. Diese Redeform ermöglicht dem Gedankengang des Sokrates eine ununterbrochene, zielstrebige Kontinuität, sie hebt aber zugleich die völlige Einsamkeit des Sprechenden hervor. Die Überlieferung hat die historische Gestalt von Sokrates im Kreise seiner Schüler verewigt. Die erste Sokrates-Szene hat noch manches von dieser Harmonie, obwohl nicht einmal hier ein lebendig-verbindendes Gespräch stattfindet. Nur der Meister belehrt seinen Schüler. In der zweiten Episode verschwindet sogar dieser idyllische Hintergrund; man kann nur aus dem Schlußsatz auf die Anwesenheit von Phaidros schlußfolgern: „(...) Und nun gehe ich, Phaidros, bleibe du hier; und erst wenn du mich nicht mehr siehst, so gehe auch du." (VIII, 522) Eine seltsame Anweisung: Sie läßt Flucht, verstohlene Verlegenheit und Disharmonie ahnen.[26]

Die Art und Weise der Beweisführung erhellt diese ablehnende Haltung, wenn wir in Betracht ziehen: Die von philosophischer Höhe und unpersönlicher Ferne ausgehende Redeform schlägt bald in eine sich kasteiende Leidenschaft der Selbstentlarvung um. Außer dem Ton- und Perspektivenwechsel zeugen auch die syllogistischen Manipulationen von dieser Subjektivierung. Zunächst wird die Ausgangsthese in ihrem Bedeutungsbereich eingeengt; einerseits dadurch, daß sie in der ästhetischen Erkenntnis die sinnnlichen (erotischen) Momente überbetont,[27] andererseits, weil sie diesen „Weg der Schönheit" als schändliche Verirrung brandmarkt.

Aus der situativ bedingten Willkür folgt auch die Verallgemeinerung. Die Logik des Pseudo-Sokrates suggeriert die geheime Schuld als gemeinsamen Zug der Künstlerexistenz — in konsequentem Gebrauch der Mehrzahl äußert sich vermutlich die abwälzende Geste des kollektiven Schuldbewußtseins — und damit verschafft sie den Rechtsgrund für die allgemeine Enthülluung. „Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum, unser Ruhm und Ehrenstand eine Posse [...]" (Ebd.) Wegen des „kompromittierten Lebens" des Künstlers formuliert das Urteil auch das ästhetische Verbot. Sogar die von

ihrem Schöpfer abtrennbare künstlerische Äußerung und das Existenzrecht der objektiven gesellschaftlichen Rolle der Kunst werden in Frage gestellt. Wir wissen aber: Die unerbittliche ethische Strenge gehört zu den „Spielregeln" der Rhetorik in diesem Werk, hinter denen die masochistische Narziß-Seele zu vermuten ist.

Das die Selbstentlarvung und die Übertragung im Gleichgewicht haltendende rhetorische Glanzstück begnügt sich nicht mit der Aufdeckung des Widerspruchs zwischen dem Schöpfer und dessen Werk, sondern es führt den letzten Grund dieser Diskrepanz auf das Paradoxon zurück, das dem Wesen der Kunst entspringen soll. Die Neuformulierung und Beantwortung der im zweiten Kapitel schon berührten Fragen betonen die Determiniertheit des Künstlerschicksals. Denn welchen Weg der Künstler auch immer wählt — so lautet die Schlußfolgerung —, ob das alles erklärende, verstehende und vergebende Verhalten der Erkenntnis, ob „Einfachheit" und „Größe", das heißt die „Unbefangenheit" und die „Form", beide Wege führen zum Abgrund. Der Kreis schließt sich hier. In der „Anklagerede" des Pseudo-Sokrates sind Geständniszwang und apologetische Absicht miteinander untrennbar verflochten.[28] Die Logik der Redestruktur hebt zum Teil — durch die heimliche Bestrebung zur Übertragung — das spektakulär verkündete Urteil auf. Sie folgt also im wesentlichen dem Kompositionsprinzip, das die ganze Werkstruktur bestimmt.[29]

Die kontrapunktische Reihenfolge der Visionsszenen bezweckt auch selbst die Aufrechterhaltung dieses prekären Gleichgewichtes. Dem die Triebkräfte vorwegnehmenden mythischen Bild des ersten Kapitels folgt die milderndantikisierende Sokrates-Szene im vierten Kapitel; dann wird als deren Gegenstück die Erfüllung der Barbarei in der Vision Aschenbachs im Schlußkapitel heraufbeschworen und schließlich erscheint ebenfalls hier zum zweiten Mal die Wunschgestalt des Sokrates. Die Mehrstimmigkeit der Komposition drückt zwar gegensätzliche geistige-moralische Positionen aus, ist aber eine Projektion des Spannungverhältnisses derselben Seele, die in der Zwickmühle von Wunscherfüllung und deren Verbot allmählich aufgerieben wird.[30] Der Rhythmus der strukturellen Anordnung sowie das proportionelle Verhältnis der Visionen spiegeln auch in sich selbst den äußerst komplizierten Seelenvorgang des Protagonisten wider.

Hyakinthos und Hermes

Die Wunschbilder tauchen — mit Ausnahme des ersten — in der zweiten Hälfte der Novelle, also erst nach dem Erscheinen von Tadzio auf. Die anfänglich nur für ästhetisches Erlebnis gehaltene bzw. als solches eingestandene Sympathie wird in der schmachtenden Einbildung des Protagonisten zum platonischen Idyll stilisiert. Die rasch überhandnehmende erotische Leidenschaft ist in zweifacher Gestalt visioniert: Sie vergöttlicht zunächst den Liebesrausch, dann zeigt sie seine tierische Gewalt. In beiden Fällen wird er

in mythischer Vollständigkeit erlebt.[31] Zwischen dem Bacchanal und der Traumszene von Athen befindet sich das olympische Bild, das die Liebestrunkenheit genau darstellt, die die Grenzen von Tag und Nacht, Traum und Wirklichkeit aufhebt.[32] Hier wird das Wunschbild von Athen weiter stilisiert und gesteigert, und das Traumbekenntnis des Sokrates — „daß der Liebende göttlicher sei als der Geliebte" — geht in Erfüllung: Der in seiner Einsamkeit Verzückte hebt sich in die himmlische Gesellschaft empor. Aber sogar hier, in der göttlichen Sphäre, kann nur die Narziß-Harmonie umrissen werden: „Angestrahlt von der Pracht des Gottes saß der Einsam-Wache, er schloß die Augen und ließ von der Glorie seine Lider küssen." (VIII, 495)[33] Denn das Liebesglück bleibt auch in dieser sich mit rokokohafter Grazie belebenden Umgebung das Vorrecht der wahren Bewohner des Olymp, und der Träumende kann sogar in dieser göttlichen Welt nur das Paradigma seines eigenen Schicksals erblicken. Die Mythos-Erinnerung verwandelt den im Park spielenden Tadzio in den Liebling der Götter: „Hyakinthos war es, den er zu sehen glaubte und der sterben mußte, weil zwei Götter ihn liebten. Ja, er empfand Zephyrs schmerzenden Neid auf den Nebenbuhler [...]".

Der von Sehnsucht Gequälte identifiziert sich mit der Rolle des Schwächeren, des Verlierers, und nimmt so auch die mörderische Tat der rachsüchtigen Eifersucht auf sich. Die mythologische Vision geht diesmal am weitesten: Die hoffnungslose Leidenschaft wird bis zur letzten Folge der Verzweiflung ausgetragen. Diese Episode — in ihrem Kontext — erhellt weitere Zusammenhänge:

1. Die Beziehung zwischen Aschenbach und Tadzio verzerrt sich sogar in ihrer „olympischen Perspektive" zur unsühnbaren Schuld.
2. Diese Vision bildet die Parallele der dionysischen Szene, und sie stellt mit ihr zusammen auf der Ebene von Träumen und Visionen den Höhepunkt des Spannungsbogens dar. Die verdrängte Leidenschaft steigert sich und „explodiert": Sie verletzt in beiden Fällen die Zivilisationsnormen. Die letzte Visionsszene (mit Sokrates) gleicht diese Tabuverletzung aus, indem sie sie in ihre humanisierten Schranken zurückführt, sie artikuliert und — mindestens verbal — verleugnet.
3. In der fiktiven Wirklichkeit der Geschichte spielt sich die Eifersuchtstragödie anders und (scheinbar) harmloser ab. Jasu, ein Spielkamerad von Tadzio, wird beim Ringkampf so agressiv, daß er den polnischen Jungen „zu ersticken drohte [...] Entsetzt wollte Aschenbach zur Rettung aufspringen, als der Gewalttätige endlich sein Opfer freigab." (VIII, 524) Der Gesamttext der Novelle enthüllt „die List der Komposition", die Motivationsverteilung des Rollentausches. Der rachsüchtige Gedanke, der Tadzio's Tod herbeiwünscht, taucht nämlich in Aschenbach schon viel früher und wiederholt auf.[34] In der Schlußepisode der Novelle kommt Aschenbachs ambivalente Haltung gegenüber dem begehrten Jüngling so zur Geltung, daß wir bei dem erschrockenen Schriftsteller nur die hilfsbereite

Geste wahrnehmen, indem der brutale Affekt Jasu zufällt. Die Rollenverteilung ist deshalb möglich, weil Aschenbach und Jasu sich in der Huldigung Tadzios gleichen. Sie sind aber von entgegengesetzten Richtungen motiviert. Jasu vertritt mit seiner rohen Kraft das Leben, während Aschenbach ein Repräsentant des Geistes ist. Zwischen den beiden steht Tadzio, in deren Schönheit die zwei Prinzipien gleichermaßen anwesend sind. Von diesem zweifachen Zauber ergreift Jasu die geistige Überlegenheit Tadzios, Aschenbach hingegen hält seine sinnliche Anziehungskraft gefangen. So hat Tadzio die vermittelnde Rolle des Hermes.[35] Er hat an den beiden Polen teil, ohne aber zu dem einen oder zu dem anderen zu gehören und seine Integrität aufgeben zu müssen. Mit seiner Schönheit verblendet und beschenkt er die Welt, außer der Huldigung nimmt er aber nichts an. Die Mythos-Symbolik Thomas Manns läßt so die Hermesrolle in die des Narziß übergehen. Obwohl die Novelle explizite nur das Narziß-Wesen Tadzio's hervorhebt,[36] weisen jedoch mehrere Merkmale auf seine Schicksalsgemeinschaf mit Aschenbach hin.[37]

1. Die beiden Gestalten verwirklichen jenes Schönheitsideal, in dessen Banne sie leben. Der Erzählerkommentar unterscheidet zwar zwischen der Naturschönheit und dem ästhetischen Produkt, später aber werden die zweierlei ästhetischen Erscheinungsformen miteinander verbunden. Der entzückte Schriftsteller sieht nämlich in der Schönheit Tadzios den Ausdruck des Kunstwillens:

> Welch eine Zucht, welche Präzision des Gedankens war ausgedrückt in diesem gestreckten und jugendlich vollkommenen Leibe! Der strenge und reine Wille jedoch, der, dunkel tätig, dies göttliche Bildwerk ans Licht zu treiben vermocht hatte, — war er nicht ihm, dem Künstler, bekannt und vertraut? (VIII, 490)

   In der Liebessehnsucht der Identifikation wird hier also auch die narzißtische Freude der Selbstbespiegelung vernehmbar.[38]
2. Die Schicksalscharakterisierung mit den gegensätzlichen Attributen „betört" und „betörend" ist für Aschenbach genauso bezeichnend wie für Tadzio. Sie drückt einerseits die Aussichtslosigkeit der narzißtischen Liebe und das gesellschaftliche Verbot der Homoerotik aus, andererseits deutet sie auch das Mitleid damit an, daß die Beiden Opfer sind.
3. Der Tod, der auf Aschenbach lauert und der durch die Seelenführer-Rolle des Hermes dem Gesetz des Mythos folgt, scheint nur das Verhängnis des Künstlers zu sein, aber die Anspielungen auf das kränkliche Aussehen des polnischen Jungen sowie auf die mythologischen Parallelen mit dem Los von Hyakinthos und Hermes nehmen auch die Tragödie des zum Tode Verführenden selbst vorweg.

   Niemand hat das Thema der Novelle so genau bezeichnet wie der Autor selbst, der zugleich auch auf den Hintergrund des persönlichen Erlebnisses hingewiesen hat:[39]

> Das Problem aber, das ich besonders im Auge hatte, war das der Künstlerwürde [...][40] Leidenschaft als Verwirrung und Entwürdigung war eigentlich der Gegenstand meiner Fabel, — was ich ursprünglich erzählen wollte, war überhaupt nichts Homo-Erotisches, es war die — grotesk gesehene — Geschichte des Greises Goethe zu jenem kleinen Mädchen in Marienbad [...] Was damals hinzukam, war ein persönlich-lyrisches Reiseerlebnis, das mich bestimmte, die Dinge durch Einführung des Motivs der 'verbotenen' Liebe auf die Spitze zu stellen. [...][41]

Auch die Notizen zu der Novelle bestätigen den Verfasserkommentar und beleuchten sogar in ihrer Entstehung die Logik der ganzen Werkkomposition. Der eine Gedankenentwurf faßt die Motivationen der Persönlichkeit und der Kunst Aschenbachs in eine Kausalordnung:

> Nur der glänzt in der Kunst, den Eros unterweist. Auch seine Kunst war ein nüchterner Dienst im Tempel zu Thespiä. Eros ist immer in ihm gewesen. Tadzio war immer sein König. Auch seine Liebe zu Ruhm war Eros.[42]

Demzufolge ist die Liebessehnsucht gemeinsame Determinante von Kunst und künstlerischer Ruhmsucht. Die Kunst und Persönlichkeit entfaltende Funktion von Eros hat auch den Zusammenhang, daß ersteres letzterem als Mittel untergeordnet ist: Über das große Werk führt der Weg zum Ruhm. Aber Leidenschaft und Würde sind ja einander entgegenwirkende Kräfte. Die so entstandene Spannung hält zwar die Novellenkomposition auf virtuose Weise im Gleichgewicht, den Konflikt aufzulösen ist jedoch nur der tragische Abschluß imstande.

Anmerkungen

1. Vgl. Berendsohn, Walter A.: *Thomas Mann. Künstler und Kämpfer in bewegter Zeit.* Lübeck 1965, S. 44.
2. Lukács, der bei Aschenbach über einen „kleinen Konflikt" spricht, scheint hier die Tiefe der Thomas Mannschen Problematik kaum verstanden zu haben. Lukács, Georg: *Thomas Mann.* Berlin 1957, S. 20. Die diesbezügliche Kritik seitens von Lajos Székely halten wir deshalb für vollkommen angebracht. Székely Lajos: *Thomas Manns „Der Tod in Venedig".* In: *Psyche.* Jg. 27, H. 7. Stuttgart 1973, S. 634.
3. Vgl. Heller, Peter: *„Der Tod in Venedig" und Manns Grundmotiv.* In: Heller, P.: *Probleme der Zivilisation. Versuche über Goethe, Thomas Mann, Nietzsche und Freud.* Bonn 1978, S. 61. ff. Heinz Kohut sieht in dem Unbekannten sowie in dessen Präfigurationen die symbolische Darstellung der Vaterfigur. Kohut, Heinz: *Thomas Manns „Tod in Venedig". Zerfall einer künstlerischen Sublimierung.* In: Mitscherlich, A. (Hrsg.): *Psychopathographien I. Schriftsteller und Psychoanalyse.* Frankfurt am Main 1972, S. 158. — Verweise auf Thomas Manns Text beziehen sich auf die Ausgabe *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden* vom S. Fischer Verlag.
4. Über die Beziehung des Erzählers zu dem Protagonisten vgl. Cohn, Derrit: *The Second Author of „Der Tod in Venedig".* In: Bennett, B. - Kaes, A. - Lillyman, W. J. (Hrsg.): *Probleme der Moderne. Studien zur deutschen Literatur von Nietzsche bis Brecht.* Tübingen 1983 und Warning, Rainer: *Rezeptionsästhetik.* In: *Literaturwissenschaft — Heute.* 1977, S. 36-38.
5. Vgl. Lehnert, Herbert: *„Tristan", „Tonio Kröger" und „Der Tod in Venedig". Ein Strukturvergleich.* In: *Orbis Litterarum. International Review of Literary Studies.* Vol. XXIV. 1969, S. 301.

6. Anders die Interpretation Mattenklotts, Gert: *Sozialgeschichte.* In: *Literaturwissenschaft — Heute.* 1977, S. 5.
7. „Rächte sich nun also die geknechtete Empfindung, indem sie ihn verließ, indem sie seine Kunst fürder zu tragen und zu beflügeln sich weigerte und alle Lust, alles Entzücken an der Form und am Ausdruck mit sich hinwegnahm?" (VIII, 449)
8. Vgl. dazu noch die Deutung von Renner, Rolf Günter: *Das Ich als ästhetische Konstruktion. „Der Tod in Venedig" und seine Beziehung zum Gesamtwerk Thomas Manns.* Freiburg im Breisgau 1987, S. 14ff.
9. Vgl. Dierks, Manfred: *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann.* Bern - München 1972, S. 188-192.
10. Vgl. dazu noch Heller, Peter, a. a. O. S. 62f.
11. Vgl. dazu Wysling, Hans: *„Mythus und Psychologie" bei Thomas Mann.* In: Wysling, Hans: *Dokumente und Untersuchungen. Beiträge zur Thomas-Mann-Forschung.* Bern - München 1974.
12. Vgl. Dierks, Manfred, a. a. O. S. 32.
13. Vgl. dazu noch Heller, Peter, a. a. O. S. 72f.
14. Seidlin, Oskar: *Stiluntersuchung an einem Thomas Mann-Satz.* In: Seidlin, Oskar: *Von Goethe zu Thomas Mann.* Göttingen 1963, S. 150.
15. Demgegenüber sieht Hermann Stresau diese Novelle als „das vergleichsweise 'fremdeste' Werk" [...], „am weitesten von jenem zentralen Punkt, um den das Werk zu kreisen scheint [...]". Stresau, Hermann: *Thomas Mann und sein Werk.* Frankfurt am Main 1963, S. 101.
16. Vgl. dazu noch Meyers, Jeffrey: *Mann and Musil. Death in Venice* and *Young Törless.* In: Meyers, Jeffrey: *Homosexuality and Literature 1890-1930.* London 1977, S. 42. sowie Feuerlicht, Ignace: *Thomas Mann and Homoeroticism.* In: *The Germanic Review.* Vol. 56, No. 1. New York 1981, S. 89-97.
17. Eine psychoanalytische Erklärung für die Rollenidentifikation finden wir bei Sommerhage, Claus: *Eros und Poesis. Über das Erotische im Werk Thomas Manns.* Bonn 1982, S. 90-97.
18. James Northcote-Bade weist auf folgendes hin: Nach dem homoerotischen Thema der Novelle *Der Tod in Venedig* „Mann appears to have become aware of the possibilities of exploring aspects of this theme in a more light-hearted way in his 'Hochstapler-Roman'." Northcote-Bade, James: *„Der Tod in Venedig" and „Felix Krull": the effect of the interruption in the composition of Thomas Mann's „Felix Krull" caused by „Der Tod in Venedig".* In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte.* Stuttgart Jg. 52, H. 2. 1978, S. 275.
19. Vgl. Wanner, Hans: *Individualität, Identität und Rolle. Das frühe Werk Heinrich Manns und Thomas Manns Erzählungen „Gladius Dei" und „Der Tod in Venedig".* München 1976, S. 203.
20. Vgl. noch: Kohut, Heinz, a. a. O. S. 151. und Eichner, Hans: *Thomas Mann.* Bern - München 1961, S. 35.
21. Zu diesem ganzen Problemkreis vgl. noch die ausführliche Interpretation von Effe, Bernd: *Sokrates in Venedig. Thomas Mann und die „platonische Liebe".* In: Dihle, Albert (Hrsg.): *Antike und Abendland. Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens.* Bd. XXXI. Berlin - New York 1985, S. 153-166.
22. Vgl. Meyers, Jeffrey, a. a. O. S. 50.
23. „Denn das Glück, sagte er sich, ist nicht, geliebt zu werden [...] Das Glück ist, zu lieben und vielleicht kleine, trügerische Annäherungen an den geliebten Gegenstand zu erhaschen. (VIII, 288)
24. Vgl. Wanner, Hans, a. a. O. S. 209.
25. Vgl. dazu noch Meyers, Jeffrey, a.a.O. S. 47 und Cohn, Dorrit, a. a. O. S. 236.
26. Vgl. Lehnert, Herbert, a. a. O. S. 299.

27. „Denn du mußt wissen, daß wir Dichter den Weg der Schönheit nicht gehen können, ohne daß Eros sich zugesellt [...]" (VIII, 521)
28. Dem „bösen Gewissen" des Bajazzo steht ironisch das Schuldbewußtsein Aschenbachs gegenüber. Während nämlich bei dem Bajazzo die Untauglichkeit zur Gaukelei die Seelenkrise hervorruft, werden die Qualen des Schriftstellers dadurch verstärkt, daß er den lügenhaften Selbstzweck dieser Existenzform durchschaut.
29. Die Distanz schaffende Ironie ist also nicht nur für den Erzählstil charakteristisch, wie es Lajos Székely erwähnt. Székely Lajos, a. a. O. S. 617.
30. Vgl. die psychoanalytische Erklärung Peter Dettmerings für diese Konfliktsituation. Dettmering, Peter: *Dichtung und Psychoanalyse*. München 1969, S. 29f.
31. Vgl. *Kohut, Heinz*, a. a. O. S. 160f.
32. Vgl. noch Zeller, Rosemarie: *Strukturalismus*. In: *Literaturwissenschaft — Heute*. 1977, S. 17.
33. Vgl. dazu noch die beißende Kritik von Karsunke, Yaak: *„... von der albernen Sucht, besonders zu sein". Thomas Manns „Der Tod in Venedig" — wiedergelesen*. In: Arnold, H. L. (Hrsg.): *Thomas Mann*. München 1976, S. 67f.
34. Vgl. Kohut, Henz, a. a. O. S. 160f.
35. Vgl. dazu noch Hermsdorf, Klaus: *Thomas Manns Schelme*. Berlin: Aufbau Verlag 1968, S. 50.
36. Vgl. dazu noch Kohut, Henz, a. a. O. S. 149.
37. Über die „Hermes-Eigenschaften" Aschenbachs s. die Abhandlung von Rockwood, Heidi M. – Rockwood, Robert J. R.: *The Psychological Reality of Myth in „Der Tod in Venedig."* In: *The Germanic Review*, Vol. 59, No. 4. New York 1984, S. 140.
38. Anders die Deutung Erich Hellers. Heller, Erich: *Thomas Mann. Der ironische Deutsche*. Frankfurt am Main 1959, S. 119.
39. Vgl. Lehnert, Herbert: *Thomas Mann. Fiktion, Mythos, Religion*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1965, S. 120ff.
40. Thomas Mann an Elisabeth Zimmer. Zitiert in: Wysling, Hans (Hrsg.): *Dichter über ihre Dichtungen. Thomas Mann*. Teil I: 1889-1917. München 1975, S. 406.
41. Ebd. S. 415.
42. Zitiert von Reed, Terence J.: *Thomas Mann. Der Tod in Venedig. Text, Materialien, Kommentar*. München, Wien: 1983, S. 107.

Imre Kurdi (Budapest)

Liaisons dangereuses

Heinrich von Kleist: *Der Findling*. Ein Kommentar[1]

Vorbemerkung

Am Anfang der Anmerkungen Helmut Sembners zum *Findling* in seiner zweibändigen Kleist-Ausgabe steht der Satz: „*Entstehung:* Sommer 1811 zur Füllung des zweiten Bandes der Erzählungen."[2] Er impliziert nolens volens eine Wertung der *Fingling*-Erzählung als Nebenprodukt, Füllsel eines Erzählbandes. Sembdners Einschätzung setze ich die These entgegen, daß der Text, der demnach zu den letzten Kleists zu rechnen sei, nichts weniger als das erzählerische Testament des Verfassers darstellt und die äußerste Grenze des Gesamtwerkes markiert. Die äußerste Grenze, an die sich Kleist im Laufe seiner permanenten Zersetzung von eingefleischten Denkmustern heranzutasten wagte. Unter diesem Aspekt kommt der Erzählung trotz ihrer chronologisch periphären Stellung eine entscheidend wichtige Stelle im Gesamtwerk zu: Sie bildet gleichsam den Fluchtpunkt, von dem aus retrospektiv die vorausliegenden Texte neu durchleuchtet werden müßten.

Um meine These zu stützen, werde ich die Erzählung — statt einer Interpretation — linear, Absatz für Absatz kommentieren. Die Form des linearen Kommentars soll leichtfertig-großzügiges Hinweglesen über unauffällige Textpassagen, so die vorschnelle Vereinheitlichung und Verharmlosung von nicht zu Vereinheitlichendem und nicht zu Verharmlosendem verhindern, birgt aber den Nachteil in sich, daß Einiges eventuell wiederholt werden muß.

1.[3]

Dem Absatz kommt die Funktion einer quasi-dramatischen Exposition zu: Er fixiert nicht nur die äußeren Rahmenbedingungen der Geschichte wie Ort und Zeit, etabliert nicht nur das Hauptpersonal und, wenigstens in den Grundzügen, die Eingangssituation, sondern setzt sogleich auch schon die Handlung selbst in Bewegung, wie es Goethe vom Dramatiker gefordert hatte.[4]

Über die äußeren Rahmenbedingungen der Geschichte wäre zunächst einmal zu vermerken, daß die verhältnismäßig genauen topographischen Angaben (Italien, Rom, der Kirchenstaat; was später alles noch von Belang sein wird) in Kollision geraten mit der beinahe totalen Unbestimmtheit der zeitlichen Situierung. Im Gegensatz zu anderen Erzählungen von Kleist (wie

etwa *Das Erdbeben in Chili, Michael Kohlhaas* oder *Die Verlobung in St. Domingo*) läßt sich die Handlung nur in etwa auf die Zeit des späteren Mittelalters oder der Frührenaissance (auf Grund der *pestartigen Krankheit*) festlegen. Diesmal ist der Autor also keinesfalls darum bemüht, den noch so vagen Anschein des Dokumentarischen zu erwecken; jedoch evoziert er, wenn auch nur von ungefähr, eine soziale Umbruchsituation, die die Katastrophe im intimen Bereich der bürgerlichen Kleinfamilie in Szene setzt.

Der Erzähler beginnt gleich zu Anfang, die Figuren der erzählten Welt zu etikettieren: Piachi wird hier *ein wohlhabender Güterhändler*, Elvire *seine junge Frau* genannt. Dadurch wird einerseits das Muster einer — offensichtlich bürgerlichen — Kleinfamilie etabliert, mit den Positionen Vater, Mutter und (etwas später) Sohn; andererseits, wenn einstweilen auch nur vage, auf den relativ großen Altersunterschied der beiden Ehepartner angespielt, ein Umstand, der seine verheerende Wirkung im späteren Verlauf der Geschichte noch entfalten wird. Ein problematisches Mitglied der Familie ist Paolo, Sohn Piachis aus erster Ehe, dessen Name mit dem des Findlings (Pa*olo* — Nic*olo*) partiell übereinstimmt. Auch kraft des Namens erweist sich also der Findling, der später seinen Platz in der Familie einnehmen wird, als dessen Doppelgänger.[5]

In diesem Absatz, dessen eigentlicher Hauptheld Piachi ist, zeigt dieser sich als sorgender Hausvater: Während seiner Geschäftsreisen läßt er seine Frau *unter dem Schutz ihrer Verwandten* zurück — um so merkwürdiger, daß er später, da er schon einen heranwachsenden Stiefsohn mit gut ausgeprägtem *Hang für das weibliche Geschlecht* in seinem Hause beherbergt, auf diese angeblich wohlgemeinte Schutz-, Vorsichts- und Verhütungsmaßnahme verzichtet; aber auch *die Sorge für seinen Sohn überwindet bei ihm alle kaufmännischen Interessen*, und dies bewegt ihn dazu, die pestverseuchte Stadt Ragusa prompt zu verlassen.

2.

Die Etikettierung Piachis seitens des Erzählers wird fortgesetzt: Er erscheint im Absatz als *der Alte*, ja sogar *der gute Alte*; die Etiketten arten nach und nach in Epitheta aus, denen als auktorialen Wertungssignalen eine entscheidende rezeptionslenkende Funktion zukommt. Alter und Güte sind die Attribute, mit denen Piachi bedacht wird: Das erstere realisiert wieder einmal den schon angespielten Altersunterschied der Ehegatten, das letztere akzentuiert die moralischen Qualitäten des alternden Mannes. Es fragt sich nur, ob diese Piachi vom Erzähler attestierten moralischen Qualitäten einer akribischen Lektüre der Passage standhalten.

Das entscheidende Problem ergibt sich dabei aus dem Umstand, daß die genaue zeitliche Anordnung der Geschehnisse in diesem Absatz kaum zu rekonstruieren ist. Piachi sitzt nämlich in seinem Wagen, als er den fremden

Knaben, der ihn anfleht, erblickt; er läßt halten und fragt ihn, was er wolle; er bekommt eine ziemlich ausführliche Antwort, die allerdings mit dem Eingeständnis anfängt, der Junge sei angesteckt; *dabei* läßt er ihn, offensichtlich immer noch im Wagen sitzend, seine Hand fassen; dann will er den Knaben, der grade in dem Moment ohnmächtig umfällt, wegstoßen; da steigt Piachi aus dem Wagen und nimmt ihn auf. Zwei Momente wären da besonders zu bedenken: Die Unklarheit der zeitlichen Relation zwischen der Antwort des Knaben und dem Moment, da er Piachis Hand faßt; und die ziemlich eindeutig festzustellende Nachträglichkeit der Regung des Mitleides im Busen des *guten Alten*.

Ein ähnliches Problem ergibt sich aus der räumlichen Anordnung der Figuren in dieser Szene. Der im Wagen sitzende Piachi muß nämlich seine Hand dem fremden Knaben entgegengestreckt haben, damit er sie fassen kann, *wobei* der Alte doch schon weiß oder grade erfährt, daß er angesteckt ist: Bei dieser Bewegung ensteht dann offenbar eine symmetrische Anordnung beider Figuren, die ihre Hände — gleichsam zur Begrüßung — einander entgegenstrecken.

Angesichts dieser (Un-)Klarheiten riskiere ich die Frage, ob die Aufnahme des angesteckten Knaben nicht als — freilich unbewußter — Selbstmord- bzw. Mordversuch Piachis (wohlgemerkt: am eigenen Sohn) zu deuten ist; also als *Ver*fehlung / Fehlleistung im Freudschen Sinne, die einer nachträglichen Rationalisierung durch Mitleid bedarf.[6] Die berechtigte Frage, warum denn Piachi, wenn auch nur unbewußt, versucht haben sollte, den eigenen Sohn umzubringen, wobei er ja gleichzeitig auch das eigene Leben aufs Spiel setzt, wäre vorläufig nur mit der Gegenfrage zu beantworten: Warum eigentlich nicht, wenn er letztendlich doch auch dessen Doppelgänger, den Findling ermorden wird.

Selbst wenn die Frage einstweilen einen bloß hypothetischen Charakter haben kann, scheint mir doch wenigstens der Beweis dafür erbracht, daß den auktorialen Wertungen des Erzählers in diesem Text mit größtmöglicher Vorsicht und wachstem Mißtrauen zu begegnen ist.

3.

Der gute Alte begeht nun eine zweite Verfehlung: Er versucht, den pestkranken Knaben abzusetzen. Dies tut er aber auf eine so merkwürdige Weise, die wiederum die Frage nahelegt, ob er nicht doch — unbewußt — andere Zwecke verfolgt. Die Folgen könnten allerdings einen solchen Verdacht bestätigen: Die Polizei wird auf ihn aufmerksam und er ist gezwungen, mit den beiden Jungen in die verseuchte Stadt zurückzukehren, wo sein Sohn in drei Tagen umkommt. Das Feld ist also geräumt: Der Doppelgänger, der hier zum ersten Mal beim Namen genannt wird, kann nun dessen Stelle in der Familie antreten.

4.

Im Absatz stehen sich nun Piachi als — wieder einmal — *der Alte* und Nicolo als *der Junge* gegenüber, was diesmal den Altersunterschied zwischen beiden Männern akzentuiert: Piachi tut hier den ersten Schritt, um den Findling als Stiefsohn in seine Familie zu integrieren.

Das Merkwürdigste in der Passage ist jedoch eine Etikette, die Nicolo — diesmal zwar nicht vom Erzähler, sondern von den Vorstehern des Lazaretts, also auf der Ebene der Figurenrede, was ihre Geltung vielleicht gewissermaßen einschränken mag — angehängt bekommt: Er sei *Gottes Sohn*. Die intendierte Bedeutung ist zwar auf den ersten Blick völlig durchsichtig: Die guten Leute scheinen nichts weiter sagen zu wollen, als daß der Junge verwaist ist, daß also *niemand ihn vermissen würde*. Jedoch wäre es verfehlt, die Konnotationen des Gesagten, die wie ein weitgespanntes Netz beinahe das Gesamtwerk Kleists (sei es in *Die Marquise von O...* oder in *Das Erdbeben in Chili*) durchziehen, außer Acht zu lassen. Daran mahnt schon der Umstand, daß die sich nach und nach entfaltende Eingangssituation der *Findling*-Erzählung eine auffallende Ähnlichkeit mit der Situation am Ende des *Erdbeben in Chili* aufweist: Ein Kind fremder Leute, das in beiden Fällen so oder so als *Gottes Sohn* gekennzeichnet ist, wird *an eigenes Sohnes statt* in die Familie aufgenommen. So erweist sich *Der Findling* als Fortschreibung der im *Erdbeben in Chili* vorläufig abgebrochenen Geschichte des reinkarnierten Christuskindes.

Die am Anfang der Geschichte etablierte Struktur mit den drei Positionen Vater, Mutter und Sohn entpuppt sich unter diesem Aspekt auch diesmal als die der Heiligen Familie; dem entspricht eine auf den ersten Blick merkwürdige Multiplikation der Sohn-, Vater- und Mutter-Imagos im Text. Da das Erlösungsversprechen der reinkarnierten Christusgestalt schon am Ende des *Erdbeben in Chili* dementiert wurde[7], erweist sich der Sohn (Gottes) nun — wenigstens an der Textoberfläche — als Inkarnation des Bösen (falscher Heiland); der Vater als sowohl sorgender (irdischer) als auch mächtiger (himmlischer) Vater, der seinerseits wieder sowohl als sorgender (indem er dem Sohn das Leben wiedergibt und ihm später sein ganzes Vermögen überläßt) als auch als strafender (indem er ihn tötet) Vater in Erscheinung treten kann; die Mutter wiederum als (Schein-)Heilige.

So gesehen ist Kleists *Findling*-Erzählung eine radikale Zersetzung der für uns alle konstitutiven Denkkategorie der bürgerlichen Kleinfamilie, deren Urbild und Strukturmuster er in der Heiligen Familie habhaft geworden war.

5.

Der Absatz, der vorwiegend der Beschreibung des Äußeren Nicolos gewidmet ist, signalisiert beinahe unüberhörbar den Anfang der Arbeit der Dekonstruktion.

Anzumerken ist zunächst einmal, daß die Beschreibung der Nicolo-Figur aus Piachis Perspektive erfolgt und daß im Leser auf diese Weise der Eindruck des Rätselhaften und Undurchdringlichen entsteht; Nicolo spricht nun kaum und *verändert seine Mienen niemals* — sein Gesicht ist also (wie) eine Maske[8] —, was nach seiner bisherigen Bewegtheit und Gesprächigkeit neu und verblüffend ist. Er sitzt „cool", beredt wortkarg und teilnahmslos im Wagen, während Piachi — an seinen verstorbenen Sohn denkend — bittere Tränen vergießt.

Besondere Aufmerksamkeit verdient außerdem, weil es in keine handlungslogischen Zusammenhänge eingespannt ist, das Motiv des Nüsseknackens, das offensichtlich auf das Aufbrechen des Schädels, also den Mord vorausweist, den Piachi später an dem Nüsseknacker begehen wird. Nicolos Tun — etwas Intaktes, Hartes und Festes aufzubrechen und seinen Kern zu verschlingen — kommt darüber hinaus eine zentrale Funktion in Bezug auf das Textganze zu. Vergleichbar etwa mit dem Bild der zwei stürzenden Mauern in *Erdbeben in Chili*[9], ist dies die *Schlüssel*metapher der *Findling*-Erzählung, die sowohl auf die Autorintention als auch auf die fragwürdige (Erlöser-)Rolle der Nicolo-Figur hindeutet, die verborgene, weil verdrängte Wahrheit hinter dem verkrusteten Schein der Familienidylle herauszukehren.

Das besonders Riskante des Unternehmens besteht dabei aber darin, daß nicht von Anfang an als gesichert gelten kann, ob — wenn der Schein sich verflüchtigt hatte — überhaupt noch etwas übrig bleibt.

6.

Der bisher längste Absatz des Textes trägt zwei Funktionen: einerseits schildert er die Restitution der Familie Piachi vermittelst der Integration des Findlings — Piachi und Elvire werden hier zum ersten Mal *der Vater* und *die Mutter*, also *die Eltern* genannt; andererseits treibt er die Problematik des in den Eingangspartien nur indirekt thematisierten Altersunterschiedes der beiden Ehegatten auf die Spitze.

Die Integration des Findlings in die Familie Piachi geht sukzessive, in mehreren Etappen vor sich: in Rom angekommen stellt ihn Piachi Elviren, *seiner jungen, trefflichen Gemahlin* — wieder eine epithetonartige Etikette, auf die noch einzugehen sein wird — vor, die zwar über den Tod Paolos, *den sie sehr geliebt hatte*, betroffen ist, *gleichwohl aber den Nicolo*, der seine sonderbare *Fremdheit*[10] immer noch nicht abgelegt hat, *an die **Brust** drückt* (Herv. I. K.): Beachtenswert ist die demonstrative Körperlichkeit der ersten Brührung der beiden, die wie ein symbolisches Nachholen des ursprünglichen, quasisexuellen Kontaktes zwischen (nunmehr) Mutter und Sohn anmutet; gleich darauf bekommt der Findling das Bett des verstorbenen Sohnes zum Lager angewiesen und dessen sämtliche Kleider zum Geschenk, was wieder einmal nachdrücklich seinen Doppelgänger-Charakter bestätigt; dann tritt Nicolo

einen gutbürgerlichen Bildungs- und Berufsweg an, im Laufe dessen er bald adoptiert und etwas später zum Erben des gesamten Vermögens des Adoptivvaters erklärt wird — eine dritte Verfehlung Piaccis, die die wohlberechneten Machtverhältnisse in der Familie umkippt —, um seine Karriere schließlich mit der Gründung einer eigenen Familie zu krönen.

Die banale Geschichte dieser soliden Karriere wird aber, beinahe unmerklich, von unausgesprochenen Spannungen zwischen *Vater* und *Mutter*, *dem Alten* und der *jungen, trefflichen, guten* und *treuen* Elvire — an drei verschiedenen Stellen dieser Passage wird sie mit diesen vier Attributen ausgestattet — überschattet. Das Problem der beiden besteht eigentlich wohl darin, daß die *junge* Gemahlin *von dem Alten keine Kinder mehr zu erhalten hoffen* (Herv. I. K.) kann: Der Satz, der auf den ersten Blick ziemlich eindeutig auf die sei es psychisch oder physiologisch bedingte Zeugungsunfähigkeit des alternden Mannes hinzudeuten scheint, erweist sich jedoch beim genaueren Hinsehen als doppelbödig. Zieht man nämlich die erst nachzuliefernde Vorgeschichte, Elvirens nach bestimmten Situationen dreimal, gleichsam periodisch auftretendes *hitziges Fieber* mit in Betracht, das zum ersten Mal ja unmittelbar nach ihrer Hochzeitsnacht ausgebrochen war, so kann der Satz genausowohl als Hinweis auf die psychische Unfähigkeit der Frau gelesen werden, mit *diesem* Mann, der, wie es sich in der Hochzeitsnacht endgültig erwiesen hatte, Colino für sie zu ersetzen keinesfalls imstande ist, Kinder zu zeugen. Ist man schließlich bereit zu bedenken, daß *die treue, treffliche Elvire, die wenige Wünsche in der Welt hatte*, die Ähnlichkeit zwischen dem verstorbenen Geliebten Colino und seinem langsam heranwachsenden Doppelgänger Nicolo — wenn auch nur unbewußt — erkannt haben muß, so scheint es kaum mehr verwunderlich, daß *die gute Mutter* ein ungewöhnlich reges Interesse an den „liaisons dangereuses" ihres Adoptivsohnes an den Tag legt, was die zwei Hinweise, die nur durch wenige Zeilen voneinander getrennt in dieser Passage auftauchen, hinreichend zu belegen scheinen — wieder ein Grund mehr, an der Glaubwürdigkeit der vom Erzähler erteilten Epitheta zu zweifeln.

7.

Das streng lineare Fortschreiten des Erzähldiskurses, das bis zu diesem Punkt noch mit Mühe und Not aufrecht erhalten werden konnte, wird nun durchbrochen: *Vor*geschichte wird *nach*geliefert. Die Teleologie der Fiktion — und mit ihr die Fiktion der Teleologie — bricht demzufolge in sich zusammen und wird von den sich immer auffälliger und unaufhaltsamer anhäufenden Zufällen verschüttet: Der Text der erzählten Welt, der den vom Erzähler intendierten moralischen Sinn[11] demonstrieren sollte, gerät aus den Fugen und stellt nach und nach die Möglichkeit jeglicher gesicherten Sinnkonstitution in Frage. Übrig bleibt dennoch der verzweifelte Versuch des Erzählers, trotz allem an der Fiktion der Teleologie festzuhalten, indem einerseits die Zufälle als

unbegreifliche Schickung[en] des Himmels unkenntlich gemacht werden sollen — auffallend ist dabei die Ähnlichkeit mit einer Briefstelle vom 4. August 1806[12] —, was die Teleologie freilich mindestens in dem selben Maße in Frage stellt wie bekräftigt, weil die Verbürgung des gesicherten Sinnes an eine *unbegreifliche* metaphysische Instanz delegiert wird; andererseits versucht der Erzähler, indem er *Vor*geschichte *nach*liefert, das sinnkonstituierende Moment in immer weitere Ferne vor den Anfangs- bzw., wie wir später noch sehen werden, hinter den Endpunkt der Geschichte hinauszuschieben, was die erzählte Welt buchstäblich sinnentleert werden läßt; eine Technik, die schon von Richter Adam im *Zerbrochnen Krug* mit unerreichbarer Virtuosität praktiziert wurde, die aber im immanenten Bereich lediglich als ein sich immer mehr verselbständigender und immer weiter fortpflanzender Prozeß der Lügenproduktion erscheinen kann. Die Folge ist, weil selbst die nachgelieferte Vorgeschichte noch eine ganze Reihe von unbeantworteten und unbeantwortbaren Fragen zuläßt, eine ad infinitum fortzusetzende und — wenigstens prinzipiell — unendliche Extension der Geschichte, die auf diese Weise letzten Endes auf die Schöpfungsgeschichte (von der Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Gericht) als einzig und allein mögliche Verbürgung des Sinnes rekurriert; während sowohl der Anfangs- als auch der Endpunkt der Handlung sich in ihrer Willkürlichkeit als problematisch und die vom Erzähler immer wieder versuchte Sinnkonstituierung als oktroyiert, vorläufig und bodenlos erweisen.

Die Plazierung des Absatzes innerhalb des Textganzen — da die Vorgeschichte in wohl kalkulierter, vorsichtiger Dosierung, d.h. vor allem unter Aussparung einer entscheidend wichtigen Information, des Namens *Colino*, nachgeliefert wird — scheint unter einem anderen Aspekt durchaus bewußt geplant zu sein: Seine Funktion im Rezeptionsprozeß ist die Erzeugung von Spannung; ein Aspekt, auf den im Rahmen dieses Kommentars jedoch nicht näher eingegangen werden kann.[13]

Demgegenüber lohnt es sich gewiß, einfach festzuhalten, was da *eigentlich* geschehen ist. In einer Szene, die in ihrer surrealen Schärfe in nichts hinter einem Traumbild zurückbleibt, wird dem *jungen Genueser* infolge einer versuchten Berührung mit Elvire, die sich im für Kleistsche Frauenfiguren charakteristischen Zustand des Außer-sich-Seins, des rein Triebhaften befindet — auffällig ist dabei die Ähnlichkeit mit der Eingangsszene der *Marquise von O ...*[14] —, der Schädel *durch eine unbegreifliche Schickung des Himmels* von einem *vom Gesims herabfallenden Stein* zerstört: ein Zusammenhang, der vom moralisierenden Diskurs des Erzählers freilich sorgfältig verdeckt wird, dessen Bezug zu dem, was Nicolo zu guter Letzt zustoßen wird, jedoch nicht von der Hand zu weisen ist.

Die Vermutung, daß in der Zerstörung des Schädels des Mannes nichts anderes als die Ausschaltung der Ratio — und zwar nicht einfach als nachträgliche Strafe, sondern gleichsam als Voraussetzung dafür, sich einer Frau

zu nähern, denn der Schädel des *jungen Helden*[15] *ist* ja schon zerstört, bevor er noch Elvire erreicht hatte — in aufdringlich symbolisierender Weise sinnfällig gemacht werden soll, scheint mir keiner näheren Begründung bedürftig.

8.

In diesem Absatz wird versucht, die Vorgeschichte in die Handlung einmünden zu lassen; sie will und will aber einfach nicht, weil weder der Erzähler noch irgendeine Figur der erzählten Welt imstande sind, die Bedeutung des *rührenden Vorfalls* in ihrer ganzen Tragweite zu realisieren. Infolge seines beschränkt-moralisierenden Standpunktes vermag der Erzähler ihn lediglich als Ursache jenes *stillen Zug[es] von Traurigkeit*, der in das *schöne und empfindliche Gemüt* Elvirens eingeschrieben ist, geltend zu machen. Die Figuren gehen ihrerseits noch weiter, indem sie die Beziehung zwischen Vorgeschichte und Handlung strikt verleugnen — kein Wunder, wenn man bedenkt, daß Piachi als *wohlhabender Güterhändler, der mit dem Hause dieses Herrn* (gemeint ist Colinos Vater, I. K.) *in Handelsverbindungen stand*, sich eine Frau eingehandelt hatte, mit der er im Grunde gar nichts anfangen kann — bzw. nicht einmal dies: Sie tabuisieren *jene Begebenheit*, die auf diese Weise einer totalen Verdrängung anheimfällt und ihre verheerende Wirkung in den Krankheitssymptomen jenes *hitzigen Fiebers* anmeldet[16], *in welches sie* (Elvire, I. K.) *gleich nach ihrer Verheiratung verfiel*, und an dessen Folgen — müßte man wohl noch hinzufügen — die Frau zu guter Letzt noch sterben wird. Das Verdrängte kehrt also — und zwar, wie der Kommentar zu Absatz 5 gezeigt hat: buchstäblich — in der Totenmaske, in der Maske des Todes wieder und wird demzufolge, nicht zuletzt vom Erzähler selbst, vehement verteufelt: Das Böse wäre in Wahrheit jedoch nicht an dieser oder jener Figur, sondern an der Struktur der Familie, die ihre Mitglieder zur Verdrängung ihres körperlichen Begehrens zwingt, festzumachen.

So scheint der Absatz zu belegen, daß soziale Strukturen für Kleist generell einen Mechanismus der Verdrängung als Bedingung ihres Entstehens voraussetzen: In *Penthesilea* hat er dies hinter der sozialen Makrostruktur des Staates, die kodifizierte Verhaltensnormen (Gesetze) produziert, sichtbar gemacht[17]; in der *Findling*-Erzählung ist dann die soziale Mikrostruktur der Familie an der Reihe.

9.

Es folgt nun eine nächtliche Szene, die — wie denn sonst — durch ein sonderbares Zusammentreffen von mehreren Zufällen eine neue Etappe der Handlung einleitet.

Bemerkenswert dabei ist vor allem eine bis jetzt ungewohnte Verwendung des Wortes *Zufall* im letzten Satz der Passage, wo es plötzlich in der Bedeutung *Krankheit* auftaucht (wäre Zufall also eine Krankheit?): Als diesmal zwar nicht *hitziges*, sondern nur *heftiges Fieber*, was eigentlich nur folgerichtig ist, wenn man bedenkt, daß seinem Ausbrechen in diesem Fall keine direkte körperliche Berührung vorausgegangen war. Daß Elvirens *heftiges Fieber* jedoch keinesfalls als Krankheitssymptom des Körpers, sondern ausschließlich als das der Seele zu deuten ist, beweist, daß *die natürliche Kraft ihrer Gesundheit* in demselben Satz pointiert unterstrichen wird.

Zweitens ist es mehr als auffällig, daß *der Zusammenhang der Sache* — die Wiederkehr des Verdrängten in der *Maske* eines Toten — auf Grund ihres je unterschiedlichen Informationsdefizites zwar in unterschiedlichem Maße, jedoch *allen* Figuren der erzählten Welt verborgen bleibt.

Darüber hinaus wird im Absatz eine neue Motivkette des Textes eingeleitet: die der verschlossenen Türen und des passenden Schlüssels — die phallische Symbolik des Motivs ist dabei so offensichtlich, daß sie kaum erwähnt zu werden braucht. Nicolo riß der ohnmächtigen Elvire, wie es heißt, *mit verstörter Beeiferung, ein Bund Schlüssel von der Hüfte, das sie bei sich trug, und einen gefunden, der paßte, warf er den Bund in den Saal zurück und verschwand.* (Herv. I. K.) Einen passenden Schlüssel zu besitzen, das bedeutet in dieser Geschichte der verschlossenen Türen ja nichts weniger als die Möglichkeit, in die verbotene Privatsphäre von anderen einzubrechen und Geheimnisse zu erfahren, die für immer verborgen bleiben sollten. Es sei also erlaubt, an dieser Stelle ein paar Fragen zu stellen, ohne sie beantworten zu wollen: Wieso bemerkt Nicolo *mit Bestürzung*, daß die Tür zu seinem Schlafgemach verschlossen ist? Hat er sie etwa nicht selber verschlossen? Wieso greift er *mit verstörter Beeiferung*, also doch ohne lange zu überlegen, nach dem Schlüsselbund *Elvirens*, wenn er die *eigene* Tür verschlossen findet? Wieso besitzt die *treue, treffliche* Elvire einen Schlüssel zum *verschlossenen Schlafgemach* ihres heranwachsenden Stiefsohnes? Schließlich: Weiß Nicolo (wie es scheint, ja, und wenn ja, woher), daß die Ohnmächtige über einen solchen Schlüssel verfügt?

10.

Statt einer *Kette von Ursachen und Wirkungen* scheint der Gang dieser Geschichte durch die von bösen Zufällen bestimmt zu sein, die anscheinend niemals durchbrochen werden kann und die die Figuren der erzählten Welt infolge ihres jeweiligen Informationsdefizites letztendlich zu womöglich noch böswilligeren Deutungen des Geschehenen verurteilt.

Am fragwürdigsten ist in diesem Absatz, der vom Begräbnis Constanzens, der verstorbenen Frau Nicolos handelt, jedoch das Verhalten beider *Eltern*. Piachi fängt nun an, *List* und *Gewalt* als Mittel seiner Pädagogik einzusetzen, die sich einerseits freilich als völlig wirkungslos erweisen, wenigstens was ihr Ziel, die erhoffte moralische Besserung des Findlings betrifft, andererseits

jedoch die Beziehungen der Figuren im weiteren Verlauf der Geschichte immer mehr durchdringen und vergiften. Nicht weniger rätselhaft ist aber auch Elvirens Benehmen bei der *zufälligen (!)* Begegnung mit der Zofe Xaviera Tartinis in Nicolos Zimmer: Sie *schlug bei diesem Anblick die Augen nieder, kehrte sich, ohne ein Wort zu sagen, um, und verließ das Zimmer*, um, wie der Erzähler versichert, *mit betrübtem Herzen bei der Leiche Constanzens, die den Nicolo sehr geliebt hatte, niederzuknieen und zu weinen.* (Herv. I. K.)

Doch: Wir wissen schon, daß der auch an dieser Stelle eindeutig überlegen moralisierende Diskurs des Erzählers Täuschungen und Fehldeutungen des *eigentlich* Geschehenen impliziert — die erzählte Welt dieses Textes ist genauso eine Welt des Als-ob wie die des *Erdbeben in Chili* — und lediglich dazu dient, das moralisch Unzulässige und Verwerfliche mit moralischem Schein zu überdecken. Wenn man nämlich das sonderbare Interesse der Stiefmutter an den „liaisons dangereuses" Nicolos — Doppelgänger des niemals vergessenen, aber sorgfältig und buchstäblich totgeschwiegenen Colino — in Betracht zieht, wäre es wohl wieder einmal ratsam, nach den *eigentlichen* Ursachen der Betroffenheit der Frau zu fragen, die freilich vom Erzähler, der — auffällig genug — sich an dieser Stelle strickt aufs Festhalten des äußeren Geschehens beschränkt, aus guten Gründen unterdrückt werden. Die Frage ist also: Ist Elvirens Entrüstung wirklich eine moralische, wie der Erzähler nahelegt; ist sie denn tatsächlich als nahe Verwandte der gerade erst Verstorbenen durch die Machenschaften des Stiefsohnes moralisch betroffen? Nicht genausowohl oder noch viel mehr — wenn auch nur unbewußt — als rivalisierende Frau, die das sexuelle Begehren ihres Stiefsohnes gerne auf sich selbst lenken möchte; selbst dann, wenn sie sich so etwas niemals eingestehen würde; selbst dann noch, wenn sie ihr Begehren des Stiefsohnes zur moralischen Entrüstung rationalisiert?

11.

Nun fangen die Zufälle an, ihre verheerende Wirkung zu entfalten, indem sie zunächst einmal eine gravierende Fehldeutung des Geschehenen seitens Nicolos verursachen, der in dieser Passage — sonderbar und unerwartet genug, weil ein punktuelles Zusammenbrechen des moralisierenden Erzähldiskurses signalisierend — das Epitheton *der Unglückliche* angehängt bekommt; eine Etikette, die zwei Absätze zuvor noch Elviren zukam. Oder sollte Nicolos Deutung von Elvirens Benehmen sich doch noch als die richtige erweisen?

Der Vorfall, der in der vorangegangenen Passage schon einmal berichtet wurde und über den nun, diesmal aus Nicolos Perspektive, weitere informationen nachgeschoben werden, verursacht bei ihm allerdings *einen brennenden Haß gegen Elviren*, der sein körperliches Begehren der Frau freilich kaum zu überspielen vermag: Von dem Moment an ist er bemüht, *die Aufmerksamkeit* — welche Aufmerksamkeit denn? — des *redlichen Alten* — der übrigens, den Erzähler beinahe der Lächerlichkeit preisgebend, vor keiner List und keiner Gewalt zurückschreckt — zu umgehen und seine (Stief-)Mutter womöglich zu verführen. Und dies mit gutem Grund und auch um so mehr, als ihm Elvire *niemals schöner vorgekommen war, als in dem Augenblick, da sie, zu seiner Vernichtung, das Zimmer, in welchem sich das Mädchen befand, öffnete und wieder schloß.* Weder der *unendliche Reiz* der (Stief-)Mutter[18] noch die *sanfte Glut an ihren Wangen*, ihrem *von Affekten selten bewegte[n] Antlitz*, sind ihm entgangen; im Gegenteil: Sie machen ihn geradezu wild, *er glüht vor Begierde* — und nun entfaltet sich ein doppelbödiges Spiel der Verführung, bei dem man kaum mehr sagen kann, wer eigentlich die Rolle des Verführers (der Verführerin) und die des (der) Verführten spielt.

12.

Der Absatz treibt das Schlüssel(loch)-Motiv auf die Spitze. Mit Hilfe eines *Zufalls (!)* und eines *Hauptschlüssels* erlangt nun Nicolo alle *Schlüssel*-informationen, die er aber einstweilen noch nicht *aufzuschlüsseln* vermag.

Mit Augen und Ohren gegen das Schloß an Elvirens Zimmertür niedergebeugt, erfährt er zunächst einmal, wie es *eigentlich* aussieht, wenn die Mutter *still für sich, in der Einsamkeit, ihren Schmerz ausweint.* Wenn man nicht, ähnlich den Figuren der erzählten Welt, das Problematische und Peinliche verdrängen will; wenn man bereit ist, sich dem Offensichtlichen nicht zu verschließen, so kann man nicht umhin, festzustellen, daß er Zeuge von — zwar euphemistisch beschriebenen — sexuellen Praktiken wird, denen klar ausgeprägte nekrophile Züge anhaften. *Das geflüsterte Wort: Colino, recht mit dem Akzent der Liebe ausgesprochen*, löst bei ihm einstweilen zwar bloß Herzklopfen aus — das anagrammatische Spiel mit beiden Namen leuchtet ihm erst später ein. Dann tritt Elvire *mit einem ganz gleichgültigen und ruhigen Blick, ein Stück selbstgewebter* ***Leinwand*** *unter dem Arm* (Herv. I. K.) aus dem Zimmer — offensichtlich ein Wink dafür, daß der Schlüssel des Rätsels in der *Gestalt des jungen Ritters auf der* ***Leinwand*** (Herv. I. K.) niedergelegt sei, die Nicolo bald, ins nunmehr verlassene und verschlossene Zimmer Elvirens einbrechend, erblicken wird, wobei er, obzwar ihm *eine Menge von Gedanken durch die Brust fuhren*, jedoch nicht imstande ist, die Ähnlichkeit zwischen ihm selbst und dem *jungen Ritter in* ***Lebensgröße*** (Herv. I. K.) zu realisieren.

Selbst wenn man nicht gewillt ist, die tiefenpsychologische Ausschlachtung des Textes, zu der er übrigens gerade auch an dieser Stelle sehr-sehr herzlich einlädt[19], zu weit zu treiben, ist die Frage nicht von der Hand zu weisen, ob man immer noch guten Gewissens Nicolo widersprechen mag, wenn *diese Verstellung, diese scheinbare Gleichgültigkeit* (der Frau, I. K.) *ihm der Gipfel der Frechheit und Arglist [schien].*

13.

Der *sonderbare Vorfall*, die *wunderbare Begebenheit*, die eine *Unruhe des Gemüts* in Nicolo ausgelöst hatte, beginnt sich nun aufzuschlüsseln. Dazu bedarf es aber eines zweiten, wieder vom Zufall begünstigten Einbruchs in Elvirens Zimmer sowie eines kindlichen, d.h. unbefangenen und unschuldigen, weil noch von keinem sexuellen Begehren getrübten Blickes: *Klara*, deren Name eben diese klare Sicht verbürgt und die auf Grund der widersprüchlichen Aussagen dieser Passage genausowohl als Tochter Nicolos wie des Bischofs gelten darf, erkennt beim ersten Blick die Ähnlichkeit zwischen dem Bild und ihrem mutmaßlichen Vater, den sie übrigens — doppelbödig genug — in einem Atemzug mit *Gott, mein Vater! Signor Nicolo* anredet. Nicolo seinerseits versucht nun vergeblich, *ein plötzliches Erröten, das sich über seine Wangen ergoß* — unzweideutiges Zeichen der Erregung in der Sprache des Körpers, das wir schon einmal an Elvire zu beobachten die Gelegenheit hatten — *wegzuspotten*: Xaviera, seine Geliebte und Mutter des Kindes, die ebenfalls bei der Enthüllungsszene gegenwärtig ist und *in deren Brust das bittere Gefühl der Eifersucht rege geworden war*, verläßt *ziemlich kalt* das Zimmer, obzwar sie weiß, daß — eine merkwürdige Neuigkeit, die nachträglich vieles bestätigen mag — *alle Schwierigkeiten, die sie* (sie und Nicolo, I. K.) *in ihrem Umgang fanden*, von Elvire herrührten.[20] Zuvor tritt sie aber noch kurz vor den Spiegel, durch ihre derartige Verdopplung wieder einmal und zwar nachdrücklich das Spiegelverhältnis zwischen dem Bild und Nicolo bestätigend.

14.

Der Absatz vermittelt, den Anfang eines längeren retardierenden Abschnittes markierend, ein Bild über Nicolos inneren Zustand. Ihn beschäftigt nach wie vor das Rätsel um den Namen Colino, ohne daß er imstande wäre, es zu lösen.

15.

Nun glaubt Nicolo, *den Schlüssel zu allen rätselhaften Auftritten [...], die er erlebt hatte, gefunden zu haben.* (Herv. I. K.)

Zwar dauert die Retardation immer noch fort — eindeutig dominierend ist diese Funktion nicht nur am Anfang, sondern auch am Ende der Passage —, doch kommt Nicolo endlich — *zufällig, in der Tat* — auf die *logogriphische Eigenschaft seines Namens*, die ihn mit dem anderen Namen, Colino, verbindet: *Die Übereinstimmung, die sich zwischen beiden Wörtern angeordnet fand, schien ihm mehr als ein bloßer Zufall.* Selbst wenn die Frage, ob seine Deutung des Zusammenhangs nun tatsächlich die richtige ist oder nicht, kaum eindeutig zu beantworten wäre[21], sollte man festhalten, daß die Übereinstimmung beider Namen, aus dem Aspekt der Autorintention, *keinesfalls zufällig* sein kann: Zwar nicht für Nicolo, doch für den Leser wird (spätestens) an

dieser Stelle die Kette vollständig, übersichtlich und in ihrer Bedeutung evident; die Kette nämlich, die von den drei miteinander jeweils partiell übereinstimmenden Namen **Colino — Nicolo — Paolo** gebildet wird.

Betrachtet man nun diese Kette etwas näher, so ergibt sich daraus folgendes: Das Mittelglied der Kette ist, weil mit beiden anderen Namen partiell übereinstimmend, der Name Nicolo, dessen Träger sich auf diese Weise als *doppelter* — und wenn man seine wiederholte Etikettierung als *Gottes Sohn* mit in Betracht zieht, sogar als dreifacher — *Doppelgänger* erweist. Da aber durch dieses Mittelglied gleichzeitig auch der Bezug zwischen den beiden anderen Namen hergestellt wird, erscheint nun auch der Sohn Paolo als — zwar etwas weiter „verwandter" — Doppelgänger des verstorbenen Geliebten Colino, was nachträglich mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit meine anfangs geäußerte Vermutung, der Vater wollte ihn, wenn auch nur unbewußt, ermorden, bekräftigen mag.

16.

Die Funktion des Absatzes, der sich *spiegel*verkehrt zur Enthüllungsszene in Elvirens Zimmer verhält, ist, Nicolos Informationsdefizit aufzuheben und auf diese Weise — auf der Ebene des Erzähldiskurses — unter Beweis zu stellen, daß seine bisherige Deutung der Zusammenhänge nicht nur eindeutig falsch, sondern auch *schändlich* war. Auffällig ist dabei, daß das streng und sieg-reich-überlegen Moralisierende im Diskurs des Erzählers wieder stärker in den Vordergrund tritt: Die *geheime Geschichte* Elvirens *Empfindungen* wird nun von der Rivalin Xaviera enthüllt, und sie erscheint in der Passage wieder als *die Mutter*, wobei die *Hoffnungen* des Sohnes sowie sein Begehren um so mehr als *widernatürlich* abgestempelt werden können.

17.

Wir sind beim dramatischen Höhepunkt der Geschichte angelangt, beim Absatz, in dem die Wiederkehr des Verdrängten in der Gestalt eines Toten sich ereignet und in dem infolge dessen der Sohn Nicolo und der Vater Piachi, also *der Elende, der höllische Bösewicht*, der *eines Tartüffe würdig* ist und *der Alte* bzw. *der alte Narr* einander offen den Krieg erklären; den Krieg um den Besitz der Frau und der Macht. Der Absatz ist jedoch so lang (der längste der Geschichte) und so komplex (aus allen *Schlüssel*motiven des Textes zusammengesetzt), daß an dieser Stelle ein Kommentar beinahe Satz für Satz erforderlich ist.

Den Auftakt bilden überlegen moralisierende Sätze, die den Sohn diskreditieren sollen: er begehe, so der Erzähler in seiner Beschränktheit, auf Grund eines *satanischen Planes, die abscheulichste Tat, die je verübt worden ist*, und zwar gegen eine *reine Seele* — die Tendenz, Nicolo zu verteufeln, tritt nirgends offener zutage.[22]

Es werden sodann die Vorbereitungen zur Verführung der (Stief-)Mutter geschildert: Nicolo besorgt sich wieder das Kostüm *des gemalten jungen Patriziers* und, *kurz vor dem Schlafengehen* in Elvirens Zimmer eingeschlichen, versteckt er sich in der Nische hinter dem Vorhang, um nun *Elvirens Vergötterung* — worin diese besteht, haben wir ja bereits gesehen — abzuwarten.

Er täuscht sich auch keinesfalls *im Scharfsinn seiner schändlichen Leidenschaft:* Elvire tritt bald ein, und *nachdem* sie sich *still und ruhig* entkleidet hatte, öffnet sie den Vorhang — die naiv-boshafte Frage, wieso sie sich zu einer *Vergötterung* zu entkleiden braucht, wollen wir uns an dieser Stelle ersparen.

Der Anblick hinter dem Vorhang verfehlt die Wirkung nicht: Bevor aber Nicolo ans Werk gehen würde, nämlich die *unter dem Kuß des Todes plötzlich erblassende Gestalt* (Herv. I. K.) zu vergewaltigen — auffallend ist dabei wieder die Ähnlichkeit der Situation mit der am Anfang der *Marquise von O...* — läuft er noch schnell an die Tür, um sie zu verriegeln. Aber die Tür *ist* schon verschlossen; so kann er nun versuchen, Elvire *mit heißen Küssen auf Brust und Lippen aufzuwecken* — halten wir nur fest: es ist dieselbe Brust, an die Elvire ihn schon mindestens einmal — damals, bei der ersten Begegnung — gedrückt hatte.

Dann folgt wieder eine beträchtliche Dosis Moral, vom Erzähler zum besten gegeben, die er gleich dazu mißbraucht, den Leser dermaßen zu betäuben, daß er das höchst Rätselhafte und Fragwürdige in Piachis bald erfolgendem Auftritt auf gar keinen Fall wahrzunehmen vermag. Denn offene Probleme und unbeantwortete Fragen gibt es hier mehr als genug.

Um nur die wichtigsten zu nennen: Wieso *schleicht sich* der „selbstverständlich" ahnungslose Piachi, *den der Elende noch auf mehrere Tage entfernt glaubte* und der — wie denn sonst als zufällig — *unvermutet, in eben dieser Stunde, in seine Wohnung zurückkehren mußte* (Herv. I. K.); warum also *schleicht sich* der redliche und ahnungslose Alte *leise* an die Zimmertür seiner Frau heran, wenn er doch, wie der Erzähler versichert, seine treue und treffliche Gemahlin *schon schlafen glaubte*? Und wozu braucht er, wie es ihm ja ***gelingt*** (Herv. I. K.), *plötzlich, ohne daß irgend ein Geräusch ihn angekündigt hätte, in das Zimmer einzutreten*? Zu fragen wäre außerdem, da er ja *immer den Schlüssel* (zum Zimmer seiner Frau, I. K.) *bei sich trug*, ob nicht mit großer Wahrscheinlichkeit oder gar mit Sicherheit davon auszugehen ist, daß *der gute Alte* über den sonderbaren Totenkult seiner *treuen Gemahlin* Bescheid weiß, daß er ihn stillschweigend duldet oder gar in irgendeiner Weise an dessen Praktiken teilzunehmen pflegt. Daß diese Vermutung nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen ist, scheint auch der Umstand zu bestätigen, daß Piachi, der bei seinem plötzlichen Eintritt in Elvirens Zimmer doch das Bild in der Nische erblickt haben muß (Nicolo riß ja vorhin das schwarze Tuch vom Bild herab und der Vorhang steht wohl immer noch

offen), sich darüber in keiner Weise aufhält und keineswegs überrascht zu sein scheint.

Einer besonderen Erwähnung wert ist außerdem *die Peitsche*[23] — offenbar ein Phallos-Ersatz — , die *der redliche Alte*, als wäre es nur die allerselbstverständlichste Sache der Welt, daß man im Schlafzimmer seiner *jungen, trefflichen und treuen Gemahlin* (man kann ja nie wissen!) eine Peitsche deponiert, ohne Weiteres von der Wand nimmt, um seinem Sohn, *dem Elenden*, den Weg zu weisen, *den er unmittelbar wandern sollte* — eine Pose der Herrschaft, die sich jedoch bald als vergeblich, ja sogar als lächerlich erweist. Piachi ist nämlich sehr bald gezwunden, die Peitsche wegzulegen: Die Macht des (Ersatz-)Phallos ist offensichtlich geringer als die jener *vollgültige[n] Dokumente*, auf Grund deren Nicolo als Besitzer sowohl des Hauses als auch des Vermögens *sein Recht, gegen wen immer auf der Welt es sei, zu behaupten* weiß.

18.

Es bleibt nun nichts anderes mehr übrig, als die verheerenden Folgen der „liaisons dangereuses" in der Familie Piachi zu konstatieren: Elvire, *die Mutter*, stirbt *an den Folgen eines hitzigen Fiebers, das ihr jener Vorfall zugezogen hatte* — ihr *entsetzlicher Blick*, den sie noch bei ihrer Verabschiedung im vorausgehenden Absatz *auf den Elenden warf*, mag vielleicht Zeugnis davon ablegen, daß ihr letztendlich doch die eigentliche Bedeutung der Geschehnisse aufgegangen war.

Piachi, *das Dekret in der Tasche*, drückt in seiner Verzweiflung Nicolo *das Gehirn an der Wand* ein — so wird nun die Geschichte von einer schönen Symmetrie von zwei ermordeten Söhnen (je einer am Anfang und am Ende) eingerahmt; außerdem ereilt auf diese Weise auch Nicolo das Schicksal Colinos, dessen Doppelgänger er ja war: Auch er vermag nicht, der Strafe zu entgehen, die er sich bei der Berührung mit der Frau zugezogen hatte.

Der Vater aber läßt seine Rache am *Sohn* nicht dabei bewenden: Man findet ihn, *da er den Nicolo zwischen den Knien hielt, und ihm das Dekret in den Mund stopfte*. Denkt man sich nun, wie es gar wohl möglich ist, das Dekret als eine Papierrolle, so wird erst die phallische Symbolik und damit die unterschwellige Obszönität des Bildes sichtbar: Das Dekret, das die Macht des Sohnes über den Vater kraft des Logos, des Rechtsspruchs bestätigen sollte, wird ihm vom Vater als Phallos in den Mund gestopft — ein einprägsames Bild, das die anarchische Macht, die ungezähmte Gewalt des Körpers hinter der scheinbar sicheren und verläßlichen Ordnung des Sozialen in provokanter Weise sinnfällig zu machen vermag.

19.

Mit der Hinrichtung des letzten *Unglücklichen* (als letztem von den drei Familienmitgliedern kommt diese Etikette endlich auch Piachi zu), der nun-

mehr einzig und allein von den Mitgliedern seiner Familie übriggeblieben ist, geht die Geschichte zu Ende, ohne jedoch zu einem eigentlichen Abschluß zu kommen. Da nämlich Piachi, der als aufgeklärter Bürger, wie wir ja wissen, einst *ein geschworener Feind aller Bigotterie war*, in Anbetracht der Umstände letztendlich doch sein Glück mit der Heiligen Theologie versuchen will und auf das Feld der Transzendenz rekurriert, um, *die Absolution hartnäckig verweigernd*, des Nicolo, den er ja vorausgeschickt hatte, wenigstens in der Hölle wieder habhaft zu werden, muß das Ende der Geschichte offen bleiben: Es besteht nämlich, wenn auch nur ironisch, eine bestimmte Wahrscheinlichkeit, daß er letztendlich doch noch Glück haben wird. Und wenn dem so ist, wird ihn wohl nichts mehr daran hindern können, die Ermordung des Sohnes in aller Ruhe und Gemütlichkeit ad infinitum weiter fortzusetzen.

Schlußbemerkung

Um die Nachteile, die sich aus der Form des streng linearen Kommentars ergeben, wenigstens zum Teil auszugleichen, möchte ich zum Schluß versuchen, das Wesentliche noch einmal in aller Kürze zusammenzufassen.

Die *Findling*-Erzählung scheint mir, wie bereits eingangs erwähnt, als Kleists erzählerisches Testament die äußerste Grenze des Gesamtwerkes zu markieren: Mit ihr versucht der Verfasser eine radikale Zersetzung der für uns alle konstitutiven Denkkategorie der bürgerlichen Familie, indem er die verdrängte Wahrheit von Macht und Gewalt, List und Verführung, Zwang und Rache hinter dem verkrusteten Schein der Familienidylle sichtbar macht. Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich noch einmal festhalten: Die Personen der Geschichte sind ohne Ausnahme Spielbälle von Kräften, denen sie schutzlos ausgeliefert sind; schutzlos, weil sie die Kräfte — Kräfte des Körpers und der Seele —, die sie bewegen, selbst nicht zu begreifen und zu meistern vermögen. Keiner von ihnen erscheint als (selbst)-bewußter Bösewicht, der entlarvt und moralisch verurteilt werden könnte, sollte oder dürfte — so sehr auch der Diskurs des Erzählers von Verteufelungen und Moralien durchtränkt ist. Grade aus dem überheblich-selbstsicher Moralisierenden im Diskurs des Erzählers ergibt sich aber eine ganze Reihe von spannenden Fragen, auf die ich im Rahmen dieses Kommentars , da ich mir keine Psychoanalyse Kleists zum Ziel gesetzt habe, weder eingehen wollte noch durfte: Warum verhüllt denn Kleist (mit Moral), wenn und was er enthüllen will? *Will* er es wirklich, oder der Text ist wieder einmal klüger als sein Autor? Was wußte er eigentlich und was hat er selbst auch nur geahnt? Und schließlich: War er letztendlich nicht auch selbst ähnlichen Kräften ausgeliefert?

Anmerkungen

1. Der Kommentar integriert den Ertrag einer *Findling*-Lektüre im Rahmen eines gemeinsam mit Dániel Lányi am Germanistischen Institut der ELTE (Budapest) gehaltenen Kleist-Seminars. Außer meinem Freund und Kollegen gilt mein besonderer Dank auch allen anderen Teilnehmern des Seminars, die mich mit ihren kritischen Einwänden zu dieser Arbeit angeregt hatten.
2. Sembdner, Helmut (Hrsg.): *Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. 2. München: dtv 1987. S. 907.
3. Arabische Ziffern bezeichnen der Reihe nach Absätze des Textes der Erzählung in der unter Anm. 2. erwähnten Ausgabe Sembdners. Kursiv gesetzte Wörter und Sätze sind, von evidenten Ausnahmen abgesehen, wörtliche oder sinngemäße Zitate aus dem Text der Erzählung, die ebenfalls Sembdners Ausgabe entnommen sind.
4. „[...] ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen, wo die Exposition schon ein Teil der Entwicklung ist." Goethe an Schiller, 22.4.1797. In: Seidel, Siegfried (Hrsg.): *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. Bd.1. Leipzig: Insel 1984. S. 325.
5. Ich bin mir dessen durchaus bewußt, daß die partielle Übereinstimmung beider Namen sich im Italienischen beinahe von selbst ergibt. Dennoch hätte Kleist m. E. andere Namen wählen können. Weitere Beweise für die Doppelgängerschaft beider Figuren erbringe ich noch später im Laufe meines Kommentars.

   Daß es Kleist tatsächlich um die *Struktur* der familiären Beziehungen geht, zeigt sich schon darin, daß die Personen, die die drei Positionen (Vater, Mutter und Sohn) besetzen, sich als weitgehend — jedoch nicht uneingeschränkt — austauschbar erweisen. Den Ausgangspunkt bildet, in weiter Vergangenheit vor dem Anfang der Handlung zurückliegend, eine intakte Familie, die aus Piachi als Vater, seiner (namentlich nicht einmal genannten) ersten Frau und dem „natürlichen" Sohn Paolo besteht. Dann wird in einem ersten Schritt Piachis Frau durch Elvire ersetzt, und dadurch das „natürliche" Band zwischen Mutter und Sohn abgeschafft. Im zweiten Schritt, indem Paolo durch Nicolo ersetzt wird, bleiben eigentlich keine „natürlichen" Bande mehr übrig, nur noch die drei genannten Positionen. Auffällig ist dabei, daß bei all diesen Substitutionen einzig und allein die Position des Vaters nicht neu besetzt wird.
6. Denjenigen, denen meine Hypothese als zu gewagt erscheint, empfehle ich wenigstens zu bedenken, wozu das Mitleid in der Welt dieser Erzählung führt. Seine verheerenden Folgen würden dann allenfalls *die gebrechliche Einrichtung der Welt (Die Marquise von O...)* hinreichend bezeugen.
7. Vgl. Hamacher, Werner: *Das Beben der Darstellung*. In: Wellbery, David E. (Hrsg.): *Positionen der Literaturwissenschaft: acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili"*. München: Beck 1993. S. 149-173.
8. Auf weitere Bezüge der sonderbaren Starre des Gesichts hat Márton László hingewiesen. Vgl. *A leírhatatlan pillantás. Heinrich von Kleist prózájáról*. In: *Nappali ház 4 (1994) S. 107-117.*
9. Wie Anm.7.
10. Im Freudschen Sinne wäre es eigentlich richtiger, über seine Unheimlichkeit (als Wiederkehr des Wohlbekannt-Unbekannten, weil Verdrängten) zu sprechen. Vgl. Freud, Siegmund: *Das Unheimliche*. In: Freud, Siegmund: *Psychologische Schriften*. Studienausgabe Bd. 4. Frankfurt/M.: Fischer 1970. S. 241-274.
11. Kleist hatte seinem Verleger Andreas Reimer bekanntlich den Titel *Moralische Erzählungen* vorgeschlagen. (Vgl. Kleists Brief an Georg Andreas Reimer, Mai 1810. Wie Anm. 2. S. 835.)
12. „Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht: es ist ein bloß unbegriffener!" (Kleist an Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein) Wie Anm. 2. S. 766.
13. Vgl. Pfister, Manfred: *Das Drama. Theorie und Analyse*. München: Fink 1977. S. 141ff. Da Pfister den Begriff der Spannung an einem Film expliziert, ist er ohne besondere Schwierigkeiten sowohl auf dramatische als auch auf narrative Texte applizierbar.

14. Außer der *Marquise von O...* möchte ich noch auf zwei weitere Bezüge hinweisen. Der eine führt zur 14. Szene des III. Aktes des *Kätchen von Heilbronn*, wo ein Cherub Kätchen aus dem brennenden und einstürzenden Palast Kunigundas rettet; der andere, vielleicht wichtigere, zu Lessings *Nathan*, einem der Schlüsseltexte der Literatur der deutschen Aufklärung, in dem Rechas Rettung aus Nathans brennendem Haus durch den Tempelherren, der der Geretteten als Engel erscheint, als auslösendes Moment die Konstitution der Menschheit als Familie ermöglicht. Kleist scheint seinerseits nicht zuletzt grade dieses aufklärerische Konstrukt mit dem *Findling* in Frage zu stellen.
15. Daß ein *junger Held* sehr wohl ein *junger Tor* sein kann, besagt der vorletzte Auftritt der *Penthesilea*. (Vgl. Anm. 2. Bd. 1. S. 412.)
16. Auffallend ist dabei, daß *man* Krankheitsursache und Krankheitssymptom miteinander verwechselt: Darin offenbart sich ein Unterschied im Informiertheitsgrad verschiedener Figuren bzw. Instanzen des Textes. In der Reihenfolge der je zunehmenden Informiertheit: 1. die Nicht-Eingeweihten (*man*, einschließlich Nicolo); 2. die Eingeweihten (Piachi und Elvire, einschließlich der Leser); 3. der Erzähler (über beide Gruppen hinausgehend); 4. der Autor (über den Erzähler hinausgehend).
17. Der Mechanismus der Verdrängung ist in Geschichte und Gesetz des Amazonenstaates eingeschrieben: Der Gründungsakt des Staates ist ein Massenmord, der *an* Männern begangen wird und der im Laufe der Geschichte zum Gesetz des ritualisierten Kampfes *für* Männer erhoben wird, der den Gründungsakt — jedoch unter Ausschluß gerade des Wesentlichsten, da Männer ja auf keinen Fall mehr getötet werden dürfen — verschroben bis ins Unendliche wiederholt. Penthesilea tut also eigentlich nichts anderes, als die verdrängte Wahrheit des Gesetzes wieder an den Tag zu legen — an die Stelle, wo Es war, ist nun Ich getreten —, deshalb hat ihre Tat einerseits grenzenloses Entsetzen und eifrige Distanzierung bei ihren „Kolleginnen", andererseits aber die Aufhebung des Gesetzes und das Ende des Frauenstaates — symbolisch sinnfällig gemacht im *Sterben des Bogens* — zur Folge.
18. Meine Unsicherheiten und Schwankungen bei der Bezeichnung der Figuren bilden die Unentschiedenheiten und Unklarheiten ihrer Beziehungen ab.
19. Colinos Bild ist ja *in einer Nische der Wand, hinter einem rotseidnen Vorhang* (Herv. I. K.) aufgestellt.
20. Unklar bleibt dabei, ob der zitierte Satz als Vermutung der Figur oder als Aussage des Erzählers zu betrachten ist.
21. Die Schwierigkeiten ergeben sich daraus, daß die Erzählung der *Schlüssel*szene aus Nicolos Perspektive erfolgt und dementsprechend ziemlich lückenhaft ist: Das äußere Geschehen wird zwar akribisch festgehalten, doch — da man die *innerlichen Bewegungen* der Frau von außen betrachtet — kann man letztendlich gar nicht sicher sein, was beispielsweise die *sonderbare Beklommenheit* in Elvirens Blick oder ihr *sanftes Erröten* zu bedeuten haben.
22. Völlig unklar bleibt dabei jedoch der eigentliche Grund der wahrlich maß- und grenzenlosen moralischen Entrüstung des Erzählers. Ist er wohl so entrüstet — was übrigens weniger wahrscheinlich ist —, weil in der nun zu erzählenden Szene eine wehrlose Frau vergewaltigt wird (was allerdings keinesfalls uneingeschränkt als die ganze Wahrheit gelten darf)? Oder eher, weil die Vergewaltigungsszene noch dazu inzestuös ist (was freilich wieder nur die halbe Wahrheit ist)?
23. Vgl. Lányi Dániel: *Was sucht die Peitsche an der Wand?* In: Mádl Antal – Gottschalk, Hans-Werner (Hrsg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1992*. Budapest — Bonn [1993]. S. 359ff.

Marijan Bobinac (Zagreb)

1968 und das neue Volksstück

Eine Jahreszahl, die im allgemeinen für die geistige und politische Bewegung der europäischen Studenten und Intellektuellen in den sechziger Jahren steht, und eine Gattungsbezeichnung, die sich auf ein gleichzeitig entstandenes dramatisches Genre bezieht, werden hier als auffallendes Beispiel für das Verhältnis von Politik und Theater im 20. Jahrhundert herangezogen. Es ist zwar bekannt, daß der intellektuell-studentischen revolutionären Gebärde viel mehr die Beschäftigung mit großen Zeitthemen und hervorragenden Persönlichkeiten im Dokumentartheater bzw. mit diversen Emanzipationsversuchen im Straßen- und Aktionstheater entsprach. Im Brennpunkt des Interesses waren die Diskussionen um die Revolutionierung des Theaters oder sogar um seine Überwindung, um seine Aufhebung durch das revolutionäre Geschehen auf den Straßen; im Vordergrund standen dabei die Namen der Autoren und der Theaterleute wie Peter Weiss, Rolf Hochhuth, Julian Beck oder Peter Handke.

Doch zur gleichen Zeit wird immer mehr auch ein reges Interesse für die realitätsnahe, das 'Kleine-Leute'-Milieu schildernde Dramatik manifest. Dieses Phänomen, welches in der Theaterpraxis spätestens seit 1966 feststellbar ist, wird von Kritikern und Wissenschaftlern erst auf seinem ersten Höhepunkt, nach der Uraufführung der frühen Stücke von Franz Xaver Kroetz 1971, angemessen erörtert und bewertet. Es handelt sich um eine Reihe von neuen, kritischen, volkstümlichen Stücken, die v. a. von jungen bairischen und österreichischen Dramatikern geschrieben wurden und parallel zu den wiederentdeckten Stücken ihrer Vorbilder Horváth und Fleißer auf die deutschsprachigen Bühnen kamen.

In diesen neuartigen Volksstücken, die man gelegentlich auch schwarze oder Anti-Volksstücke nannte, traten Figuren aus Unter- und Mittelschichten auf, deren lokale Sprachen und Millieus keinesfalls die Idyllik und Vertrautheit der alten bzw. der trivialen Volksstücke suggerieren sollten, sondern eine bedrückende, ausweglose Realität mit vielen drastischen Handlungsmomenten auf die Bühne brachten. Die Autoren dieser Stücke — Martin Sperr, Rainer Werner Fassbinder, Franz Xavier Kroetz, Wolfgang Bauer, Harald Sommer, Peter Turrini — haben selten eine direkte Beeinflussung ihrer Zuschauer beabsichtigt, sie wollten meistens nur die prekäre Lage ihrer Figuren an Hand von ausgewählten Situationen kommentarlos demonstrieren.

Welche Stellung diese Dramatiker im einzelnen zur der 68er Bewegung hatten, d. h. ob sie selbst aktivistisch auftraten oder bloß mit ihren einzelnen Aspekten, etwa mit der antibürgerlichen Grundhaltung, einverstanden waren, kann hier nicht näher untersucht werden. Es soll vielmehr die anfangs er-

wähnte Überschneidung von sozio- und kulturpolitischen Stellungnahmen und Forderungen der Studentenbewegung und der Außerparlamentarischen Opposition mit den Intentionen und der Themenwahl der neuen Volksstückschreiber von der Mitte der sechziger bis zum Beginn der siebziger Jahre, bedingt gesagt in ihrer frühen Phase, in den Vordergrund gestellt werden.

Sieht man von einem der wichtigsten Momente im Achtundsechziger Aktivismus, von den Protesten gegen den Vietnam-Krieg, ab, welche ihrer Internationalität wegen nicht in den lokalen Rahmen paßten, so können fast alle anderen Anliegen der Studenten und der APO in neuen Volksstücken wiedererkannt werden. Dieser Zusammenhang wird jedoch auf der Bühne weder durch agitatorische Mittel noch durch laute Appelle an das Publikum hergestellt. Sichtbar wird er eher als Kontrastfolie zu folgenden Thesen der Protestbewegung der sechziger Jahre:

- die Mittel- und Unterschichten, insbesondere die Arbeiterschaft, die einst 'die lebendige Absage an den Kapitalismus' verköpert hat, sind nun in das bestehende System integriert — dieser Zustand ruft zur Veränderung auf;
- die nationalsozialistische Vergangenheit, die in der Aufbauphase verdrängt wurde, sollte ins Kollektivbewußtsein zurückgerufen und kritisch verarbeitet werden;
- im privaten Bereich ist das autoritäre Denken nach wie vor verbreitet — deswegen wird die antiautoritäre Erziehung gefordert, welche das Fundament für eine repressionsfreie Gesellschaft legen sollte;
- die Wohlstandsgesellschaft, die einen bis zu dieser Zeit unbekannten Warenkonsum ermöglicht hat, weist ausgesprochen repressive Züge auf, indem sie die Menschen — trotz allen materiellen Begünstigungen — einer zunehmenden seelischen Versklavung aussetzt. Diesem Umstand, genauso wie der damit zusammenhängenden Kultur- bzw. Bewußtseinsindustrie, soll mit einer breitangelegten Aufklärungsarbeit entgegengewirkt werden;
- in der Kunst und Kultur soll der bürgerliche Betrieb mit verschiedenen Provokationen gestört werden;

Diese Thesen, die v. a. von der „Frankfurter Schule" und von Herbert Marcuse beeinflußt worden sind, fanden für ihre Anhänger die Bestätigung in verschiedenen politischen Ereignissen der zweiten Hälfte der sechziger Jahre: in den Wahlerfolgen der NPD, in Hetzkampagnen der Boulevardpresse, im Attentat eines Arbeiters auf den Studentenführer Dutschke, in den bundesrepublikanischen Notstandsgesetzen usw. Das offene Engagement, das sie Studentenbewegung zu all diesen Fragen mit großer Vehemenz zustande bringt, gehört im Dokumentartheater zu den wesentlichen dramaturgischen Mitteln, während die Neuen Volksstücke — trotz ihrer Sozialkritik — nur selten zur Parteinahme bereit sind. Es fehlt auch das utopische Moment, das bei den Autoren der dokumentarischen Stücke eine große Rolle spielt.

So bietet sich die Bezeichnung Kontrastfolie an, weil die in vielen Volksstücken geschilderten Zustände aus der gesellschaftlichen Realität der unteren Schichten geradezu als Gegenbild zu den utopischen Entwürfen stehen, die in den paraphrasierten Thesen der Achtundsechziger Bewegung, aber auch in verschiedenen Theaterprojekten dieser Zeit enthalten sind. Mit anderen Worten: Neue volkstümliche Dramatiker übernehmen zwar die gesellschaftliche Diagnose, die in den Thesen zum Ausdruck kommt, sie weigern sich jedoch, den damit verbundenen Aktivismus oder bestimmte Hinweise auf mögliche Lösungen in ihre szenischen Texte mit einzubeziehen. Sie begnügen sich also mit dem Aufzeigen der Verhältnisse, die veränderungsbedürftig sind, aber das Nachdenken darüber, wie sie verändert werden sollen, wird den Zuschauern überlassen.

Dieser Zusammenhang kann schon an der ersten These, an der These zur Integration der Arbeiter in das bestehende System, dargestellt werden. Im weitverbreiteten Buch *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition*, das unmittelbar nach den Maiereignissen 1968 erschienen ist, sprechen sich die Studentenführer für die Aufklärungsarbeit mit den Arbeitern aus: „Zugleich mit ihrer Aufklärung", meint Bernd Rabehl, sollten die Arbeiter „ihr eigenständiges [...] Kommunikations- und Organisationsnetz hervorbringen, das sie befähigen würde, in den konkreten Auseinandersetzungen nicht den Status quo ihrer Unmündigkeit zu verteidigen, sondern ihren Emanzipationsprozeß zu betreiben."[1] Diesen Annäherungsversuch hat Rudi Dutschke in einem Brief an den Arbeiter Josef Bachmann, den Mann, der ihn durch mehrere Revolverschüsse schwer verletzt hat, folgendermaßen formuliert:

> Studenten und Intellektuelle haben sich bisher Euer bedient und an Eurer Ausbeutung teilgenommen. Unserer Meinung nach dienen die Studenten nur zu etwas, wenn sie endlich wieder zum Volk zurückkehren.[2]

Solche Entwürfe der Arbeiteraufklärung findet man bei den neuen Volksstückautoren zu dieser Zeit weder in ihren Aussagen noch in ihren szenischen Texten. Aber die soziale Wirklichkeit, in der die Unterprivilegierten leben, schildern sie ähnlich wie die Vertreter der 68er-Bewegung. So betonte Kroetz beim Berliner Horváth-Symposiom 1971 — indem er von Versuchen Horváthscher Figuren sprach, ihre Barrieren zu sprengen — folgendes:

> Diese Dialektik, die in vielen Stücken Horváths das Drama ist, funktioniert heute nicht mehr, ihre Basis ist zerstört durch die Entfremdung der Produktionsweise der spätkapitalistischen Epoche, die als Strafverschärfung nicht nur die Entmündigung des Arbeiters im Rahmen der Arbeit bringt, sondern im Gefolge der Freizeitindustrie, die totale Manipulation, die Anbetung der Anonymität der Wissenschaften im Sinn eines neuen Gottes.[3]

Wie weit diese Manipulierbarkeit gehen kann, sieht man am Lastfahrer Kurt in Kroetz' Stück *Das Nest* (1974), der in seiner Unterwürfigkeit und Anpassungsbereitschaft einen Sonderauftrag seines Chefs ausführt und dabei, ohne es zu ahnen, fast den Tod seines eigenen Kindes verursacht. „Du bist ja

überhaupts kein Mensch, das muß mir immer entgangen sein, sondern höchstens ein dressierter Aff!"[4] — sagt seine Frau zu ihm. Diese zugespitzte Formulierung, obwohl sie einem späteren Stück von Kroetz entstammt, in dem gewisse Ausbruchsmöglichkeiten angedeutet werden, kennzeichnet treffend den Bewußtseinszustand des 'kleinen Mannes' in vielen neuen Volksstücken.

In Martin Sperrs Stück *Landshuter Erzählungen* (1967) werden in den Kampf zweier Bauunternehmer auch ihre Arbeiter verwickelt und ausgenutzt. Als ein Hilfsarbeiter auf der Baustelle wegen des schlechten Arbeitsschutzes sein Leben verliert, sagt der Vorarbeiter vor dem Gericht nicht gegen den Firmenbesitzer aus und bekommt dafür eine bessere Stellung. Andere Arbeiter schlagen zwar einen lokalen CSU-Politiker, der offene Sympathien für die Nazis zeigt, zusammen, aber als sie hören, daß sich ihr Arbeitgeber durch amerikanische Aufträge nach dem Krieg bereichert hat, indem er Gefangenenlager für deutsche Soldaten gebaut hat, wollen sie ihn nur verlassen.

Das 'Trudelverhalten' einer Gruppe Jugendlicher in der bairischen Provinz beschäftigt Rainer Werner Fassbinder in seinem Stück *Katzelmacher* (1968). Die sonst gespannte Gruppenbeziehung harmonisiert anscheinend, als in ihr Milieu ein Außenseiter, der griechische Gastarbeiter Jorgos, gelangt, da sich alle Aggressionen jetzt gegen ihn richten. Aus Ausländerhaß und aus sexuellem Neid beschließen die Jugendlichen, den Griechen zusammenzuschlagen. Nachdem sie das getan haben, erfahren sie, daß die Anstellung der Ausländer ein Trick sei und gut für Deutschland.

Die desillusionierende Darstellung verwendet der Autor jedoch nicht nur für die Kennzeichnung der Peiniger, sondern auch für die Kennzeichnung der Opfer. Als Jorgos nämlich erfährt, daß bei der Firma, in der er arbeitet, bald auch ein Türke beschäftigt werden soll, ist er empört: „JORGOS Turkisch nix. Jorgos und Turkisch nix zusammenarbeit. Jorgos gehen andere Stadt."[5]

„Ist das westliche Deutschland faschistisch, präfaschistisch, neofaschistisch oder faschistoid?"[6] Diese Frage, die sich in den sechziger Jahren viele gestellt haben, formuliert Hans Magnus Enzensberger im *Kursbuch* 1968. Von der unbewältigten Vergangenheit, von vielen Überresten des nationalsozialistischen Gedankengutes bei der Bevölkerung ausgehend, haben die Intellektuellen nicht selten auch Vergleiche mit dem Jahr 1933 angestellt. Doch, führt Enzensberger aus, gebärdet sich der Faschismus von heute völlig anders: Er ist keine Bewegung mit Taktik und Strategie, er hat keinen Führer.

„Dieser neue Faschismus ist keine Drohung, er ist längst Wirklichkeit, es ist ein alltäglicher, einhäusiger, verinnerlichter, institutionell gesicherter und maskierter Faschismus."[7] Diese Ansicht des prominenten APO-Vertreters haben auch die neuen Volksstückautoren geteilt. In ihren Stücken tauchen allerdings keine Figuren der bewußten Anhänger des Nationalsozialismus wie z. B. Erich in Horváths *Geschichten aus dem Wiener Wald* auf, geschweige, daß Nazis gruppenweise aufmarschierten und mit ihren ideologischen Gegern in Konflikt gerieten (wie in Horváths *Italienische Nacht*).

Der Faschismus ihrer Figuren kommt aus ihrer Vergangenheit in autoritären Denkschemata zustande und nicht aus ihrer Zugehörigkeit zu einer faschistischen Partei. Manchmal stoßen sie dabei auf den Unmut ihrer Umwelt, wie das bei dem erwähnten CSU-Politiker in Sperrs *Landshuter Erzählungen* der Fall war. Die Reaktionen auf die nationalsozialistisch gefärbten Aussagen einzelner Figuren werden von ihrem Milieu entweder stillschweigend angenommen oder aber mit einem Unbehagen begleitet, das eher von Zustimmung als von Verurteilung zeugt.

In seinem ersten Stück *Jagdszenen aus Niederbayern* (1965) nimmt Sperr ein bairisches Dorf als Modell der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, wobei er die Tragödie des homosexuellen Abram in den Vordergrund stellt. Das alte Volksstückmotiv, das Motiv des Außenseiters, wird hier nicht für die Verherrlichnung des 'Kleine-Leute'-Milieus, das den gefährlichen Eindringling entfernt hat, verwendet, sondern als Anlaß zur Darstellung autoritärer Verhaltensweisen im dörflichen Kollektiv genommen. Solche Verhaltensweisen suchen die Bewohner des Dorfes, das Volk im Stück auch durch Berufung auf die Praktiken der Nazis zu rechtfertigen:

GEORG: Und ich sag, für solche gehört der Hitler wieder her.
METZGERIN: Bist nicht gleich ruhig!
MAX: Vergast gehört er! Vergast! Der Abram. Da muß die Todesstrafe wieder her.[8]

Peter Turrinis Volksstück *Sauschlachten* (1971), das einen kärntnerischen Bauernhof zum Schauplatz hat, ist auch als Demonstration verschiedener Brutalitäten im angeblich gemütlichen dörflichen Milieu konzipiert. Der ältere Bauernsohn Valentin, der sich von der rohen und gefühllosen Umgebung dadurch distanzieren will, daß er nicht redet und nur wie ein Schwein grunzt, wird von anderen Familienangehörigen und Dienstboten zunächst dazu bewogen, wieder „wie a deutscher Mensch"[9] zu reden. Als er letztendlich aber bei seiner Sprachverweigerung bleibt und weiter grunzt, wird er von der Familie und unter Anwesenheit der lokalen Prominenzen regelrecht geschlachtet.

Sowohl von Valentins Vater, der als Soldat der Deutschen Wehrmacht an der Ostfront gekämpft hatte, als auch von seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder hört man Sätze, die nationalsozialistische und damit verbundene deutschnationale Ideologeme enthalten. So ruft der Bauer seine Kriegserlebnisse mit folgenden Worten in Erinnerung: „Meine Kameraden im Krieg, das waren Menschen. Die sind gestorben [...] mit dem Heimatlied auf die gebrochenen Lippen!"[10]

In einem weiteren Versuch, Valentin zum Sprechen zu bringen, appellieren die Angehörigen an seine Heimatgefühle, sagen ihm ein deutschnationales Gedicht auf und wollen von ihm zumindest den Namen der Heimat herauspressen:

Bäuerin: Der arme Bub weiß doch jetzt net, was er sagen soll ... Östreich ... oder deutsches Land ... oder vielleicht Großdeutschland ...

Bauer: Is eins wies andere. Wir jären jo schon mit dem ersten zfrieden.

Knecht: In da Not frißt da Teufel Fliegen.[11]

Die autoritären politischen Aussagen, die viele Figuren in neuen Volksstücken zum Vorschein bringen, stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit dem autoritären Verhalten in ihrem Privatleben und in ihrer Arbeitswelt. Die Drohungen, die von der 'großen Welt' kommen, sind dabei viel weniger sichtbar als die Unterdrückungen und Aggressionen, welche im engen, ungemütlich gezeichneten Milieu zwischen 'kleinen Leuten' entstehen. Die unerfreulichen Zustände in der gesellschaftlichen Realität, welche in diesen Stücken geschildert werden, stehen im scharfen Gegensatz zur Idee einen antiautoritären Gesellschaft, welche die Achtundsechziger Bewegung mit großen Buchstaben auf ihre Fahnen schrieb. Die bestehende gesellschaftliche Ordnung, insbesondere ihr Establishment, wurde als repressiv bekämpft, als Alternative wurde die sogenannte basisdemokratische Organisation vorgeschlagen, in der es keine Unterdrückungen geben dürfte, in der man irdisches, vor allem sinnliches Glück erreichen wollte. Besonders viel wurde über die Notwendigkeit einer antiautoritären Erziehung diskutiert, wobei man Akzente auf die sinnliche Qualität des Lebens, auf die sexuelle Aufklärung setzte. Solche Forderungen wollte man u. a. in neuartigen Kinderläden verwirklichen, wo man Lernprozesse förderte, wo es keine Strafen gab usw. Scharf kritisiert wurde auch die (klein)bürgerliche Familie wegen ihrer nach wie vor patriarchalischen Struktur, insbesondere wegen der Unterdrückung der Frau. Dieser Zustand kann, wie viele APO-Anhänger glaubten, nur durch die radikale Veränderung der Produktions- und damit der Machtverhältnisse aufgehoben werden. All diese Wünsche, all diese Projektionen einer veränderten Gesellschafts- und Familienstruktur sind aus Unzufriedenheit und Empörung über die bestehenden, vorwiegend autoritären sozialen und familiären Strukturen entstanden. Dabei gingen die Studenten und Intellektuellen nicht nur von Adornos und Horkheimers Studien über den 'autoritären Charakter', sondern auch von empirischen soziologischen Forschungen aus.

Auf diesen und ähnlichen Erfahrungen fußen auch die neuen Volkstücke. Ihre Themen muten häufig wie Illustrationen zur Problematik des 'autoritären Charakters' oder der Unterdrückung innerhalb und außerhalb der Familie an, sie beziehen sich oft auch auch die sexuelle Misere der dargestellten Figuren bzw. auf Störfaktoren — wie ungewünschte Schwangerschaft, welche die Beziehungen zwischen Mann und Frau untergraben. Das selbständige, authentische Denken — auch häufige These der Achtundsechziger — wird durch Hinweise auf eine höhere Autorität systematisch unterbunden. So antwortet z. B. der Dorfpfarrer auf die Frage eines räsonierenden Bauern in Sperrs Jagdszenen aus Niederbayern folgendes: „Fragen stellen kann jeder. Glauben! Du mußt glauben. Dann wirst du selig sein."[12]

Sperrs Stück kann geradezu als eine Fundgrube für verschiedene Aspekte der autoritären Verhaltensweisen im 'Kleine-Leute'-Milieu angesehen werden. Da ist zunächst das Motiv der tabuisierten Sexualität in der intoleranten Umgebung. Der aus dem Gefängnis entlassene homosexuelle Abram sucht Anschluß an die Dorfgemeinschaft, die jedoch mit einem, der es „mit Männern treibt",[13] nichts zu tun haben will. Um diesen Vorwürfen zu entgehen, versucht er sich an das Dorfmädchen Tonka zu binden. Doch dieses Verhältnis zweier Außenseiter, Tonka wird nämlich vom Dorf als Hure bezeichnet, ist zum Scheitern verurteilt. (Hier wird das Motiv der tabuisierten Sexualität mit dem zweiten verknüpft: mit dem Außenseitermotiv.) Tonka, von Abram geschwängert, will ihn zur Heirat überreden. Doch er, unter dem Druck der Dorfbewohner leidend, sieht sich nicht in der Lage, die Verantwortung für Tonka und das Kind zu übernehmen, und, in Verzweiflung geraten, bringt Tonka um. Die darauf von Dorfbewohnern organisierte Jagd auf den flüchtigen Abram stellt den Höhepunkt der kollektiven Brutalität dar: Die Gemeinde bekommt die auf Abrams Ergreifung ausgesetzte Prämie und beschließt, mit diesem Geld die Kirchenorgel reparieren zu lassen. Am Ende versammeln sich die Dorfbewohner und stellen mit Zufriedenheit fest, daß die beiden Außenseiter, Tonka und Abram, weg sind, denn sonst „käm die Stadt schon aufs Land".[14]

Im Stück taucht noch eine Außenseiterfigur auf: Rovo, der geistig gestörte Sohn der Bäuerin Maria, bei der Abram eine Zeitlang als Untermieter wohnt. Im Ungang mit Rovo wird ein breites Repertoire der autoritären Erziehungsmethoden gezeigt. Nachdem er aus der 'Anstalt' entlassen worden ist, stellt seine Umwelt fest, daß sich sein Zustand nicht verbessert hat und daß man mit ihm nur brutal umgehen kann. So wird er vom Dorf verlacht und gepeinigt, seine Mutter schreit ihn ununterbrochen an und straft ihn bestialisch: „Weißt du, ich hab ihn gestern, weil gestern wars besonders schlimm, da hab ich ihn mit Brennesseln abgerieben, das ist ein altes Hausmittel und ist billig. Das hat geholfen."[15] Nur Abram ist der einzige, der Rovo nicht wie einen Trottel behandelt. Wenn sie sich einander anzunähern versuchen, werden sie von Dorfbewohnern 'ertappt'. Abram wird daraufhin aus der Wohnung verjagt, und Rovo, da ihm jetzt wieder Einweisung in die 'Anstalt' droht, begeht Selbstmord.

Die Aggressivität in kleinbürgerlichen bzw. dörflichen Milieus der neuen Volksstücke entlädt sich hauptsächlich gegenüber den Schwächeren — Frauen, (ungeborenen) Kindern, Gastarbeitern, 'Abartigen', Geistesgestörten. Beim frühen Kroetz kommt besonders häufig das Motiv der unerwünschten Schwangerschaft vor, was den Hinweis auf die aktuelle Diskussion über den Paragraphen 218 enthält. Kroetz stellt sich die Frage, wie sich diese Problematik bei den weitgehend unaufgeklärten unteren Gesellschaftsschichten auswirkt. In seinen Stücken, die zwischen 1968 und 1972 entstanden sind, geht es vor allem um die unterhöhlten zwischengeschlechtlichen und zwischenmensch-

lichen Beziehungen, in denen als Haupthindernis das Kind herausgestellt wird. Da solche Schwangerschaften weder von der Umwelt begrüßt werden, noch ökonomisch tragbar sind, versuchen Kroetz' Figuren sie gewaltsam abzubrechen. Die Mittel, die sie dabei einsetzen (Stricknadel, Lauge), sind äußerst primitiv, nur der vermögende Wirt im Stück *Hartnäckig* (1970) kann die Kosten eines illegalen ärztlichen Eingriffs tragen. Falls die Kinder aus solchen Beziehungen nicht als Totgeburten auf die Welt kommen (wie in *Wildwechsel*, 1968), werden ihnen keine Überlebenschancen geboten. Im Stück *Heimarbeit* (1969) ertränkt der arbeitslose Willy das außereheliche Kind seiner Frau beim Baden, während die debile Beppi in *Geisterbahn* (1971) ihr Kind, das in ein Kinderheim eingewiesen werden soll, auf einem Rummelplatz tötet.

Die repressionsfreie Gesellschaft, das erklärte Ziel der Außerparlamentarischen Opposition, war nicht nur durch die Aufklärung der Unter-, und Mittelschichten, durch die kritische Vergangenheitsbewältigung bzw. durch die Beseitigung autoritärer Verhaltens- und Denkweisen zu erreichen. Die APO sah eine große Gefahr auch im sog. Konsumterror in der Wohlstandsgesellschaft und betonte, daß dieses Phänomen — trotz gewissen Vorteilen — eine zunehmende geistige Verarmung des Menschen bringt und dadurch auch ausgesprochen repressive Züge aufweist. Diese wichtige These der Achtundsechziger Bewegung wurde nicht so häufig im neuen Volksstück der sechziger und der frühen siebziger Jahre problematisiert. Schwer denkbar ist nämlich die Erörterung dieser These z. B. in Kroetz' Stücken aus dieser Zeit, in denen größtenteils die Figuren der Benachteiligten, der Menschen vom Rande der Gesellschaft dargestellt wurden.

Doch eines der Schlüsselwerke der Gattung Neues Volksstück, Turrinis *Rozznjogd* (1967), beschäftigt sich mit dem Thema Konsumterror in der Wirtschaftswunderperiode. Das Stück handelt von einem jungen Paar aus dem Arbeitermilieu, welches sich nach harter Arbeit 'einen Jux machen will'. Die beiden jungen Leute kommen auf eine riesige Müllhalde und schießen auf die Ratten. In ihrem Spiel auf diesem seltsamen Ort verzichten sie, zunächst zögernd, aber dann immer entschiedener auf alle ihre Kleider, Konsum- und Kosmetikartikel, auf alles, was sie mit dem gesellschaftlichen Konsumzwang verbindet und verwandeln sich langsam von 'dressierten Affen' in gesellschaftliche Außenseiter. Dieser Befreiungsversuch stelllt eher eine Ausnahme in der neuen volkstümlichen Dramatik dar, da sich die meisten Figuren dieser Gattung mit dem Bestehenden abfinden. Aber die Emanzipation, wenn sie auch zustande kommt, ist zum Scheitern verurteilt: Die beiden Protagonisten in *Rozznjogd*, genauso wie schon der Bauernsohn in *Sauschlachten*, werden brutal ermordet.

Wie kann man auf solche repressiven Handlungen der bürgerlichen Gesellschaft angemessen antworten, wie kann man auf die offene Feindschaft auch der breiten Bevölkerungsschichten reagieren, haben sich in den sechziger Jahren viele Anhänger der Außerparlamentarischen Opposition gefragt. In der

politischen Sphäre hat man am häufigsten mit Straßendemonstrationen geantwortet, die sowohl die politische Elite, als auch die sog. gewöhnlichen Bürger als offene Provokation verstanden haben. Genauso provokativ hat das bürgerliche Publikum auch verschiedene Versuche der Künstler und der Theaterleute empfunden, neue Ausdrucksmöglichkeiten zu erproben. Ähnlich hat ein Teil dieses Publikums auch auf die neuen Volksstücke reagiert. Die Autoren dieser Stücke, und darin folgen sie vielen Achtundsechzigern, haben die Institution des bürgerlichen Theaters und die bürgerliche Kunst im allgemeinen abgelehnt und ihre Demokratisierung gefordert. Im Unterschied zu den führenden italienischen und französischen Vertretern des Volkstheaters — Dario Fo und Armand Gatti, die ihre Zielgruppen außerhalb des institutionellen Theaters gesucht und sich damit viel mehr den Forderungen der Studentenbewegung genähert haben — hofften die deutschsprachigen Dramatiker, mit ihren antibürgerlichen Stücken das bürgerliche Publikum provozieren und das bürgerliche Theater selbst umfunktioneren zu können. In einem Interview behauptet Peter Turrini, daß er und andere junge Autoren vom Ende der sechziger Jahre über den damaligen, fast ausschließlich klassischen Spielplan der etablierten Theater verärgert waren. Diese Theaterhäuser „haben sich den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, die vor sich gerade gelaufen sind, nicht gestellt, sondern haben sich hinter dem, was man mit dem allgemeinen Begriff Klassik bezeichnen könnte, versteckt".[16] Die neuen wirklichkeitsnahen Stücke, die in dieser Situation auf die führenden Bühnen kamen, waren Versuche, setzt Turrini fort, „dieses bürgerliche Theater in zweifacher Hinsicht zu sprengen. Erstens, es zu sprengen als eine Anstalt, in der Gegenwart nicht behandelt wird. Zweitens, es zu sprengen, weil dort nur die Hochsprache verhandelt wird."[17]

Der erste Punkt bezieht sich auf verschiedene, bereits erörterte thematische Aspekte der neuen Volksstücke: Darstellung der Alltagsrealität auf der Bühne, Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, Schilderung autoritärer Verhaltensweisen im ländlichen und kleinstädtischen Milieu anhand mehrerer Motive wie unerwünschte Schwangerschaft, benachteiligte Außenseiter usw. Im zweiten Punkt berührt Turrini eine der wichtigsten formalen Innovationen im Theater der sechziger Jahre: die Wiedereinführung der lokalen Sprachen in die dramatische Literatur. Obwohl es vom Kriegsende bis zu den sechziger Jahren hie und da im Dialekt verfaßte Dramen gegeben hat, hatte die hochsprachliche Gestaltung in der Dramenproduktion und auf dem Theaterrepertoire eine abolute Vormachstellung. Die Dialektstücke, sowohl die alten, klassichen als auch die neuen, trivialen, waren im Bewußtsein der meisten Theatergänger mit dem harmlosen Heimatgefühl, mit der 'gesunden', 'kraftstrotzenden' Natur des 'kleinen Mannes' verbunden. Deswegen wirkte es für sie so schockierend, daß die 'heilen' Heimatzustände, die 'gstandenen' Menschen mit ihrer 'unverdorbenen' Sprache in neuen Volksstücken einer unerbittlichen Kritik ausgesetzt waren. Das provokative Poten-

tial dieser neuen dramatischen Gattung nahm allerdings sehr bald ab. Man merkte, daß in Theatersälen ein applaudierendes Publikum sitzt, „das froh ist, daß es nicht wiederum durchschlafen mußte".[18] Das war einer der wichtigsten Gründe für die Entscheidung mancher Volksstückautoren, v. a. Kroetz und Turrini, ihre dramatische Konzeption in der ersten Hälfte der siebziger Jahre wesentlich zu ändern.

Parallel dazu verlief auch der schon 1969 begonnene Prozeß einer Auflösung und Spaltung der großen Protestbewegung, in dem ihre ursprüngliche Kraft und ihre ursprünglichen Intentionen weitgehend verloren gingen.[19] Die Zäsur, die in der Poetik der erwähnten Volksstückautoren festgestellt werden kann, war von dieser Krise der alternativen Politik in den siebziger Jahren tief geprägt. Kroetz und Turrini, aber auch andere volkstümliche Dramatiker, haben weiterhin, nun aber mit wesentlich modifizierten dramaturgischen Mitteln auf die aktuellen politischen Diskussionen und auf die gesellschaftlichen Veränderungen reagiert sowie ihre Auswirkungen an lokalen Schauplätzen und mit lokalen Sprachen darzustellen versucht.

Anmerkungen

1. Bergmann, Uwe u. a.: *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition*. Hamburg: Reinbek 1968. S. 175.
2. Dutschke, Rudi: *Mein langer Marsch*. Hamburg: Reinbek 1980. S. 130.
3. Kroetz, Franz Xaver: *Weitere Aussichten*. Hamburg: Reinbek 1982. S. 555.
4. Anm. 3, S. 256.
5. Fassbinder, Rainer Werner: *antiteater*. Frankfurt/M.: 1970. S. 30.
6. Enzensberger, Hans Magnus: *Berliner Gemeinplätze II*. In: *Kursbuch* 13 (1968) S. 191.
7. Ebd.
8. Sperr, Martin: *Bayrische Trilogie*. Frankfurt/M.: 1972. S. 58.
9. Turrini, Peter: *Turrini Lesebuch*. Wien: 1978. S. 98.
10. Ebd. S. 95.
11. Ebd. S. 96.
12. Anm. 8, S. 38.
13. Anm. 8, S. 12.
14. Anm. 8, S. 51.
15. Anm. 8, S. 23.
16. Gespräch mit Peter Turrini, geführt von Marijan Bobinac im Dezember 1983, Typoskript, S. 1.
17. Anm. 16, S. 2.
18. Anm. 9, S. 349.
19. Siehe z. B. Bieling, Rainer: *Die Tränen der Revolution*. Die 68er zwanzig Jahre danach. Berlin: 1988. Bes. S. 60 ff.

András Balogh (Budapest)

Dichterbilder in der Lyrik Franz Hodjaks

„Es gab viele Arten von Zynismus, die er überaus mochte. Zum Beispiel den Zynismus als Abwehrreaktion gegen Zersetzung" — schreibt der Lyriker und Prosaschriftsteller Franz Hodjak in seinem neuesten Roman,[1] und damit charakterisiert der in Deutschland lebende rumäniendeutsche Autor nicht seinen Helden, sondern vielmehr seine eigene Haltung und sein dichterisches Schaffen. Es ist kein Lob, als zynisch bezeichnet zu werden; für einen Dichter kann dieses Wort sogar eine Brandmarke sein, aber bei Hodjak verliert der Begriff den pejorativen Beigeschmack und wird zum poetischen Prinzip, das seine Gedichte und seine lyrische Welt zusammenhält.

Hodjak ist und war ein konsequenter Lyriker: Er kritisierte in seinen sozial engagierten Gedichten die Kompromisse des Alltagslebens im real existierenden Sozialismus, und wenn er schon zu kritisieren anfing, dann machte er keinen Halt vor den Tatsachen und Zuständen, die von jedem angegriffen wurden, sondern ging viel weiter und rebellierte. Seine Auflehnung galt dem, was in der Kultur der kleinen rumäniendeutschen Minderheit als heilig betrachtet worden war, an was man als erhaltende Kraft glaubte: Er rebellierte gegen die Traditionen und Gebundenheiten, gegen die Verankerung in die eigene Geschichte und Kultur, die damals für viele als geistiger Zufluchtsort vor den politischen Mißständen galt. Dadurch wurde er zum Enfant terrible der rumäniendeutschen Literatur. Er fand die Sprachgemeinschaft zu eng, das von vielen fest geglaubte Kultur- und Sprachbewußtsein zu brüchig: Auf diese Weise stellte Hodjak die kanonisierten Werte in Frage, und ihnen zum Trotz schuf er eine andere poetische Welt der Freiheit, der Schönheit und der Spiele, eine Ersatz-Welt, wo er nach seinen eigenen Gesetzen, unabhängig vom Desaster des Sozialismus zu leben glaubte. Hodjak hat aber einen anderen Weg als die Elfenbeinturm-Dichter gehabt, denn die Dichtung bot für ihn die Täuschung einer alternativen Welt, wo die Ausgestoßenen, Heloten, Witzbolde und Revolutionäre ihr Zuhause hatten. Die geistige Grundlage dieser Auffassung bildete die Auswahl und Deutung solcher Autoren, die sich alle in irgendeiner Randsituation des Lebens befanden. In diesem Aufsatz wird durch die Interpretation der typischsten Dichterbilder Hodjaks die Analyse dieser poetischen Auffassung versucht.

Hodjaks Lebensdaten sind unumgänglich für die Rezeption seiner Lyrik — sie verraten übrigens auch sehr viel über die Existenz einer Minderheitenkultur in einer „pulsierenden" Diktatur: Der Dichter wurde 1944 in Hermannstadt (rumänisch Sibiu) geboren. Schule, Abitur, Wehrdienst — diesen für die damalige Zeit gewöhnlichen Stationen folgte eine ungewöhnliche: er

wurde an einer Baustelle als Hilfsarbeiter angestellt, aber nur für eine kurze Periode, bis zum Anfang seines Germanistikstudiums an der Babes-Bolyai Universität in Klausenburg (Cluj). 1970 beendete Hodjak sein Studium; das politische Tauwetter in Rumänien, das mit dem Regierungsantritt Ceauşescus kam, konnte der Absolvent gut nutzen, er wurde Lektor bei der deutschen Sektion des neu gegründeten Dacia-Verlags.[2] Hodjak erwies sich sehr produktiv, in den 70er und 80er Jahren publizierte er regelmäßig Gedichtbände, Kinderbücher und Kurzprosasammlungen. Die wichtigsten davon: *Brachland* (1970), *Spielräume* (1974), *offene briefe* (1976), *flieder im ohr* (1983), *Augenlicht*" (1986), *Sonderangebot* (1992). Er erhielt mehrere Literaturpreise und Stipendien, und ist unter anderem Träger des Preises des rumänischen Schriftstellerverbandes (1976) und bekam 1982 das Stadtschreiberstipendium der Stadt Mannheim. Nach der Revolution in Rumänien, nach 1989 also, blieb er weiter als Verlagslektor tätig, aber durch die vielen Einladungen ins Ausland war er immer weniger in der literarischen Presse Rumäniens präsent. 1992 folgt seine endgültige Ausreise in die Bundesrepublik, wo er mit vielen Publikationen und Lesungen seine dichterische Tätigkeit sehr aktiv weiterführt. In diesen letzten Jahren hat er mehrere Titel bei Suhrkamp veröffentlicht: Die Bände *Siebenbürgische Sprechübungen* (1990), *Franz, Geschichtensammler* (1991), *Zahltag* (1991), *Landverlust* (1993), *Grenzsteine* (1995) brachten ihm Anerkennung, und machten ihn in Mitteleuropa bekannt.

Der Band *mit Polly Knall spricht man über selbstverständliche dinge als wären sie selbstverständlich*[3] nimmt eine wichtige Stelle in seinem dichterischen Schaffen ein: Hier klärt Hodjak sein Verhältnis zur Literatur, hier versucht er, seine Vorbilder poetisch und menschlich zu verstehen und zu deuten. Das Erscheinungsjahr des Bandes ist 1979, ein Jahr, als in der Innenpolitik Rumäniens nichts geschah, aber dieser Stillstand war für die Gedichte eines deutschsprachigen Lyrikers auch von Belang. In den 70er und 80er Jahren hat nämlich niemand ernsthaft an den Sturz des Sozialismus gedacht, es gab nicht einmal einen schwachen Schimmer von Hoffnung, und damit sollten sich auch die Dichter abfinden. Zu dieser allgemeinen Hoffnungslosigkeit gesellte sich eine andere: die kleine deutschsprachige Nationalität schien zu einem langen Dahinsterben verurteilt zu sein, das heißt, daß ihre Lebensverhältnisse (auf einem sehr niedrigen Niveau) kurzfristig gesichert waren, die aber keine sichere Zukunftsmöglichkeiten zuließen. Ganz konkret bedeutete diese Situation für die Intellektuellen, daß sie in staatlich subventionierten und kontrollierten Zeitungen, Zeitschriften und bei Verlagen eine pseudo-selbständige Kultur machen konnten, sie sollten eben nur die bekannten Grenzen der immer stärker zugreifenden Zensur vor Augen haben. Da die Auswanderung der Rumäniendeutschen nach einem zwischenstaatlichen Abkommen auf eine niedrige Quote reduziert wurde, waren die Abnehmer dieser Kultur „gesichert". Eine verzweifelte Leserschaft, eine geistige Situation, in der eine offene Diskussion über die Angelegenheiten der Kultur nicht

möglich war, und wo es keine Hoffnung auf bessere Zeiten gab: Unter diesen Umständen „reiften" die Gedichte Franz Hodjaks.

Der Dichter Hodjak arbeitete als Antwort auf diese Situation eine seltsame Auffassung aus: Wenn die Realität, das normale Leben nicht menschenwürdig sei, dann sei wohl das wahre Leben außerhalb des Normalen und des Alltäglichen zu finden — sowohl im Leben, als auch in der Literatur. Deshalb wählt er zu seinen Vorbildern Literaten, die in irgendeiner Randsituation gelebt haben. Diese seltsame Lebensläufe werden im Band *Polly Knall* nach dieser Logik thematisiert, womit auch die Dichtung eine eigene Aura bekommt, die den Leser in ihrem Bannkreis zieht und die Atmosphäre vermittelt, Poesie sei ausschließlich nur eine Angelegenheit von Außenseitern. Diese Stimmung wird auch dadurch verstärkt, daß Dichter und literarische Gestalten von diesem Charakter evoziert werden. Bereits ihre Namen verraten diese Tendenz: Kaspar Hauser, Caligula, Herkules, Villon, Ezra Pound und die im Ausland wenig bekannten rumänischen Dichter Alexandru Ivasiuc und Anatol E. Baconsky, die zu den wenigen rumänischen Literaten gehörten, die eine meditativ-selbstreflektierende, fast handlungslose Prosa verfaßt haben, und deren Gedichte wegen des oppositionellen Engagements in ganz Rumänien bekannt und beliebt waren. Ein Beispiel:

Georg Trakl

1.
er paßte so
gar nicht
in die uniform seiner zeit

2.
er war ein hartnäckiger schweiger
trank bis zu sieben viertel wein
schrieb seine gedichte auf briefumschläge und rechnungen
hatte ein besonderes verhältnis zur schwester
zu Dostojewskij und kokain
kam viel zu früh in den krieg
rettete sich bei Grodek und
desertierte ins jenseits

3.
er wußte nie soll er
ja sagen oder nein

4.
er wußte nur
bis er sich entschied waren seine zweifel
die einzige wahrheit[4]

Nach dieser Darstellung war Georg Trakl „ein hartnäckiger schweiger", der täglich fast zwei Liter Wein trank. Es ist interessant, daß Hodjak fast nur solche persönlichen Charakterzüge hervorhebt, die von einem gewöhnlichen, normalen Lebensweg abweichen und die für den literarischen Wert der Texte kaum von Belang sind. Trakl „schrieb seine gedichte auf briefumschläge und rechnungen" — das ist aber nur der Auftakt zur kommenden Steigerung, die dann das Gedicht vom Ungewöhnlichen bis zum Schockierenden führt, denn Trakl „hatte ein besonderes verhältnis zur schwester / zu Dostojewskij und kokain." Das Schockierende wird hier nicht näher ausgeführt, Hodjak begnügt sich mit verschleierten Hinweisen, die den Dichter Trakl eher verfremden, als ihn zum poetischen oder menschlichen Vorbild zu machen. Das äußerste Mittel dazu ist die Verwendung von Behauptungen als wahre Tatsachen: es ist nicht sicher, daß Trakl Selbstmord begangen hat; diese Verstellung dient an dieser Stelle der Verstärkung des Bildes über den Außenseiter Trakl. Aber letztendlich geht es hier eigentlich nicht um Trakl, ganz unabhängig davon, wie seine Lebensführung war; seine Person ist nur Vorwand, nur Ausgangspunkt für ein Gedicht, das eigentlich allgemeine Probleme erörtern möchte, wenigstens das innere Gleichgewicht des Textes läßt das spüren: Drei Strophen aus den insgesamt vier thematisieren ganz allgemeine Fragen. „Er paßte so / gar nicht / in die uniform seiner zeit" — expressis verbis wird der bereits ausgeführte Kern der Literaturauffassung von Hodjak am Anfang des Gedichtes ausgesagt, aber man hat ein seltsames Gefühl bei der Lektüre dieser Zeilen, als ob sich Trakl (oder aber das Alterego von Hodjak) die Mühe gegeben hätte, sich der Welt und seiner Zeit anzupassen, nur eben wegen seiner Gewohnheiten, seines Lebensstils und überhaupt seines ganzen Habitus wegen aus der Gesellschaft ausgestoßen gewesen wäre. Dieses Gefühl wird durch die letzten zwei Strophen noch weiter verstärkt, wo der suchende Trakl evoziert ist, der **richtige** Antworten zu geben versucht. Die Prinzipien oder aber die Moral der richtigen Antworten sind im Gedicht nicht einmal angedeutet, es ist den Leser überlassen, hier jeden beliebigen Gedanken einzusetzen, womit Hodjak eine abstrakte moral-philosophische Ebene erreicht. Dieses Ende hat zwar aktuelle Bezüge zum Leben Trakls, könnte aber auch aus der Perspektive der Entstehungszeit des Textes sehr gut gedeutet werden. „Er wußte nie soll er / ja sagen oder nein", bzw. „seine zweifel [waren] die einzige wahrheit" — dieser Abschluß sucht nach einer höheren Wahrheit, nach Gewißheiten, was aber nicht ausgesprochen wird. Es wird nur bei einer Suche bleiben: Antworten sind keine gegeben worden, weder abstrakte, noch konkrete. Aber konnte jemand damals im Sozialismus bewußt argumentierend ein Nein-Sager sein? Oder aber konnte jemand andere Argumente als die offiziell anerkannten für die Begründung seiner Ja-Sager-Haltung veröffentlichen? Sicherlich nicht, die Zensur hätte solche Zeilen nicht zugelassen, so sind die Fragestellungen Hodjaks, die nur eine andere Antwort ermöglichen, schon an sich eine kühne Tat gewesen. Die bittere Jahrzehnte der 70er und 80er widerspiegeln diese

Mimikri-Gedichte, wo durch berühmte Gestalten der Literatur, durch prominente Vertreter der Poesie Fragen vorgetragen werden. Aus der heutigen Sicht ergibt sich aber auch eine andere Überlegung: Um Protest-Antworten durch real wirkende Fragen in diesen Gedichten zu ermöglichen, mußte man solche Personen evozieren, die keineswegs Vertreter einer harmonischen, ausgewogenen, nach Gleichgewicht strebenden Literatur waren, sondern Außenseiter, wodurch der Leser der Hodjakschen Dichtung den Eindruck bekommt, Literatur sei ein Phänomen am Rande des gesellschaftlichen Lebens.

Sollte die beschriebene Person ein normales Leben geführt haben, so wird sie von Hodjak in Randsituationen gedrängt, wo „normales" menschliches Handeln nicht mehr möglich ist. Gotthold Ephraim Lessing, der bedeutendste Denker der deutschen Aufklärung, war zum Beispiel kein Zerrissener: Er erscheint aber in dem besprochenen Band,[5] als ob er mit seinem Hauptgegner Pastor Goeze einer Meinung wäre, als ob er nicht mehr unterscheiden könnte, was seine eigene Identität ist und was die seiner Feinde. Diese Sicht auf Lessing ist eher das Identitätsdilemma des modernen Dichters, der zwar gegen die Gesellschaftsordnung protestiert, aber der durch seine Kompromisse das System bis zu einem gewissen Grad anerkennt. Wo sind die Grenzen der Möglichkeiten und was ist der Sinn des Widerstands und der Ehrlichkeit? „Wie lange soll das noch / und noch / tolerieren wer für toleranz ist / gut ich schreib meinen Nathan / und was dann" — lautet die Pseudo-Lessingsche Überlegung, die in den späten 70er Jahren in Rumänien nur eine theoretische aber gar keine praktische Alternative bot, denn tolerieren mußte man alles, wenn man leben wollte. Das wußte Hodjak auch, deshalb schrieb er das scheinbar absolut nicht passende Ende: „eine ohrfeige / kann ein literarisches argument sein // aber das / wird erst später sagen / ein Karl Kraus". Was aber hier paßt, ist die Ironie. Man konnte in der historischen Situation ganz einfach keine kluge Antwort auf die Toleranz-Frage geben, so führte Hodjak das Gedicht ins Ironische.

Der Band enthält weitere Gedichte über Heine[6] und Baconsky.[7] Die Dichter sind in ihren privaten Sphären evoziert, und auch wenn das lyrische Ich nicht in der ersten Person Singular spricht wie Heine, wird das „du" verwendet; es kommt zu Dialogen und es werden Intimitäten bloßgelegt wie bei Trakl, der „ein besonderes verhältnis zur schwester" hatte. Man könnte fragen: warum sind für Hodjak diese persönlichen Geheimnisse wichtig? Sie haben (meistens) mit dem ästhetischen Wert (etwa eines Nathans) nichts zu tun. Aber Hodjak braucht die Vermenschlichung seiner Vorbilder, er sucht ihre Schwächen heraus, um den Kontakt unmittelbarer zu machen, um „Hautkontakt" zu erlangen. So wird Heinrich Heine zu einem träumenden Menschen, der zwischen seinen sexuellen Trieben und seinen dichterischen Visionen sein menschliches Gleichgewicht sucht: „im blut kreist jauchzend der lust gespinst / und im kopf ein mond der ironisch grinst."

Baconsky ist aber in eine bizarre Situation gesetzt: er unternimmt seine letzte Reise, die als eine (damals meistens nicht genehmigte) Auslandsreise beschrieben wird, womit auch der Tod zum Komplizen des Protestes gemacht wird. Der Nachruf auf Baconsky erinnert den Leser wiederum verschleiert an die Gefängnisjahre des Verstorbenen, dessen Verdienst war, Gedanken (der Freiheit selbstverständlich) aufrechtzuerhalten. Die persönliche Anrede bietet hier die Möglichkeit auf die Verdienste hinzuweisen, die wiederum von gesellschaflicher Relevanz sind: „dein / durch die jahre geretteter kopf / von trümmern verschüttet, begraben / unter wurzeln / die du zeitlebens bloßgelegt / wird die nachwelt dich bergen aus den vielen // typoskripten". Wahrheiten zu formulieren, die Ursachen zu erklären, war das größte Verdienst des Verstorbenen. Mit diesem Gedicht erreicht die Poesie von Hodjak wiederum neue Dimensionen: Seine Protest-Haltung kann nicht mehr nur aus der deutschen Literatur abgeleitet werden, sondern auch die kulturellen Beziehungen zum rumänischen Volk bekommen eine Rolle. Hodjaks Poesie wird dadurch zu einem interessanten Versuch, die eigene Identität zwischen mehreren Kulturen und Sprachen zu finden. Das enge Verhältnis zur reichen Tradition der deutschen Literatur, hervorgerufen aus der Zwischenstellung der rumäniendeutschen Literatur im Milieu der rumänischen (und einigermaßen auch der mitlebenden ungarischen) Literatur, sowie aus der sprachlichen Sondersituation wird jetzt durch diese Akzentsetzung bewußter gestaltet.

Die vier Dichter, Lessing, Heine, Trakl und Baconsky lebten in völlig verschiedenen Zeiten und haben kaum Gemeinsamkeiten gehabt: Sie sind in diesen Gedichten nur ähnlich betrachtet und beschrieben worden. Aber nicht nur die Betrachtungsweise ist ähnlich, sondern auch die Art und Weise des Evozierens. Im Umgang mit dem literarischen Thema entwickelt der Autor nämlich eine spezifische Gedichtstruktur: Anfang und Mitte sind persönliche Anrede oder Monolog, das Ende wird philosophisch, abstrahierend gestaltet, was dem Zweck dient, das Menschlich-Persönliche und zugleich das Typische auf eine solche Weise zu finden, daß die evozierten Gestalten weiterhin besondere Menschen bleiben, aber jetzt nur nach anderen Kriterien. Hodjak entmythisiert, um neuen, anderen Gedanken den Weg zu bahnen. Dieser Prozeß des Entmythisierens bei Hodjak ist nur dann zu verstehen, wenn man die Tradition der rumäniendeutschen Literatur in Betracht zieht, wonach viele Dichter der gesamten deutschen Literatur als Vorbilder für eine menschliche Haltung geschätzt (und nicht nur als Dichter hochgeachtet) worden sind. Über Lessing schrieb 50 Jahre früher der zu Lebzeiten Klassiker gewordene Adolf Meschendörfer: „In atemloser [...] Hast hat er sein Leben schnell verbraucht, um Wege zu bahnen, Gestrüpp zu roden, jungen Edelstämmen den Boden zu bereiten, stolzen Kronen Luft zu schaffen und von allen Seiten Licht hineinfluten zu lassen. Kein Hindernis hat ihn je geschreckt, keine Last gebeugt, keine noch so saure Arbeit entmutigt. [... Lessing sei deshalb dem] sächsischen Volk vielleicht am verwandtesten",[8] womit Meschendörfer aus seiner

Perspektive aus zweifelsohne recht hat, denn sowohl Lessing als auch er versuchten gesellschaftliche und literarische Ziele gleichzeitig miteinander zu verbinden und zu verwirklichen. Dieses Lessing-Bild — von der rumäniendeutschen literarischen Tradition her gesehen — wird von Hodjak abgebaut und in eine Weise relativiert, daß die menschliche Größe der Beschriebenen doch zum Vorschein kommt. Lessing bleibt auch in der verzweifelten Situation ein Held der Toleranz; Heine „kann nicht umhin", er soll für seine Schriften stehen; Trakl sucht nach den Wahrheiten und bleibt nirgends stehen. Hodjak arbeitet mit den Elementen der literarischen Tradition, aber er beweist Wachsamkeit im Umgang mit den vorgeprägten Motiven: Er versucht diese zeitadäquat umzugestalten und die eigene Position im literarischen Kontinuum zu verankern. Seine Dichterbilder sind dennoch vom illusionszerstörenden Charakter. Abgebaut wird dabei die Ehrfurcht vor den großen Leistungen der Dichtung, und das menschliche Elend, der verzweifelte Kampf, der dahinter steckt, wird aufgezeigt. Die ästhetische Potenz steigt durch das Spannungsfeld zwischen dichterischer Größe und menschlichem Dasein.

Das dichterische Verhalten ist in diesen Gedichten eigentlich pessimistisch. Die eigenen Chancen, die eigenen Lebensmöglichkeiten werden durch die negative Perspektive angezweifelt. Peter Motzan, der bedeutendste Kritiker der rumäniendeutschen Regionalliteratur, formuliert diesen Charakterzug der Gedichte Hodjaks wie folgt: „Unsicherheit prägt die Beziehung zur Umwelt und die Einschätzung des eigenen Verhaltens. [...] Diese Gedichte konstruieren keine erstrebenswerten Existenzmodelle, sondern leben aus der Freiheit und der sanften Kraft der Illusionslosigkeit."[9] Diese Illusionslosigkeit — ohne mit schrillen Worten formuliert zu sein — dominiert die Stimmung: „eingekreist / von den lärmenden flügeln der mauern, von / so viel blindem blech, prahlendem holz / splittern von glas / gab er schließlich nach" — steht über Baconsky, oder aber: „er wußte nur / bis er sich entschied waren seine zweifel / die einzige wahrheit" — für Georg Trakl. Diejenigen rumäniendeutsche Gedichte und belletristischen Texte, die nicht im Soge des Kommunismus entstanden sind, oder die nicht die sozialistische Macht besingen wollten, also die zur Dissidenz gehörten, wurden sehr oft mit positiv konnotierten Adjektiven und Floskeln charakterisiert, wie etwa 'klarblickend', 'Hoffnung', 'konstruktive Unzufriedenheit', 'entlarvender Konformismus' oder 'rebellierend gegen kleinbürgerliche Mentalität'. Hodjaks Lyrik kann aber mit diesen Termini nicht beschrieben werden, weil er dem Leser keine Zukunftsperspektive anbietet. In diesen Bildern fehlt die Alternative: die evozierten Dichtergestalten möchten keinen Weg mehr zeigen, sie möchten kein positives Zukunftsbild entwerfen. Hodjak gibt die traditionelle Alternative auf, in die Dichtung zu flüchten; er beschreibt nur die von ihm wahrgenommene Situation. Hodjak baut auch eine andere traditionelle Auffassung ab: er umgeht das schreibpsychologische Dilemma des Minderheitenschriftstellers, der sich als Sprecher einer Ethnie berufen fühlt, aber gleichzeitig viel

breitere literarische Horizonte anstrebt. Hodjak nimmt diese althergebrachte Rolle nicht an, er erlebt diesen Zusammenstoß von Moral und Individualität nicht mehr mit. Kann aber ein Mensch, ein schreibender Intellektueller so leben? Wenn das Leben so negativ wahrgenommen wird, woher nimmt man dann die Kraft zum Weiterleben und Weiterschreiben? Diese Texte, diese Dichterbilder geben keine Antwort auf diese Frage. Nur in anderen Texten Hodjaks kann man aber eine mögliche Antwort finden, aus diesen kann man auch seine „Zielsetzung" rekonstruieren: „Ich mag üppige Frauen. Der Akt als Befreiung ist mir besonders verhaßt. Ich will die drückende Geographie des Universums nachvollziehen. Ich brauche keine Illusionen. Ich will im Fleisch begraben sein, bevor ich in der Erde verscharrt werde."[10] Dieses Bekenntnis ist wohl nichts anderes, als das Heimweh des Dichters nach Sexualität als Form des Unendlichen, ein unbeschreibbares Gefühl des Sehnens. Diese Perspektive der Unendlichkeit versus der kleinkarierten politischen Enge — daraus entsteht die verfremdend-ironisierende Dichtung Franz Hodjaks.

Die Porträtgedichte streben keine strenge künstlerische Gestaltung an. Hodjak sucht die Rhythmik nicht in den Hebungen und Senkungen, nicht in der Melodie der Sprache, sondern vielmehr in der Wiederkehr der Gedanken und in der ganzen Struktur. Nur das Heine-Gedicht ist als Ausnahme eine rhythmische Paraphrase, die anderen sind freie Rhythmen. Damit entkleidet Hodjak die Literatur, keine Zierde, nichts Verschönerndes wird geduldet. Nur den bloßen Gedanken wird freier Weg gesichert, um durch scheinbar einfache Aussagen die Wahrheiten des Lebens bewußt zu machen. Diese zerstören aber dann unsere Wünsche, es bleibt nichts übrig als die Illusionslosigkeit. Das aber wird von Hodjak konsequent dargestellt, womit er einen eigenartigen Platz in der deutschen Literatur einnimmt. Er grenzt sich als **deutschsprachiger Dichter** sowohl von der Moderne, als auch von den neuen Modeströmungen ab, und versucht sich auch als **rumäniendeutscher Autor** von seinen heimischen Gebundenheiten loszulösen, die er zu eng findet, und die politischen Verhältnisse durch Ironie und Selbstkritik zu überwinden.

Seine radikale, aber feste Haltung außerhalb der Grenzen des Alltäglichen führte ihn aber nicht in eine hermetische Isolation: Er hat in der rumäniendeutschen Literatur gewirkt; das Porträtgedicht, in dem der „Gegenstand" in seinen biographisch-historischen Dimensionen erfaßt wird — sicher mit aktuellen Bezügen — fand in der rumäniendeutschen Lyrik eine Aufnahme.

Anmerkungen

1. *Grenzsteine.* — Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995. S. 168.
2. Es sei hier bemerkt, daß es in Redaktionen damals noch Planstellen gab, aber seit Mitte der 70er Jahre im Verlagswesen keine neue Mitarbeiter mehr eingestellt wurden.

3. Vgl. *mit Polly Knall spricht man über selbstverständliche dinge als wären sie selbstverständlich.* Gedichte. — Bukarest: Kriterion Verlag 1979.
4. In: *Polly Knall*, S. 26.
5. *Lessing*

   wie ihm nur beikommen diesem / vernagelten schwätzer oder wahnwitzigen / oder bloß eitlen tor / so / schreitet er hin wie ein hahn / unterm volk der hennen / ernährt sich / von kaviar / und aufgewärmten dogmen / läßt sich untertänigst empfangen / und hängt nun schon weltliche mäntelchen um / all den inkunablen phrasen / verbietet und geifert und hat allein recht / und nennt sich pastor Goetze [Sic! Statt Pastor Goeze. Der Verf.] / wie lange soll das noch / und noch / tolerieren wer für toleranz ist / gut ich schreib meinen Nathan / und was dann // eine ohrfeige / kann ein literarisches argument sein // aber das / wird erst später sagen / ein Karl Kraus (Siehe im Band *Polly Knall*, S. 22.)
6. *Heine*

   1. / ich bin wie ich bin / und kann nicht umhin // kann weder leise noch kann ich laut / aus meiner etwas zu engen haut // daß ich da steh und täglich erfahre / den alp entgleister zeiten und jahre // zwischen austern dividenden und goldnem luster / nichts als bourgeoises gerülps und gepluster // nach langem gewurstel durch absurdeste türen / scheiter ich schließlich an kaufmannsallüren // unterm schlafrock tief aus der massengruft / schreit meine jugend nach luft und luft // im blut kreist jauchzend der lust gespinst / und im kopf ein mond der ironisch grinst // vergällt selbst die träume von trommeln kokarden / und dem speichel der kaiserlichen barden // inmitten des ratlos wirren gedrängels / rück ich näher an Marx und Engels // 2. / ich bin wie ich bin doch meist allein / und wie ich geschrieben hab werd ich sein (a. a. O. S. 24-25.)
7. *A. E. Baconsky*

   den paß in der tasche, tratst du etwas voreilig / die reise an, fahrend / ins falsche jenseits // an der grenze / erklangen jäh / schrille xylophone // die erhobne hand, der halbe satz / erstarrten / zwischen kränzen aus harmlosem rauch // auf absurden bildschirmen erschien die aussicht / die zukunft zu erleben / als archäologie // eingekreist / von den lärmenden flügeln der mauern, von / so viel blindem blech, prahlendem holz / splittern von glas / gab er schließlich nach // dein / durch die jahre geretteter kopf / von trümmern verschüttet, begraben / unter wurzeln / die du zeitlebens bloßgelegt / wird die nachwelt dich bergen aus den vielen // typoskripten (a. a. O. S. 35-36.)
8. Zitiert aus der Zeitschrift *Klingsor*, Heft 1 / 1929, S. 41. von Peter Motzan im Kritikenband *Lesezeichen.* — Klausenburg: Dacia Verlag 1986. S. 33.
9. a. a. O. S. 156.
10. Hodjak, Franz: *Sonderangebot.* — Bukarest: Kriterion Verlag 1992. S. 61.

SPRACHWISSENSCHAFT

Jürgen Amrhein (Köln)

Valenztheoretische Aspekte der Auxiliarisierung

Die Grammatikalisierung des *werden*-Passivs und der Agensanschluß mit *von*

1. Zur Einführung

1.1. Die Grammatikalisierungstheorie als Herausforderung für die Valenzanalyse von Hilfsverben

In diesem Aufsatz möchte ich schlaglichtartig einige Perspektiven aufzeigen, die sich aus einer Konfrontation der Valenzanalyse von Verben mit der Grammatikalisierungstheorie ergeben. Es ist meine Überzeugung, daß führende Valenztheoretiker noch an einem zu starren Konzept von Verbvalenz festhalten, was zur Folge hat, daß Hilfsverben immer noch nicht als eigenständige Valenzträger gelten. Einen verheißungsvollen Ausweg bietet hier die Grammatikalisierungstheorie, die nicht nur unter diachronem Aspekt Prinzipien der Genese von grammatikalischen Morphemen („Grammemen") aus ursprünglich lexikalischen bzw. schwächer grammatikalisierten Morphemen aufgedeckt hat, sondern auch unter synchronem Aspekt dem Linguisten in Form von Grammatikalisierungsparametern ein methodisches Instrumentarium anbietet, mit dessen Hilfe er Grade der formalen und semantischen Grammatikalisierung von Lexemen oder grammatischen Konstruktionen differenziert bestimmen kann.

Der Vorteil dieses Vorgehens liegt darin, daß auch Zwischenformen, die sich hartnäckig einer eindeutigen Kategorialisierung entziehen, sich funktional und syntaktisch angemessen bestimmen lassen. Einen solchen Problemfall stellen gerade die Hilfsverben dar, bei denen nicht nur ihre Valenzfähigkeit, sondern letztlich auch ihr Verbcharakter in Frage steht. Eine Grammatikalisierungsanalyse von Hilfsverben birgt aber noch eine weitere Perspektive. Hilfsverben schieben ja nicht einfach ihre lexikalischen „Eltern" bzw. „Ahnen" ins sprachliche Abseits, sie können synchron durchaus noch mit ihnen koexistieren. Im nhd. gilt dies etwa für das gleichzeitige Nebeneinander der Perfektauxiliare *sein* und *haben* und des Futur- und Passivauxiliars *werden* mit ihren jeweiligen vollverbhaften Varianten. Hier besteht nun die Möglichkeit, Vollverb- und Auxiliarbedeutung noch im sprachlichen Jetztzustand syste-

matisch aufeinander zu beziehen, um syntaktische und semantische Regularitäten dieser Beziehung, die man aus den Prinzipien der Grammatikalisierung vorhersagen kann, zu überprüfen.

Da sich die Grammatikalisierungstheorie erst in jüngster Zeit für valenztheoretische Fragestellungen zu interessieren beginnt (vgl. etwa Heine 1993: 18-20, 99-106), möchte ich nur kursorisch und in jedem Falle sehr vorläufig einige zentrale Aspekte des Hilfsverbproblems am Beispiel des deutschen Passivauxiliars *werden* behandeln und denkbare Lösungsvorschläge skizzieren. Für das Problem, ob der Agensanschluß im *werden*-Passiv Angabe oder Ergänzung ist, ergibt sich eine neue, überraschende Lösung.

1.2. Hilfsverben / Auxiliarverben: zur Definition

Zunächst eine terminologische Festlegung: Unter „Hilfsverben" möchte ich im folgenden solche Verben verstehen, die obligatorisch der Bildung grammatischer Konstruktionen dienen und deren semantischer Gehalt so blaß ist, daß sie in diesem Sinne als „grammatikalisiert" gelten können. Im Deutschen zählen hierzu traditionell die perfektbildenden Hilfsverben *haben* und *sein*, die passivbildenden *werden* (für das sog. „Vorgangspassiv") und *sein* (für das sog. „Zustandspassiv") sowie das futurbildende *werden* (vgl. z. B. Lenerz 1983: 163). Als „Auxiliarverben" will ich dagegen alle Verben definieren, die zusammen mit einem infiniten Verbbestandteil das Satzprädikat bilden. Ähnlich syntaktisch fundiert definiert auch Eroms (1987: 83), der in der Verkettung innerhalb eines Prädikates die primäre Funktion von Auxiliarverben sieht: „Ein auxiliarer Charakter eines Verbes tritt durch die Einbindung in eine Prädikatsverkettung zutage."

Dieser Auxiliarbegriff deckt sich mit Engels Abgrenzung einer geschlossenen Klasse von „Nebenverben", zu der er alle Verben rechnet, „die auf Grund ihrer Valenz andere Verben regieren" (Engel 1994: 105; zum folgenden s. auch 105ff). Engel nimmt eine morphosyntaktische Subklassifizierung der Nebenverben vor in a.) Infinitivverben: Modalverben (*dürfen*, *müssen*, etc.), Modalitätsverben (*belieben zu*, *scheinen zu*, etc.) und „sonstige Infinitivverben" (etwa *heißen*, *lassen*); b.) Partizipverben: „Auxiliarverben" (*werden*, *sein*, *haben*, *bekommen*, *gehören*) und „sonstige Partizipverben" (*kommen*, *stehen*); und c.) Funktionsverben (*kommen*, *bringen* u. a.).

Auf diesen Klassifizierungsversuch, der sicher noch zu hinterfragen wäre — wo bleiben etwa die AcI-Verben wie *sehen* (*sie sah ihn kommen*)? —, will ich nicht näher eingehen, möchte aber von ihr ausgehend obige Definition noch präzisieren: Auxiliarverben („Nebenverben") sind alle Verben, die mit einem weiteren Element das Prädikat des Satzes bilden, wobei das Auxiliar Träger der Verbflexion ist (nach Person, Numerus, Tempus, Modus) und das zweite Element zwar keine Flexionsmorpheme aufweist, aber eine von einem Verb abgeleitete Form darstellt (im Deutschen sind das Infinitiv, Partizip und Nominalisierung), die als Träger des verbsemantischen Kerns im komplexen

Prädikat fungiert. Die funktionale Leistung des Auxiliars kann auf grammatische Kernfunktionen (wie Passiv und Tempus) beschränkt sein, sie kann aber auch stärker „eigensemantisch" sein, indem sie die Satzaussage modalisiert, aspektualisiert oder sogar situativ und pragmatisch modifiziert. Von Vollverben abgrenzbar sind Auxiliarverben (bzw. auxiliar gebrauchte Verben) dadurch, daß der infinite Prädikatsteil nicht satzwertig ist, d. h. nicht getrennt temporalisierbar und negierbar ist (siehe Lenerz 1983: 161).

Ein derart weit gefaßter Auxiliarbegriff vermeidet die Fallstricke, die sich ergeben, wenn man kategorial unterscheiden möchte zwischen Auxiliarverben („Hilfsverben im engen Sinne") und einer Gruppe von angeblichen „Vollverben", die dann auch die übrigen, aber weniger stark grammatikalisierten Partizip-, Infinitiv- und Funktionsverben umfassen müßte (vgl. Reis 1976: 79f und Höhle 1978: 88-92, die beide die Arbitrarität einer solchen künstlichen Trennung betonen).

2. Die Ebenen der Verbvalenz und das Auxiliarproblem

2.1. Hilfsverben als Valenzträger?

Man sollte von einer modernen Valenztheorie erwarten dürfen, daß sie auch Auxiliarverben und ihre besondere Relation zu den übrigen Satzgliedern angemessen in den Griff bekommt; dies um so mehr, als sie dem Lexikon einer Sprache phrasen- und satzbildende Potenz zuerkennt:

> Sie [die Valenztheorie; d. Verf.] setzt die Wörter nicht als Elemente voraus, die dem Prozeß der Satzbildung als passive Bausteine unterworfen sind, sondern betrachtet diese als Lexikoneinheiten, die Angaben über die semantische und syntaktische Kombinierbarkeit der Wörter im Satz enthalten und damit die syntaktische und semantische Struktur der Sätze, in denen sie auftreten, prädeterminieren. (Welke 1988:106f)

Es muß daher überraschen, daß Auxiliarverben aufgrund ihrer (angeblich) fehlenden Eigensemantik von den meisten Linguisten nicht als Valenzträger eingestuft werden (vgl. Welke 1988: 161; Helbig/Schenkel 1980: 55-58; Helbig 1992: 111), obwohl zugestanden wird, daß sie die syntaktischen Kriterien hierfür erfüllen. Ich möchte das am Beispiel von *werden* zeigen:

1. *Werden* als Passivauxiliar erfordert eine infinite verbale Konstituente, das Partizip II; da das Partizip II nur bei wenigen Verben vorkommt (den „Partizipverben"), wirkt es subklassifizierend. Nach Bech (1955: 12) sind partizipiale Infinitformen „statusregiert".
2. *Werden* erfordert an Subjektstelle entweder eine Nominalphrase im Nominativ bzw. im Dativ oder benötigt — bei unmarkierter Wortstellung — das „Ersatztopik" *es*.
3. Schließlich ermöglicht *werden* noch eine fakultative Präpositionalphrase mit *von*, die den Dativ regiert.

Natürlich ist dies der Forschung schon seit langem bekannt. Trotzdem wird oft leichtfertig über die offensichtlich existierende Satzbildungspotenz der Auxiliarverben hinweggegangen, was mir gerade für einen theoretischen Ansatz äußerst inkonsequent (und folglich inkonsistent) erscheint, der lexikalisch und oberflächennah orientiert sein will. Die Begründungen, die scheinbar gegen einen Valenzstatus sprechen, ergeben sich nicht zwingend aus der Valenztheorie oder sind sogar theoriefremd, d. h. sie sind einfach aus anderen linguistischen Paradigmen kurzschlüssig übertragen worden. Gerade das Argument der fehlenden Eigensemantik wird bei Helbig konterkariert durch seine Ablehnung von Ansätzen, die Valenz als direkt durch die Semantik des autosemantischen Prädikats determiniert sehen (Helbig 1992: 16). Diese seien

> [...] inadäquat auf Grund der Einsicht, daß die Valenz weder eine Eigenschaft der Bedeutung selbst noch in *direkter* Weise von der Bedeutung determiniert ist, daß sie vielmehr in erster Linie ein *syntaktisches* Phänomen ist, das nur in *indirekter* Weise die semantischen Beziehungen im Satz reflektiert. (ibid.: 16f)

Inadäquat in einem valenzbestimmten Ansatz ist aber auch die theorieintern nicht begründete Annahme eines Bruchs bzw. einer arbiträren Relation zwischen syntaktischer und semantischer Ebene.

2.2. Transformationelle oder lexikalisch-strukturelle Herleitung von Auxiliarkonstruktionen?

Ein weiteres Argument, das ebenfalls gegen eine Valenzhaftigkeit von Auxiliarverben geltend gemacht wird, ist die transformationelle Ableitbarkeit von Auxiliarkonstruktionen aus fast bedeutungsgleichen Sätzen mit einfachem Prädikat. Vgl. etwa *die Mutter trocknet die Wäsche → die Wäsche wird (von der Mutter) getrocknet* (Helbig/Schenkel 1980:55-58). Eine Bewertung der Hilfsverben als Valenzträger betreffe nur die syntaktische Oberflächenstruktur (ibid.). Jacobs (1994:38ff) behauptet, daß etwa die argumenthafte Agensphrase mit *von* weder formal (spezifischer morphologischer Kasus) noch inhaltlich (spezifische thematische Relation) vom Hauptverb bzw. dem Passivverbalkomplex regiert werde, und begründet dies damit, daß sich deren Merkmale ja aus den Passivregeln voraussagen lassen.

Wie problembeladen transformationelle Passivableitungen aber in Wirklichkeit sind, zeigt sich daran, daß beim subjekthaltigen *werden*-Passiv eine Hierarchie von nicht weniger als drei unabhängigen konstitutiven Prozessen angenommen werden muß (vgl. Askedal 1987:8f): a.) die „Agenskonversion", bei der das Nominativsubjekt des Aktivs zum präpositionalen Agensglied degradiert wird; b.) die Akkusativkonversion, bei der das Akkusativobjekt des Aktivs auf die Position des Nominativsubjekts promoviert wird; und c.) die nicht obligatorische Agenstilgung. Insgesamt ergibt sich bei der Annahme von Passivtransformationen

> der in struktureller Hinsicht etwas paradoxe Umstand, daß passivische Konversionsstrukturen durch Agens- und Akkusativ- (bzw. Dativ-) oder aber Präpositionalergänzungskonversion konstituiert werden, daß aber die zusätzliche, nicht konstitutive Agenstilgung usuell kennzeichnend ist und bei nicht wenigen Passiv- bzw. Konversionskonstruktionen die einzige erlaubte Realisationsform der Agenskonversion ist [...] (ibid.: 43)

Der notwendig erscheinende Rückgriff auf generative Erklärmuster erweist sich bei genauer Betrachtung jedoch als theoretisches Versäumnis der Valenztheorie:

> Nun gehen fast alle herkömmlichen Valenz-'grammatiken' davon aus, die verbale Valenz pauschal für die Aktantenverhältnisse im Satz verantwortlich zu machen. Das ist eine starke Vereinfachung. Gerade die Passivsätze werden zwangsläufig inadäquat erfaßt, wenn man nicht die Wertigkeiten der finiten und infiniten Prädikatsteile verrechnet. Da dependentiell gesehen alle Wörter, falls sie nicht Endpositionen an Kanten einnehmen, über Wertigkeiten verfügen, gilt das insbesondere für alle verbalen Teile. Hier ist jedoch genauer zu fragen, in welcher Weise eine Verrechnung ihrer Wertigkeiten vorzunehmen ist, denn eine Summation ihrer Einzelwertigkeiten ist genauso inadäquat wie eine undifferenzierte pauschale Gesamtwertigkeit des Prädikats. (Eroms 1987: 82)

Eroms (ibid.: 84-88) gelingt aufgrund dieser Prämissen eine differenzierte und vor allem theoretisch konsistente Valenzanalyse von Hilfsverbkonstruktionen:

1. Das Subjekt ist vom finiten Auxiliarverb abhängig. Die Interpretation der Kasusrolle des Subjekts erfolgt über die Kasusrollenstruktur der gleichlautenden höherwertigen Vollverben. So ist etwa die Interpretation des Subjekts als AGENS (Perfekt mit *haben*) bereits sofort nach dem Aufrufen des Auxiliars gegeben; bei *werden*, *sein* oder *bekommen* ist diese ausgeschaltet.
2. Bei Passivkonstruktionen (etwa dem „Dativpassiv" mit *gehören*, *bekommen* oder *erhalten*) kommt zumindest beim Subjekt die Kasusrollenforderung des Auxiliars mit der des Partizips zur Deckung, es findet eine „Überlappung" statt. Infinite Formen müssen generell als wertigkeitsreduzierte Formtypen des Verbs begriffen werden, die um die (syntaktische) Valenz des aktivischen Subjektaktanten vermindert sind.
3. Der Status der Agensphrase ist komplexer, vieles deutet auf den Charakter einer Angabe hin. Jedenfalls sind aber Passivsätze anders konstruiert als Aktivsätze, weshalb man das Agens einer Passivkonstruktion nicht einfach als aus der Aktivkonstruktion konvertiertes Subjekt analysieren kann.

Die strukturellen Analogien zwischen Auxiliarkonstruktionen und z. B. Kopulasätzen lassen sich nicht nur auf das Valenzverhalten der Quellverben zurückführen, sondern unterliegen wohl auch dem typologisch bedeutsamen syntaktischen Prinzip, daß erweiterte und markierte Konstruktionen möglichst analog zu entsprechenden einfachen und unmarkierten Konstruktionen struk-

turiert sind (Plank 1985:55). Aus den Bauformen dieser Kernkonstruktionen lassen sich generelle Beschränkungen für die morphosyntaktische Realisierung von Bauformen der erweiterten Konstruktionen ableiten (ibid.: 157). Plank veranschaulicht dieses Strukturerhaltungsprinzip (das in der Grammatikalisierungstheorie „aufgehoben" ist) am *werden*-Passiv (ibid.):

> Ohne gewisse Detail-Unterschiede (z. B. bei der Perfektbildung: ... *ist getötet worden* vs. ... *ist groß geworden*) leugnen zu wollen, orientieren sich so etwa deutsche Passiva (wie *Das Entchen wird getötet*) in der relationalen Struktur und Kodierung und der Wortart-Gestaltung des Prädikatsteils an einfachen unmarkierten aktiven Satzkonstruktionen mit subjektsbezüglichem adjektivischen Prädikativ (wie *Das Entchen wird groß*). Und auch subjektlose Passiva (wie *Ihm wird geholfen*) finden ein Vorbild in subjektlosen Aktiva (*Ihm wird schlecht*).

Eine solche strukturanaloge Herleitung zeigt auch, daß Agensphrasen, weil sie in den Kernstrukturen unmöglich sind, besonders markiert und nur bei transformationeller Herleitung zu tilgen sind, ansonsten aber eher als hinzugefügt gelten müssen.

2.3. Die Hierarchie der Valenzebenen nach Jacobs

Eine Valenzkonzeption, die sich der fixierten Sichtweise auf bestimmte Valenzträger entzieht und Valenzrelationen zunächst als unabhängig voneinander betrachtet, dürfte bei der Analyse von Auxiliarkonstruktionen weiterführen. Eine solche Theorie hat Jacobs 1994 vorgelegt, der für die Auflösung des traditionellen Valenzbegriffs zugunsten mehrerer, voneinander mehr oder weniger unabhängiger „Begleiterbindungsbeziehungen" plädiert. Vier syntagmatische Beziehungen zwischen Verb und seinen Ergänzungen hält er für zentral (ibid.: 14-28, 69-72):

1. Die Relation Notwendigkeit (NOT), die zwischen obligatorischen Ergänzungen einerseits und fakultativen Ergänzungen und Angaben andererseits unterscheidet.
2. Die Relation Formale Spezifität (FOSP), die den Kern dessen erfaßt, was traditionell als „Rektion" bezeichnet wird und sich an den vom Verb spezifisch festgelegten Formmerkmalen der Ergänzungen äußert (Kasusmorphologie).
3. Die Relation Inhaltliche Spezifität (INSP), die ihren Ausdruck in den vom Verb fest zugewiesenen thematischen Rollen und in den spezifischen semantischen Selektionsbeschränkungen bei der Wahl des Begleiters findet.
4. Die Relation Argumenthaftigkeit (ARG), die dann besteht, wenn eine Begleiterkonstituente des Verbs in der von diesem ausgehenden Prädikation als Argument integriert ist. Die ARG-Beziehung ist eine Relation der syntaktischen Struktur und darf nicht mit der semantischen Prädikat-Argument-Bindung verwechselt werden, die bei weggelassenen oder nicht realisierbaren Argumenten in der semantischen Struktur bestehen kann.

Vorteilhaft an diesem Modell ist, daß ein traditionelles Problem der Valenztheorie, wie es die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben darstellt, durch eine Feingliederung in mehrere Ebenen der Valenz an Schärfe verliert. Es stellt sich dann nicht mehr die pauschale Frage, ob eine Konstituente valenzgebunden ist oder nicht, sondern die spezifische Frage, auf welchen Ebenen Valenzbindung zwischen Verb und Begleiter anzusetzen ist.

Interessant wird Jacobs Ansatz für die Grammatikalisierungstheorie durch die starke Hypothese, daß diese scheinbar unabhängigen Begleiterbindungsbeziehungen verschiedene Stufen einer Grammatikalisierung der Argumentbeziehung darstellen. Er beobachtet folgende Hierarchie (ibid.: 71):

(NOT/FOSP) > INSP > ARG

Sie muß so gelesen werden, daß Konstituenten, die eine bestimmte Relation zum Verb besitzen, auch alle übrigen, rechts in der Skala befindlichen Relationen eingehen (so wäre formale Kasusspezifität bei Fehlen einer thematischen Relation und einer Argumentrelation sehr unwahrscheinlich). Jacobs (ibid.: 67) weist darauf hin, daß auch diachroner Sprachwandel diesem generellen Prinzip unterliegen müßte; d. h. Konstituenten eines bestimmten Typs, die auf einer späteren Sprachstufe morphologisch markiert sind (formales Kasussystem), müssen auf einer früheren kasuslosen Stufe einmal inhaltlich spezifiziert gewesen sein und Argumentpositionen des Verbprädikates dargestellt haben. Darüber, ob im Verlauf der Grammatikalisierung von Auxiliarverben sich die Bindungsbeziehungen zur Ergänzung (Nomen → Infinitum) von der rechten Seite her auflösen, macht Jacobs keine Aussagen, obwohl dies sich als recht interessante Hypothese aus dieser Hierarchie ergeben könnte. Auxiliarverben betrachtet er allerdings (unausgesprochen) nicht als Valenzträger (etwa bei der transformationellen Behandlung von Passivsätzen, ibid.: 39). Aus der rechten Randstellung von ARG geht hervor, daß Konstituenten, die diese Relation zum Prädikat nicht aufweisen, auch keine andere Valenzbindung zu jenem eingehen und deshalb mit Sicherheit als Angaben identifizierbar sind.

2.4. Semantische und syntaktische Kasusrelationen bei der Kopula- und der Passivkonstruktion mit *werden*: eine Skizze

Eine grammatikalisierungstheoretische Analyse (die ich hier nur äußerst verkürzt skizzieren will) ergibt, daß Kopulasätze mit *werden* eine ähnliche Valenzstruktur wie die entsprechenden Passivsätze aufweisen. Es läßt sich zeigen, daß die möglichen Kasusformen der Passivsubjekte bereits im Stellenplan der Kopula verankert sind. Hier einige Beispiele zur Illustration der strukturellen Analogien:

(1) *Seine Freundin* wurde Ärztin/rot. → *Seine Freundin* wurde geküßt.

(2) *Ihr* wurde (es) ganz anders. → *Ihr* wurde gekündigt.

(3) *Es* wurde dunkel. → *Es* wurde gefeiert.

1. Die Kopula *werden* weist den Subjektaktanten die thematischen Rollen THEMA und — bei Dativ-NPen wie in (2) — EXPERIENCER zu. Die THEMA-Aktanten lassen sich semantisch als „Vorgangsträger" (PROCESSOR) spezifizieren; damit soll der „semantische Mehrwert" ausgedrückt sein, der THEMA-Subjekte von THEMA-Objekten unterscheidet (vgl. Welke 1994: 10). Das *es* impersonale in (2) und (3) betrachte ich als singularisches Indefinitpronomen ähnlich *man*, das auf ein unbekanntes, uninteressantes oder auch logisch impliziertes Argument mit der semantischen Rolle PROC/THEMA referiert.[1] Der Zweitaktant (das Prädikatsnomen) trägt die FAKTITIV-Rolle (ist also keinesfalls THEMA-Objekt!). Bei der Grammatikalisierung zum Passiv-Auxiliar verblaßt bei den THEMA-Aktanten die Vorgangssemantik, die aber noch für den „pragmatischen Mehrwert" von Passivsubjekten verantwortlich ist (d. h. für die Auszeichnung einer „Geschehensperspektive" anstelle einer „Handlungsperspektive"). Formal läßt sich dieser Prozeß wie folgt wiedergeben (in Klammern jeweils die thematischen Rollen):

   a. NPnom (TH/PROC) + *werden* + NPnom/Adj (FAKT)
      → NPnom (TH) + *werden* + P. II

   b. NPdat (EXP) + *werden* [+ *es/'s* nom (TH/PROC] + Adj (FAKT)
      → NPdat (EXP) + *werden* + P. II [+ *Es*]

   c. *Es*nom (TH/PROC) + *werden* + Adj (FAKT)
      → [*Es*] + *werden* + P.II

2. Da das *es* im *werden*-Passiv nur vorfeldfähig ist (vgl. **getanzt wurde es/ gestern wurde es getanzt)* und der thematischen Progression bei unbetonter Wortstellung dient, kann es als Ersatztopik („dummy topic") bezeichnet werden (vgl. Moorcroft 1991:147ff und Amrhein 1996: Fn. 88, S. 105f). Das Pronomen *es*, das bei der Kopula *werden* auf ein unbekanntes oder irrelevantes Argument verweist, ist grammatikalisiert worden zu einer situations- bzw. rededeiktischen Anapher (vgl. englisch *there was dancing*), die der Textkohäsion dient und die Satzzweitposition des Verbs sichert (nach Ágel 1995:17 stellt dieses *es* als sogenannte „Valenzleiche" die makrovalenzielle Realisierung des mikrovalenziell am Verbstamm verankerten 3. Ps. Sg.-Flexives dar).[2] In der Grammatikalisierungsforschung wird dieser Prozeß als metaphorischer Übertrag eines Konzeptes vom Bereich der konkreten Welt („domain de re") in den Bereich der Rede („domain de dicto") bezeichnet (Frajzyngier 1991:220).[3] Gleichermaßen läßt sich das Fehlen einer Nominativ-NP im Dativpassiv (wie auch die fehlende Subjekt-Prädikat-Kongruenz) durch die Grammatikalisierung des

(nominativischen) *es* impersonale zu einem Ø-Morphem erklären (*ihnen wird's schlecht → ihnen wird Ø geholfen*), sofern es nicht an Satzerst steht. In der markierten Variante (*es wird ihnen rasch geholfen*), dient das *es* der Rhematisierung des Satzes („Thetisierung"). Im unmarkierten subjektlosen Passiv (*es wurde getanzt*) ermöglicht das Ersatztopik die unmarkiert rhematische Lesart des Prädikats, wohingegen *getanzt wurde* eine markiert rhematische Lesart des Prädikates darstellt (kontrastiver Akzent am Satzanfang).[4]

3. *Werden* steht mit nominativischem (a) oder dativischem (b) Subjekt sowohl im Passivsatz wie auch in den entsprechenden Kopulasätzen in den Jacobs'schen Relationen ARG, INSP, FOSP und NOT. Das Ersatztopik *es* ist weder Argument noch inhaltlich spezifiziert noch notwendig. Der Implikationshierarchie der Valenzrelationen zufolge kann *es* von *werden* auch nicht formal spezifiziert sein. Dieses *es* ist also überhaupt keine vom Passiv-*werden* regierte Form; die vorliegende Person- und Numeruskongruenz ist lediglich — wie auch beim *es* impersonale — Reflex einer Markiertheitsneutralisation zugunsten der 3. Person Singular.
4. Das partizipiale Hauptverb steht mit dem Subjekt in den Passivmustern von (a) und (b) in den Relationen ARG und INSP, nicht aber in FOSP und NOT, da die morphologische Kasuszuweisung an das Subjekt eindeutig durch das Auxiliar erfolgt (die Kasusalternative Nominativ vs. Dativ sowie die Präferierung des Topik-*es* im subjektlosen Passiv sind bereits spezifisch für die Valenz der Kopula *werden*).
5. Beim *werden*-Passiv sind die semantischen Kasusforderungen des Auxiliars und des Hauptverbs miteinander vereinbar. *Werden* hält für das Subjekt in (a) die Kasusrolle THEMA bereit, in die dann das THEMA-Argument des Hauptverbs eingebettet werden kann. Im Dativ-Passiv (b) erfolgt Einbettung von EXPERIENCER (Hauptverb) in EXPERIENCER (Auxiliar).
6. Alle Konstituenten, die in der Aktivform des Partizips den selben Kasus bzw. Präpositionalkasus wie im Passiv tragen, sind als vom Hauptverb regiert zu betrachten; etwa die Präpositionalphrase *ins Herz* in *er wurde ins Herz getroffen*. Eine Ausnahme bildet das EXPERIENCER-Subjekt im Dativpassiv (*ihm wird geholfen*), das vom Auxiliar regiert ist. Ein ähnlicher Fall ist auch gegeben bei der Passivierung von Sätzen mit zwei Akkusativobjekten, wo der EXPERIENCER-Aktant vom Akkusativ (Kasuszuweisung durch ein Verb wie *lehren*) in den Dativ (Kasuszuweisung durch *werden*) wechselt:

   (4) Sie lehrte *ihn* das 1x1. → *Ihm* wurde das 1x1 gelehrt.

Die strukturelle Analogie besteht in diesen beiden Fällen zu Sätzen wie ***ihm wird die Butter ranzig*** oder ***ihm wird schlecht***. EXPERIENCER stellt sowohl eine Argumentstelle der Kopula als auch des Hilfsverbs *werden* dar.

2.5. Fehlende Eigensemantik von Auxiliarverben?

Das synchrone Fortleben der lexikalischen Vollverbvarianten bei den deutschen Auxiliaren ist ein starkes Indiz dafür, daß bei letzteren die ursprüngliche Bedeutung noch stärker anklingen kann, sie also „Nuancen" in ihre grammatikalische Funktion einbringen. Eroms (1987:84f) hat zurecht darauf hingewiesen, daß Auxiliarverben in jedem Fall eine spezifische Verknüpfungsbedeutung besitzen; sonst käme man ja mit einem einzigen Auxiliarverb aus. Außerdem seien etwa im Passivparadigma deren Gebrauchsbedeutungen in nichtauxiliaren Gebrauchsweisen anschließbar (etwa bei *bekommen*, *kriegen*). Welcher Art sind diese Verknüpfungsbedeutungen im Diathesenparadigma?

1. Diathesen (etwa Aktiv, Passiv, Kausativ, Reflexiv etc.) unterscheiden sich dadurch, daß bei angenommener gleicher Grundbedeutung die Zahl der syntaktischen Argumentpositionen reduziert oder erweitert wird und/oder die Argumente auf verschiedene syntaktische Positionen (Subjekt, direktes Objekt, indirektes Objekt, oblique Phrase) abgebildet werden (Wunderlich 1993:730). Diathesenauxiliare bewirken also Valenzreduktion oder Valenzerweiterung und/oder Argumentrestrukturierung eines Verbs (vgl. *werden*, *bekommen*, *lassen*, *machen* etc.).
2. Diathesenauxiliare bewirken unterschiedliche aktionale Interpretationen, welche auf die aktionale Markierung ihrer Vollverben rückführbar sind. Vergleiche etwa (Askedal 1987:35):

   werden: inchoative Kopula → aktional neutrales Passivhilfsverb (*gebaut werden*)
   bekommen: inchoatives Besitzwechselverb → aktional neutrales Passivhilfsverb (*geschenkt bekommen*)
   sein: statische Kopula → statisches Passivhilfsverb (*getroffen sein*)
   haben: statisches Besitzverb → statisches Passivhilfsverb (*die Karte eingeblendet haben*)

   Es zeigt sich auch, daß die Kopula *sein* einen aktionalen Unterschied zu *werden* (auch zu *bleiben*) besitzt; es ist deshalb unverständlich, sie wegen angeblich fehlender Eigensemantik nicht als Valenzträger gelten zu lassen.
3. Schließlich transportieren Diathesenauxiliare auch modale Nebenbedeutungen (etwa bei *haben zu*, *sein zu*, *sich lassen*, *gehören* etc.; vgl. Höhle 1978:35-76).

Die Diathesenauxiliare zeigen, daß sich Valenzeigenschaften unmöglich direkt aus der referentiellen Kernsemantik von Verben ergeben, sonst könnten Auxiliare keine Valenzveränderungen bewirken. Also sollten valenzspezifische Eigenschaften von Verben gerade an den Auxiliaren studiert werden. Es ist zu vermuten, daß sich die Funktion von Auxiliarverben zu einem großen Teil aus der Argumentstruktur und der aktionalen und modalen Semantik ihrer

Vollverbvarianten erklären läßt. Für *werden* ist allerdings bislang nicht versucht worden, seine Passivfunktion an die nichtauxiliare Verwendungsweise anzuschließen oder ist diese Möglichkeit sogar verneint worden (Eroms 1987:85).

Synchron erhaltene Bedeutungsreste sind generell typisch für grammatikalisierte Einheiten. Hopper (1991:22) formuliert dieses Phänomen als Prinzip der „Hartnäckigkeit" („persistence"):

> When a form undergoes grammaticization from a lexical to a grammatical function, so long as it is grammatically viable some traces of its original lexical meanings tend to adhere to it, and details of its lexical history may be reflected in constraints on its grammatical distribution.

Daß sich im Deutschen die Verbalklammer bei Auxiliarkonstruktionen erhalten hat und es zu keiner weiteren formalen Grammatikalisierung gekommen ist, geht möglicherweise auf die Vielzahl von möglichen Auxiliaren mit ihren je verschiedenen Bedeutungsnuancen zurück. Insofern sind diese Auxiliare noch nicht grammatikalisiert bzw. spezialisiert genug. Dieses Prinzip der „Spezialisierung" liest sich bei Hopper (ibid.:) so:

> Within a functional domain, at one stage a variety of forms with different semantic nuances may be possible; as grammaticization takes place, this variety of formal choices narrows and the smaller number of forms selected assume more general grammatical meanings.

Sobald ein konkretes Konzept für den Ausdruck eines grammatikalischen Konzeptes verwendet wird, werden mehrere Prozesse des Sprachwandels ausgelöst. Heine (1993:54-59) unterscheidet, je nach der betroffenen linguistischen Ebene, vier graduelle Prozesse: Desemantisierung (Semantik), Dekategorialisierung (Morphosyntax), Klitisierung (Morphonologie) und Erosion (Phonetik).

3. Stufen und Parameter der Auxiliarisierung am Beispiel von *werden*

3.1. Dekategorialisierung

„Dekategorialisierung" wurde von Hopper (1991: 22) wie folgt definiert:

> Forms undergoing grammaticization tend to lose or neutralize the morphological markers and syntactic privileges characteristic of the full categories Noun and Verb, and to assume attributes characteristic of secondary categories such as Adjective, Participle, Preposition etc.

Im Falle der Auxiliarisierung ist Dekategorialisierung der Prozeß, bei dem aus der syntaktischen Quellstruktur [Subjekt — Verb — Ergänzung] die Zielstruktur [Subjekt — grammatischer Marker — Hauptverb] entsteht (Heine 1993:55). Einige Zwischenstufen dieser Entwicklung, bei der aus zwei- oder

höherwertigen („transitiven") Vollverben Auxiliare werden, sind (gekürzt nach Heine ibid. und ibid.: 75):

a. Das Verb zeigt volle verbale Morphosyntax und die Ergänzung besteht aus einer Nominalphrase.
b. An die Stelle der Nominalergänzung tritt ein nominalisiertes/infinites Verb.
c. Die Ergänzung verliert ihre nominale Morphologie.
d. Das Verb verliert alle verbalen Eigenschaften, etwa die Fähigkeit zur Flexion nach Tempus, Aspekt und Modus und wird ein grammatikalisches Morphem. Die Ergänzung übernimmt vollständig die verbale Morphologie, bewahrt aber oft noch nominale Spuren (etwa Infinitmarker).

Bei der Auxiliarisierung des *werden*-Passivs lassen sich folgende Dekategorialisierungsprozesse beobachten:
Stufe I: *Werden* mit Prädikatssubstantiv zeigt volle verbale Kategorialität, da es verbal flektiert, einen Imperativ bilden kann (5), leicht nominalisierbar ist (6) und seinen Aktanten spezifische Kasus zuweist (Nominativ, *aus* + Dativ-NP, *zu* + Dativ-NP). Passivierung ist ausgeschlossen; dies ist jedoch ein generelles Kennzeichen inaktiver Verben. Vergleiche:

(5) Werde doch Lehrer!
(6) Vater werden ist nicht schwer, ...
(7) Aus Mädchen werden junge Frauen.
(8) Wasser wird zu Eis.

Das Prädikatssubstantiv ist durch Adjektive attribuierbar (7, 9), kann zwischen definitem und indefinitem Artikel wählen (9) und in verschiedenen Kasus stehen (7, 8, 9); es zeigt also ebenfalls volle nominale Kategorialität:

(9) Er wurde zu einem großen Held/zum größten Held unserer Tage.

Stufe II: *Werden* mit Prädikatsadjektiv ist weiterhin flektierbar, imperativierbar (10) und nominalisierbar (11). Das Prädikativ regiert es jedoch nur in der Default-Form, nämlich der Kurzform des Adjektivs. Das Prädikatsadjektiv ist ein dekategorialisiertes Nomen, das weder nach Numerus noch nach Kasus deklinieren kann, noch artikelfähig ist (13). Auf der anderen Seite zeigt es wie Verben ein ausgeprägtes Valenzverhalten (14). Vergleiche

(10) Werde gesund und stark!
(11) Schlankwerden in 30 Tagen!
(12) Die Nächte werden lang.
(13) *Die Nächte werden die langen.
(14) Er wird seiner Zusage untreu.

Stufe III: Auch als Passivhilfsverb behält *werden* seine volle verbale Morphologie. Das Partizip II. ist dagegen nicht flektierbar, sondern besitzt als

Infinitform nominale Morphologie. *Werden* verliert die Fähigkeit der Imperativbildung (15), aber nicht die der Nominalisierung (16) und ist — wie auf den Stufen I und II — noch mit Modalverben und sonstigen Auxiliarverben kombinierbar (17). Das Partizip II weist allen Valenzergänzungen semantischen Kasus zu, übt aber keine syntaktische Rektion auf das Subjekt des Passivsatzes und den Agensanschluß mit *von* aus; bei den anderen Ergänzungen, die im Stellenplan des aktiven Vollverbs verankert sind, ist auch syntaktische Rektion gegeben (18). *Werden* steht auf dieser Stufe kategorial zwischen Vollverb und grammatikalischem Morphem, das Partizip zwischen Nomen und Verb. Da das Partizip II im Passivprädikat genau wie das Prädikatsnomen im Kopulasatz den semantischen Kern der Prädikation bildet und beide valenzfähig sind, sollte diese strukturelle Parallele kategorial mit dem Terminus „Prädikatspartizip" hervorgehoben werden.

(15) *Werde getreten! (aber: Laß dich treten!)
(16) Angegafft werden ist nicht lustig.
(17) Sie sollte/wollte/würde geküßt werden.
(18) Ihm wurde von ihr eine Rose in die Hand gedrückt.

Der Übergang von der syntaktischen Quellstruktur in die grammatikalisierte Zielstruktur, der bei der Auxiliarisierung von *werden* stattfindet, stellt sich kategorial in etwa wie folgt dar ([V] = Verbalität; [N] = Nominalität):

[Subjekt — Vollverb (++ V) — Ergänzung (+ N)]
→[Subjekt — Kopulaverb (+ V) — Prädikatsadjektiv (N/V)]
→[Subjekt — Hilfsverb (+/- V) — Prädikatspartizip (+/- V)]

Werden wird im Auxiliarisierungsprozeß einer verbalen Dekategorialisierung unterzogen („Deverbalisierung") und die Ergänzung erleidet nominale Dekategorialisierung („Denominalisierung") bei gegenläufiger verbaler Rekategorialisierung („Verbalisierung").

3.2. Desemantisierung

Der auslösende, aber am schwersten fixierbare Prozeß der Grammatikalisierung ist die Desemantisierung (auch „semantisches Ausbleichen", „Generalisierung") eines ursprünglich lexikalischen Konzepts, wodurch dieses eine grammatische Bedeutung annimmt (Heine 1993:4). Dahinter verbirgt sich die kognitive Strategie, abstrakte Situationen und Gegenstände metaphorisch durch Konzepte der menschlichen und konkreten Welt auszudrücken. Da Desemantisierung den formalen Prozessen der Grammatikalisierung vorausgeht, resultiert der Wandel zunächst in semantischer Ambiguität, d. h. Polysemie von lexikalischem Quell- und grammatikalischem Zielkonzept (ibid.: 48f). Auch bei der Auxiliarisierung sind solche Zwischenstufen sprachsynchron noch feststellbar, wenngleich hier zusätzlich morphosyntaktische

Dekategorialisierung vorliegt und die Zwischenstufe synchron meist etwas fragwürdig klingt:

(19) Sieglinde wird *eine Erleuchtete / erleuchtet*. (PERSON/VORGANG)

Satz (19) bezeichnet die Übergangsstufe, auf der durch einen metonymischen Prozeß (die Person steht für den Prozeß, der sich an ihr vollzieht) ein metaphorischer Ebenentransfer (von PERSON/OBJEKT zu VORGANG) vorbereitet wird. Heine et al. (1991:65-98) bezeichnen diesen semantischen Prozeß als „kontextinduzierte Reinterpretation". Aus der Sprachgeschichte ist noch anzumerken, daß das Partizip II als Verbaladjektiv noch in der flektierten Form erscheinen konnte. Die kategoriale Zwischenform ahd. *wirdit irslagan* konnte noch als „wird ein Erschlagener" gelesen werden, wobei das Part II in der Passivperiphrase die „Verfassung" eines Subjektes ausdrückte, in die es durch einen Vorgang gekommen ist (Rupp 1958:268). Heine (1993:54) beschreibt die Stufen der Desemantisierung bei TMA-Auxiliaren vereinfacht wie folgt:

I. Das Subjekt ist typischerweise menschlich, das Verb drückt ein lexikalisches Konzept aus und die Ergänzung ein konkretes Objekt oder einen Ort.
II. Die Ergänzung drückt eine dynamische Situation aus.
III. Das Subjekt ist nicht länger mit intentionsfähigen/menschlichen Referenten verbunden, und das Verb erwirbt eine grammatikalische Funktion.

Desemantisierung äußert sich beim Subjekt als Deagentivierung (Stufen I und III). Daß menschliche Subjekte und Vorgänge der menschlichen Welt auch die Ausgangskonzepte für die Passivauxiliarisierung darstellen, ist empirisch belegt (vgl. die Semantik der Gruppe der inaktiven Verben, die eine der Hauptquellen für Passivmorphologie bilden, im typologischen Korpus von Haspelmath (1990:38-42)). *Werden* jedoch fällt aus diesem Rahmen heraus: die historisch ursprüngliche Vollverbbedeutung war „geschehen", „entstehen" oder „zuteil werden" (Grimm 1984:225-232) und als prototypische Subjekte sind synchron auch bei der Kopula *werden* eher natürliche Arten denn menschliche Wesen als prototypische Vorgangsträger eines zustandsverändernden Prozesses zu erkennen. Die Desemantisierung des Subjekts sollte deshalb besser als „Denaturalisierung" spezifiziert werden.

3.3. Klitisierung

Die Auxiliarisierungsparameter „Klitisierung" und „Erosion" sind für deutsche Auxiliarverben weniger relevant, da diese in hohem Maße die formale Selbständigkeit ihrer vollexematischen Varianten bewahren.

„Klitisierung" ist der morphonologische Prozeß, in dem Lexeme zusammen mit ihrem Bedeutungsgehalt auch den selbständigen Wortstatus

verlieren, zu grammatikalischen Operatoren ihrer einstigen Ergänzung und schließlich zu einem Affix werden. Bei der Auxiliarisierung geht dies in folgenden Stufen vor sich (nach Heine 1993:55f):

I. Das Verb bildet ein selbständiges Wort, sowohl Verb als auch Ergänzung sind deutlich unterscheidbare Konstituenten.
II. Das Verb verliert seinen Status als separates Wort und entwickelt sich zum Klitikon. Allerdings muß die Klitisierung nicht unbedingt am Hauptverb erfolgen; es kann auch eine andere Konstituente sein, etwa das Satzsubjekt (z. B. engl. *I will / I'll*; vgl. ibid.: 73, 76). Nun bilden das Verb und sein Komplement eine einfache Phrase, die nur gemeinsam den Ausdruck von Zeit, Negation, Passiv etc. erlaubt.
III. Verb und Ergänzung verschmelzen zu einer Worteinheit, in der das einstige Verb ein Affix bildet und die einstige Ergänzung den Vollverbstamm.

Deutsche Auxiliarverben befinden sich noch zwischen den Stufen I und II. Stufe I: Sowohl Auxiliar als auch Infinitum sind frei verschiebbare und nichtbenachbarte Konstituenten und sie sind beide vorfeldfähig (*wirst du wohl kommen?, geküßt haben wir sie!*). Stufe II: Gerade die Unmöglichkeit, getrennt negiert, temporalisiert, passiviert etc. zu werden, stellt definitionsgemäß (s. o. Kapitel 1.2.) das Kriterium zur Unterscheidung von Vollverben und Auxiliarverben dar. Außerdem bilden Auxiliar und Infinitum im Deutschen zusammen die sogenannte „Verbalklammer", die topologisch besonders markiert ist, ohne daß aber Klitisierung erfolgt.

3.4. Erosion

„Erosion" ist der Prozeß des phonetischen Substanzverlustes von grammatikalisierten Einheiten und bildet diachron wie synchron den formalen Abschluß der Grammatikalisierung. Heine (ibid.: 56) unterscheidet drei Stufen:

I. Das Verb hat seine volle phonologische Form.
II. Die phonologische Substanz des Verbs schleift allmählich ab.
III. Das Verb verliert die Fähigkeit, distinktive phonologische Merkmale („tone") oder distinktive Betonung („stress") zu tragen.

Stufe II ist im Deutschen nur in Ansätzen erreicht. Erosion findet sich umgangssprachlich bei *brauchen* (*sie brauch-t das Buch* vs. *sie brauch nicht kommen*), was sich diachron durch „Abnutzung" wie auch als Analogiebildung zur Präteritopräsentiaform der Modalverben erklären läßt (letztere zeigen dieses Flexionsverhalten aber auch in Vollverbverwendung). Eindeutigen und durchgehenden Substanzverlust zeigen synchron die Modalverben sowie eine Reihe von anderen Auxiliaren wie *sehen* und auch *werden* nur in ihrer Partizip-II-Form, die sie ohne das Präfix *ge-* bilden (*sie hat kommen wollen, er*

Universitätsbibliothek KLTE

hat das kommen hören, *wir sind beobachtet worden*), anders als die Vollverbvarianten. Die Kopula *werden* hat dieses Präfix übrigens erst im Laufe der Sprachgeschichte erworben (als Reflex des typologischen Wandels eines aspektuellen zu einem geschichteten Tempussystem, wodurch das perfektivierende *ge-* seine ursprüngliche Funktion verloren hat und zur morphologischen Markierung des Partizips II geworden ist). Das zeigt sehr schön, daß Grammatikalisierung sich nicht nur in formalem Markiertheitsverlust bei der grammatikalisierten Form, sondern auch in formalem Markiertheitszugewinn bei der ursprünglichen Form zeigen kann. Klar sollte sein, daß das Fehlen des Partizippräfixes bei *werden* keinen Einwand gegen eine formale und funktionale Herleitung des Passivs aus der Kopula darstellen kann (anders noch Höhle 1978:35f). Da Erosion ein prognostizierbarer und regelgeleiteter Prozeß ist, stellen auch aus diesem Grund besondere Lexikonregeln für das Passiv-*werden* (bei Höhle) oder transformationelle Herleitungen aus dem entsprechenden Aktivsatz (der Mainstream) keineswegs die einzigen Alternativen zur Durchsichtigmachung der Struktur des Passivsatzes dar.

4. „Natürliche Kontrolle" bei detransitiven Verben und der Kopula *werden* und der Agensanschluß im *werden*-Passiv

4.1. Subjekt-externe und subjekt-interne Kontrolle

Die Agentivität von Verben ist über den Parameter „Kontrolle" erfaßbar. Nach meiner Auffassung sollte dieser Parameter aber nicht allein Subjekte bezüglich ihrer Agentivität unterscheiden, sondern bewerten, inwieweit eine Prädikation *überhaupt* als der Kontrolle einer Entität unterliegend gedacht wird. Im folgenden rekapituliere ich eine Überlegung (mit leichten Abwandlungen), die an anderer Stelle breiter ausgeführt ist (Amrhein 1996:52-65).

Nach der Definition von Klaiman (1991:117f) ist Kontrolle an logische Subjekte, d. h. agensfähige Partizipanten gebunden, die aber nicht unbedingt an Subjektposition realisiert sein müssen, ja sogar in manchen Fällen syntaktisch überhaupt nicht realisiert werden können. Zur Gruppe der kontrollierten Prädikate zählt Klaiman nicht nur Agensverben, sondern auch a.) Passivprädikate, bei denen das Agens sich formal mittels einer Agensangabe ausdrücken läßt (im Deutschen die *von*-Phrase) sowie b.) eine besondere Gruppe von intransitiven Verben, die formal aus Akkusativverben abgleitet sind und die sie als „neuter verbs", Detransitiva oder auch „unaccusatives" bezeichnet. Beispiele sind etwa *spread*, *melt* und *open*, also Verben, die man traditionell unter die Ergativa zählt. Diese Argumentumstrukturierung ist im Englischen formal nicht markiert, im Deutschen aber in der Regel schon: etwa durch Stammumlaut (*ertränken* versus *ertrinken*) und medialisierendes *sich* (*biegen* versus *sich biegen*). Ausnahmen sind etwa *kochen*, *fliegen* und *trocknen*, die

in ergativer Funktion keiner morphologischen Änderung unterliegen. Nun zeigt sich, daß detransitive Verben spontan ablaufende Ereignisse, d. h. inchoative Zustandsänderungen denotieren und in den klassischen indogermanischen Sprachen medial flektiert werden und letztlich eine mediale Semantik aufweisen (ibid.: 103f, 138). Klaiman betont, daß Affiziertheit die hauptsächliche Funktion des Mediums darstellt, weshalb auch bevorzugt Wesen mit einem hohen Grad an Belebtheit als affizierte Entitäten in Frage kommen. Ich denke, daß bei Detransitiva zu Unrecht mit der Belebtheitshierarchie operiert wird (ibid.: 120 und auch noch in Amrhein 1996: 57-60). Angemessener erscheint mir eine „Natürlichkeitshierarchie", d. h. natürliche Arten sollten als bevorzugte Träger von Affiziertheit gelten. Zwei typische Beispiele:

(20) *Das Eis* schmilzt. / Die Sonne schmilzt *das Eis*.
(21) *Der Ast* brach ab. / Der Sturm brach *den Ast* ab.

Aus diesem Grund möchte ich detransitive Verben semantisch als Verben definieren, die in prototypischer Verwendung eine *natürliche Zustandsänderung* bezeichnen und *natürlich kontrolliert* sind. *Natürliche Kontrolle* heißt in meiner Sicht, daß ein Prädikat sowohl *subjekt-intern* als auch *subjekt-extern* kontrolliert ist; es liegt *gespaltene Kontrolle* vor. Die Kontrolle der Handlung äußert sich beim Subjekt etwa in genetischer Programmierung (*wachsen*), physikalischer Struktur (*schmelzen*) oder in der materiellen Disposition (*trocknen*). Daneben ist, gerade bei Maschinen, auch mit metaphorischer Übertragung zu rechnen (*die Boing fliegt*). Aber auch hier besteht die zeitliche Kontrolle in einem automatisierten oder programmierten Ablauf. Der nichtrealisierbare AGENS-Partizipant ist meist unbekannt und oft nicht verortbar; denkbar wären etwa Naturmächte (Sonne, Sturm etc.), die Evolution, ein Automatenprogramm, die Geschichte oder auch der Zufall; meist also Konzepte, die sprachlich durchaus als Agenssubjekte realisierbar sind und gerne auch personifiziert werden.

4.2. Die detransitivierende Funktion der Kopula *werden* und des *werden*-Passivs

Als Test zur Ermittlung von natürlicher Kontrolliertheit von inaktiven Verben kommt nicht nur möglicher Imperativ (22) in Frage, sondern auch die „Natürlichkeit" des Subjekts, die Möglichkeit einer instrumentalen Angabe (23; vgl. auch: *der Ast brach durch den Sturm ab*) sowie die Möglichkeit, den Satz in eine aktive Diathese zu überführen (24 → 25). Dies alles trifft für *werden* mit Prädikatsnomen zu:

(22) Werde endlich vernünftig!
(23) Ihm wurde von der Torte ganz schlecht.
(24) Die Suppe wird heiß.
(25) Er erhitzte die Suppe / machte die Suppe heiß.

Die Grundbedeutung des sowohl subjekt-intern als auch subjekt-extern kontrollierten *werden* läßt sich folgendermaßen umschreiben: „Etwas geschieht *mit* dem Subjekt und *durch* das Subjekt auf *natürliche* Weise, verursacht durch das Einwirken einer *natürlichen Entität*". Schon die Kopula *werden* fungiert als Diathesenhilfsverb: sie ist ein Detransitivierer bzw. ein Antikausativ (24), das gemeinsam mit dem Prädikatsadjektiv in Opposition zu entsprechenden Kausativa wie *machen* oder *er*-präfigierten Verben steht (s. Abraham 1987: 13ff).[5] Als Subjekte der Kopula *werden* kommen bevorzugt natürliche Entitäten in Betracht, die die Disposition zu einer substantiellen („natürlichen") Zustandsveränderung besitzen (s. o. 4.1). Diese semantische Selektionsbeschränkung fällt beim *werden*-Passiv fort; es hat eine „Denaturalisierung" („Deagentivierung") stattgefunden. Die Agentivität bzw. „Naturalität" des jeweiligen Subjektsaktanten läßt sich mit Hilfe eines Grammatikalisierungskontinuums beschreiben („Agentivitätskontinuum" von *werden*; vgl. Amrhein 1995:131f), wobei in der Reihenfolge *werden* + Subst. → *werden* + Adj. → *werden* + Part. II sich die natürliche Kontrolle immer weiter von subjekt-intern nach subjekt-extern verlagert. Das Passiv-*werden* besitzt schließlich nur mehr einen externen Kontrolleur, der dann auch mittels der Agensphrase mit *von* realisiert werden kann.

In semantischer Hinsicht liegt bei valenzreduzierenden Diathesen existentielle Bindung des betreffenden Argumentes vor (Wunderlich 1993:733). Vergleiche folgende Sätze:

(26) Mary kocht die Suppe. → Die Suppe kocht (* von Mary).

(27) Mary trocknet das Geschirr. → Das Geschirr trocknet / wird trocken (* v. M.).

Nun besteht gerade auch die Wirkung des *werden*-Passivs semantisch in der Existenzbindung des externen Aktanten (d. h. des Subjekts) des Aktivsatzes (ibid.: 739). Vergleicht man die semantische Struktur von Passivprädikaten mit der von detransitivierenden Diathesen und rechnet auch die Kopula *werden* zur Gruppe der Detransitivierer, dann ist die Frage nach dem valenzreduzierenden Passivmorphem — Partizip II, Hilfsverb oder beide? (ibid.: 739) — eigentlich schon beantwortet: es ist das Hilfsverb.

4.3. Der Valenzstatus des Agensanschlusses mit *von*

Es bleibt die Frage, welchen Valenzstatus die *von*-Angabe im Passivsatz hat. Ist sie Angabe oder Ergänzung? Nach der Jacobs'schen Implikationshierarchie der Valenzbeziehungen (NOT/FOSP > INSP > ARG) zieht das Fehlen der Argumentrelation auch das Fehlen aller anderen Relationen nach sich, d. h. die Konstituente ist nicht valenzgebunden und damit eine Angabe. Die Frage kann daher so spezifiziert werden: Ist der Agensanschluß mit *von* Argument oder ist er dies nicht?

Eine Konstituente, die kein Argument des Verbs ist, operiert als übergeordnete Prädikation über das Kernprädikat und dient der situativen Einbettung des Satzes. Hierzu dienen v. a. Temporal-, Lokal-, Modal- und auch Kausalangaben. Zu Recht weist Jacobs (1994:18, Fn.14) darauf hin, daß das notwendige Vorhandensein einer Entität nichts mit Argumenthaftigkeit zu tun hat. So gibt es etwa für einen konkreten Vorgang wie *er putzt seine Schuhe* immer ein Raum/Zeit-Gebiet, in dem er zu lokalisieren ist und ebenso eine Art und Weise, in der diese Handlung vollzogen wird. Das würde nun auch auf nichterweiterte Passivsätze zutreffen, die immer ein — existentiell gebundenes — Agens implizieren. Dieser Ansicht ist etwa Wunderlich (1993:740): er betrachtet das Passivagens als freies Adverbial, das lediglich ein Situationsargument des Verbs darstellt; dieses sei also das notwendig vorhandenen Agens der Passivsituation wie etwa ein konkreter Ort notwendig für eine Aktion wie das Schuheputzen wäre. Bei der Realisierung des Situationsargumentes könne dann das existenzgebundene Argument mit diesem identifiziert werden. Auf ähnliche Weise plädiert auch Sadziński (1987:157f) für den Status der *von*-Phrase als Angabe: er beobachtet, daß das deutsche *werden*-Passiv hauptsächlich der Valenzreduzierung dient und das Agens situativ meist erschließbar ist, aber explizit zu kaum akzeptablen Sätzen führen kann, wie etwa *? all diesen Frauen wurden von ihnen selbst Kinder geboren*. Er kommt zur Schlußfolgerung,

> daß der Agens lediglich als — semantisch kompatible, aber schwach konnotierte — Angabe angeschlossen werden kann, wenn es kommunikativ, z. B. für Zwecke der Spezifizierung darauf ankommt.

So z. B. im Satz:

(28) Das Kind wurde von einer 13-jährigen Mutter geboren.

Der Test, den Jacobs zur Diagnose von Argumentrelationen benutzt, ergibt jedoch ein andres Bild. Nicht-Argumente (d. h. Angaben) können aus dem Satz ausgegliedert werden und mit einem Verb wie *geschehen* oder *tun* einen Satz bilden, der an den Kernsatz koordiniert ist. Vergleiche:

(29) Peter schläft, und das geschieht (tut er) auf der Wiese.

(30) *Emilie wird geküßt, und das geschieht von Otto.

Der Geschehentest erweist also die starke Bindung des Agensargumentes an den Passivkomplex bzw. an das Auxiliar *werden*, das ja schon als Kopula diese Argumentstelle („subjekt-externer Kontrolleur") besitzt. Übrigens erhärtet dies auch die traditionelle Einsicht, daß Aktanten bzw. Partizipanten generell stärker valenzgebunden sind als Zirkumstanten, die temporale, lokale, modale etc. Umstände bezeichnen und meist als freie Angaben realisiert werden.

Prüfen wir die übrigen Jacobs'schen Bindungsrelationen:

INSP: Das Argument der *von*-Phrase ist eindeutig als AGENS bestimmbar, da es den gleichen Selektionsbeschränkungen unterliegt wie das Subjekt des Hauptverbs im entsprechenden Aktivsatz. Es steht also zum Partizip II in der INSP-Relation. Nach Jacobs (1994: 39), der den Passiv-Verbkomplex transformationell und nicht valenztheoretisch analysiert, seien die inhaltlichen Merkmale (und auch die formalen, s. ibid.: 38) durch die Passivregeln vorauszusagen. Folgt man dieser theoretischen Inkonsequenz nicht, dann kann vertreten werden, daß auch das Auxiliar *werden* diesem Argument semantischen Kasus zuweist, nämlich AGENS. Die semantische Bindung des Agens an das Auxiliar ist auch gut begründet durch die Tatsache, daß die Realisierbarkeit einer Agensphrase bei Passivhilfsverben stark korreliert mit der Möglichkeit, dem entsprechenden lexikalischeren Vollverb ein Agensargument zuzuweisen. *Sein* etwa impliziert als Vollverb keinen Kontrolleur und ist im Zustandspassiv kaum mit Agensphrasen kombinierbar; bei *bekommen* dagegen liegt eine Agensergänzung bereits im Stellenplan des Vollverbs vor:

(31) Die Tür ist offen. → Die Tür ist (* von ihm) geöffnet.

(32) Er bekam eine Rose von ihr → (...) von ihr geschenkt.

FOSP: Daß die Agensergänzung als dativische Präpositionalphrase mit *von* realisiert wird, ist weder im Kasusrahmen des partizipalen Hauptverbs noch der Kopula *werden* verankert. Will man diese Formspezifik nicht aus den Passivregeln herleiten, dann bleibt nur noch das Auxiliar selbst oder das komplexe Passivprädikat aus Auxiliar und partizipalem Hauptverb als Kopf der FOSP-Relation übrig (das Hauptverb scheidet aus, da es Agensaktanten den Nominativ zuweist). Die obligatorische formale Realisierung des Agensaktanten durch *von* + Dativ bzw. *durch* + Akkusativ stellt das stärkste Argument für die Klassifizierung der Agensphrase als Ergänzung dar; dies wäre für Angaben völlig ungewöhnlich und erklärungsbedürftig.

NOT: Die Agensphrase ist nicht notwendig und demnach eine fakultative Ergänzung des Passivkomplexes bzw. seiner beiden verbalen Konstituenten. Die fehlende Obligationalität und die fakultative Realisierung in einer obliquen PP läßt sich grammatikalisierungstheoretisch zwanglos aus der syntaktischen Blockierung des externen Kontrolleurs der Kopula *werden* erklären.

Ich möchte folgende Schlußfolgerung ziehen:

1. Der Agensanschluß des Passivs steht zum Partizip II in den Relationen ARG und INSP (semantischer Kasus AGENS).
2. Auch zum Auxiliarverb *werden* steht er in ARG und INSP (ebenfalls AGENS, wodurch es zu einem Zusammenfallen mit der semantischen Kasuszuweisung durch das Hauptverb kommt), möglicherweise auch in FOSP (Dativ-PP mit *von*).
3. Zum komplexen Passivprädikat im Ganzen steht der Agensanschluß in den Relationen ARG, INSP (AGENS) und FOSP (Dativ-PP mit *von*)

4. Die semantische Bindung der *von*-Phrase an das Auxiliar *werden* kann auf den subjekt-externen Kontrolleur der Kopula *werden* zurückgeführt werden. Diese nicht-realisierbare, an die Kopula aber existentiell gebundene Argumentstelle ist im Passiv zu einer fakultativen Agensergänzung grammatikalisiert — und das heißt auch: aktantifiziert — worden.

5. Zusammenfassung

Die Frage, welches Element Träger der Verbvalenz in der Hilfsverbkonstruktion sei, kann für Passivkonstruktionen mit *werden* folgendermaßen beantwortet werden:

1. Syntaktischer Hauptvalenzträger ist das Auxiliarverb *werden*. Es weist dem Subjekt Nominativ (subjekthaltiges Passiv) oder Dativ (Dativpassiv) zu oder besitzt überhaupt kein Subjekt (subjektloses Passiv). Das Hauptverb im Passivkomplex ist von *werden* hinsichtlich seines kategorialen Status regiert („Statusrektion"), d. h. *werden* ist für Part. II-Ergänzungen subkategorisiert. Präpositionalobjekte werden syntaktisch dagegen vom Vollverb regiert und erhalten dieselben Kasusformen wie im entsprechenden Aktivsatz. Eine Ausnahme bildet die Agensphrase mit *von*, die einen anderen Kasus als das AGENS im Aktiv trägt und Präpositionalergänzung des Auxiliars bzw. des Passivverbkomplexes ist. Bei Dativsubjekten in der EXPERIENCER-Rolle ist eine doppelte Zuordnung möglich, da deren Inhalts- und Formspezifik gleichermaßen im Valenzmuster von *werden* (als Kopula- und Auxiliarverb) und der Aktivform des Hauptverbs verankert ist (s. o. Kapitel 2.4).
2. Im Prozeß der Auxiliarisierung verliert die zweite nominale Ergänzung von *werden* allmählich ihre nominalen Merkmale (z. B. Attribuierbarkeit, Numerus- und Kasusmorphologie, Artikelfähigkeit) und wird zum „Hauptverb" des Passivkomplexes, indem es im Gegenzug verbale Merkmale zugewinnt (Zuweisung semantischer Kasus, eingeschränkte syntaktische Valenz). Diese Dekategorialisierung („Denominalisierung") mit gleichzeitiger Rekategorialisierung („Verbalisierung") ist nicht vollständig, was sich u. a. an der fehlenden verbalen Flexion des Partizips II zeigt. *Werden* selbst behält seine verbale Morphologie bei, verliert aber die Fähigkeit der Imperativbildung. *Werden* steht im Passivsatz kategorial zwischen Vollverb und grammatikalischem Morphem, das Partizip zwischen Nomen und Verb.
3. Nicht nur durch das Hauptverb erfolgt semantische Kasuszuweisung an die Aktanten, sondern auch durch das Auxiliar *werden*. Einem nominativischen Subjektaktanten wird vom Partizip THEMA zugewiesen und in die THEMA-Position des Auxiliars *werden* (die bereits die Kopula *werden* besitzt), semantisch eingebettet. Im Dativpassiv wird auf gleiche Weise die EXPERIENCER-Stelle des Hauptverbs mit der EXPERIENCER-Stelle

von *werden* zur Deckung gebracht. Einzig im subjektlosen Passiv ist keine notwendige Argumentstelle vorhanden. Das *es* impersonale, das als mögliches Subjekt der Kopula *werden* auf einen implizierten, generalisierten Aktanten mit der Rolle THEMA/PROCESSOR verweist, wird zum inhaltsleeren Topik-*es* grammatikalisiert und verliert seinen Argumentstatus.

4. Das fakultative AGENS des Passivsatzes läßt sich nicht nur auf das entsprechende Subjekt des Aktivsatzes zurückführen, sondern stellt auch eine Aktantifizierung des subjekt-externen Kontrolleurs der Kopula *werden* dar; d. h. der Agensaktant ist eine Grammatikalisierung des syntaktisch nichtrealisierbaren, aber semantisch existentiell an die Kopula gebundenen Verursachers/Auslösers einer Zustandsänderung. Aufgrund der engen semantischen Bindung an das Auxiliar und der obligaten formalen Realisierung durch eine *von-* (bzw. *durch-*) Phrase stellt das Agens im Passiv eine fakultative Ergänzung, nicht aber eine Angabe dar; d. h. es ist fakultatives Präpositionalobjekt des Passivkomplexes bzw. der Kopula *werden* selbst (nicht aber des partizipialen Hauptverbs).
5. Ein angeblicher Widerspruch zwischen syntaktischer und semantischer Struktur läßt sich im *werden*-Passiv — und wohl allgemein in Hilfsverbkonstruktionen — nicht beobachten. Insbesondere zeigt eine Grammatikalisierungsanalyse, daß Auxiliarverben semantische Spuren ihrer Vollverbbedeutung besitzen, die konstitutiv für die funktionale Leistung der jeweiligen Hilfsverbkonstruktion sind. Hierzu zählen neben der verblaßten Eigenbedeutung v. a. ihre Prädikat-Argument-Struktur (Diathesensemantik) und ihre Aktionsartsemantik. Die Schlußfolgerung kann deshalb nur lauten, daß auch in ihrer Semantik reduzierte Verben Valenzrelationen etablieren können.

Anmerkungen

1. Diese Entität könnte etwa der eigene Körper sein (vgl. *es/der Apfel wurde ihm schlecht*) oder, bei einem Satz ohne Dativ-NP wie *es wurde hell*, der als Substanz aufgefaßte Raumbereich (vgl. *der Himmel wurde hell*). Zum *es* impersonale bei Witterungsverben besteht nicht nur strukturell, sondern auch semantisch wenig Unterschied; das zeigt sich etwa an der Möglichkeit einer elliptischen Koordination: *es wurde hell und regnete nicht mehr*. Natürlich ist die unmarkierte Realisierung der Subjektposition als neutrales Pronomen der 3. Person Singular ein Zeichen beginnender „Entaktantifizierung" dieser Argumentstelle; jedoch besteht aufgrund der möglichen Ersetzungen durch konkrete Nomina wie auch aufgrund der obligaten Realisierung bei markierter Wortstellung (vgl. *hell wurde es*) noch ein gewichtiger Unterschied zum Topik-*es* im unpersönlichen Passiv, wo diese Argumentposition endgültig „fortgrammatikalisiert" ist.
2. Ágel (1995:14ff; 16, Fn. 11) hält dafür, das Topik-*es* auch bei persönlichen Passiva (*es wird Bier getrunken*) als makrovalenzielle Realisierung des Erstaktanten zu analysieren und vom Topik-*es* in Aktivsätzen (*es reiten Ritter nach Jerusalem*) zu unterscheiden. Gegen die Einstufung als „Valenzleiche" spricht in diesem Fall aber, daß bereits ein Subjekt (*Bier*) existiert, dem der Nominativ vom Finitum zugewiesen wird und zu diesem in Person- und Numeruskongruenz steht. Als Lösung schlägt Ágel vor, daß a.) die Nominativzuweisung an den „Erstaktanten" *es* durch den Mikroaktanten des Finitums (d. h. durch das Kongruenzflexiv) erfolgt und b.) der „Zweitaktant" (hier: *Bier*) seinen Nominativ vom Partizip des Passivkomplexes erhält, analog zur Zuweisung des Nominativs an das Satzsubjekt durch das adjektivische Prädikat wie im strukturgleichen Kopulasatz. Dem kann ich nicht zustimmen: a.) Nimmt man die strukturelle Parallele ernst (und betrachtet das Prädikativum als Valenzträger), dann stellt sich die Frage, ob nicht auch das *es* des entsprechenden Kopulasatzes (z. B. *es wird hell*) den Nominativ vom Prädikativum zugewiesen bekommt — in diesem Falle wäre das *es* des Passivsatzes dann aber keine Valenzleiche und man stünde auch vor dem Dilemma, daß ein nominales Element gleich zwei Konstituenten regiert. b.) Als weitere Begründung für die Nominativvergabe an den „Zweitaktanten" durch das Partizip und nicht durch das Verbflexiv führt Ágel an, daß im letzteren Fall keine Personenkongruenz gegeben sei: **Es werde ich / wirst du untersucht*. Dabei ist allerdings übersehen, daß die *es*-Konstruktion generell Pronomina, auch solche der dritten Person ausschließt: * *Es wird er untersucht*. c.) Weiter sei die Nominativzuweisung an *es* nicht unbedingt an Numeruskongruenz gebunden (vgl. *es wurden Briefe geschrieben*). Meines Erachtens trifft dieses Argument nur für den (echten) Zweitaktanten im Kopulasatz zu (*sie bildeten ein gutes Team*), nicht aber für den Erstaktanten. Darüber hinaus liegt mit dem Topik-*es* wohl generell eine person- und numerusindifferente Form vor (Markiertheitsneutralisation). Hingegen besteht zum „Zweitaktanten" tatsächlich Numeruskongruenz; das scheinbare Gegenbeispiel *Warum wird jetzt Briefe geschrieben?* ist nicht stichhaltig, da „Briefe schreiben" syntaktisch sich wie eine Lexikalisierung verhält (d. h. wie ein intransitives Partikelverb ähnlich *radfahren* und *Auto fahren*) und wie die entsprechende Nominalisierung (*das Briefeschreiben*) Singular trägt; es liegt eigentlich also ein subjektloses Passiv vor.

   Fazit: Das Topik-*es* hat den gleichen Status in Aktivsätzen wie im persönlichen Passiv. In beiden Fällen weist der Mikroaktant dem „echten" Makroaktanten Nominativ zu. Eine Herleitung als Valenzleiche einer strukturgleichen Kopulakonstruktion ist nur beim Dativ-Passiv und dem unpersönlichen Passiv möglich. Hier alleine ist formal Person- und Numeruskongruenz zwischen *es* und *werden* gegeben (3. Ps. Sg.). Aus semantischer Sicht stellen 3. Person und Singular auch hier Neutralisierungsformen der funktionalen Kategorien Person und Numerus dar. Subjektlose Passivsätze und Dativpassive mit *werden* sind im Deutschen ähnlich markierte Satztypen wie Imperativsätze, nur daß bei ersteren der Subjektaktant nicht nur mikrovalenziell (Flexiv „3. Ps. Sing.") realisiert ist, sondern auch als „Makroleiche" makrovalenziell zum Ausdruck kommen kann.
3. Ein bekanntes Beispiel aus der deutschen Sprachgeschichte ist etwa die Grammatikalisierung des sächlichen Demonstrativpronomens *das* zum definiten Artikel, zur komplementsatzeinleitenden Konjunktion *daß* und schließlich zum Relativpronomen *das* (ibid.: 236).
4. Das subjektlose Passiv in den Sätzen (13) und (14) betrachte ich semantisch als Existenzprädikationen, die von volitionalen Handlungen ausgesagt werden (vgl. „es gab Tanzen" als wörtliche Übersetzung von engl. *there was dancing*; s. Amrhein 1996: Fn. 88, 106).
5. Ein Indiz dafür, daß die Kopula *werden* tatsächlich eine mediale (Rest-)Semantik wie die detransitiven Verben besitzt, ist die mediale Flexion des etymologisch verwandten Sanskritverbs *vartate* („sich drehen/wenden"); *vartate* ist allerdings nur (mehr?) als media tantum belegt; ein Transitivum „drehen/wenden" (*vartayati*) konnte allerdings noch mit dem Kausativsuffix *-ya* gebildet werden (s. Amrhein 1996: 61f und die dort zitierte Literatur).

Literaturverzeichnis

Abraham, W.: *Zur Typologie des Mediums in der Westgermania*. In: Abrahmam, W. – Århammar, R. (Hrsg.): *Linguistik in Deutschland*. Akten des 21. Linguistischen Kolloquiums, Groningen 1986. Tübingen (Niemeyer) 1987, S. 3-23.

Ágel V.: *Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz*. In: ZGL 23/1995, S. 2-32.

Amrhein, J.: *Die Semantik von werden. Grammatische Polysemie und die Verbalkategorien Diathese, Aspekt und Modus*. Reihe Fokus, Bd. 14. Trier (WYT) 1996.

Askedal, J. O.: *Syntaktische Symmetrie und Asymmetrie im Deutschen*. In: Centre de Recherche [...] 1987, S. 17-49.

Bech, G.: *Studien über das deutsche verbum infinitum.* Band 1 (= Historisk-Filologiske Meddelelser 35). København (Munksgaard) 1955.

Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Nice) (Hrsg.): *Das Passiv im Deutschen.* Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen, Nizza 1986. Tübingen (Niemeyer) 1987.

Engel, U.: *Syntax der deutschen Gegenwartssprache.* 3., völlig neu bearb. Auflage. Berlin (Schmidt) 1994.

Eroms. W.: *Passiv und Passivfunktionen im Rahmen einer Dependenzgrammatik.* In: Centre de Recherche [...] 1987, S. 73-95.

Frajzyngier, Z.: *The de dicto domain in language.* In: Traugott – Heine 1991, Vol. 1, S. 219-251.

Grimm, J.: *Deutsches Wörterbuch.* Bd. 29: Wenig – Wiking. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1960. München (dtv) 1984.

Haspelmath, M.: *The grammaticalization of passive morphology.* In: Studies in Language 14: 1 /1990, S. 25-72.

Heine, B.: *Auxiliaries. Cognitive Forces and Grammaticalization.* New York u.a. (Oxford University Press) 1993.

Heine, B. – U. Claudi – F. Hünnemeyer: *Grammaticalization. A conceptual framework.* Chicago u.a. (University of Chicago Press) 1991.

Helbig, G.: *Probleme der Valenz- und Kasustheorie.* Tübingen (Niemeyer) 1992.

Helbig, G. – W. Schenkel: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben.* Leipzig (Bibliographisches Institut) 1980.

Höhle, T. N.: *Lexikalistische Syntax. Die Aktiv-Passiv-Relation und andre Infinitkonstruktionen im Deutschen.* Tübingen (Niemeyer) 1978.

Hopper, P.: *On some principles of grammaticization.* In: Traugott – Heine 1991, Vol. 1, S. 17-35.

Jacobs, J.: *Kontra Valenz.* Reihe Fokus, Bd. 12. Trier (WVT) 1994.

Klaiman, M. H.: *Grammatical voice.* Cambridge u.a. (Cambridge University Press) 1991.

Lenerz, J.: *Zur Unterscheidung in Voll- und Hilfsverben.* In: Colloque du Centre de Recherches Germaniques de l´Université de Nancy II (Hrsg.): *La Linguistique à la session 1983 de l´aggrégation d´allemand, 19. février 1983.* Nancy 1983, S. 137-173.

Moorcroft, R.: *The role of semantic restrictions in German passive formation.* In: Antonsen, E. H. – Hook, H. H. (Hrsg.): *Stæfcræft.* Studies in Germanic Linguistics. Amsterdam u.a. (Benjamins) 1991, S. 147-159.

Reis, M.: *Zum grammatischen Status der Hilfsverben.* In: PBB (Tübingen) 98/1976, S. 64-82.

Rupp, H.: *Zum Passiv im Althochdeutschen.* In: PBB (Halle) 28/1958, S. 263-286.

Sadziński, R.: *Zur valenztheoretischen Wertung des Agensanschlusses im deutschen Passiv.* In: Centre de Recherches 1987: S. 147-159.

Traugott, E. C. – Heine. B. (Hrsg.): *Approaches to grammaticalization.* 2 Bde. Amsterdam u.a. (Benjamins) 1991.

Welke, K. M.: *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie.* Leipzig (Bibliographisches Institut) 1988.

Welke, K. M.: *Thematische Relationen. Sind thematische Relationen semantisch, syntaktisch oder/und pragmatisch motiviert?* In: DS 1/1994, S. 1-18.

Wunderlich, D.: *Diathesen.* In: Jacobs, J. – Stechow, A. – Sternefeld, W. – Vennemann, Th. (Hrsg.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung.* Berlin u.a. (de Gruyter) 1993, S. 730-747.

Christa Dürscheid (Köln)

Passivische Konstruktionen im Deutschen und Ungarischen

1. Einführung

Unter passivischen Konstruktionen verstehe ich im folgenden Konstruktionen, bei denen die Agensrolle an der Subjektposition unterdrückt wird. Mit dieser Unterdrückung des Agenssubjekts ist nicht notwendigerweise verbunden, daß die Agensrolle nicht realisiert werden kann. Sie kann unter bestimmten Bedingungen wieder präpositional angeschlossen werden (vgl. dazu die Beispiele (1) und (4)). Wichtig ist zu betonen, daß die Unterscheidung von 'aktivisch' und 'passivisch', die ich hier vornehme, eine semantische ist und nicht mit der morphologischen Unterscheidung von 'Aktiv' und 'Passiv' gleichgesetzt werden darf. So steht der Satz *Das Buch liest sich gut* im Aktiv, ist aber, wenn wir die eben genannte Definition von 'passivisch' zugrunde legen, eine passivische Konstruktion. In (1) bis (4) werden weitere Beispiele gegeben:

(1) a Die Polizei faßte den Dieb.
b Der Dieb wurde (von der Polizei) gefaßt.

(2) a Der Verlag verkauft viele Bücher.
b Die Bücher verkaufen sich gut (*von dem Verlag).

(3) a Ich taue das Gemüse auf.
b Das Gemüse taut auf (*von mir).

(4) a Einige Gästen tanzten.
b Es wurde (von einigen Gästen) getanzt.

Im folgenden werde ich — ausgehend vom Deutschen — diese Konstruktionen, d. h. Passivkonstruktionen, Mittelkonstruktionen, Ergativkonstruktionen und unpersönliche Passivkonstruktionen, analysieren und sie mit ihren ungarischen Äquivalenten kontrastieren.[1] Es wird sich zeigen, daß das Ungarische zur Erzeugung einer passivischen Lesart vorwiegend auf morphologische Ausdrucksmittel zurückgreift, in den meisten Fällen also morphologische Veränderungen am Verb selbst vornimmt, während das Deutsche noch zusätzliches Wortmaterial einfügt. Dies entspricht dem sprachtypologischen Befund, nach dem das Deutsche vorwiegend analytisierende, das Ungarische vorwiegend synthetisierende Tendenzen aufweist.

2. Das Passiv

Im Deutschen existiert das Passiv als eigenständige grammatische Kategorie, gebildet mit dem Hilfsverb *werden* und dem Partizip II (Vorgangspassiv) bzw. mit *sein* und dem Partizip II (Zustandspassiv). Syntaktisch ist das Passiv im Deutschen dadurch gekennzeichnet, daß das Objekt des Aktivsatzes zum Subjekt des Passivsatzes wird.[2]

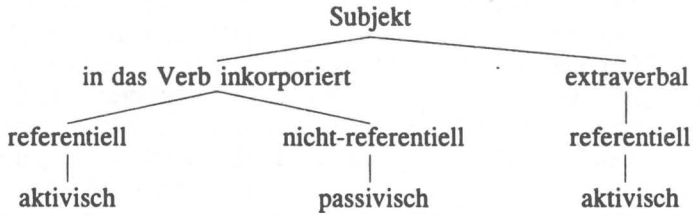
Im Ungarischen gibt es zwar ein Passivsuffix, das Suffix *-atik* bzw. *-etik*, doch kommt dies nur noch in festen Wendungen oder in lexikalisierter Form vor, vgl. *közhírré tétetik* ('es wird kundgetan').[3] Neben diesem „künstlichen Passivsuffix" (Szent-Iványi 1974:82) gibt es noch das Passivsuffix *-l* wie in *sül* ('gebraten werden') oder *épül* ('gebaut werden'), das nicht mehr produktiv auftritt. Regelhaft wird hingegen das deutsche Passiv im Ungarischen dadurch wiedergegeben, daß das Verb in die 3. Person Plural gesetzt wird. Es findet also lediglich eine Veränderung der Verbform hinsichtlich Numerus und Person statt, die syntaktische Struktur ändert sich nicht. Betrachten wir dazu das folgende Beispiel:

(5) a Der Hase wird gejagt.
b A nyulat kergetik.
den Hasen jagen-sie

Wie wir am Akkusativsuffix *-t* bei *a nyulat* in (5)b sehen, bleibt das Objekt in der dem deutschen Passiv entsprechenden ungarischen Konstruktion als Objekt erhalten. Das Subjekt ist, wie es im Ungarischen für nicht-emphatische, nicht-nominale Subjekte die Regel ist, in das Verb inkorporiert. Und eben weil das Subjekt in der Verbform enthalten ist, weil also die normale Valenzrealisierung eine andere ist als im Deutschen, ist die syntaktische Struktur nicht tangiert, wenn eine passivische Lesart erzeugt wird.[4] Was sich bei der Übertragung eines deutschen Passivs ins Ungarische lediglich ändert, ist die Verbform — und diese auch nur, wenn das Subjekt im aktivischen Satz nicht bereits in der 3. Person Plural steht.

Ein Kennzeichen der so gebildeten passivischen Konstruktion im Ungarischen ist, daß das Suffix der 3. Person Plural nicht referentiell gebraucht wird, also nicht auf ein außersprachliches Objekt verweist. Denn wenn wir davon ausgehen, daß das Agens in der passivischen Konstruktion unterdrückt wird, folgt daraus, daß das Personalsuffix referenzsemantisch leer ist. Man könnte hier von einem 'Suffix-Expletivum' sprechen und darin das ungarische Pendant zum expletiven *es* im Deutschen sehen: Wie das expletive *es* im Deutschen (in *Es regnet* z. B.) trägt das inkorporierte Subjekt in der passivischen Lesart des ungarischen Satzes keine semantische Rolle. Seine Funktion ist die Anzeige der passivischen Lesart. Wenn in Lehrbüchern zur ungarischen Sprache im Zusammenhang mit der Passivbildung vom „allgemeinen, unpersönlichen Subjekt" oder von „unpersönlichen Aussagesätzen" die Rede ist, so meint dies eben die Nicht-Referentialität des inkorporierten Subjekts.

In der aktivischen Konstruktion dagegen wird das Personalsuffix referentiell gebraucht: Es steht entweder in anaphorischer Beziehung zu einem vorher genannten Referenten (vgl.: ***Die Kinder laufen durch den Garten. Sie jagen den Hasen*** ['A nyulat kergetik.']) oder nimmt deiktisch auf einen Referenten in der Äußerungssituation Bezug. Aktivische und passivische Konstruktionen des Ungarischen unterscheiden sich in der 3. Person Plural folglich nur in der Referentialität des inkorporierten Subjekts, wobei diese wiederum nur über den Kontext erschließbar ist. Im Deutschen dagegen stellt sich die passivische Lesart kontextunabhängig ein, da das Passiv als eigenes Genus verbi auftritt und dadurch die passivische Lesart morphologisch und syntaktisch angezeigt wird. Das folgende Schema faßt das bisher zum Ungarischen Gesagte im Überblick zusammen:



Bislang haben wir davon gesprochen, daß das Verb im Ungarischen in die 3. Person Plural gesetzt wird, wenn ein deutsches Passiv wiedergegeben werden soll. In gesetzes- oder formelhaften Wendungen kann das Verb aber auch in der 1. Person Plural auftreten. Wenn ein Sprecher statt der 3. Person Plural die 1. Person Plural wählt, so drückt er damit aus, daß er sich miteinbezieht (wie dies bei Gesetzen üblich ist, da sie für alle gelten). Das inkorporierte Subjekt hat damit inklusiv-deiktische Lesart. Vgl. das Beispiel aus Ginter/Tarnói (1974:350):

(6) a Das erste Wort des Satzes wird immer mit großem Buchstaben geschrieben.
b A mondat első szavát mindig nagybetűvel írjuk.
dem Satz erstes Wort immer Großbuchstabe-mit schreiben-wir

Häufig werden ungarische Sätze in der 3. Person Plural im Deutschen nicht mit einem Passivsatz wiedergegen, sondern mit einem Aktivsatz, der als Subjekt das Indefinitpronomen *man* enthält, da dadurch die transitive Struktur des ungarischen Satzes in der deutschen Konstruktion beibehalten werden kann. So könnte die Rückübersetzung von (6)b ins Deutsche auch lauten: *Das erste Wort des Satzes schreibt man immer mit großem Buchstaben*. Dieses *man* kann im Ungarischen wiederum mit *az ember* (wörtl. 'der Mensch') wiedergegeben werden, aber nur, wenn das deutsche *man* eine generische Lesart hat (vgl. hierzu ausführlich Canisius 1994). Beispielsweise ist es nicht möglich, im folgenden Satz *man* mit *az ember* zu übersetzen, da sich das deutsche *man* hier

auf eine bestimmte Personengruppe bezieht (Beispiel aus GINTER – TARNÓI 1974: 172):

(7) a In diesem Restaurant kocht man gut.
b Ebben az étteremben jól főznek.
c *Az ember ebben az étteremben jól főz.

Aber selbst in der generischen Lesart zieht das Ungarische unter bestimmten Bedingungen die Verbform in 3. Person Plural dem Gebrauch von *az ember* vor, da Sätze mit *az ember* oft einen belehrenden Anstrich haben. Eine solche Konnotation stellte sich z. B. bei meinen ungarischen Informanten ein, als ich ihnen den Satz *Als Beamter darf man nicht streiken* aus CANISIUS (1994:92) mit der Übersetzung *Hivatalnokként nem sztrájkolhat az ember* vorlegte. Eine stilistisch angemessene Rückübersetzung dieses Satzes ins Deutsche könnte z. B. lauten *Als Beamter ziemt es sich nicht zu streiken* (EDIT VARGA, persönliche Mitteilung). Das obige Beispiel (6)a könnte daher aufgrund seiner belehrenden Diktion sehr gut mit *az ember* übersetzt werden. Den genannten Restriktionen unterliegt das deutsche *man* nicht. Es kann generisch und partikulär verwendet werden (vgl. CANISIUS 1994:93) und ist stilistisch neutral. Im Ungarischen dagegen werden viele, wenn nicht gar die meisten *man*-Sätze des Deutschen aus den genannten Gründen nicht mit *az ember* übersetzt, sondern mit dem Personalsuffix 3. Person Plural. Wie wir bereits hieran sehen, ist das Personalsuffix als passivisches Ausdrucksmittel von viel größerer Funktionalität als das deutsche Passiv.

Kommen wir zu einem nächsten Punkt: Das Deutsche kennt bekanntlich im Unterschied zu vielen anderen Sprachen zwei Passivformen, das Vorgangspassiv und das Zustandspassiv. Wie wird dieser Unterschied im Ungarischen ausgedrückt?

Auch das Zustandspassiv wird im Ungarischen durch die Verbform 3. Person Plural wiedergegeben, doch steht das so flektierte Verb in der Vergangenheit:

(8) a Das Fenster ist gestrichen.
b Lefestették az ablakot.
strichen-sie das Fenster

Während im deutschen Passiv zur Beschreibung eines Zustands anstelle eines Vorgangs das Hilfsverb ausgetauscht wird (*sein* statt *werden*), markiert das Ungarische den Unterschied lediglich temporal. Die Numerus- und Personenmarkierung am Verb bleibt gleich, es handelt sich wieder jeweils um die 3. Person Plural. Wenn man berücksichtigt, daß das Zustandspassiv den Folgezustand der im Verb ausgedrückten Handlung beschreibt, so ist es naheliegend, daß das Ungarische zur Markierung dieses Folgezustands das Verb in die Vergangenheit setzt. Die Vergangenheitsform des perfektiven Verbs besagt ja gerade, daß der Zustand eingetreten ist.

Ein Charakteristikum des Deutschen ist die formale Übereinstimmung des Zustandspassivs mit dem *sein*-Perfekt (vgl. *ich bin eingeladen* versus *ich bin abgereist*). In der ungarischen Standardsprache liegt hier keine Entsprechung vor: Wenn man im folgenden die ungarischen Äquivalente von (9)a und (10)a vergleicht, sieht man, daß in (9)b die passivische Lesart dadurch erzeugt wird, daß die Verbendung in die 3. Person Plural gesetzt wird, in (10)b dagegen bleibt die Personalendung des Verbs unverändert. Gemeinsam ist beiden Sätzen nur, daß sie in der Vergangenheit stehen:

(9) a Ich bin eingeladen
b Meghívtak.
mich-einluden-sie

(10) a Ich bin abgereist.
b Elutaztam.
abreiste-ich

Auch in syntaktischer Hinsicht unterscheiden sich die beiden ungarischen Sätze: In (9)b ist das Verb transitiv gebraucht, in (10)b ist es intransitiv. Doch ist dieses unterscheidende Kriterium nicht notwendig gegeben, da es auch im Ungarischen intransitive passivische Sätze geben kann — nämlich genau dann, wenn ein intransitives Verb in die 3. Person Plural gesetzt und dieses Suffix nicht referentiell gelesen wird (vgl. Abschn. 5).

Analog zum Deutschen kann ein Zustandspassiv im Ungarischen als Kopulasatz mit adjektivischem Prädikatsnomen übersetzt werden, doch ist dies in der Standardsprache nur möglich, wenn die Partizip-II-Form zu einem lexikalisierten Adjektiv geworden ist. Ein standardsprachliches Beispiel für diese Kopulakonstruktion ist (11): Statt eines Wechsels in der Personalendung, wie im korrespondierenden Vorgangspassiv der Fall (vgl. (12)), steht hier das Kopulaverb *van* und das Verbaladjektiv *nyitva*. Umgangssprachlich findet sich diese Konstruktion häufiger und ist auch für die Übersetzung von deutschen Perfektsätzen belegt (vgl. (13)).

(11) a Die Tür ist geöffnet.
b Nyitva van az ajtó.
geöffnet ist die Tür

(12) a Die Tür wird geöffnet.
b Kinyitják az ajtót.
öffnen-sie die Tür

(13) a Ich bin abgereist.
b ?El vagyok utazva.
ab bin-ich gereist.

Bislang haben wir Sätze betrachtet, in denen das Agens nicht nur unterdrückt wurde, sondern in denen es auch unterdrückt blieb. Nun gibt es bekanntlich im deutschen *werden*-Passiv die Möglichkeit des Agensanschlusses durch die Präpositionen *von* oder *durch*. Die folgenden Beispiele sollen zeigen, wie solche Sätze mit präpositional angeschlossenem Agens im Ungarischen wiedergegeben werden:

(14) a Peter jagt den Hasen.
b Péter kergeti a nyulat.
Peter jagt den Hasen

(15) a Der Hase wird von Peter gejagt.
b A nyulat Péter kergeti.
den Hasen Peter jagt

Wie wir sehen, unterscheiden sich die Sätze (14)b und (15)b nur hinsichtlich der Wortstellung voneinander: In (15)b steht das Subjekt *Péter* in unmittelbar präverbaler Position, d. h. in der für das Ungarische typischen Rhema-Position. Die Rhematisierung des Agens, die im Deutschen durch den präpositionalen Anschluß desselben in einer Passivkonstruktion entsteht, wird hier durch die veränderte Wortstellung zum Ausdruck gebracht. Eine passivische Lesart wie im deutschen Beispiel (15)a hat der Satz (15)b nicht. Wie wir weiter oben gesagt haben, kann diese passivische Lesart sich ja nur einstellen, wenn das Subjekt nicht-referentiell ist. Und da nominale Subjekte in der Regel referentiell sind, ist die passivische Lesart hier blockiert. Man könnte nun darauf verweisen, daß eine Konstruktion, die eine passivische Lesart erzeugt, auch gar nicht mehr benötigt wird, da das Agens sowieso realisiert wird. Dann stellt sich aber die Frage, warum im Deutschen zur Beschreibung desselben Sachverhalts zwei Konstruktionen zur Verfügung stehen: ein Aktivsatz mit Agenssubjekt und ein Passivsatz mit Agensangabe. Leiss (1992:105) gibt in ihrer Studie zu den Verbalkategorien des Deutschen dafür einen Erklärungsansatz: „... das Passiv [...] ist eine Perspektivierungskategorie, die die Wahl zwischen zwei Standorten ermöglicht, vorausgesetzt sie sind vorhanden." Bezogen auf unser Beispiel heißt das, daß in dem Satz (14)a ein anderer Standort als Zentrum gewählt wird als in dem Satz (15)a: In (14)a wird das Geschehen aus der Perspektive des Agenssubjekts *Peter* gesehen; sein Standpunkt ist im Bühlerschen Sinne das Zentrum der Referenz, in (15)a ist es dagegen das Patienssubjekt *Hase*, das als Zentrum der Referenz fungiert. Dieser Perspektiveunterschied kann sich bei den ungarischen Pendants (14)b und (15)b nicht durch den Wechsel in der syntaktischen Funktion einstellen, da im Subjekt beide Male das Agens steht. Das Ungarische muß hier auf andere Strategien zurückgreifen, um diesen Standortwechsel auszudrücken. Es ist dies wiederum die Wortstellung: Das jeweils an den Satzanfang gestellte Satzglied ist es, das im Zentrum der Referenz steht: In (14)b ist dies das

Agenssubjekt *Péter*, in (15)b das Patiensobjekt *a nyulat*. Um hier mit den Worten von Leiss (1992:105) zu schließen: „Sprachtypologische Untersuchungen liefern Daten, die plausibel machen, daß jede Sprache Perspektivierungsalternativen bereitstellt."

3. Mittelkonstruktionen

Konstruktionen vom Typ 'Patienssubjekt-Verb-Reflexivum-Adverbial' (z. B. *Das Buch verkauft sich gut*) werden im Deutschen als Mittel- oder Medialkonstruktionen bezeichnet.[5] Im Gegensatz zu den bislang erörterten Passivkonstruktionen steht das Verb in der Mittelkonstruktion im Aktiv, doch wie im Passiv wird das Agens an der Subjektstelle unterdrückt, das Patiens erscheint im Subjekt. Im Unterschied zum Vorgangspassiv, aber analog zum Zustandspassiv, ist dieses Agens in der Regel nicht wieder aufnehmbar.[6] In semantischer Hinsicht sind Mittelkonstruktionen dadurch charakterisiert, daß sie „nicht-spezifische Ereignisse" (vgl. Vater 1988:398) beschreiben. Ich möchte noch weiter gehen: Sie geben Eigenschaften an, die dem Subjektreferenten zugesprochen werden können. Diese 'Eigenschaftslesart', die für Mittelkonstruktionen typisch ist, ist ein wesentliches Merkmal zur Unterscheidung von Mittel- und Reflexivkonstruktionen: Reflexivkonstruktionen vom Typ *Die Tür öffnet sich, der Stuhl bewegt sich* beschreiben einen Vorgang, nicht eine Eigenschaft. In dieser Vorgangslesart wird der Verursacher ganz aus der Perspektive herausgenommen, das Geschehen vollzieht sich gewissermaßen 'von selbst'. Anders in den Mittelkonstruktionen: Das Agens ist noch implizit vorhanden, es wird mitverstanden — und zwar mit generischer, nicht-spezifischer Lesart. Ein weiterer Unterschied zwischen Mittel- und Reflexivkonstruktionen ist formaler Art: In Mittelkonstruktionen tritt immer ein qualifizierendes Adverbial auf (*leicht, gut, schlecht, angenehm* etc.) Fehlt dieses Adverbial, so wird es über den Kontext erschlossen. In dem Satz *Das Buch verkauft sich (gut)* liegt also eine Ellipse vor. Reflexivkonstruktionen sind in dieser Hinsicht keinen Restriktionen unterworfen. Sie können mit und ohne Adverbial auftreten, wie man an dem Beispiel *Der Termin verschiebt sich (vielleicht)* sieht. Wenn aber in einer nicht-medialen Reflexivkonstruktion ein qualifizierendes Adverbial auftritt, wie in dem Satz *Die Tür öffnet sich leicht* der Fall, ist der Übergang zur medialen Lesart fließend. Dann läßt sich nur noch über den Kontext bestimmen, ob eine Eigenschafts- oder eine Vorgangslesart vorliegt, ob der Satz also interpretiert werden muß als *Die Tür hat die Eigenschaft, sich leicht öffnen zu lassen* oder als *Die Tür öffnet sich einen Spalt*.

Vergleicht man nun wiederum das Deutsche mit dem Ungarischen, so wird der Unterschied zwischen Mittel- und Reflexivkonstruktionen durch die Übersetzung unmittelbar deutlich:

(16) a Das Buch liest sich gut.
b A könyv jól olvasható.
das Buch gut lesbar

(17) a Der Termin verschiebt sich.
b Eltolódik az időpont.
verschiebt-sich der Termin

Im Ungarischen wird die deutsche Reflexivkonstruktion durch eine intransitive *ik*-Variante von *verschieben* wiedergegeben (*eltolódik*), die Mittelkonstruktion wird — der oben genannten Eigenschaftslesart entsprechend — adjektivisch übersetzt: Aus dem Verb *olvas* ('lesen') wird durch die Suffigierung mit *-ható* das Verbaladjektiv *olvasható*. Ein Kopulaverb muß in der 3. Person nicht auftreten, das Adjektiv übernimmt allein die prädikative Funktion. Das deutsche *sich* wird in beiden Konstruktionen nicht übersetzt, da es kein lexikalisches *sich* ist, sondern in der syntaktischen Struktur des Deutschen als strukturelles Element fungiert.

Wie die Beispiele (16) und (17) zeigen, steht auch im Ungarischen ein Patienssubjekt, was, wie wir weiter oben gesehen haben, in passivischen Konstruktionen, die mit der 3. Person Plural gebildet werden, nicht der Fall ist. Die passivische Lesart korreliert hier also wie im Deutschen mit dem Auftreten eines Patienssubjekts. Während aber im Deutschen Mittel- und Reflexivkonstruktionen formal nur durch das Aufreten eines Adverbials unterschieden werden, unterscheiden sich die ungarischen Prädikate kategorial voneinander: In (16)b haben wir ein deverbales Adjektiv vor uns, in (17)b ein *-ik*-Verb. Offensichtlich ist es also im Ungarischen — wie auch im Deutschen — unmöglich, eine Eigenschaftslesart zu erzeugen, indem lediglich das Verb intransitiviert wird, vgl. **Das Buch liest gut* und die ebenfalls ungrammatische Übersetzung **A könyv jól olvas*. Das Deutsche braucht zur Anzeige einer nicht-aktivischen, medialen Eigenschaftslesart *sich* als strukturellen Indikator, das Ungarische wählt dazu in der Regel die Adjektivbildung.

Man könnte somit im Hinblick auf die hier zur Diskussion stehenden Mittelkonstruktionen zu der Generalisierung gelangen, daß diesen im Ungarischen eine Verbalsuffigierung entspricht. Dieses derivationelle Verfahren ist aber — ganz analog zu den entsprechenden deutschen Wortbildungen mit *-bar* (*lesbar, singbar, mietbar*) — nur möglich, wenn es sich bei dem der Ableitung zugrundeliegenden Verb um ein transitives Verb handelt. Eine Mittelkonstruktion mit intransitivem Verb muß folglich anders übersetzt werden als die — wesentlich häufiger anzutreffenden — Mittelkonstruktionen mit transitivem Verb:

(18) a Hier schläft es sich gut.
b Itt jól lehet aludni.
hier gut möglich schlafen

Das Ungarische muß hier mit dem unpersönlichen Verb *lehet* eine periphrastische Konstruktion aufbauen. Ich betrachte dies als eine syntaktische Ausweichstrategie, die nur gewählt wird, weil keine geeigneten morphologischen Mittel zur Verfügung stehen. Diese Strategie ließe sich zwar auch bei transitiven Verben anwenden (z. B. ist es natürlich auch möglich, (16)a zu übersetzen mit *A könyvet jól lehet olvasni*), doch wird hier eindeutig die Adjektivbildung vorgezogen. Im Deutschen dagegen ist die mit dem ungarischen Ableitungssuffix korrespondierende *-bar*-Bildung nicht so häufig: In prädikativer Funktion treten *-bar*-Adjektive oft in verkürzten Sätzen oder in unpersönlichen Konstruktionen auf: *Bettwäsche mietbar, es ist machbar*. Bei der Übersetzung von ungarischen *-ható*-Verbaladjektiven wird im Deutschen in einer guten Übersetzung Gebrauch von anderen, von syntaktischen Mitteln gemacht. Neben den hier diskutierten medialen Reflexivkonstruktionen sind dies auch Konstruktionen mit *ist+zu+*Infinitiv (*Das Buch ist zu lesen*) oder mit *kann+*Passiv (*Das Buch kann gelesen werden)*.

Auch hier zeigt sich, daß das Deutsche vorzugsweise syntaktische Strategien zur Erzeugung einer passivischen Lesart einsetzt, das Ungarische dagegen morphologische. Im folgenden werde ich auf eine passivische Konstruktion eingehen, in der auch im Deutschen kein weiteres Wortmaterial eingefügt werden muß, um eine passivische Lesart zu erzielen. Es sind dies die sog. 'Ergativkonstruktionen'.

4. Ergativkonstruktionen

Mit dem Terminus 'Ergativkonstruktionen' bezeichne ich in Anlehnung an die generative Literatur Sätze mit intransitivem Verb im Aktiv, die eine passivische Lesart haben. Der Terminus 'ergativ' ist aus der Sprachtypologie übernommen. Hier wird zwischen Akkusativ-, Ergativ- und Aktivsprachen unterschieden. Ein Charakteristikum von Ergativsprachen ist ihre Patienszentriertheit. Herok 1985 erläutert dies an einem instruktiven Beispiel: In einer Ergativsprache wird die Patiensrolle in dem Satz *Der Bauer pflügt das Feld* als semantisch zentral, die Agensrolle als semantisch dezentral präsentiert. In dem mit dem Verb *pflügen* beschriebenen Sachverhalt ist also die Objektveränderung ('das Gepflügt-werden') primär, nicht die Tätigkeit ('das Pflügen'). In einer Akkusativsprache wie dem Deutschen liegen die Dinge bekanntlich anders, doch gibt es natürlich auch im Deutschen die Möglichkeit, einen Sachverhalt agens-dezentral und patiens-zentral zu präsentieren. Dies ist ja gerade das gemeinsame semantische Merkmal der passivischen Beispiele, die wir hier behandeln. In den Passivkonstruktionen korreliert diese Patienszentriertheit mit dem Auftreten eines Passivprädikats, in den Ergativkonstruktionen — wie auch in den oben diskutierten Mittelkonstruktionen — bleibt das Basisprädikat unverändert. Im Unterschied zum Passiv erzielen diese Konstruktionen also eine patienszentrierte Lesart, ohne daß dazu eine komplexes

Prädikat eingesetzt werden müßte. Darin liegt die Entsprechung zu den Ergativsprachen.

Wie die Ausführungen zeigen, betrachte ich hier nur Ergativkonstruktionen, die in Beziehung gesetzt werden können zu Handlungskonstruktionen (zu anderen unter dem Stichwort 'Ergativität' diskutierten Beispielen vgl. Fanselow 1992). Es gibt nun im Deutschen eine kleine Klasse von Verben, die morphologisch unverändert in eine Handlungs- bzw. eine Ergativkonstruktion treten können (vgl. *Ich zerreiße die Hose* versus *Die Hose zerreißt*). Es gibt daneben auch Fälle, in denen der Verbstamm morphologisch verändert wird (vgl. *Ich setze das Kind auf den Stuhl* versus *Das Kind sitzt auf dem Stuhl*). Eine dritte Variante ist die Reflexivierung eines transitiven Basisverbs (*Ich bewege den Stuhl* versus *Der Stuhl bewegt sich*). Diese Variante ist die einzige, die systematisch zur Bildung von intransitiven Konstruktionen gebraucht werden kann und die noch produktiv ist. So ist die Reflexivbildung *Die Daten erklären sich folgendermaßen* durchaus denkbar, wenn sie auch (noch?) nicht für alle Sprecher des Deutschen akzeptabel ist. Andere Fälle scheinen markierter: Der Satz **Die Sprache erwirbt sich* z. B. ist ungrammatisch, obwohl es sich auch hier um die Reflexivierung eines transitiven Verbs handelt. Ich vermute, daß hier die starke Involviertheit der unterdrückten Agens-Rolle der Grund dafür ist, daß in diesem Beispiel nur eine Passivkonstruktion (*Die Sprache wird erworben*) möglich ist (s. u.).

Die morphologisch unveränderten Verbpaare und die Paare mit Veränderungen im Verbstamm bilden im Deutschen kleine, geschlossene Klassen. Neubildungen sind hier nicht möglich (vgl. **Die Daten erklären*). Der Grund ist darin zu sehen, daß bei solchen neugebildeten Intransitivierungen ohne Reflexivum das Subjekt als Agens interpretiert werden müßte. In den Reflexivkonstruktionen wird diese Agens-Lesart durch das Auftreten von *sich* verhindert.

Allen hier angeführten intransitiven Konstruktionen ist gemeinsam, daß das Patiens im Subjekt steht und daß das Agens unterdrückt ist. In allen transitiven Konstruktionen steht das Agens im Subjekt und das Patiens im Objekt. Dieses Agens in der transitiven, aktivischen Konstruktion ist aber in der Regel nicht ein intentional Handelnder. Dies möchte ich an den folgenden Beispielen demonstrieren:

(19) Der Wind fegte das Geschirr vom Tisch. Alle Gläser zerbrachen. (?Alle Gläser wurden zerbrochen)

(20) Wer hat das getan? Alle Gläser wurden zerbrochen! (?Alle Gläser zerbrachen)

Die Frage *Wer hat das getan?* läßt darauf schließen, daß der Sprecher einen „menschlichen Handlungsbeteiligten" (Terminus von Zifonun 1992:268) impliziert. Diese Implikation hat auch der anschließende Passivsatz, weshalb es in (20) kommunikativ angemessener ist, mit einer Passivkonstruktion und

nicht mit einer Ergativkonstruktion anzuschließen. Im Kontext von (19) dagegen ist es natürlicher, wenn der Sprecher eine Ergativkonstruktion wählt. Hier ist der Wind der Verursacher des Geschehens. Das prototypische Agens-Merkmal 'x verursacht y' ist somit vorhanden, aber andere prototypische Agenskennzeichen fehlen.[7] Ergativkonstruktionen korrespondieren also mit Handlungskonstruktionen, in denen das Agens am vom Verb beschriebenen Sachverhalt wenig Eigenanteil hat. Passivkonstruktionen dagegen, in denen das Agens **nicht** benannt wird, setzen in der Regel ein stark handlungsfähiges Agens voraus (vgl. Zifonun 1992:267). Daß das Agens nicht genannt wird, hat verschiedene Gründe: Es kann oder soll nicht näher spezifiziert werden (vgl. *Die Bank wurde überfallen*), oder es kann als bekannt vorausgesetzt werden (vgl. *Der Bankräuber wurde verhaftet*).

In Passivsätzen ohne Agensnennung ist das Agens maßgeblich am Geschehen beteiligt — und darin liegt der entscheidende Unterschied zur Rolle des Agens in Ergativkonstruktionen. Bei manchen Ergativkonstruktionen stellt sich sogar die Frage, ob sie überhaupt auf einen transitiven Satz beziehbar sind (vgl. dazu Ogawa 1995). So ist der Satz *Ich koche die Suppe* zwar syntaktisch, aber nicht (verb-)semantisch der korrespondierende Satz zu *Die Suppe kocht*, da das transitive *kochen* im Sinne von *zubereiten* gebraucht wird, das intransitive *kochen* dagegen im Sinne von *den Siedepunkt erreicht haben*. Wenn dem so ist, liegt bei *Die Suppe kocht* nicht eine passivische Lesart im oben definierten Sinne vor, da gar keine Agensunterdrückung erfolgt ist.

Wie bei den Intransitiva ohne Reflexivum entsteht bei den reflexivierten Konstruktionen der Eindruck, daß sich das Geschehen gewissermaßen 'von selbst' vollzieht. Dies hat einige Grammatiker dazu veranlaßt, das Reflexivum in diesen Konstruktionen als echte rückbezügliche Anapher anzusehen und nicht lediglich als leeres formales Element (vgl. z. B. Abraham 1987:52f.). Betrachten wir wiederum einen Minimalkontext:

(21) Starker Wind kam auf. Alle Türen öffneten sich. ?Alle Türen wurden geöffnet.

Die Reflexivkonstruktion unterscheidet sich von der Passivkonstruktion wieder in der Interpretation der implizierten Agensrolle: In Beispiel (21) ist der Wind als Verursacher des 'Türenöffnens' kein intentional Handelnder. Das Passiv *Alle Türen wurden geöffnet* impliziert dagegen einen intentional Handelnden. Daher ist im vorgegebenen Kontext die Beschreibung dieses Vorgangs mit einer Passivkonstruktion nicht möglich.

Kommen wir nun zur ungarischen Übersetzung. Beispiel (17) wird im folgenden aus expositorischen Gründen wiederholt als (24). Vgl.:

(23) a Die Tür öffnet sich.
b Kinyílik az ajtó.
öffnet-sich die Tür

(24) a Der Termin verschiebt sich.
b Eltolódik az időpont.
verschiebt-sich der Termin

Die ungarischen Verben werden mit einem reflexiven Verbalsuffix, mit *-ik* versehen. Die Verben stehen dabei notwendigerweise in der indefiniten Konjugation, da sie kein Objekt zu sich nehmen können.[8] Das lexikalische akkusativische Reflexivum *magát* ist hier ausgeschlossen. SZENT-IVÁNYI führt diese *ik*-Verben, die passivische Lesart haben, diachron auf die 3. Person Plural der definiten Konjugation zurück und vermutet, daß das mit dem Verb in der 3. Person Plural auftretende Akkusativobjekt als Subjekt reinterpretiert wurde. Als Beispiel führt er den Satz *Mein Schilf brechen sie* an, der als *Mein Schilf wird gebrochen* ('A nádam törik') reanalysiert worden sei. Diese sprachhistorische Erklärung könnte auch auf die passivische Konstruktion mit der 3. Person Plural zutreffen — mit dem Unterschied, daß im Gegensatz zu den *ik*-Verben die Reanalyse nicht zu einer lexikalisierten Verbform geführt hat. Der semantische Unterschied zwischen einer passivischen Konstruktion in der 3. Person Plural und einer intransitiven *ik*-Variante entspricht dem semantischen Unterschied zwischen Passiv- und Ergativkonstruktionen im Deutschen. Vergleichen wir dazu das obige Beispiel (24) mit (25):

(25) a Der Termin wird verschoben.
b Eltolják az időpontot.
verschieben-sie den Termin

Im ungarischen Satz haben wir ein transitives Verb in der definiten Konjugation vor uns, die passivische Lesart entsteht durch die 3. Person Plural. Das Agens wird nicht genannt (die 3. Person Plural ist nicht-referentiell, kann also keine semantische Rolle tragen, vgl. Abschnitt 2), wird aber mitverstanden. Der Satz impliziert wie im Deutschen, daß der Termin willentlich verschoben wurde, und korrespondiert daher mit einem Aktivsatz des Formats *XY verschiebt den Termin*. Anders ist es mit dem Satz *Der Termin verschiebt sich* und seinem ungarischen Äquivalent (vgl. (24)). Hier wird ausgedrückt, daß es zu einem Verschieben des Termins kommt, ohne daß dies beabsichtigt ist.[9]

Wir haben bislang gesehen, daß auch das Ungarische intransitive Patienssubjekte bildet und daß dies regelhaft mit der *ik*-Markierung am Verb korreliert. Gewissermaßen das 'Gegenstück' dazu ist das Faktitivsuffix *-t*. Es wird im Ungarischen regelhaft verwendet, um zum Ausdruck zu bringen, daß die im Verb ausgedrückte Handlung vom Subjektreferenten veranlaßt wird. Im Deutschen werden diese Verben häufig mit einer *lassen*-Konstruktion wiedergegeben, wenn keine lexikalisierte Variante (wie z. B. *tränken* versus *trinken*) verfügbar ist. So muß die faktitive Lesart beim ungarischen Verb *nyomtat* im Deutschen periphrastisch mit *drucken lassen* übersetzt werden.

Kommen wir nun noch zu der Frage, ob es auch im Ungarischen Intransitiv-/Transitivpaare gibt, die sich formal nicht unterscheiden, wo also — vom Konjugationstyp abgesehen — dieselbe Verbform vorliegt. Soweit ich sehe, scheint dieser Fall nicht vorzukommen: Wenn sich diese Verben nicht durch das Auftreten eines Suffixes unterscheiden, dann sind es Unterschiede im Verbstamm selbst, die die (In-)Transitivität markieren. Dies gilt z. B. für die Übersetzung von *kochen*: Im Ungarischen haben wir hier zwei Verben, *fő* und *főz*, die in keiner Derivationsbeziehung zueinander stehen.

5. Unpersönliche Konstruktionen

Abschließend wende ich mich der Frage zu, wie unpersönliche Passivsätze mit einem expletiven *es* an Subjektstelle (Typ *'Es wird getanzt'*) ins Ungarische übertragen werden. In diesem Zusammenhang gehe ich auch auf *es*-Sätze ein, die nicht-passivischer Art sind, aber ebenfalls zu den unpersönlichen Konstruktionen gezählt werden (z. B. *Es regnet, es klopft, es schmeckt)*.

Kommen wir zunächst zum unpersönlichen Passiv. Es tritt nicht nur bei intransitiven Verben auf, die kein Objekt haben, das die Subjektstelle besetzen könnte (z. B. *arbeiten*), sondern auch bei transitiven Verben, deren Objekt fakultativ ist (z. B. *kehren*). Auch reflexive Verben können ein unpersönliches Passiv bilden (vgl. *sich schlagen)*.

(26) a Hans arbeitet.
b Es wird gearbeitet.

(27) a Hans kehrt (den Flur).
b Es wird gekehrt.

(28) a Sie schlugen sich heftig.
b Es wurde sich heftig geschlagen.

Beispiel (28) stammt von VATER (1995:185), Beispiel (27) habe ich aus EISENBERG (1994³:142) übernommen. Eisenberg betont hier zu recht, daß in Sätzen wie *Es wird niemand bevorzugt, Es werden noch Meldungen entgegengenommen* kein unpersönliches Passiv vorliegt: Diese Sätze enthalten ein Patienssubjekt, Kennzeichen des unpersönlichen Passivs ist aber gerade, daß ein Patienssubjekt fehlt.

Mit dem unpersönlichen Passiv hat das Deutsche die Möglichkeit, die Zahl der mit dem Verb vorkommenden Aktanten auf Null zu reduzieren. Dies läßt sich insbesondere an Beispiel (27) zeigen: Im persönlichen Passiv tritt noch ein Aktant auf (*Der Flur wird gekehrt*), in der unpersönlichen Passivkonstruktion wird diese Valenzreduktion weiter fortgesetzt, da nun auch die Patiensrolle in Subjektfunktion unterdrückt wird. Damit haben wir ein Prädikat, dessen syntaktische Ungebung entleert ist (*wird gekehrt)*, das aber in einem

Aussagesatz so nicht stehen bleiben kann. Dies trifft analog für die intransitiven Aktivsätze (26) und (28) zu. Hier bewirkt die Passivierung das Wegfallen des Agenssubjekts. Ein semantisch leeres, nicht-referentielles *es* kann nun eingefügt werden, um die für deutsche Aussagesätze typische Verbzweitstellung zu erhalten. In konjunktional eingeleiteten Nebensätzen, die ja bekanntlich Verbendstellung aufweisen, fällt dieses *es* weg (vgl. *Ich freue mich, daß getanzt wird*). Auch im Aussagesatz tritt das *es* im Vorfeld nur dann auf, wenn kein anderes strukturelles Element zur Verfügung steht bzw. wenn aus pragmatischen Gründen (Rhematisierung des Prädikats) alle anderen Elemente im Mittelfeld bleiben (vgl. *Heute wird getanzt* versus *Es wird heute getanzt*).

Wie zu vermuten, liegen die Dinge im Ungarischen anders. Zu vermuten ist dies deshalb, weil im Ungarischen, wie wir schon gesehen haben, bei thematischem, nicht-nominalem Subjekt die Subjektstelle nicht extraverbal realisiert wird. Eine Valenzreduktion kann deshalb gar keine lexikalische Spur hinterlassen. Eine solche Spur wird auch in struktureller Hinsicht nicht benötigt, da es im Ungarischen keine kanonische Verbposition gibt, die das Einsetzen eines strukturellen Elements erzwingen würde. Im Ungarischen kann es folglich keine zum unpersönlichen Passiv analoge Konstruktion geben. Die Übersetzung des unpersönlichen Passivs unterscheidet sich somit in nichts von der Übersetzung des persönlichen Passivs: Das Verb wird jeweils in die 3. Person Plural gesetzt.

(29) a Es wird gearbeitet.
b Dolgoznak.
arbeiten-sie

In der 3. Person Plural steht auch das Äquivalent zu der folgenden unpersönlichen Aktivkonstruktion:

(30) a Es klopft.
b Kopognak.
klopfen-sie.

Dieses Beispiel ist insofern interessant, als hier im Deutschen zwei Alternativen existieren: *Es klopft* und *Es wird geklopft*. Ein analoger Fall liegt vor bei *klingeln*, wo im Deutschen auch zwei strukturelle Möglichkeiten vorliegen (*es* + Aktivdiathese, *es* + Passivdiathese). Beide Formen sind nicht äquivalent, wie die Unterschiede im Nebensatz zeigen: *Ich höre, daß es klingelt* versus *Ich höre, daß geklingelt wird*. Auch in semantischer Hinsicht entsprechen sich die beiden Formen nicht: Wie weiter oben schon erläutert, wird im Passiv ein stark handlungsfähiges Agens impliziert, das die Tätigkeit ausführt. Dies ist auch bei *Es wird geklingelt* bzw. *Es wird geklopft* der Fall. Das Agens in den unpersönlichen Aktivsätzen *Es klingelt* und *Es klopft* dagegen tritt ganz in den Hintergrund, ist aber in der Form *es* noch ganz

unspezifiziert vorhanden. Im Vordergrund steht der im Verb beschriebene, vom Sprecher wahrgenommene Sachverhalt (des Klingelns bzw. Klopfens).

Im Ungarischen nun gibt es jeweils nur eine Variante, die 3. Person Plural. Eine Übersetzung von *Es klopft* bzw. *Es klingelt* in der 3. Person Singular ist ausgeschlossen, da sich hierbei sofort eine anaphorische Lesart einstellen würde. Vgl.:

(31) a Kopog.
b Er/sie/es klopft.

Im Deutschen besteht diese Möglichkeit der anaphorischen Lesart natürlich auch — und zwar genau dann, wenn sich das Subjektpronomen auf ein Substantiv im Neutrum zurückbezieht. (vgl. *Das Kind klopft. Es klopft*). Doch ist eine Verwechslung von anaphorischer und nicht-anaphorischer Lesart aufgrund des ausdifferenzierten, lexikalischen Genusparadigmas im Deutschen selten gegeben.

In welchen Fällen ist es nun nicht nur möglich, sondern sogar obligatorisch, unpersönliche Konstruktionen des Deutschen im Ungarischen mit der 3. Person Singular zu übersetzen? Hierzu zwei Beispiele:

(32) a Esik.
b Es regnet.

(33) a Ízlik.
b Es schmeckt.

Das deutsche Verb *regnen* wird im Ungarischen mit *esik* übersetzt. Dieses Verb ist polysem, es kann sowohl *fallen* als auch *regnen* bedeuten. In der Lesart von *fallen* ist es verbindbar mit einem lexikalischen Subjekt, so z. B. in *Esik az eső* (wörtl. 'Der Regen fällt') oder in *Esik a hó* (wörtl. 'Der Schnee fällt'). Eine passivische Konstruktion mit der 3. Person Plural ist hier aus semantischen Gründen ausgeschlossen: Es gibt kein Agens, das unterdrückt werden könnte. Selbstverständlich ist aber eine aktivische Konstruktion mit dem Verb *fallen* in der 3. Person Plural (*esnek*) möglich, wenn das Subjekt referentiell gelesen wird.

Wie ist es demgegenüber mit Beispiel (33)? Auch hier steht im Ungarischen die 3. Person Singular. Der Gebrauch der 3. Person Plural in nicht-referentieller Lesart ist hier ausgeschlossen, weil das Verb *ízlik* — wie das Verb *esik* — bereits zu den nicht-agentischen Verben zählt. Aus denselben Gründen ist auch bei beiden Verben die Passivdiathese im Deutschen (vgl. **Es wird geschmeckt/Es wird geregnet*) nicht möglich.

Wie die Daten zeigen, werden deutsche *es*-Sätze im Ungarischen nur dann mit der 3. Person Plural wiedergegeben, wenn sie ein Agensverb enthalten. Alle nicht-agentischen Verben, die im Deutschen mit *es* konstruierbar sind, stehen im Ungarischen in der 3. Person Singular. Häufig handelt es sich dabei

um die 3. Person Singular eines *ik*-Verbs, möglich ist aber bei bestimmten Verben auch die Übersetzung mit einer Kopulakonstruktion (vgl. *Büdös van,* 'Es stinkt' oder *Huzat van*, 'Es zieht').

6. Fazit

Wenn wir deutsche Passiv-, Mittel-, Ergativ- und unpersönliche Konstruktionen abschließend noch einmal zusammenfassend mit ihren ungarischen Äquivalenten vergleichen, so können wir folgendes Fazit ziehen:

1. Das Deutsche setzt mehr Ausdruckmittel als das Ungarische ein, um passivische Lesarten zu erzeugen: Im Ungarischen haben wir sowohl für das Zustands-, als auch für das Vorgangs- und das unpersönliche Passiv die morphologische Markierung der Verbform mit der 3. Person Plural. Dieses Personalsuffix wird häufig auch verwendet, um deutsche *man*-Sätze zu übersetzen. Es ist also von größerer funktionaler Reichweite als die passivische Verbdiathese des Deutschen.
2. Was die Art der Mittel betrifft, die eingesetzt werden, um passivische Lesarten zu erzeugen, unterscheiden sich Deutsch und Ungarisch erheblich voneinander: Im Deutschen tritt jeweils eine syntaktisch voll explizierte Struktur auf, die durch Hilfsverb (Passiv), eine Verbindung aus Reflexivum und Adverbial (Mittelkonstruktionen), Reflexivum (Ergativkonstruktionen) oder unpersönliches *es* angereichert werden kann. Im Ungarischen haben wir vorwiegend morphologische Veränderungen am Verb selbst (3. Person Plural, *-ható*-Suffigierung, *-ik*-Sufffigierung). Den analytischen Formen des Deutschen steht also eine synthetische Formenbildung gegenüber.
3. Änderungen in der syntaktischen Umgebung des Verbs, die für die Passivbildung im Deutschen charakteristisch sind, gibt es im Ungarischen in der Konstruktion mit der 3. Person Plural nicht. Eine Objektanhebung kann ja nicht stattfinden, da das inkorporierte Subjekt formal weiterhin vorhanden ist. Der Verbkonjugation fällt damit eine doppelte Aufgabe zu: Markierung von Numerus und Person und Markierung von aktivischer versus passivischer Lesart. Daß es dabei zu einer Ambiguität kommen kann (nämlich genau dann, wenn ein Satz in der 3. Person Plural steht und das Subjekt inkorporiert ist, vgl. Abschnitt 2), resultiert aus dieser Doppelfunktion des Personalsuffixes. Die Ambiguität bereitet aber nur dem Grammatiker Kopfzerbrechen. Für den Ungarisch-Sprechenden stellt sich das Problem nicht, da Sätze ja nie kontextlos auftreten. Und wie oben ausgeführt, kann die für die Herstellung der passivischen Lesart notwendige Nicht-Referentialität aus dem Kontext erschlossen werden.

Anmerkungen

1. An dieser Stelle möchte ich den ELTE-Studenten danken, die mit mir die ungarischen Daten diskutiert haben. Danken möchte ich auch Rita Brdar-Szabó, Vilmos Ágel, Akio Ogawa und Heinz Vater, die mir wertvolle Hinweise zu diesem Beitrag gaben.
2. Zu einer funktionalen Analyse des Passivs, die ich hier nicht leisten kann, vgl. Zifonun 1992 oder — in anderem theoretischen Rahmen — Givón 1995.
3. Das kommt auch in folgendem Reimspruch (vgl. Szent-Iványi 1974:82) zum Ausdruck, der ungarischen Schülern als Merksatz präsentiert wird: „A *-tatik* a magyarban nem használatik" ('*-tatik* wird im Ungarischen nicht verwendet').
4. Ágel (1995) charakterisiert diese Unterschiede in der Valenzrealisierung sprachtypologisch adäquat in einem von László 1988 übernommenen Zwei-Ebenen-Modell: Im Deutschen ist die makrovalenzielle (syntaktische) Realisierung der Aktanten obligatorisch, im Ungarischen ist bei nicht-nominalen Aktanten die mikrovalenzielle (morphologische) Realisierung der Normalfall.
5. Zu anderen Typen von Mittelkonstruktionen vgl. Vater 1995 (in diesem Band).
6. Auf marginale Fälle mit Agensnennung wie *Das Buch liest sich leicht für Laien*, auf die mich Akio Ogawa (persönliche Mitteilung) aufmerksam gemacht hat, werde ich im folgenden nicht eingehen.
7. Zu dem prototypischen Agens-Konzept vgl. ausführlich Dowty 1992.
8. Das Ungarische unterscheidet zwei Konjugationstypen: indefinite (auch 'subjektiv' genannte) und definite (auch 'objektiv' genannte) Konjugation. Erstere tritt auf, wenn kein Akkusativobjekt folgt bzw. wenn das folgende Akkusativobjekt indefinit ist.
9. Aus diesem Grunde ist auch der Satz *Der Schrank verschiebt sich* nur akzeptabel, wenn eine Situation denkbar ist, in der diese Lageveränderung ohne das Zutun eines intentional Handelnden möglich ist. Oder anders gesagt: Der Satz *Ich verschiebe den Schrank* läßt nur die Passivdiathese *Der Schrank wird verschoben* zu, da hier ein intentional Handelnder impliziert ist.

Literaturverzeichnis

Abraham, Werner: *Was hat sich's in „Damit hat sich's"?* — In: *Das Passiv im Deutschen.* Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen, Nizza 1986. Hrsg. v. Centre de Recherche en Linguistique Germanique. Tübingen: Niemeyer 1987, S. 51-71.

Ágel Vilmos: *Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz.* — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 1995, Bd. 23, S. 2-32.

Canisius, Peter: *Einige vergleichende Bemerkungen zum deutschen man und zum ungarischen az ember.* — In: Mádl, Antal – Schwiederski, Christel (Hrsg.), *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest – Bonn 1994, S. 91-100.

Dowty, David: *Thematic Proto-Roles and Argument Selection.* — In: *Language* 1991, Bd.67, H.3, S. 547-619.

Fanselow, Gisbert: *„Ergative" Verben und die Struktur des deutschen Mittelfelds.* — In: Hoffmann, Ludger (Hrsg.), *Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten.* Berlin: Walter de Gruyter 1992, S. 276-303.

Givón, Talmy: *Functionalism and Grammar.* — Amsterdam – Philadelphia: Benjamins 1995.

Gunter Károly – Tarnói, László: *Ungarisch für Ausländer.* — Budapest: Tankönyvkiadó 1974.

Herok, Thomas: *Über Sinn und Bedeuttung von Prädikaten.* — In: Plank, Frans (Hrsg.), *Relational Typology.* The Hague: Mouton 1985, S. 131-157.

László Sarolta: *Mikroebene.* — In: Mrazović, Pavica – Teubert, Wolfgang (Hrsg.), *Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag.* Heidelberg: Groos 1988, S. 218-233.

Leiss, Elisabeth: *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. — Berlin/New York: Walter de Gruyter 1992.

Ogawa, Akio: *Reflexivierung im Deutschen versus Verbsuffigierung im Japanischen*. — Köln 1995 (unveröff. Manuskript).

Szent-Iványi Béla: *Der ungarische Sprachbau*. — Leipzig: VEB Verlag 1974.

Vater, Heinz: *Mittelkonstruktionen im Englischen, Dänischen und Deutschen*. — In: Mrazović, Pavica - Teubert, Wolfgang (Hrsg.): *Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag*. Heidelberg: Gros 1988, S. 398-417.

Vater, Heinz: *Das Reflexiv-Passiv im Deutschen*. — In: Popp, Heidrun (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*. — München: Iudicium 1995, S. 185-192.

Vater, Heinz: *Valenzpotenz und Valenzrealisierung* (in diesem Band).

Zifonun, Gisela: *Das Passiv im Deutschen: Agenten, Blockaden und (De-)Gradierungen*. — In: Hoffmann, Ludger (Hrsg.): *Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten*. Berlin: Walter de Gruyter 1992, S. 250-275.

Andreas Gardt (Heidelberg)

Ein Modell der Sprachverwendung auf Bühlerscher Grundlage und seine Anwendung auf die 'Sprache der Literatur'

1. Das Organon-Modell Karl Bühlers

Karl Bühler geht in seinem auf Platon zurückgreifenden Modell der Sprachfunktionen davon aus, daß ein Sprachzeichen stets zu drei Größen in Beziehung steht: zu den Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit, zum Sprecher, zum Hörer. Die Welt mit ihren Gegenständen und Sachverhalten wird durch Zeichen „dargestellt", die Sprecher bringen sich durch Zeichen „zum Ausdruck", die Hörer werden durch Zeichen angesprochen, erfahren einen „Appell".[1] Zumindest auf den ersten Blick scheint das Modell unkompliziert und in seinen Grundkategorien unmittelbar evident.

Bei näherer Betrachtung zeigen sich allerdings Probleme in der Abgrenzung der Sprachfunktionen *Darstellung*, *Ausdruck* und *Appell*. Der Bereich der *Darstellung* sei im folgenden — obgleich auch dort Unstimmigkeiten begegnen[2] — ausgeklammert, da sich die hier interessierende Fragestellung auf die Bereiche von *Ausdruck* und *Appell* bezieht.

Der „Ausdruck" dient bei Bühler der Entäußerung der „*Innerlichkeit* des Ausdrückenden" (1933, 198).[3] Das ist jedoch, und dies gilt es festzuhalten, nicht im Sinne einer referentiell-semantischen Beschreibung dieser Innerlichkeit zu verstehen, also nicht in dem Sinne, daß der Sprecher durch die Formulierung lexikalisch-semantischer Inhalte dasjenige äußere, was ihn intellektuell und emotional bewegt, denn ein solches referentiell-semantisches Sich-Äußern bleibt nach Bühler ausschließlich der Darstellungsfunktion vorbehalten. Vielmehr bedeutet „Ausdruck", daß der Sprecher auf nicht-lexikalisch-semantische Mittel des sprachlichen Äußerns zurückgreift, etwa auf „Rhythmus, Melodie, Tempo",[4] auf „Gebärden",[5] auf „Betonung",[6] auch auf grammatische Mittel wie den Konjunktiv in den Modalverben „könnte" und „dürfte",[7] auf Interjektionen wie „aha" oder „au",[8] die, ebenso wie „der unreflektierte Imperativ",[9] für Bühler „überhaupt keine Nennfunktion haben":[10] „Dies und noch viel mehr kann ausdruckshaltig sein und fungieren, ohne den reinen Darstellungsgehalt der Rede zu tangieren".[11] „Ausdruck" bezieht sich für Bühler also stets auf das **Wie** der Darstellung, nie auf das **Was**, nie auf den semantischen Gehalt des Dargestellten selbst. Anders formuliert: Die sprachliche Darstellung von Wirklichkeit ist bei Bühler als solche zunächst

frei von jedem „Ausdruck" einer „Innerlichkeit" des Sprechers, von seinen emotionalen und rationalen Bewertungen. Will man als Sprecher einen Gegenstand und Sachverhalt der Wirklichkeit emotional oder rational bewerten und damit seiner „Innerlichkeit" Ausdruck verleihen, so stehen einem dazu lediglich außersemantische Mittel wie Rhythmus, Betonung, der Wechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv etc. zur Verfügung. Entsprechendes gilt für den „Appell" — der hier deshalb nicht in gleicher Detailliertheit behandelt werden muß —, auch er wird nicht durch lexikalisch-semantische Inhalte realisiert, sondern durch nicht-lexikalisch-semantische Mittel wie etwa den Vokativ, den Imperativ oder bestimmte rhetorische Mittel (1933: 111f.).

Ein Beispiel soll dies illustrieren: Sagt ein Sprecher „Ich bin müde", so ist nach Bühler das Ausdrucksfunktionale der Äußerung u. a. die Tatsache, daß er Sprecher des Hochdeutschen ist (wenn er den Satz auf hochdeutsch äußert) oder daß er sich ärgert (wenn er den Satz im Ton der Erregung äußert) oder etwas Vergleichbares, nicht aber, daß er müde ist, denn dies wäre darstellungsfunktionaler Natur — es sei denn, die Art und Weise des Äußerns, etwa bestimmte prosodische Merkmale, erlauben den Schluß, daß der Sprecher tatsächlich müde ist.

Eine solche Charakterisierung der Sprachfunktionen hat nun den Nachteil, daß sie im Widerspruch zur alltäglichen Spracherfahrung steht. Diese sagt uns nämlich, daß der Ausdruck der Innerlichkeit eines Menschen bzw. der Appell an einen Rezipienten ganz wesentlich durch den semantischen Inhalt des Geäußerten erfolgt.[12] Durch die Art der Formulierung seiner Argumente, d. h. indem er dem Sich-Äußern und dem Appellieren keine lexikalisch-semantischen Möglichkeiten zugesteht, weist Bühler dem Äußern einer Innerlichkeit bzw. dem Appellieren an einen Rezipienten einen im Grunde peripheren Rang im Sprachgeschehen zu. Im Mittelpunkt steht bei ihm das *Darstellen*, und zwar keines im Dienste des *Ausdrucks* oder des *Appells*, sondern ein Darstellen ohne seine pragmatischen Bezüge, sozusagen um seiner selbst willen.

Bühler selbst scheint sich dieser Problematik zumindest in Ansätzen bewußt gewesen zu sein. An einer Stelle in einer frühen Arbeit spricht er sie gezielt an:

> Wie die Dinge heute liegen, ist auch die Kundgabe [d. h. Ausdruck, A. G.] und Auslösung [d. h. Appell, A. G.] auf einen ganz ausgiebigen Gebrauch des Nennens [d. h. des Referierens auf Wirklichkeit, A. G.] angewiesen; der Imperativ *komm*! nennt die auszulösende Tätigkeit, der Anruf *Karl*! nennt den Hörer, der Befehl *alle Mann an Bord*! oder der Ausruf *wehe uns Gefangenen*! zeichnet sogar verwickelte Sachverhalte, die verwirklicht werden sollen oder auf die sich der kundgegebene Affekt bezieht, ganz mit den Mitteln des Darstellungssatzes.[13]

Offensichtlich ist Bühler nicht glücklich mit der Vorstellung, daß das „Nennen", d. h. das Referieren auf außersprachliche Wirklichkeit mittels Sprache, lediglich dem *Darstellen* vorbehalten sein soll und ein Sprecher seine „Innerlichkeit" nur durch außersemantische Mittel ausdrücken können soll. An anderer Stelle im selben Text gesteht er sogar zu, daß in Feststellungen wie „ich meine" oder „ich fühle" „Kundgabe und Darstellung zusammenfallen".[14] Konsequenzen aus diesen Einsichten zieht Bühler jedoch nicht.[15]

2. Unterschiedliche Interpretationen

Es ist nun ein eigenartiges Kennzeichen der Rezeption von Bühlers Überlegungen, daß diese Problematik des Organon-Modells von zahlreichen Rezipienten durch etwas ausgeglichen wurde, was man vielleicht als 'fruchtbares Mißverständnis' bezeichnen könnte, 'Mißverständnis' deshalb, weil es sich nicht um ein bewußtes Umstrukturieren des Modells zu handeln scheint. Im Rahmen dieser Interpretation des Organon-Modells wird die Ausdrucksfunktion so gedeutet, daß ein Sprecher seine Innerlichkeit nicht durch nichtlexikalische Mittel der Sprache wie „Rhythmus, Melodie, Tempo" u. ä. ausdrückt, sondern sehr wohl durch lexikalisch-semantische Mittel, durch die Inhalte seiner Äußerungen. Das Bühlersche Modell wird dabei von einem Modell der Sprachfunktionen zu einem Modell der Beschreibung von Textsorten bzw., bezieht man mündliche Äußerungen ein, von Kommunikationssituationen. Aufschlußreich ist hier ein Blick in Schulbücher, da in ihnen das Bemühen besonders deutlich wird, komplexe theoretische Sachverhalte auf die ihnen inhärenten Prinzipien zu reduzieren, um sie so für die Praxis des Unterrichts anwendbar zu machen. Wird dort das Organon-Modell als Basis einer Differenzierung von Textsorten verwendet,[16] so wird unterschieden zwischen ausdrucksorientierten (häufig: „expressiven"), darstellenden und appellativen Texten. Ausdrucksorientierte/expressive Texte wären z. B. Privatbriefe, Tagebuchaufzeichnungen und, gelegentlich als Textsorte in toto hierunter aufgeführt, literarische Texte.[17] Zu darstellenden Texten werden etwa Fachtexte gezählt, zu appellativen z. B. Werbetexte und politische Pamphlete.

Ein so verstandenes Organon-Modell, bei dem auch *Ausdruck* und *Appell* durch lexikalisch-semantische Mittel zustande kommen, erlaubt damit diese Aussage: Ein jeder Text dient entweder vorrangig der Darstellung eines Gegenstandes oder Sachverhalts der Wirklichkeit (ohne daß diese Darstellung primär die intellektuelle und emotionale Befindlichkeit eines Sprechers/Autors ausdrücken oder an einen Rezipienten appellieren würde), oder er dient vorrangig dem Ausdruck dessen, was den Autor persönlich bewegt, oder er dient vorrangig dem Appell an einen Leser.

Daß es überhaupt zu dieser Interpretation des Organon-Modells kommen konnte, liegt an Unklarheiten in Bühlers Argumentation. Seinen im Vorangehenden zitierten Äußerungen, die das hier als erstes beschriebene Verständnis des Modells nahelegen — das Organon-Modell als Modell der Sprachfunktionen, wobei das Sich-Ausdrücken und das Appellieren lediglich durch nicht-

semantische Mittel geschehen — stehen nämlich Äußerungen gegenüber, die die Uminterpretation zu einem Textklassifikations-Modell erlauben, in dem Ausdruck und Appell sehr wohl durch semantische Mittel realisiert werden. Schon Bühlers Rede von der „Innerlichkeit" des Sprechers, die „zum Ausdruck" komme (1933: 198), auch seine Erwähnung der Lyrik als eines Bereichs der Sprachverwendung, in dem die Ausdrucksfunktion in besonderer Weise verwirklicht werde (1933: 104), oder seine explizite und zu seinen eingangs zitierten Feststellungen im krassen Widerspruch stehende Behauptung, daß auch die Relation zwischen Zeichen und Sprecher, d. h. auch die Ausdrucksrelation eine „semantische" sei (1933: 102) etc.[18] — all dies kann sehr wohl suggerieren, daß Bühler unter *Ausdruck* rundweg jede Form der Entäußerung der Innerlichkeit eines Sprechers subsumiert, ob diese nun lexikalisch-semantisch verläuft oder nicht. Erstaunlich ist diese Interpretation von Bühlers Anliegen also nicht, allenfalls ist bemerkenswert, daß sie neben der kanonischen Bühler-Interpretation — derjenigen Interpretation, die letztlich Bühlers eigenem Verständnis des Modells entsprechen dürfte — besteht, ohne daß die Unterschiedlichkeit der Interpretationen zum Gegenstand der Diskussion würde.

3. Ein Vorschlag zur Modifizierung des Modells

Ein jeder Vorschlag zur Handhabung des Organon-Modells sieht sich dieser Problematik ausgesetzt: Folgt man konsequent der oben zuerst beschriebenen Interpretation des Modells, so reserviert man den Bereich der semantischen Inhalte vollständig für das Darstellen. Wollte ein Sprecher 'seiner Innerlichkeit Ausdruck verleihen' oder sich an einen Kommunikationspartner wenden, so stünden ihm dazu lediglich nicht-semantische Mittel zu Verfügung. Das aber widerspricht jeder alltäglichen Spracherfahrung und verhindert zudem auch die Verwendung des Modells zur Klassifizierung sprachlicher Äußerungen danach, ob sie vorwiegend dem Ausdruck von Gedanken und Gefühlen des Sprechers dienen oder der Darstellung eines Sachverhalts oder der Ansprache an einen Kommunikationspartner, d. h. es verhindert die Verwendung des Modells zur Klassifizierung von Textsorten bzw. Kommunikationssituationen. Folgt man dagegen der zweiten Interpretation des Modells, dann wird man sozusagen mit den spiegelbildlichen Problemen konfrontiert: Wenn das Lexikalisch-Semantische nicht mehr nur im Bereich der Darstellung, sondern in allen drei Bereichen — *Ausdruck*, *Darstellung*, *Appell* — zum Tragen kommt, dann stellt sich die Frage nach der Möglichkeit eines Sich-Ausdrückens oder eines Appellierens durch **nicht**-lexikalisch-semantische Mittel. Während man der ersten Interpretation vorwerfen kann, *Ausdruck* und *Appell* durch lexikalisch-semantische Mittel überhaupt nicht vorzusehen, wäre nun das Gegenteil der Fall: Für ein Sich-Ausdrücken oder Appellieren durch Melodie, Rhythmus, Gestik, Mimik, den Wechsel Indikativ/Konjunktiv etc. wäre kein Platz mehr im Modell.

Sinnvoll kann daher nur eine Verbindung beider Positionen sein. Danach ließe sich ein Modell der Sprachverwendung auf Bühlerscher Grundlage so charakterisieren (soweit, dies ist freilich Voraussetzung, grundsätzlich mit einem Modell operiert werden soll, welches tatsächlich drei Sprachfunktionen unterscheidet und nicht die Darstellungsfunktion unter die Ausdrucks- und Appellfunktion subsumiert[19]):

1. In graphischer Darstellung könnte das Modell als Dreieck wiedergegeben werden, dessen Eckpunkte die außersprachlichen Bezugsgrößen *Sprecher/Autor*, *Gegenstände und Sachverhalte der* (fiktiven oder realen) *Wirklichkeit* sowie *Rezipient* bilden. Im Zentrum des Modells steht eine sprachliche Einheit, die primär die Funktion besitzt, entweder einen Gegenstand oder Sachverhalt der Wirklichkeit *darzustellen* — wie dies z. B. in Fachtexten geschieht, d. h. ohne vorrangig die emotionale und intellektuelle Befindlichkeit eines Sprechers/Autors auszudrücken oder an einen Rezipienten zu appellieren — oder die „Innerlichkeit" des Sprechers/Autors *auszudrücken* — wie dies etwa in Tagebuchaufzeichnungen der Fall ist — oder an einen Rezipienten zu *appellieren*, wie dies z. B. in Werbetexten geschieht.
2. Die sehr allgemeine Bezeichnung „sprachliche Einheit" für dasjenige, was im Zentrum des Modells anzusetzen ist, soll verdeutlichen, daß es sich dabei um jedes Phänomen handeln kann, das im Sinne einer der drei Funktionen interpretierbar ist. Da das Modell eines der Sprach**verwendung** ist,[20] wird es sich bei der „sprachlichen Einheit" immer um eine Erscheinung des konkreten Redeaktes handeln, also — geht man davon aus, daß Sprache nur in mündlichen oder schriftlichen (Ko- und Kon-)Texten vorkommt — um ein Element eines Textes, ein Textzeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite.[21] Dies mag ein einzelnes lexikalisches Zeichen sein (etwa ein Wort in einer Aussage als Teil eines Textes), eine Verknüpfung lexikalischer Zeichen (z. B. ein Satz als Teil eines Textes), ein Teiltext, ein vollständiger Text, auch ein grammatisches Phänomen (z. B. ein bestimmter Modus verbi) oder aber ein Phänomen im Grenzbereich des eigentlich Sprachlichen, wie „Rhythmus", „Betonung" etc. Anders formuliert: Das *signifiant* des Textzeichens im Zentrum des Modells muß keineswegs immer das *signifiant* eines Wortzeichens mit begrifflicher Bedeutung sein und das *signifié* keineswegs eine der Einzelbedeutungen aus dem Repertoire der diesem *signifiant* auf der *langue*-Ebene konventionell zugeordneten Bedeutungsmöglichkeiten. Stattdessen kann eine jede sprachliche Form zum *signifiant* und ein jeder Inhalt zum *signifié* werden. So wäre etwa denkbar, daß einer bestimmten syntaktischen Erscheinung, z. B. einer Reihung elliptischer Sätze (= *signifiant*) in einem literarischen Text, eine begriffliche Bedeutung zukommmt, vielleicht die, einen bestimmten seelischen Zustand des Protagonisten anzuzeigen (= *signifié*).[22]

Im Falle der grammatischen oder prosodischen Elemente ist es natürlich nur dann sinnvoll, von einem 'Textzeichen mit Bedeutung' zu sprechen, wenn unter 'Bedeutung' nicht eine konventionalisierte *langue*-Bedeutung verstanden wird. Die 'Bedeutung' solcher Elemente — z. B. die Interpretation von Ellipsen als Ausdruck der Befindlichkeit einer handelnden Person in einem literarischen Text — läßt sich oft nur ad hoc bestimmen, im Zusammenspiel mit der lexikalisch-semantischen Bedeutung der jeweiligen Textpassage.

3. Ein Beispiel: Ein Sprecher äußert den Satz „Der Zug fährt um acht". In einem bestimmten Ko- und Kontext gesprochen (möglicherweise im Zusammenhang eines längeren mündlichen Berichts), könnte der darstellungsfunktionale Aspekt des Satzes dominieren: Der Satz könnte — zunächst ohne Wertung oder Appell des Sprechers — auf den Sachverhalt der außersprachlichen Wirklichkeit verweisen, daß z. B. die Benutzung eines bestimmten Zuges in einem konkreten Reiseplan aus Zeitgründen ausgeschlossen ist. In einem anderen Ko- und Kontext gesprochen, könnte der ausdrucksfunktionale Aspekt des Satzes dominieren, indem er z. B. die Verärgerung des Sprechers darüber ausdrückt, daß er einen bestimmten Zug versäumt hat. In einem dritten Ko- oder Kontext gesprochen, könnte der Satz vorrangig appellativen Charakter haben, indem er als Aufforderung zur Beeilung verwendet wird. In jedem der Fälle also kommt dem lexikalisch dasselbe 'bedeutenden' Textzeichen im Zentrum des Modells („Der Zug fährt um acht") eine je andere pragmatische Funktion zu.
Ein zweites Beispiel: Die beiden ersten Zeilen der zweiten Strophe von James Joyces Gedicht *Alone* lauten: „The sly reeds whisper to the night | A name — her name —". Werden die Zeilen darstellungsfunktional interpretiert, so könnten sie z. B. als Hinweis auf den *Sachverhalt der Wirklichkeit* (in der Interpretation des Autors der Zeilen) verstanden werden, daß sich für einen Liebenden die Grenzen zwischen subjektiver Wahrnehmung und objektivem Gegebensein der Realität verwischen. Im Hinblick auf die Ausdrucksfunktion mag man in den Zeilen den Versuch des Autors erkennen, seine Sehnsucht sprachlich zu fassen, vielleicht, um sich der inneren Spannung zu entledigen. Wird der Text als primär appellativer verstanden, so könnten die Zeilen als Anruf an die Geliebte, der das Gedicht womöglich gewidmet ist, verstanden werden, sich dem Liebhaber zuzuwenden.
Ein drittes Beispiel: In Heinrich Lausbergs *Handbuch der Literarischen Rhetorik* findet sich der Satz (Paragraph 856): „Die *concessio* ist das Eingeständnis (*confessio*), daß das eine oder andere der gegenerischen Argumente richtig und für die eigene Sache ungünstig ist." In darstellungsfunktionaler Interpretation — es wäre kaum plausibel, dem Satz einen dominant ausdrucks- oder appellorientierten Charakter zuzusprechen — läßt sich der Satz als Feststellung des *Sachverhalts der Wirklichkeit* interpretieren, daß in der antiken Gerichtsrede die rhetorische Figur der *concessio* das Eingeständnis (*confessio*) darstellt, bestimmte gegnerische Argumente seien richtig und für die eigene Sache ungünstig. Hier, wie überhaupt bei Fachtexten in der Regel, deckt sich die Bedeutung des Textzeichens im Zentrum des Modells mit der Interpretation, die sich durch den Bezug dieses Textzeichens auf die *Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit* ergibt (— E. Coseriu spricht dabei von „zwei semiotischen Ebenen", die einander nachgeordnet sind; vgl. dazu Punkt 4).

Festzuhalten bleibt: Dieselbe Äußerung läßt sich im Hinblick auf ihre Funktion mehrfach interpretieren; welche der Funktionen dominant ist — die zunächst nicht subjektiv wertende oder zu einem Handeln auffordernde Darstellung eines Sachverhaltes, der Ausdruck einer „Innerlichkeit", der „Appell" an einen Kommunikationspartner — muß von Fall zu Fall entschieden werden. Wie mehrfach festgestellt, können sich die jeweiligen Interpretationen nicht nur auf den lexikalisch-semantischen Inhalt der Äußerung berufen, sondern auch auf außerlexikalische Aspekte. Bei den Interpretationen der oben zitierten Beispiele blieben solche außerlexikalischen Aspekte unberücksichtigt, ließen sich aber leicht einbeziehen: Bei der ausdrucksfunktionalen Interpretation des 2. Beispiels z. B. ('Verärgerung des Sprechers') könnten auch die Satzintonation, möglicherweise auch die Mimik bzw. die Gestik des Sprechers einbezogen werden, in einem schriftlichen Text könnte der *Ausdruck* der 'Verärgerung' (zusätzlich) durch bestimmte stilistische Mittel verdeutlicht werden, etwa durch ein Ausrufungszeichen.

Abschließend eine Bemerkung zur Rede von der „Innerlichkeit" des Sprechers/Autors als Gegenstand der Ausdrucksfunktion: Tatsächlich wird diese Formulierung Bühlers nur einem Teil dessen gerecht, was durch Sprache 'ausgedrückt' werden kann. Die Verwendung des Substantivs „Innerlichkeit" legt nämlich nahe, daß es sich bei demjenigen, was zum Ausdruck kommt, insbesondere um Emotionen und noch unbestimmte Vorstellungen des Sprechers handelt. In der Sprachwissenschaft nach Bühler aber ist es üblich, im Zusammenhang mit der Ausdrucksfunktion eher an diatopische oder diastratische Phänomene zu denken. Entsprechend ist dann auch weniger die Rede von „Ausdrucksfunktion" als von „Symptomfunktion" — Bühler selbst weist dem Zeichen die Aufgabe zu, „*Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender zu sein"[23] —, um zu verdeutlichen, daß z. B. Dialektmerkmale als Symptom für die Person des Sprechers, in diesem Falle für seine geographische Herkunft, zu verstehen sind. Hinzu kommt bei diesem Verständnis der Ausdrucks- bzw. Symptomfunktion, daß, im Gegensatz zum Ausdruck von Gefühlen, von der Nicht-Intentionalität des Sich-Ausdrückens ausgegangen wird; die erwähnten Dialektelemente, um beim Beispiel zu bleiben, werden vom Sprecher in der Regel nicht absichtlich zum Ausdruck gebracht. Diese beiden Aspekte, die Konzentration auf diatopische und diastratische Momente sowie die Nicht-Intentionalität des Sich-Ausdrückens,

müssen ebenfalls von der hier skizzierten Variante des Organon-Modells erfaßt werden können, und dies ist auch der Fall.

Zusammenfassend: Karl Bühlers Organon-Modell läßt sich insbesondere im Hinblick auf die Bewertung der Funktionen von Ausdruck und Appell unterschiedlich interpretieren: Gemäß der einen Interpretation kommen Ausdruck und Appell ausschließlich durch Mittel zustande, die nicht lexikalisch-semantischer Natur sind (z. B. prosodische Merkmale), so daß das Modell z. B. zur Beschreibung bestimmter Sprecherhaltungen ('Aufregung', 'Verärgerung' etc.) oder bestimmter diatopischer und diastratischer Phänomene einsetzbar ist (z. B. Bewertung bestimmter phonetischer Spezifika als „Symptom" für die geographische Herkunft des Sprechers). Die zweite Interpretation dagegen sieht Ausdruck und Appell durchaus durch lexikalisch-semantische Mittel realisiert und kann dementsprechend das Modell u. a. zur Klassifizierung von Texten oder Textsorten bzw. Kommunikationssituationen verwenden. Karl Bühler selbst vertritt überwiegend die zuerst genannte Position, argumentiert jedoch nicht konsequent, sieht zumindest die mit seiner Argumentation verbundenen Probleme und trägt seine Überlegungen deshalb gelegentlich in einer Weise vor, die eine Umdeutung des Modells im Sinne der zweiten Interpretation durchaus nahelegt.

Das Organon-Modell in der hier vorgestellten Variante versucht beide Positionen zu verbinden. Es ist ein Modell der Funktionen der Sprachverwendung und dient dazu, sprachliche Äußerungen dahingehend zu interpretieren, ob sie 1. primär als Ausdruck der Innerlichkeit (des Fühlens, Denkens) — bzw. als Symptom bestimmter Persönlichkeitsmerkmale (z. B. diatopischer und diastratischer Art) — des Sprechers/Autors zu werten sind oder 2. primär zur Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit verwendet werden oder 3. primär kommunikative Funktion besitzen, d. h. dem Appell an Rezipienten dienen. Damit erlaubt das Modell unterschiedliche Arten der Kategorisierung, etwa von Texten zu Textsorten, aber auch diatopischer und diastratischer Phänomene, z. B. im Bereich der Aussprache. Voraussetzung ist, daß im Zentrum des Modells jede Größe angesetzt werden kann, die in ausdrucks-, darstellungs- oder appellfunktionaler Hinsicht interpretierbar ist, d. h. sowohl lexikalische Zeichen bzw. Textteile und Texte als auch Phänomene wie Betonung und Rhythmus.[24]

4. Anwendung des modifizierten Modells auf die 'Sprache der Literatur'

Im folgenden sollen zwei Erweiterungen bzw. Umstrukturierungen des Organon-Modells diskutiert werden, wobei besonderes Augenmerk auf Versuche gelegt wird, mit diesem Modell die 'Sprache der Literatur' zu beschreiben.

Unter den Überarbeitungen, die Karl Bühlers Organon-Modell im Laufe der Jahre erfahren hat, ist die durch Roman Jakobson eine der am meisten

diskutierten. Im Jahre 1960 veröffentlichte Jakobson ein Modell der Sprachfunktionen, in dem er neben den drei Bühlerschen Funktionen (die bei Jakobson in anderer Terminologie begegnen) drei weitere Funktionen unterscheidet: eine metasprachliche, eine phatische und eine poetische.[25] Was die metasprachliche und die phatische Funktion angeht, so sei hier lediglich auf die Kritik E. Coserius verwiesen; ihr braucht nichts hinzugefügt zu werden.[26] Jakobsons eigentliches Anliegen war ohnehin die poetische Funktion, die er bekanntlich als „Ausrichtung auf die Botschaft um ihrer selbst willen" (1979: 92) bestimmt. Als ein Beispiel wählt er den US-amerikanischen Wahlslogan „I like Ike", dessen geschickte klangliche Gestaltung Ausdruck der poetischen Funktion sei und den referentiellen Gehalt der Aussage unterstütze. Während für Jakobson in diesem Wahlslogan die poetische Funktion aber nur sekundär zur referentiellen Funktion (bei Bühler: Darstellungsfunktion) ist, ist sie in literarischen Texten die dominierende: „Die poetische Funktion stellt nicht die einzige Funktion der Wortkunst dar, sondern nur eine vorherrschende und strukturbestimmende und spielt in allen anderen sprachlichen Tätigkeiten eine untergeordnete, zusätzliche, konstitutive Rolle" (ebd.).

Eugenio Coseriu hat nun Jakobsons Konzept der poetischen Funktion scharf kritisiert und ihm eigene Überlegungen zum Thema 'Sprache und Literatur' gegenübergestellt. Als erstes verwirft er Jakobsons Ansicht, daß das **Wie** der sprachlichen Gestaltung eines Textes über dessen Poetizität entscheide, da das Wesentliche der Literatur vielmehr in einem „besonderen Inhalt" (1981: 60) bestehe. Coseriu hat recht: Wer das Poetische eines Textes in dessen formale Gestaltung verlegt, impliziert in der Tat, daß es so etwas wie poetische bzw. nicht-poetische Sprachformen per se gibt. Einer 'normalen' Sprache stünde damit eine 'literarische', durch bestimmte Formelemente — wie sie etwa von der Rhetorik aufgelistet werden — gekennzeichnete gegenüber. Das poetischste Werk wäre jenes, in welchem diese Formelemente am virtuosesten gehandhabt würden, dessen Sprache formal die stärkste Abweichung zur stilistischen 'Normallage' der Gemeinsprache aufweist — eine Ansicht, die selbst für die in der Dichtung oft stark manieristische Züge aufweisende Barockzeit nur eingeschränkt gilt (man denke an die zahlreichen Beteuerungen der Verfasser von Poetiken, zur Dichtung gehöre auch „natura" und nicht nur „ars") und die spätestens in der Moderne ihre Gültigkeit vollends verloren hat.

Der bei Jakobson letztlich implizierten Auffassung, das Poetische zeige sich darin, daß eine ganz bestimmte Erscheinungsform von Sprache, sozusagen eine Varietät unter anderen realisiert werde, stellt Coseriu diesen Gedanken gegenüber:

> Die Dichtung — und unter Dichtung verstehe ich nicht nur die Poesie im engeren Sinne, sondern die Literatur als Kunst — ist der Ort der Entfaltung der funktionellen Vollkommenheit der Sprache. Der dichterische Sprachgebrauch ist nicht etwa eine Abweichung vom „normalen" Sprachgebrauch,

> genau das Umgekehrte ist der Fall: Alle anderen Modalitäten der Sprache wie z. B. die Alltagssprache oder die Wissenschaftssprache [...] stellen Abweichungen gegenüber der totalen Sprache dar, gegenüber der Sprache schlechthin. Wenn man von Reduktion sprechen darf, so im Fall der verschiedenen Arten des nicht-dichterischen Sprachgebrauchs [...]. (1981: 110f.)

Das Argument überzeugt, kann aber im Einzelfall eines konkreten Textes nicht zur Bestimmung von Poetizität dienen. Denkbar wäre nämlich, daß ein literarischer Text sein Repertoire sprachlicher Formen lediglich aus einer einzigen Erscheinungsform der „totalen Sprache" (oder nur aus wenigen ihrer Erscheinungsformen) bezieht, z. B. aus der Gemeinsprache. Auch dann aber wäre er ein literarischer Text, und es müssen andere Kriterien zu seiner Bestimmung gefunden werden.

Coseriu selbst weist in diesem Zusammenhang der „Evokation" eine besondere Rolle zu. Auch nach seiner Auffassung sollte im Zentrum des Organon-Modells ein vollständiges Zeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite stehen. Dieses Zeichen bedeutet zwar etwas, zeigt damit aber noch nicht notwendigerweise den „Sinn" an, da der „Sinn" dasjenige ist, was mit dem Bedeuteten 'eigentlich', d. h. auf einer „zweiten semiotischen Ebene" (1981: 49) gemeint ist (vgl. dazu oben Punkt 3). Geradezu typisch ist diese zweifache Zeichenleistung für die Literatur: „In der Dichtung wird nämlich all das durch die Sprache bedeutete (Personen, Situationen, Handlungen usw.) wieder zu einem *signifiant*, dessen *signifié* eben der Sinn des Textes ist. In dieser Hinsicht spricht z. B. Kafka eigentlich nicht **über** Gregor Samsa, sondern **mittels** Gregor Samsa über etwas anderes; auch Gregor Samsa ist in dieser Hinsicht nur ein *signifiant*".[27] Sinn erhält ein Textzeichen durch die zahlreichen Relationen, in denen es steht, z. B. durch Relationen mit anderen Zeichen im selben Text (z. B. durch Alliteration), mit Zeichen in anderen Texten (ein Sachverhalt, den die neuere Texttheorie „Intertextualität" nennt), mit Sachen (z. B. in der Lautmalerei) etc. (1981: 68-101). Coseriu faßt die Gesamtheit dieser Relationen unter dem Terminus „Evokation" zusammen und stellt diese Evokation als eine Art vierte Sprachfunktion neben Darstellung, Ausdruck und Appell, wobei der Sinn „aus der Kombination der Bühlerschen Funktionen [...] und der Evokation" entsteht (1981: 102).

Die Existenz zweier semiotischer Ebenen ist m. E. allerdings kein hinreichendes Spezifikum literarischer Texte, und eine Kategorie „Evokation" als Erweiterung des Bühlerschen Modells scheint mir als Definiens nicht notwendig. Das Auseinanderfallen von Bedeutung und Sinn in zwei einander nachgeordnete semiotische Verhältnisse begegnet auch in Gebrauchstexten, man denke nur an die Möglichkeit, etwas mittels indirekter Sprechakte mitzuteilen (der in einer ganz alltäglichen Situation geäußerte Satz „Der Zug fährt um acht" 'bedeutet', daß ein bestimmter Zug um acht Uhr fährt, kann aber den 'Sinn' haben, d. h. den Sachverhalt darstellen, daß eine Reise nicht in der geplanten Weise durchführbar ist). Auch die Art und Weise, wie einem

Textzeichen ein bestimmter Sinn zugesprochen wird, nämlich durch sein Hineinstellen in Relationen zu Zeichen im selben Text (z. B. Alliteration), in anderen Texten (Intertextualität), zu Sachen (Lautmalerei) etc., ist keine Eigenschaft, die ausschließlich literarischen Texten zukommt. Ohne Zweifel begegnen solche Sinngebungsrelationen in literarischen Texten gehäuft und sind daher ein wichtiges Indiz für Poetizität, doch müssen sie sich erst mit einem zweiten, pragmatischen Kriterium verbinden, um zu einem wirklichen Definiens für Literatur zu werden. Grundsätzlich nämlich könnte ein Interpret auch nicht-literarische Texte in derartige Sinngebungsrelationen stellen; selbst alltägliche Gebrauchstexte können Alliterationen oder lautmalende Elemente enthalten oder sich mit interpretatorischem Geschick in intertextuelle Relationen setzen lassen. Entscheidend ist aber nun, daß kein Interpret auf den Gedanken käme, Gebrauchstexte in dieser Weise interpretativ auszuloten, und genau in diesem Punkt liegt das zweite konstitutive Kriterium der Poetizität: in der spezifischen Art und Weise ihrer Rezeption. Der Grund, warum sich der Leser eines literarischen Textes im Vorgang der Rezeption überhaupt die Freiheit nimmt, das Textzeichen in mannigfache Sinngebungsrelationen zu stellen, ist in dem Verhältnis des Textzeichens zu den pragmatischen Bezugsgrößen *Autor*, *Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit* sowie *Leser* zu suchen. Im Gegensatz zu Gebrauchstexten ist dieses Verhältnis in literarischen Texten 'aufgehoben' (im Hegelschen Sinne des Wortes),[28] d. h. es ist zwar gegeben, nicht aber unmittelbar, nicht so, daß das Textzeichen hinsichtlich der Inhalte, die es vermittelt, als faktischer Ausdruck der Innerlichkeit des Autors bzw. als durch nichts gebrochene, objektive Darstellung der Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit bzw. als expliziter Appell an eine Leserschaft zu verstehen wäre. Der Bezug des Textzeichens zu Autor, Welt und Leser kann im literarischen Text immer auch anders gedeutet werden als in der gerade stattfindenden Interpretation, ohne daß die zu anderen Ergebnissen gelangenden Interpretationen damit notwendigerweise ihre Gültigkeit verlieren. Es ist die Unmöglichkeit, den literarischen Text in einer 1:1-Beziehung zu Autor, Welt oder Leser aufgehen zu lassen, ihn gewissermaßen mit der Innerlichkeit des Autors als historischer Person, mit der Welt in ihrem faktischen Gegebensein oder mit einem kommunikativen Auftrag an eine historische Leserschaft zu verrechnen, die das Spezifikum der Zeichenverwendung in literarischen Texten ausmacht.[29] Wäre dies nicht der Fall, würde sich der literarische Text in einem einmaligen historischen Handlungszusammenhang erschöpfen — der Autor X wollte einer bestimmten historischen Gruppe von Lesern etwas 'mitteilen' und stellt zu diesem Zweck Ausschnitte der außersprachlichen Wirklichkeit in seiner Interpretation dar — dann wäre unser Interesse an diesem Text nicht mehr als ein rein historisches, auf dokumentarische Rekonstruktion des ursprünglichen Handlungszusammenhanges ausgerichtetes.

Die Koppelung der Poetizität eines Textes bzw. Textzeichens an die Aufhebung der pragmatischen Bezüge zu Autor, Welt und Leser ist allerdings, dies sei abschließend hinzugefügt, als gradierbar zu verstehen: Je stärker diese Bezüge aufgehoben sind, desto deutlicher erweist sich der literarische Charakter des Textes. Man hat sich also zwei extreme Pole in der Textlandschaft vorzustellen: In einem Falle sind die Bezüge in vollem Umfang gegeben, d. h. nicht aufgehoben — bei Texten, deren ausschließlicher Gebrauchscharakter allgemein anerkannt ist —, im anderen Falle wären sie in vollem Umfang aufgehoben, bei Texten, deren ausschließlich literarischer Status anerkannt ist. Zwischen den beiden Polen bestehen zahlreiche Übergänge (experimentelle Lyrik etwa wird eher dem letztgenannten Extrem entsprechen als politisch engagierte Literatur, eine Gebrauchsanweisung eher dem erstgenannten Extrem als manche publizistische Texte).

Zusammenfassend: Soll das Organon-Modell auf die Spezifika der Sprachverwendung in literarischen Texten anwendbar sein, so muß es in einigen Punkten modifiziert werden. Zunächst — und dies gilt grundsätzlich, noch vor einer spezifischen Anwendung auf literarische Texte — muß es als Modell der Zeichenverwendung verstanden werden. Dazu ist notwendig, daß ein vollständiges Zeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite im Zentrum des Modells steht. Dies hat zur Folge, daß zweitens Ausdruck und Appell nicht durch ausschließlich nicht-lexikalisch-semantische Mittel realisiert werden dürfen, sondern das Modell seinen Zweck darin haben muß, anzuzeigen, ob ein Textzeichen vorrangig einem *Ausdruck der Innerlichkeit des Autors* bzw. der *Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit* bzw. dem *Appell an einen Rezipienten* dient, ganz gleich, ob dies nun mittels lexikalisch-semantischer Referenz oder auf andere Weise geschieht. Und drittens — dies ist nun ein Spezifikum der Zeichenverwendung in literarischen Texten — muß der Bezug zu den pragmatischen Größen Autor, Wirklichkeit und Leser als 'aufgehoben' betrachtet werden, wobei der Grad des Aufgehobenseins als Kriterium der Poetizität gilt.

Anmerkungen

1. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache.* Jena 1934. 2. Aufl. Stuttgart-New York 1965. — Die terminologischen Ersetzungen Bühlers — für „Ausdruck" verwendet er in anderen Beschreibungen des Modells „Kundgabe" bzw. spricht von der Funktion des Zeichens als „Symptom", für „Appell" verwendet er auch „Auslösung" bzw. spricht von der Funktion des Zeichens als „Signal", und im Zusammenhang der „Darstellung" spricht er auch von der Funktion des Zeichens als „Symbol" — sind für die hier diskutierte Fragestellung nicht von Bedeutung. — Die für Bühler zentrale Stelle bei Platon lautet: „Das Wort ist also eine Art Werkzeug der Belehrung und der Sonderung der Seinsverhältnisse". Zitiert nach der Übersetzung Otto Apelts: *Platon. Sämtliche Dialoge.* Hamburg 1988, Bd. 2, S. 45.
2. Diese Unklarheiten werden bei der Formulierung zweier Fragen deutlich: 1. Bedeutet 'Darstellung', daß sich die Ausdrücke auf die tatsächlich vorhandenen Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit oder aber auf unsere Vorstellungen von den Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit beziehen? 2. Impliziert das Konzept der Darstellungsfunktion, daß sich die Ausdrücke auf eine präexistente, außersprachliche Wirklichkeit beziehen — sei diese nun faktisch oder als Vorstellung gegeben — oder aber daß die Ausdrücke nur innersprachlich verweisen, im Sinne einer relationalen im Gegensatz zu einer referentiellen Semantik? — Vgl. dazu: Herrmann, Theo: *Sprachstrukturen und ihre aktionale Realisation. Psychologische Erwägungen zu Karl Bühlers „Axiomatik der Sprachwissenschaften".* In: Graumann, Carl Friedrich - Herrmann, Theo (Hrsg.): *Karl Bühlers Axiomatik. Fünfzig Jahre Axiomatik der Sprachwissenschaften.* Frankfurt 1984, S. 143-172; 156f. Kritische Bemerkungen auch bei Ströker, E., in ihrer Ausgabe der *Axiomatik*, S. 121. Hörmann, Hans (*Einführung in die Psycholinguistik.* Darmstadt 1981, S. 26) verweist auf die aristotelische Tradition der Bühlerschen Auffassung. — Zur Frage des Umfangs der sprachlichen Größen, mittels derer sich Sprecher auf Wirklichkeit beziehen, also zur Frage nach dem Verhältnis von Wort und Satz bei Bühler vgl. Kubczak, Hartmut: *Bühlers Symptomfunktion.* In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 100/1984, S. 2-25; 4f.
3. Folgende Arbeiten Bühlers werden herangezogen: *Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes.* In: *Indogermanisches Jahrbuch* 6/1918, S. 1-20; *Die Axiomatik der Sprachwissenschaften* (1933). Einleitung u. Kommentar v. Ströker, E.. 2., durchges. Aufl. Frankfurt 1976; *Sprachtheorie* [s. Anm. 1].
4. 1976: 104; vgl. auch Bühlers Bemerkungen zu seiner Versuchsreihe über „Stimme und Persönlichkeit", ebd.: 108.
5. 1918: 9.
6. Ebd. 11.
7. Ebd. 9.
8. Ebd. 1.
9. Ebd. 8.
10. Ebd. 10.
11. 1976:105.
12. Vgl. dazu auch auch Mihály Péter in: *Das Problem des sprachlichen Gefühlsausdrucks in besonderem Hinblick auf das Bühlersche Organon-Modell.* In: Eschbach, Achim (Hrsg.): *Bühler-Studien.* 2 Bde. Frankfurt 1984, Bd. 1, S. 239-257.
13. 1918: 10.
14. Bühler 1918: 12.
15. Die Art und Weise, wie Bühler die Sprachfunktionen bestimmt, impliziert zudem eine absolute Trennung zwischen dem Dargestellten selbst und der Art und Weise der sprachlich-formalen Präsentation des Dargestellten. Diese Trennung wurde bereits von Veltrusky, später von Nehring und schließlich von Péter kritisiert; vgl.: Veltrusky, Jiri: *Bühlers Organon-Modell und die Semiotik der Kunst.* In: *Bühler-Studien.* Bd.1, S. 161-205; 169; Nehring, A.: *Sprachzeichen und Sprechakte.* Heidelberg 1963, 35f.; Péter 1984. — Vgl. auch Hermanns, Fritz (*Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik.* In: Harras, Gisela (Hrsg.): *Die Ordnung der Wörter — kognitive und lexikalische Strukturen.* Jb. 1993 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin - New York 1994), der auf ganz andere und sehr überzeugende Weise die Trennung zwischen den unterschiedlichen Sprachfunktionen in Frage stellt: Anhand zahlreicher Beispiele weist er nach, daß lexikalische Einheiten schon aufgrund ihnen spezifischer Bedeutungsaspekte oft mehr als bloße 'Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten' sind. So lassen sich etwa „kausative affektive Adjektive" angeben, die nicht nur deskriptiv semantische Informationen über den bezeichneten Gegenstand angeben, sondern gleichzeitig Informationen über den Sprecher vermitteln. Wer z. B. über einen Menschen sagt: „Der arme Kerl!" sagt nicht dasselbe wie derjenige, der ein in Wörterbüchern angegebenes Synonym wie das wesentlich deskriptivere „bedauernswert" verwendet, sondern er gibt gleichzeitig seine persönliche Betroffenheit, sein Mitgefühl zu erkennen. Entsprechendes gilt für den appellfunktionalen Bereich: Ein Wort wie „Unkraut" hat nicht nicht nur eine im Bereich der Botanik angesiedelte deskriptive Bedeutung, sondern gleichzeitig eine „deontische", d. h. eine „präskriptive" Bedeutung, indem es auch eine Aufforderung zum Handeln beinhaltet, im Falle von „Unkraut": „Das darf man, ja das soll man ausreißen oder sonstwie vernichten".

16. Um nur zwei Bücher zu nennen: Beier, Heinz – Leiner, Friedrich – Wagner, Rüdiger: *Vorkurs Deutsch*. München 1985, 25f.; Lorenz, Dieter: *Basiswissen Deutsch*. München 1984, 13. Lorenz stellt eine Mischung der Modelle von Bühler und Jakobson vor, ohne allerdings deren Namen zu nennen.
17. Zwar nicht in dieser Formulierung, aber dem Sinne nach z. B. in: Reiss, Katharina: *Texttyp und Übersetzungsmethode. Der operative Text*. Kronberg/Ts. 1976.
18. An anderer Stelle rückt Bühler die „wissenschaftliche Sprache" in den Bereich der Darstellung und charakterisiert „den Lyriker" als Produzenten von ausdrucksorientierten Texten: „Man müßte aus dem Leben konkrete Sprechereignisse herausgreifen, in denen das erstemal sichtbar wird, daß so gut wie alles abgesteckt und zugerüstet sein kann auf die Darstellungsfunktion der Sprachzeichen allein; das gilt sicher am ausgesprochensten für die wissenschaftliche Sprache [...]." Und weiter, zur Ausdrucksfunktion: „Denn ein Rest von Ausdruck steckt auch in den Kreidestrichen noch, die ein Logiker oder Mathematiker an die Wandtafel malt. Man muß also nicht erst zum Lyriker gehen, um die *Ausdrucksfunktion* als solche zu entdecken; nur freilich wird die Ausbeute beim Lyriker reicher sein" (1965: 31).
19. Zu eben dieser Subsumtion der Darstellungsfunktion und der entsprechenden Differenzierung in nur zwei Sprachfunktionen vgl. Verf.: *Die zwei Funktionen von Sprache: kommunikativ und sprecherzentriert*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, Heft 3/1995.
20. Ein Zeichenverwendungsmodell halten — wenn auch aufgrund anderer Argumente — auch Friedrich Kainz und Eugenio Coseriu für sinnvoll, wobei sie deutlich machen, daß Bühler selbst nicht genau zwischen einem Modell des Zeichens und einem seiner Verwendung unterscheidet. In: Kainz, Friedrich: *Psychologie der Sprache*. 5 Bde. Bd. I. 2. Aufl. Stuttgart 1954, 74f. u. 175f.; Coseriu, Eugenio: *Textlinguistik*. Hrsg. u. bearb. v. Albrecht, Jörn. 2. durchges. Aufl. Tübingen 1981, 66f.
21. Bei Bühler ist das keineswegs eindeutig; einige seiner Formulierungen könnten nahelegen, daß er unter der im Zentrum des Modells angesetzten Größe „Zeichen" lediglich die **Ausdrucksseite** eines Zeichens versteht (vgl. die Bezeichnungen „konkrete[s] Schallphänomen" und „Lautstrom der Rede" für diese Größe). Eine solche Interpretation führt allerdings zu neuen Schwierigkeiten: Die Ausdrucksseite alleine kann natürlich nichts lexikalisch-semantisch 'bedeuten', sie kann es erst dann, wenn sie in Relation zu den „Gegenständen und Sachverhalten" gestellt wird. Dies aber wirft sogleich die Frage nach dem Status der „Gegenstände und Sachverhalte" auf: Es würde sich bei ihnen nicht mehr um die faktisch vorhandenen Gegenstände und Sachverhalte der außersprachlichen Wirklichkeit handeln, sondern um die sprachliche Fassung dieser Gegenstände und Sachverhalte, also um die Bedeutungen der Lexeme einer jeweiligen Einzelsprache. Selbst wenn man dem folgen wollte, würde sich doch zugleich die anschließende Frage nach dem Status von „Sender" und „Empfänger" im Bühlerschen Modell stellen: Da sie auf der gleichen Modellebene liegen wie die „Gegenstände und Sachverhalte", wären auch sie zunächst nur sprachliche, noch nicht reale Größen, was jedoch vollends unverständlich wäre.
22. Vgl. dazu auch den Abschnitt *Die „Konnotation" eines Sprachstils als sinnkonstituierender Faktor im Werk Franz Kafkas* in Coseriu 1981: 128ff.
23. 1934: 28.
24. Insofern ist der Ausdruck „Zeichen" für die im Zentrum des Modells stehende Größe im allgemeinsten Sinne zu verstehen, nämlich als 'Zeichen' wie als 'Anzeichen'.
25. Zur Geschichte der Bestimmungen von Sprachfunktionen in diesem Jahrhundert vgl. Hanspeter Ortner: *Nachdenken über die Funktionen der Sprache*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 20/1992, S. 271-297. — Im folgenden wird aus der deutschen Übersetzung des Aufsatzes *Linguistics and Poetics* zitiert: *Linguistik und Poetik*. In: ders.: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*. Hrsg. v. Holenstein, Elmar – Schelbert, Tarcisius. Frankfurt 1979, S. 83-121.
26. Coseriu (1981: 63) weist nach, daß es sich „weder bei der phatischen noch bei der metasprachlichen Funktion [...] um begrifflich wirklich notwendige Ergänzungen des Organon-Modells [handelt], denn beide Funktionen sind nichts weiter als Spezialfälle der Appell- bzw. der Darstellungsfunktion".

27. Thesen zum Thema „Sprache und Dichtung". In: Albrecht, Jörn – Lüdtke, Jens – Thun, Harald (Hrsg.): *Energeia und Ergon. Sprachliche Variation — Sprachgeschichte — Sprachtypologie. Studia in honorem Eugenio Coseriu*. 3 Bde. Tübingen 1988. Bd. 1, S. 291-294; 294.
28. Auch Coseriu spricht an einer Stelle von *Aufhebung*, allerdings in einem völlig anderen Zusammenhang.
29. Jakobson schreibt: „Der Vorrang der poetischen Funktion vor der referentiellen löscht den Gegenstandsbezug nicht aus, sondern macht ihn mehrdeutig" (1979: 111). Er macht ihn mehrdeutig, so wäre zu ergänzen, indem er ihn aufhebt.

Heinz Vater (Köln)

Valenzpotenz und Valenzrealisierung im Deutschen

1. Konstituenz und Dependenz

1.1. Dependentielle Valenzdarstellung

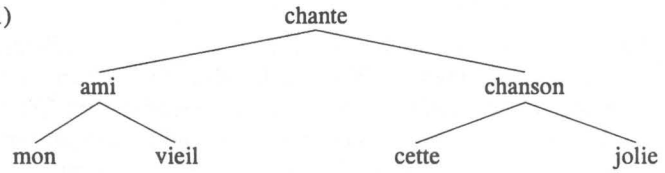
Bereits BÜHLER (1934:173) behandelt Valenz von Wörtern, benutzt dafür allerdings den Ausdruck „Wahlverwandtschaft":

> Es bestehen in jeder Sprache Wahlverwandtschaften; das Adverb sucht sein Verbum und ähnlich die anderen. Das läßt sich auch so ausdrücken, daß die Wörter einer bestimmten Wortklasse eine oder mehrere Leerstellen um sich eröffnen, die durch Wörter bestimmter anderer Wortklassen ausgefüllt werden müssen.

TESNIÈRE (1959:238)[1] verwendet dafür (wie KACNELSON 1948) den aus der Chemie entlehnten Terminus **Valenz**, wobei er das Verb als obersten Valenzträger in einer Dependenzbeziehung ansieht:

> On peut ainsi comparer le verbe à une sorte d'**atome crochu** susceptible d'exercer son attraction sur un nombre plus ou moins élevé d'actants [...] Le nombre de crochets que présente un verbe et par conséquent le nombre d'actants qu'il est susceptible de régir, constitue ce que nous appellerons la **valence** du verbe.

(1-01)



TESNIÈRE (1959:11) benutzt zunächst statt „Dependenz" („dépendance") den Terminus „Konnexion" („connexion"):

> 2. – La phrase est un **ensemble organisé** dont les éléments sont les **mots**.
> 3. – Tout mot qui fait partie d' une phrase cesse par lui-même d'être isolé comme dans le dictionnaire. Entre lui et ces voisins, l'esprit aperçoit des **connexions**, dont l'ensemble forme la charpente de la phrase.[2]

Danach besteht ein Satz wie *Alfred parle* nicht aus zwei Elementen, sondern aus drei: den Wörtern *Alfred* und *parle* und der Konnexion, die sie zu einem

Satz verbindet. Die Konnexion beschreibt er als Dependenzbeziehung, in der ein übergeordneter Term (Regens) einen untergeordneten (Dependens) regiert.[3] In *Alfred parle* ist *parle* (spricht) das Regens, das Subjekt *Alfred* Dependens.

Ein Wort kann gleichzeitig Regens und Dependens sein: Im (1-01) ist *ami* Dependens von *chante* und Regens von *mon* und *vieil*. Während ein Dependens immer nur von einem Regens abhängen kann, kann ein Regens mehrere Dependentien regieren.

In (1-01) hat das Regens *chante* („singt") gleichzeitig zwei Dependentien, nämlich *ami* („Freund") und *chanson* („Lied"), die ihrerseits ebenfalls je zwei Dependentien haben: *mon* („mein") und *vieil* („alter") bzw. *cette* („dieses") und *jolie* („hübsche").

Wie viele Dependentien ein Verb hat, hängt von seiner Valenz ab. Nach Tesnière (1959:238f) hat jedes Verb (analog zum Atom) spezifische Verbindungsmöglichkeiten. „Valenz" läßt sich danach definieren als Zahl der Ergänzungen (Komplemente), die sich mit einem Verb verbinden.[4] Diese Verbindbarkeit ist potentiell: Die vom Verb bereitgestellten Leerstellen für Ergänzungen können, müssen aber nicht im einzelnen Fall gefüllt werden. Innerhalb der Leerstellen ist zu unterscheiden zwischen solchen, die gefüllt werden müssen und solchen, die unbesetzt bleiben können. Das führte zur Unterscheidung zwischen obligatorischer und fakultativer Valenz bei Helbig – Schenkel 1975[3]. Obligatorische Ergänzungen sind im Unterschied zu fakultativen (vgl. (1-02) versus (1-03)) grundsätzlich nicht weglaßbar:

(1-02) a Peter suchte.
b Peter suchte das Buch.[5]

(1-03) a Peter betrachtete das Buch.
b *Peter betrachtete.

Tesnières Nachfolger gingen meist davon aus, daß die dependentielle Beschreibung die einzig angemessene Valenzdarstellung sei. Dem ist nicht so. In anderen theoretischen Ansätzen, z. B. in der Generativen Transformationsgrammatik (GTG) und in der kategorialgrammatisch strukturierten IDS-Grammatik (vgl. Zifonun 1992), wird Valenz im Rahmen eines Konstituentenmodells beschrieben.

1.2. Konstituentielle Valenzdarstellung

Baumgärtner (1970:52) weist darauf hin, daß Konstituenz und Dependenz als alternative „Erklärungsweisen" seit jeher — mit wechselnder Dominanz der einen oder anderen — in der Sprachwissenschaft miteinander konkurrieren. Wie Hays 1964 kommt er zu der Erkenntnis, daß Konstituenz- und Dependenzgrammatik miteinander äquivalent und ineinander übersetzbar sind.[6]

Konstituenten sind Bestandteile, in die sich eine syntaktische Konstruktion sinnvoll zerlegen läßt.

Nach Wells 1947 läßt sich eine Äußerung sinnvollerweise so teilen, daß die sich ergebenden Sequenzen Expansionen kleinerer Sequenzen sind. Als oberste syntaktische Konstruktion nimmt er — mit Bloomfield 1933 — den Satz an. Satz (1-04) hat die Nominalphrase (NP) *der Junge* und die Verbalphrase (VP) *las ein Buch* als Konstituenten. Konstituenten haben wiederum Konstituenten; die Analyse des Satzes kann so lange durchgeführt werden, bis man zu Wörtern als kleinsten syntaktischen Einheiten kommt. So enthält die VP in (1-04) die Konstituenten $[las]_V$ und $[ein\ Buch]_{NP}$.[7]

Die **Phrase** ist eine syntaktische Einheit zwischen Satz und Wort. Sie ist endozentrisch, d. h. sie enthält einen Kopf, der die Kategorie des Ganzen prägt. In (1-04) besteht die VP aus dem Kopf *las* und der Ergänzung *ein Buch*, in (1-05) aus dem Kopf *gab* und den beiden Ergänzungen *dem Mädchen* und *ein Buch*.

In (1-06) ist die VP eine Ein-Wort-Phrase, denn *las* ist gleichzeitig eine VP und ein V (vgl. die Klammerstruktur (1-06')). Wie aus (1-07) — (1-08) ersichtlich, muß der Kopf einer VP nicht finit sein.

(1-04) Der Junge / las ein Buch
(1-05) Der Junge / gab dem Mädchen ein Buch.
(1-06) Der Junge / las (1-06') $[[las]_V]_{VP}$
(1-07) (Jemand versuchte) zu lachen.
(1-08) (Jemand versuchte) auf den Baum zu klettern.

Phrase und Konstituente unterscheiden sich in zwei Hinsichten:

- Eine Konstituente ist immer Teil eines (größeren) Ganzen. Das gilt für die Phrase nicht; sie ist immer die Erweiterung (Projektion) eines Kopfs.
- Nicht jede Konstituente ist eine Phrase: Die Konstituente *hat gelesen* gliedert sich in die Konstituenten *hat* und *gelesen*; beide sind keine Phrasen. Das gilt allgemein für die untersten Konstituenten des Satzes.

Nach der Art des Kopfs lassen sich Phrasentypen unterscheiden:

(1-09) a Nominalphrase (NP); Kopf: N(omen): *das alte Haus*.
b Verbalphrase (VP); Kopf: V(erb): *schreibt einen Brief*.
c Adjektivphrase (AP); Kopf: A(djektiv): *ziemlich kalt*.
d Präpositionalphrase (PP); Kopf: P(räposition): *in der Vase*.

Hier geht es um das Verhältnis zwischen der Struktur der Verbalphrase (VP) im Deutschen und ihrer Füllung in Abhängigkeit von der Valenz der vorkommenden Verben. Eine VP ist eine Phrase mit einem finiten wie in (1-04) — (1-06)) oder infiniten Verb wie in (1-07) — (1-08)) als Kopf. Der Darstellung liegt der GB-Ansatz der GTG zugrunde, die ihrerseits zu den Konstituentenstruktur-Grammatiken gehört.[8]

In der GTG geht man seit CHOMSKY 1965 davon aus, daß Phrasen und Wörter Kategorien bilden, Satzglieder dagegen Funktionen.

Als **Satzglied** bezeichnet CHOMSKY 1965 die syntaktische Funktion einer Phrase. Allerdings haben nur die obersten Phrasen-Konstituenten eines Satzes eine Satzgliedbenennung:[9]

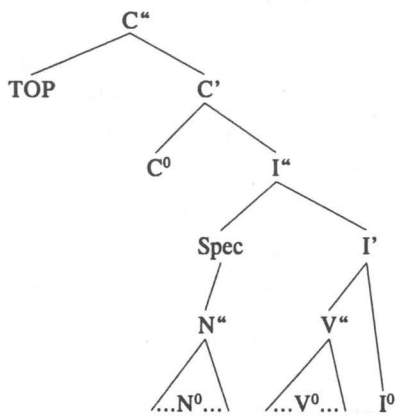
- **Subjekt** ist die NP, die eine unmittelbare Konstituente von S darstellt; in (1-03) — (1-05) ist das *der Junge*.
- **Prädikat** ist die von S dominierte VP, in (1-03) *las ein Buch*.
- **Objekt** ist eine von VP dominierte NP, in (1-03) *ein Buch*.[10]
- **Adverbial** ist eine von VP dominierte PP wie *auf den Baum* in (1-08), sofern sie nicht die Funktion eines Objekts hat.[11]
- **Attribut** ist eine von NP dominierte Konstituente, die nicht den Kopf der NP bildet; vgl. z. B. die Genitiv-NP in *des Kaisers neue Kleider* oder die PP in *das Haus auf dem Berg*.

HÖHLE 1978 nennt das Ensemble der finiten und infiniten Verbformen in einem Minimalsatz „Verbkomplex" (VK). In der VP *(...) ein Buch gelesen hat*, die auch nichtverbale Konstituenten enthält, bildet *gelesen hat* einen VK. Bereits BECH 1955 hat bemerkt, daß die Struktur des Verbkomplexes am besten in Nebensätzen studiert werden kann: Nur dort bilden die Verbformen eine kontinuierliche Konstituente (*gegeben hat* versus *hat ... gegeben*).

Nur dort lassen sich auch die Rektionsverhältnisse im VK auf unkomplizierte Art ermitteln: In *gegeben haben soll* regiert das Modalverb *soll* den Infinitiv *haben* und dieser regiert das Partizip *gegeben*.[12]

In der nach dem X-bar-Schema aufgebauten Satzstruktur der GB steht V daher innerhalb der von I^0 regierten VP ganz rechts:

(1-10) GB-Schema der Satzstruktur [13]



Legende:

I = INFL(ection)	C = COMP(lementizer)
I' = INFL-Phrase (I^0 + VP)	C' = engere COMP-Phrase
I“ = engerer Satz (NP + I')	C“ = maximale COMP-Phrase

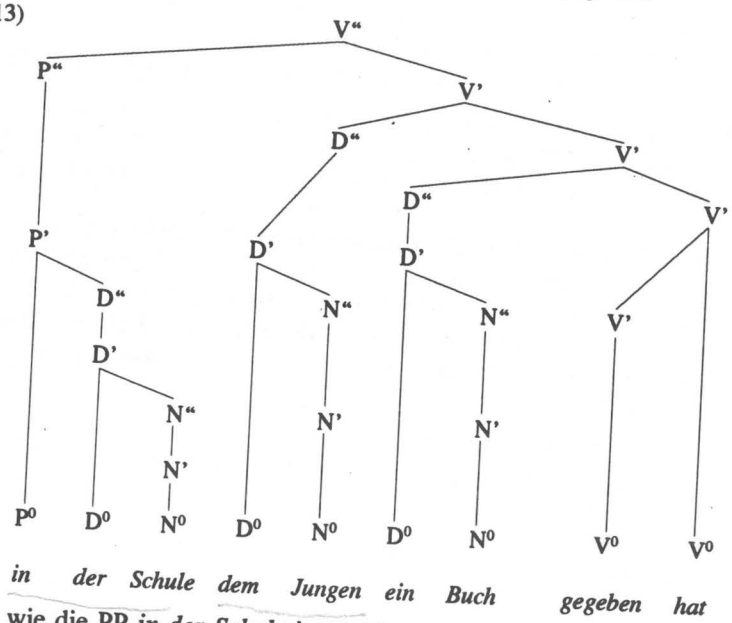
Die Frage, ob fürs Deutsche überhaupt eine VP anzunehmen ist, wird von GREWENDORF 1988 bejaht, von HAIDER 1983 verneint. Ich nehme mit GREWENDORF (1988:293ff) an, daß Deutsch keine flache Satzstruktur hat, sondern daß der Satz eine VP enthält. Einen wichtigen Grund für die Annahme einer VP stellen m. E. Konstruktionen wie (1-11) dar, wo VP in Erstposition vor dem finiten Verb steht. *Das Buch gelesen* kann nur VP-Status haben (das finite Verb ist bereits in die Zweitposition des Satzes bewegt worden).

(1-11) Das Buch gelesen hat Paul.

Für Satz (1-12) nehme ich die V“-Struktur (1-13) an:

(1-12) Der Lehrer hat in der Schule dem Jungen ein Buch gegeben.

(1-13)



Adjunkte wie die PP *in der Schule* in (1-13) werden auf der obersten Stufe, d. h. unter V“, generiert, Objekte (einschließlich präpositionaler) auf der nächsten Stufe, unter V'. V' ist rekursiv wie N' und X' (vgl. FANSELOW/FELIX 19933, II:54). Das indirekte Objekt wird auf der obersten V'-Stufe, das direkte Objekt erst auf der nächsten erzeugt, weil es enger mit V^0 verbunden ist. Hier wird die Rekursivität von V' ausgenutzt zur Darstellung von VK (vgl. VATER 1982:95): V' dominiert — neben den Objekt-NPs oder -PPs —

V^o und fakultativ wieder V'; das läßt sich so lange fortsetzen, wie Verb-Bestandteile generiert werden müssen. Als Obergrenze nehme ich drei Verbformen an.[14] Die V'-Regel (1-14) enthält Teilregeln wie (1-15)a-e:

(1-14) V' → (N") ((N") V') V^o

(1-15) a V' → V^o gibt
b V' → V' V^o gegeben hat [15]
c V' → V' V' V^o gegeben haben soll
d V' → N" V' V^o ein Buch gegeben hat
e V' → N" N" V' V^o dem Jungen ein Buch gegeben hat

Regel (1-14) ist jedoch einerseits unvollständig, andererseits zu „großzügig"; unvollständig, weil sie keine PP-Ergänzungen zuläßt, von denen wohl bis zu drei in einer VP vorkommen können. Falls man instrumentale Adverbiale auch als Verb-Ergänzungen anerkennt — also z. B. *mit dem Zug* in (1-16)c —, müßte man sogar ein Maximum von vier PP-Ergänzungen ansetzen.

(1-16) a Hans fährt von Köln nach Berlin.
b Hans fährt von Köln über Hannover nach Berlin.
c Hans fährt mit dem Zug von Köln über Hannover nach Berlin.

Andererseits ist Regel (1-14) zu großzügig, weil sie auch die Generierung ungrammatischer VPs wie in (1-17) zuläßt: *Kommen* erlaubt kein Objekt, *lesen* nur eins. Bei *legen* dürfen Objekt und Ziel-Adverbial nicht weggelassen werden.

Nach (1-14) sind aber alle Konstituenten außer V^o fakultativ. Diese Beispiele zeigen, daß die syntaktische Struktur der VP mit der Valenz des verbalen Kopfs der VP in Einklang gebracht werden muß. Das hat Fanselow – Felix (1987, II:46) dazu geführt, eine allgemeine Regel (1-18) anzunehmen, wo die Positionen möglicher Komplemente und Adjunkte durch Punkte angedeutet werden.

(1-17) a *(daß Hans) ein Buch kommt.
b *(daß Hans) dem Jungen ein Buch gelesen hat.
c *(daß Hans) legt.

(1-18) VP -> ... V ...

2. Verbvalenz und ihre Realisierung im Deutschen

2.0. Allgemeines

Im folgenden wird eine Konstituentenstruktur nach der GB-Theorie (vgl. die Strukturdiagramme (1-10) und (1-13)) zugrundegelegt. Die Beispielsätze in (1-16) und (1-17) und die aus ihnen abgeleitete sehr fragmentarische Regel

(1-18) zeigen, daß die Struktur der Verbalphrase nur in sehr allgemeinen Zügen voraussagbar ist. VP-Struktur hängt in starkem Maße von der Valenz der vorkommenden Verben ab: *Lachen* und *schlafen* haben nie ein Objekt; *lesen* und *schreiben* verlangen ein Objekt wie *einen Brief / das Buch*, *klettern* und *springen* ein Richtungsadverbial wie *auf den Baum / über den Stein* usw. Eine Valenzstelle kann aber auch unbesetzt bleiben; so ist in (2-01)b und (2-02)b das Objekt ausgespart, in (2-03)b und (2-04)b das Adverbial.

Die Weglaßbarkeit von Objekten oder Adverbialen ist jedoch ebenfalls verbspezifisch, wie (2-05) — (2-08) zeigen:[16]

(2-01) a Inge las ein Buch.
b Inge las.

(2-02) a Fred half dem Vater.
b Fred half.

(2-03) a Der Schlüssel steckte im Schloß.
b Der Schlüssel steckte.

(2-04) a Peter ging nach Hause.
b Peter ging.

(2-05) a Paul zerschnitt das Papier.
b *Paul zerschnitt.

(2-06) a Fred glaubte dem Vater.
b *Fred glaubte.

(2-07) a Anna wohnte in Köln.
b *Anna wohnte.

(2-08) a Fritz steckte den Schlüssel in die Tasche.
b *Fritz steckte den Schlüssel.

Tesnière (1959:108ff) nimmt an, daß die Ergänzungen syntaktisch und semantisch festgelegt sind, der erste als „celui qui fait l'action", der zweite als „celui qui supporte l'action" und der dritte als „celui au bénéfice ou au détriment duquel se fait l'action". Daß das in dieser Allgemeinheit nicht stimmt, zeigen Passivsätze, wo der erste Aktant nicht der Handlungsausführende ist.

Die „Kasusgrammatik" (vgl. Fillmore 1968 u. a.) geht davon aus, daß mit der Satzgliedfunktion nicht jeweils eine bestimmte Rolle in Bezug auf das im Verb ausgedrückte Ereignis verbunden ist;[17] das ist besonders für das Subjekt gezeigt worden.[18] Im übrigen gibt es im Deutschen unpersönliche Sätze wie (2-14) und (2-15), in denen weder Subjekt noch Agens vorkommt. Eher ist anzunehmen, daß jedes Verb spezifische Rollen vergibt, die mit seiner Semantik zusammenhängen (vgl. Vater 1975).

In der GB-Theorie spricht man von „thematischen Rollen" („Theta-Rollen"). Jedes Verb hat ein „Theta-Raster", das Zahl und Art der zu ver-

gebenden Theta-Rollen bestimmt. Jede Rolle darf nur einmal an eine Verbergänzung vergeben werden, und jede Verbergänzung hat nur eine Theta-Rolle. In (2-09) hat das Subjekt die Rolle „Agens", in (2-10) „Thema",[19] in (2-11) „Experiencer", in (2-12) „Patiens", in (2-13) „Relator" (vgl. VATER 1975).

(2-09) Anna erzählte eine Geschichte.

(2-10) Anna schlief ein.

(2-11) Anna sah einen Regenbogen.

(2-12) Anna wurde ins Krankenhaus gebracht.

(2-13) Anna ist kleiner als ihre Mutter.

Zudem kommen im Deutschen Sätze ohne Subjekts-NP vor, was TESNIÈRE (1959:108ff) bei seiner syntaktischen Festlegung der Aktanten nicht vorsieht. Das ist z. B. der Fall bei unpersönlichen Verben bzw. unpersönlichen Funktionsverbgefügen:[20]

(2-14) Mir liegt an deiner Zustimmung.

(2-15) Mir ist komisch zumute.

Aber auch persönliche Verben, die im Aktiv ein (meist agentisches) Subjekt haben, können im Passiv unpersönlich und damit ohne Subjekt gebraucht werden:[21]

(2-16) Die ganze Nacht wurde getanzt.

(2-17) Hier wird gearbeitet.

Es gibt jedoch keine in diesem Sinne VP-losen Sätze. Sätze ohne VP sind immer elliptisch. So äußert ein Sprecher eine NP wie *Fritz* als Antwort auf die Frage *Wer kommt?* oder z. B. weil er Fritz' Kommen aus einem Geräusch an der Tür erschließt.

Eine VP enthält ein Verb als Kopf, das finit oder infinit (vgl. (1-04) — (1-08)), einfach oder komplex sein kann:

(2-18) a liest b gelesen hat c gelesen haben soll

Die Valenz eines Verbs bestimmt auch syntaktische Eigenschaften der Ergänzungen. So verlangt *treffen* eine Akkusativ-NP als zweite Ergänzung, *begegnen* eine Dativ-NP, *warten* eine PP:

(2-19) Paul traf seinen Lehrer.

(2-20) Paul begegnete seinem Lehrer.

(2-21) Paul wartete auf seinen Lehrer.

Neben vom Verb geforderten Komplementen gibt es „freie Angaben" — in der GB „Adjunkte" genannt -, die frei mit beliebigen Verben verbindbar sind, soweit nicht semantische Restriktionen das verhindern.[22]

In (1-12) ist *in der Schule* ein Adjunkt. Die Abgrenzung zwischen Komplementen und Adjunkten ist schwierig, da auch Komplemente weglaßbar sind (vgl. (2-01)-(2-04)).

Bisherige Überlegungen zeigen:

- Die syntaktische Füllung der VP muß Rücksicht auf die Valenz des verbalen Kopfs nehmen.
- Jedes Verb hat eine spezifische Valenz, die die Zahl und Art seiner Ergänzungen bestimmt.
- Bei den Ergänzungen sind obligatorische (nicht-weglaßbare) und fakultative (weglaßbare) zu unterscheiden.
- Probleme gibt es bei der Definition von Valenz und der Abgrenzung zwischen den vom Verb geforderten Ergänzungen und den freien, vom Verb nicht geforderten Adjunkten.

Wie WELKE 1984, STORRER 1992, JACOBS 1994a u. a. zeigten, ist die Valenztheorie und mit ihr die praktische Valenzanalyse in eine Sackgasse geraten: Valenz wurde nach sehr unterschiedlichen Kriterien definiert, so daß Valenzbeschreibungen ein und desselben Verbs erheblich variieren (vgl. STORRER 1992). Nach JACOBS 1994a ist das darauf zurückzuführen, daß sieben verschiedene, teilweise miteinander inkompatible Phänomene als „Valenz" beschrieben worden sind.[23]

ÁGEL 1993 hat aus den vorangehend erörterten Problemen die Konsequenz gezogen, daß zu unterscheiden sei zwischen **Valenzpotenz**, die einem Verbeintrag im Lexikon inhärent ist, und **Valenzrealisierung**, die abhängt von der Syntax des Satzes bzw. der Verbalphrase und von kommunikativen Gegebenheiten (sprachlichem Kontext, Absicht des Sprechers, Weltwissen von Sprecher und Hörer). Diese Unterteilung — die grosso modo der in „statische Valenz" und „dynamische Valenz" bei SADZIŃSKI 1989 entspricht — erscheint mir sehr sinnvoll.

JACOBS (1994b:288) geht im Gegensatz zu TESNIÈRE 1959 davon aus, daß die Realisierung valenzgebundener Ergänzungen nicht direkt aus den Eigenschaften von Lexikoneinheiten folgt, sondern aus „satzgrammatischen Mechanismen, die die lexikalischen Repräsentationen syntaktischer Valenz verarbeiten". Diese Ansicht vertritt auch ÁGEL (1993:40), der zudem im Anschluß an LÁSZLÓ 1988 annimmt, daß man bei der Valenzrealisierung zwischen zwei Ebenen unterscheiden muß, der Mikro- und der Makroebene:

- Die **Mikroebene** betrifft „morphologische Aktanten", z. B. die Personalendung *-t* in lat. *(filius) amat (patrem)*.[24]

- Die **Makroebene** betrifft die „syntaktischen Aktanten", mit denen man seit Helbig – Schenkel 1975[3] ausschließlich gearbeitet hat, die aber — wie Sprachvergleich zeigt — nicht ausreicht.

(2-22) ung. (a_1, a_2) dt. (a_1, 0) (Ágel 1993:41)

0 0 A_1, A_2

Eszi Sie ißt es

Hier gibt jeweils *a* die Mikroform, *A* die Makroform an, *0* die Null-Realisierung. Wie aus (2-22) ersichtlich, kommt das Ungarische ohne Subjekt- und Objektpronomen aus.

Im Deutschen durch syntaktische Konstituenten realisierte Verbergänzungen werden im Ungarischen oft morphologisch, durch Affixe, realisiert. Allerdings kommt Realisierung auf der Mikroebene auch im Deutschen vor, vor allem im Imperativ. Hier bleibt im Deutschen wie im Ungarischen das Subjekt implizit (vgl. Ágel 1993:43):

(2-23) ung. (a_1, a_2) dt. (a_1, 0)

0, 0 0 A_2

Edd! Iß es!

Da auch das Objekt — bei kontextueller Ellipse — weglaßbar ist (*iß!*), kommen im Deutschen sogar wie im Ungarischen Fälle vor, wo zwei Komplemente auf der Makroebene nicht realisiert werden.

Die Zwei-Ebenen-Darstellung — die der „multiple-tier"-Repräsentation in der Autosegmentalen Phonologie ähnelt — macht das Zusammenspiel zwischen Syntax und Morphologie deutlich: Valenz kann alternativ syntaktisch und morphologisch realisiert werden.[25] (Syntaktische) Proformen und (morphologische) Verb-Affixe erweisen sich als alternative Mittel der Valenzrealisierung. Auch kann Valenz im Sprachvergleich mithilfe der zwei Ebenen besser analysiert werden: Was in einer Sprache (z. B. Deutsch) durch syntaktische Mittel als valenzabhängige Verb-Konstituenten („Ergänzungen") kenntlich gemacht wird, wird oft in einer andern Sprache (z. B. Latein und Ungarisch) durch morphologische Mittel (Affixe am Verb) bewerkstelligt.

Auch innerhalb einer Sprache können verschiedene Realisierungsformen besser verdeutlicht werden, wie das Beispiel des deutschen Imperativs zeigt, wo das Subjekt in der Vertrautheitsform (vgl. *komm!*) dem Verb inkorporiert ist, während es in der Höflichkeitsform (*kommen Sie!*) wie im Indikativ durch eine besondere pronominale Konstituente realisiert wird (*er kommt*).

2.1. Aktivische Verbalphrasen

2.1.1. Persönliche Aktivkonstruktionen

Als „persönlich" bezeichne ich alle syntaktischen Konstruktionen mit einer VP, die in der 1.-3. Person (hier in allen drei Genera) verwendet werden kann, also z. B. *(ich) komme, (du) kommst, (er, sie, es) kommt*.

Unpersönlich sind dann Konstruktionen, die auf die 3. Person im Neutrum beschränkt sind (*es gibt, es versteht sich, mir ist komisch zumute* etc.).[26] In (2-01) — (2-04) wurden Beispiele für persönliche Aktivsätze gebracht, in denen jeweils eine der vom Verb geforderten Ergänzungen weglaßbar (fakultativ) ist.[27] Bevor die Fakultativität einer Ergänzung behandelt wird, ist auf die Frage einzugehen, was eigentlich als Ergänzung des Verbs anzusehen ist. Eine befriedigende Antwort darauf gibt Jacobs (1994b:285):

> X ist eine Ergänzung von Y (oder durch Y valenzgebunden) gdw. mindestens einer der Sachverhalte a) — d) zutrifft: a) X ist für Y obligatorisch, d. h. unterliegt einer von Y ausgehenden Realisierungsforderung; b) X ist für Y formspezifisch, d. h. unterliegt einer von Y ausgehenden Forderung nach einem Formmerkmal (z. B. einer Kasusforderung); c) X ist für Y inhaltsspezifisch, d. h. unterliegt einer von Y ausgehenden Forderung nach einem Inhaltsmerkmal (z. B. nach dem Merkmal [belebt]); d) X ist Argument von Y, d. h. füllt eine offene Stelle in der Bedeutung von Y.

Auf dieser Basis definiert Jacobs (1994b:285) „obligatorisch" und „fakultativ":

> X ist eine obligatorische Ergänzung von Y gdw. X eine Ergänzung von Y und obligatorisch für Y ist; X ist eine fakultative Ergänzung von Y gdw. X für Y nicht obligatorisch, aber eine Ergänzung von Y (also form- oder inhaltsspezifisch für Y oder Argument von Y) ist.[28]

Jacobs (1994b:286) nimmt an, daß Fakultativität davon abhängig ist, ob für die Lexikon-Einheit eine Alternativ-Valenz ohne die entsprechende Ergänzung vorgesehen ist. *Lesen, helfen, stecken* und *gehen* (vgl. (2-01)-(2-04)) sind Verben, für die im Lexikon jeweils neben der Zweiwertigkeit (mit Forderung nach einem Objekt/Adverbial) die Möglichkeit der einwertigen Realisierung vorgesehen ist. *Zerschneiden, glauben, wohnen* und (kausatives) *stecken* haben diese Alternative nicht (vgl. (2-05)-(2-08)).

Valenzmäßig interessant sind Verben, die jeweils in zwei Konstruktionen auftreten können, nämlich (a) mit agentischem Subjekt und thematischem Objekt, (b) intransitiv, mit thematischem Objekt (dazu können weitere Ergänzungen kommen, wie z. B. der Direktiv/Lokativ in (2-25a/b)):

(2-24) a Der Junge zerbrach die Vase.
b Die Vase zerbrach.

(2-25) a Der Mann steckte den Schlüssel ins Schloß.
b Der Schlüssel steckte im Schloß.

(2-26) a Die Mutter kochte die Suppe.
b Die Suppe kochte.

(2-27) a Die Bauern verbrannten das Unkraut.
b Das Unkraut verbrannte.

Üblicher ist im Deutschen jedoch Detransitivierung durch Reflexivierung:[29]

(2-28) a Der Junge bog den Draht.
b Der Draht bog sich.

(2-29) a Das Mädchen öffnete die Tür.
b Die Tür öffnete sich.

(2-30) a Der Mann löste die Briefmarken vom Umschlag.
b Die Briefmarken lösten sich vom Umschlag.

(2-31) a Der Schlosser lockerte die Schrauben.
b Die Schrauben lockerten sich.

(2-32) a Die Blumen verbreiteten einen intensiven Duft.
b Ein intensiver Duft verbreitete sich.[30]

2.1.2. Unpersönliche Aktiv-Konstruktionen

Anders als bei den noch zu behandelnden Mittelkonstruktionen steht unpersönlichen Verben im allgemeinen keine persönliche Aktiv-Konstruktion zur Seite: *Geben, stehen* und *liegen* sind syntaktisch und semantisch nicht mit den gleichlautenden unpersönlichen Verben assoziiert:

(2-33) Es gibt Essen/ gute Nachrichten/ eine Überraschung.

(2-34) Es steht gut/ schlecht um das Bildungswesen.

(2-35) Es liegt mir nicht, Leuten zu schmeicheln.

Nur bei einer kleinen Gruppe von unpersönlichen Verben besteht eine semantische Beziehung zu persönlichen Verben (vgl. (2-36) — (2-38)).

Viele unpersönliche Verben sind aus dem Gebrauch gekommen: Während *mich friert* neben *ich friere* noch möglich ist, wird *mich hungert/ dürstet* kaum noch gebraucht.[31]

(2-36) a Jemand / der Nachbar klopfte. b Es klopfte.

(2-37) a Ich träumte etwas Schönes. b Mir träumte etwas Schönes.

(2-38) a Ich ahnte nichts Gutes. b Mir ahnte nichts Gutes.

Drei Gruppen unpersönlicher Aktivkonstruktionen lassen sich unterscheiden: (a) mit obligatorischem *es* — vor allem bei den Witterungsverben (vgl. (2-39) — (2-41)), (b) mit fakultativem *es* (vgl. (2-42) — (2-43)) und solche ohne *es* (vgl. (2-44) — (2-45)):

(2-39) a Es regnet in Neustadt. b In Neustadt regnet es.

(2-40) a Es taut schon. b Schon taut es.

(2-41) a Es dämmert jetzt. b Jetzt dämmert es.

(2-42) a Es freut mich, daß du kommst.
b Mich freut (es), daß du kommst.

(2-43) a Es graut mir vor der langen Reise.
b Mir graut (es) vor der langen Reise.

(2-44) a *Es ist mir komisch zumute.
b Mir ist (*es) komisch zumute.

(2-45) a *Es liegt mir an deiner Zustimmung.
b Mir liegt (*es) an deiner Zustimmung.[32]

2.2. Passivische Verbalphrasen

Das Passiv gehört nach Zifonun (1992:254) in die Gruppe der grammatischen Konversen[33] und besteht aus dem Partizip II des Verbs und aus Formen der Auxiliarverben *werden, sein, bekommen* (*erhalten, kriegen*). In den Passiv-Konstruktionen des Deutschen fällt die Ergänzung, die in der Aktiv-Konstruktion den Nominativ besetzt — gewöhnlich das Agens —, weg oder erscheint fakultativ als Präpositional-Ergänzung. Damit kann der Subjekts-Nominativ mit einer anderen Ergänzung besetzt werden.

2.2.1. *Werden*-Passiv

Beim *werden*-Passiv wird die Ergänzung mit der Thema-Rolle — die gewöhnlich das direkte Objekt des Aktivs bildet — zum Subjekt gemacht, während das Aktiv-Subjekt — Träger der Agens- oder Instrumental-Rolle — als PP erscheint oder wegfällt. Aktiv-Subjekte in der Rolle des Relators (vgl. Vater 1975) sind offenbar im Passiv nicht weglaßbar, wie (2-48) zeigt, offenbar weil sie einen unentbehrlichen Bestandteil der durch das Verb bezeichneten Relation bilden:

(2-46) a Ein Hund hat Peter gebissen.
b Peter wurde von einem Hund gebissen.

c Peter wurde gebissen.

(2-47) a Ein Schneidbrenner öffnete den Tresor.
b Der Tresor wurde mit einem Schneidbrenner geöffnet.
c Der Tresor wurde geöffnet.

(2-48) a Der Dom überragt alle Gebäude in Köln.
b Alle Gebäude in Köln werden vom Dom überragt.
c *Alle Gebäude in Köln werden überragt.

In (2-48)b bezeichnet das *werden*-Passiv im übrigen einen Zustand, so daß die Gleichsetzung von „Vorgangs-Passiv" und *werden*-Passiv (vgl. HELBIG – HEINRICH 1972:9) unzutreffend ist.

2.2.2. *Sein*-Passiv

Das *sein*-Passiv drückt anders als das *werden*-Passiv immer einen Zustand aus. Es unterscheidet sich vom *werden*-Passiv dadurch, daß es keine Realisierung von Agens, Instrumental oder Rezipient duldet (vgl. (2-49) — (2-51)). Von daher erscheint es fraglich, ob dieses Passiv überhaupt von einer Aktiv-Konstruktion abzuleiten ist.

(2-49) a Die Kirche ist geschlossen.
b *Die Kirche ist vom Pfarrer / Küster geschlossen.

(2-50) a Die Picasso-Ausstellung ist eröffnet.
b *Die Picasso-Ausstellung ist vom Direktor eröffnet.

(2-51) a Das Haus ist geschenkt / gemietet / geerbt.
b *Das Haus ist dem Maler geschenkt / vermietet / vererbt.

2.2.3. *Bekommen*-Passiv

Das *bekommen*-Passiv findet sich nur bei Verben mit dreiwertiger Valenzpotenz. Subjekt ist dabei die Ergänzung mit der Theta-Rolle Rezipient; das Thema ist Akkusativ-Objekt, während das (fakultative) Agens als Präpositional-Objekt auftritt:

(2-52) Inge hat von Fritz Blumen geschenkt bekommen.

(2-53) Paul hat (von der Polizei) den Führerschein abgenommen bekommen.

LEIRBUKT (1977:47) sagt zu diesem bis dahin wenig beachteten Passivtyp:

> Vom Aktivsatz aus gesehen ist die Fügung ein Mittel, einen Dativ zum grammatischen Subjekt zu machen: *Sie bezahlten dem Mann seinen Lohn aus* → *Der Mann bekam (von ihnen) seinen Lohn ausbezahlt.*

Man kann also bei im Lexikon als dreiwertig markierten Verben Aktiv, *werden*-, *sein*- und *bekommen*-Passiv als verschiedene Valenzrealisierungen annehmen: Im Aktiv tritt das Agens als Subjekt auf, im *werden*- und *sein*-Passiv das Thema, im *bekommen*-Passiv der Rezipient. Beim *sein*-Passiv ist das Agens nicht realisierbar (vgl. 2.2.2.).

2.2.4. Unpersönliche Passivkonstruktionen

Einwertige Verben können kein persönliches Passiv bilden, wohl aber ein unpersönliches, ohne Realisierung ihrer Agens-Ergänzung.[34] Anders als beim unpersönlichen Aktiv ist *es* hier in keinem Fall obligatorisch und die Topik-Position muß weder mit einer nominalen noch einer präpositionalen Konstituente gefüllt werden; zu ihrer Füllung reicht das Partizip (vgl. (2-54)d):

(2-54) a Es wurde gelaufen / gelacht.
b Den ganzen Tag wurde gelaufen / gelacht.
c Im Park wurde gelaufen / gelacht.
d Gelaufen/ gelacht wurde.

Auch zweiwertige Verben können ein unpersönliches Passiv bilden, in dem gewöhnlich weder Agens noch Thema realisiert wird:

(2-55) a Es wurde gegessen / getrunken / gelesen.
b *Es wurde von den Gästen gegessen / getrunken / gelesen.
c *Von den Gästen wurde gegessen / getrunken / gelesen.

Bei festen Verbindungen wie *Karten spielen* ist unpersönliches Passiv mit erhaltenem Thema (das offenbar wie beim Aktiv als Akkusativobjekt zu deuten ist) möglich:[35]

(2-56) Heute wird Karten gespielt und morgen wird Teppiche geklopft.

2.2.5. Unpersönliches Reflexiv-Passiv

Diese keineswegs neue, aber seit eh und je verfemte Konstruktion[36] ist dem unpersönlichen Passiv einwertiger Verben (vgl. 2.2.4.) parallel:

(2-57) Es wurde sich amüsiert / gelangweilt / gestritten.

Besonders häufig findet sich die Konstruktion in Sätzen mit Befehls- oder Anordnungs-Illokution:

(2-58) Jetzt wird sich angezogen / ausgezogen / gewaschen.

Trotz der Verfemung durch den DUDEN und der geringen Akzeptanz bei den meisten Sprechern des Deutschen ist diese Konstruktion „nicht totzukriegen" und findet sich keineswegs nur in der gesprochenen Umgangssprache, sondern auch in der Presse, in der schönen Literatur, in Radio und Fernsehen:

(2-59) Zum einen wird sich orientiert an normalen Tageszunahmen.
(WDR III, „Landwirtschaft heute", 13.6.1994, 6:50)

2.3. Mittelkonstruktionen

Unter „Mittelkonstruktion" verstehe ich im Anschluß an ABRAHAM (1987:3ff) eine syntaktische Konstruktion, bei der ein oberflächenstrukturell nicht vorhandenes Agens impliziert wird; gewöhnlich ist eine andere Verbergänzung — meist Thema, Lokativ oder Instrumental — realisiert. Oft erscheint zusätzlich eine Angabe in Form eines Adjektivs oder einer Präpositionalphrase. Für eine genauere Analyse von Mittelkonstruktionen (im Englischen, Dänischen und Deutschen) vgl. VATER 1988.

Im Deutschen sind besonders Mittelkonstruktionen mit Reflexiv beliebt:

(2-60) a Das Buch liest sich leicht. b Der Wein trinkt sich gut.

Daß ein Agens impliziert ist, zeigt der Vergleich mit Sätzen wie (2-61), wo das Verb *riechen* kein Agens, sondern einen (nicht-intentionalen) Rezipienten regiert:

(2-61) a *Der Berg sieht sich aus weiter Ferne.
b *Die Rosen riechen sich gut.

Ein Instrumental wird in dieser Konstruktion nicht zum Subjekt gemacht, sondern erscheint als PP wie im aktivischen Satz mit agentischem Subjekt (vgl. *Man schreibt gut mit dem Bleistift*; *es* als Subjekt (das mit keiner Theta-Rolle assoziiert ist) ist obligatorisch.

(2-62) Mit dem Bleistift schreibt es sich gut.

Auch *lassen* + Inf. + Reflexivum ist im Deutschen als Mittelkonstruktion möglich:

(2-63) a Das Buch läßt sich leicht lesen.
b Der Wein läßt sich gut trinken.

Sehr beschränkt — nur bei instrumentalem Subjekt — ist auch ein Satz mit intransitiviertem Verb (ohne Reflexiv) als Mittelkonstruktion möglich:[37]

(2-64) a Der Bleistift schreibt gut.
b Das Messer schneidet gut.
c *Das Buch liest leicht / Der Wein trinkt gut.

Zwei weitere Möglichkeiten seien hier noch erwähnt: eine Konstruktion mit Kopula, Prädikats-Adjektiv und Inf. mit *zu* (vgl. (2-65) und eine mit Kopula, adverbial gebrauchtem Adjektiv und Adjektiv mit Suffix *-bar* (vgl. (2-66):

(2-65) Das Rätsel ist leicht zu lösen.
(2-66) Das Rätsel ist leicht lösbar.

2.4. AcI-Konstruktionen

AcI-Konstruktionen sind satzwertige Infinitiv-Konstruktionen mit Subjekt im Akkusativ.[38] Sie sind im heutigen Deutsch nur als Komplement weniger Verben möglich, nämlich bei *lassen* und den verba sentiendi *hören* und *sehen*, in beschränktem Maße auch bei *fühlen* und *spüren*:

(2-67) a Der Gutsherr ließ den Butler die Gäste abholen.
b Der Gutsherr ließ die Gäste vom Butler abholen.

Wie ersichtlich, kann bei zweiwertigen Verben sowohl das Agens als auch das Thema zum Akkusativ-Subjekt gemacht werden. Im ersten Fall ist das Thema ebenfalls im Akkusativ — ein Beispiel dafür, daß der gleiche Kasus zweimal vergeben werden kann. Im zweiten Fall wird das Agens — wie beim Passiv — als Präpositionalphrase realisiert.

Da sowohl das Subjekt als auch das Objekt der AcI-Konstruktion elidiert werden kann, kommt es zu Ambiguitäten wie in (2-68)a, wo *das Mädchen* sowohl AcI-Subjekt sein kann (bei elidiertem Objekt) als auch AcI-Objekt (bei elidiertem Subjekt):

(2-68) a Die Hausfrau ließ das Mädchen waschen.
b Die Hausfrau ließ das Mädchen die Wäsche waschen.
c Die Hausfrau ließ die Magd das Mädchen waschen.
c' Die Hausfrau ließ das Mädchen von der Magd waschen.

Bei *hören* und *sehen* ist die Anwendung der AcI-Konstruktion immer möglich, solange es sich um einen echten Wahrnehmungsvorgang handelt,[39] nicht um einen Kommunikationsvorgang (vgl. (2-69)b und (2-70)b); bei *fühlen* und *spüren* bestehen sehr starke Beschränkungen; bei *riechen* und *schmecken* ist AcI offenbar nicht möglich.

(2-69) a Ich höre eine Fliege surren.
b *Ich höre den Bundestag ein neues Steuergesetz verabschieden.

(2-70) a Ich sehe Petra kommen.
b *Ich sehe dich recht haben.

(2-71) a Der Schwimmer fühlte seine Kräfte erlahmen.
b *Das Mädchen fühlte den jungen Mann verlegen sein.

(2-72) a Peter spürte Wut in sich aufkommen.
b *Peter spürte sich verlegen werden.

(2-73) *Ich rieche das Essen anbrennen.

2.5. Imperative

ÁGEL (1993:43) hat darauf hingewiesen, daß beim Imperativ im Deutschen wie im Ungarischen das Agens meistens nicht realisiert wird. Der Imperativ verhält sich hierin ähnlich wie das unpersönliche Passiv und die Mittelkonstruktionen. Allerdings muß im Deutschen in der Höflichkeitsform des Imperativs (die der morphologischen Form der 3. Person Plural entspricht) das Agens stehen:

(2-74) a Gib mir das Buch!
b Geben Sie mir das Buch!

Das Gleiche gilt für den Imperativ der 1. Person (den Adhortativ):

(2-75) Gehen wir!

In anderen Sprachen — z. B. im Lateinischen (*eamus*) oder Polnischen (*chodzmy*) — wird das Agens dagegen auf der Mikroebene (durch Flexiv am Verb) realisiert. Einen Imperativ der 3. Person nehme ich nicht an. In Fällen wie *Dein Reich komme* liegt der Konjunktiv I (als Optativ oder sogenannter „Heische-Konjunktiv") vor.

3. Schlußbemerkungen

Zusammenfassend läßt sich feststellen:

- Die Struktur der deutschen VP läßt sich systematisch nach dem X-bar-Schema darstellen, wobei die Zuordnung der Adjunkte zur obersten Stufe, V", problemlos ist, während die Zuordnung der Objekte mehrere Möglichkeiten zuläßt. Ich habe die von FANSELOW – FELIX 1993[3] vorgesehene Rekursivität von V' für die Generierung der Objekte und Adverbiale nutzbar zu machen versucht (vgl. (1-14).
- X-bar-Regeln allein können nicht die Vielfalt möglicher VP-Strukturen erzeugen. Hier greifen V-bar-Regeln und Valenz ineinander.
- Der von ÁGEL 1993 vorgeschlagene Unterschied zwischen Valenzpotenz und Valenzrealisierung gestattet es, den strukturbedingten Unterschieden Rechnung zu tragen, die z. B. bei einem Verb mit Agens und Thema im Deutschen bewirken, daß im Aktiv beide realisiert werden, in der Mittelkonstruktion und im Imperativ (der vertraulichen Form) nur das Thema, oder daß im Aktiv das Agens, im (persönlichen) Passiv das Thema als syntaktisches Subjekt des Satzes auftritt.
- Die Unterscheidung von Makro- und Mikroebene bei der Valenzrealisierung erlaubt zudem eine genauere Repräsentation der Valenzunterschiede zwischen verschiedenen Sprachen.

Anmerkungen

1. Tesnière arbeitete seit den dreißiger Jahren an seinem Valenzbuch, das dann posthum 1959 erschien. Vorher erschien jedoch bereits eine kurze Zusammenfassung (TESNIÈRE 1953).
2. In der dt. Übersetzung (ENGEL 1980:25) lautet die Passage: „2. Der Satz ist ein organisiertes Ganzes. Seine Bestandteile sind die Wörter. 3. Jedes Wort ist, wenn es als Teil des Satzes fungiert, nicht mehr isoliert wie im Wörterbuch. Zwischen ihm und den benachbarten Wörtern stellt das Bewußtsein Konnexionen fest: Beziehungen, deren Gesamtheit das Gerüst des Satzes bildet."
3. Die Synonymie zwischen den Termen „connexion" und „dépendance" wird bei TESNIÈRE (1959:13) nicht ganz deutlich, wenn er sagt: „Les connexions structurales établissent entre les mots des rapports de **dépendance**". Die unmittelbar folgende Beschreibung der Konnexion als einer Beziehung zwischen Regens und Dependens macht jedoch klar, daß Konnexion nicht nur eine Dependenzbeziehung etabliert, sondern daß sie eine Dependenzbeziehung ist.
4. TESNIÈRE (1959:238) nennt eine vom Verb geforderte Ergänzung „actant". In der deutschen Valenzforschung haben sich die Termini „Ergänzung" (vgl. HERINGER 1968) bzw. „Aktant" (ENGEL 1980, dt. Übersetzung v. TESNIÈRE 1959) gegenüber „Mitspieler" (HELBIG – SCHENKEL 1975[3]) durchgesetzt. In der Logik und der Government-Binding-Theorie (GB) wird stattdessen der Terminus „Argument" gebraucht (in der GB auch „Komplement").
5. Hier geht es nicht um die Bedeutungsgleichheit beider Sätze, sondern um ihre Grammatikalität.
6. HAPP (1976:15) nimmt darüber hinaus an, daß syntaktische Beschreibungen analytisch („deszendent") oder synthetisch („aszendent") sein können und rechnet sowohl Konstituenz- als auch Dependenzgrammatik zu den deszendenten Modellen.
7. Der Index um die Klammer gibt die dominierende Kategorie an.
8. Die „Government Binding Theory" (GB) ist eine neuere — wenn auch nicht die neueste — Ausprägung der GTG (vgl. CHOMSKY 1981).
9. CHOMSKY (1965:69) spricht von „subject-of", „object-of" etc., um den funktionalen Charakter der Satzglieder hervorzuheben.
10. Hier sind noch direktes und indirektes Objekt zu unterscheiden. Im Dt. hat das direkte Obj. den Kasus Akkusativ, das indirekte Obj. typischerweise den Dativ, aber auch Gen., vgl. *Man hat ihn des Verbrechens überführt*, oder Akk., vgl. *Das Buch kostet mich viel Geld*; im letzteren Fall handelt es sich um ein Verb mit doppeltem Akkusativ. Verben mit zwei Dativen kommen nicht vor.
11. Die Abgrenzung von Adverbial und präpositionalem Objekt ist schwierig, da beide typischerweise aus einer PP bestehen. Bei präpositionalen Objekten ist jedoch die Präposition, anders als bei Adverbialen, von V determiniert, z. B.: *Paul wartet auf Anna*; *P. denkt an Anna*; *P. rechnet mit seiner Beförderung*. Vgl. dazu BRINKER 1972:154-171. Als Adverbiale kommen auch Adverbien wie *hier*, *hierher*, *heute*, *sehr*, *ganz* usw. vor.
12. Neben der Objekts-Rektion hat das Verb nach BECH 1955 eine Status-Rektion. Er unterscheidet 3 Status: Infinitiv (1. Status), *zu*-Infinitiv (2. Status) und Partizip (3. Status). Das Verb *haben* regiert den zweiten und dritten Status: *ich habe zu arbeiten*; *ich habe gearbeitet*.
13. Das X-bar-Schema berücksichtigt die Tatsache, daß Phrasen aller Typen (vgl. (1-09)) a) im Prinzip gleich gebaut, b) in sich geschichtet sind. Sie lassen sich nach der Formel $X^n \rightarrow X^{n-1}$ darstellen. Eine Kategorie X dominiert eine Kategorie gleichen Typs mit einem um 1 verminderten Index. X ist eine Variable für syntaktische Kategorien (im wesentlichen N, V, A und P). (1-10) gibt nur die Grobstruktur; die interne V"- und N"-Strukturierung ist nicht angezeigt.
14. BIERWISCH 1963 nimmt maximal fünf Verbteile an.
15. V' müßte schließlich durch V^0 ersetzt werden. Das ist hier nicht geschehen, um den Unterschied zwischen finiten und infiniten Verbformen deutlich zu machen.

16. In all diesen Fällen wird angenommen, daß es sich um valenzabhängige Konstituenten, also Ergänzungen, handelt.
17. „Ereignis" wird im Anschluß an Reichenbach 1947 zusammenfassend für „Zustand", „Vorgang" und „Tätigkeit" verwendet. In der neueren Ereignissemantik (z. B. Davidson 1967 und Ehrich 1992) wird jedoch „Zustand" ausgeklammert.
18. Vgl. hierzu z. B. Johansen 1957, Boeder 1971 und Reis 1981.
19. „Thema" ist eine neutrale Rolle (Nicht-Agens, Nicht-Patiens), die im Nom. und Akk. realisiert werden kann. Fillmore 1971 nennt die Rolle des Subjekts bei Vorgangsverben wie *schlafen*, *sehen*, *erfahren* usw. „Experiencer".
20. Als „Funktionsverbgefüge" werden Konstruktionen verstanden, in denen ein Funktionsverb (wie *geben*, *stellen* usw.) mit anderen Konstituenten (meist NP oder PP) unauflösbar verbunden ist; vgl. *eine Frage stellen, Bericht erstatten* usw.
21. Das die erste Position füllende *es* in *Es wurde getanzt/gearbeitet* ist kein echtes Subjekt, sondern ein „Topik-*es*" (vgl. Lenerz 1985:128), das bei anderer Füllung der Erstposition (vgl. (2-16) und (2-17)) nicht auftritt.
22. Zu den Schwierigkeiten der Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben vgl. Vater 1978.
23. „Ein wesentlicher Grund für die inflationäre Vermehrung der Deutungen des Valenzbegriffs war also, daß man die Tatsache, daß in anderen als den klassischen Beispielen verschiedene Interpretationen von Valenz(bindung) zu verschiedenen Ergebnissen führen, den Interpretationen angelastet hat, statt sie als einen Hinweis auf die heterogene Natur der zu analysierenden Phänomene zu werten". (Jacobs 1987:11).
24. Diese Erkenntnis geht bereits auf Tesnière (1959:104) zurück; das Verb „a déja incorporé un prime actant".
25. Ein Beispiel für nicht-leere Realisierung auf der Mikroebene wäre im Deutschen der Imperativ Plural (*kommt*, *lauft* etc.), wo das Subjekt durch *-t* ausgedrückt wird.
26. Es ist daran zu erinnern, daß die 3. Ps. keine „Person" bezeichnet, sondern den Defaultfall („das, worüber gesprochen wird").
27. Jacobs (1994b:285) macht eine Unterscheidung zwischen „fakultativ" und „weglaßbar": In elliptischen Konstruktionen wie *Hab' ich schon aufgeweckt* ist eine Ergänzung (das Objekt) weggelassen, obwohl ihre Realisierung vom Valenzträger gefordert wird.
28. Da „obligatorisch für Y" bereits in der Definition von „Ergänzung" eingeschlossen ist, müßte die Definition eher lauten: „X ist eine obligatorische Ergänzung von Y gdw. X obligatorisch für Y ist und mindestens eine der anderen Bestimmungen für „Ergänzung" zutrifft." Noch besser — weil Zirkularität vermeidend — wäre es, das Merkmal „obligatorisch" aus der Definition von „Ergänzung" auszuklammern.
29. Im Polnischen ist das die einzige Möglichkeit der Detransitivierung: *Waza łamała sie* „Die Vase zerbrach sich". Das Englische scheint andererseits öfter als das Deutsche von Detransitivierung Gebrauch zu machen; vgl. *The door opened.*
30. In diesem Fall enthält das reflexive Verb allerdings eine prozessuale Komponente (im Sinne von „sich ausbreiten"), die im nicht-reflexiven Verb nicht notwendig vorhanden ist.
31. Auch die persönliche Form *ich dürste* wird nicht mehr gebraucht (sondern: *ich habe Durst*), während *ich hungere* noch in habitueller Bedeutung möglich ist (sonst: *ich habe Hunger*).
32. In Bezug auf die (b)- und die (c)-Gruppe gibt es im Deutschen regionale Variation: So gibt es Sprecher, für die *es* in der (b)-Gruppe obligatorisch und in der (c)-Gruppe fakultativ ist.
33. Andere grammatische Konversen sind nach Zifonun (1992:254) die modale Partizipialkonverse (*Das gehört gemeldet*), die Infinitkonverse mit *sein* (*Das ist zu melden*) sowie die im Folgenden behandelten Mittelkonstruktionen.
34. Zu diesen Verben kann man wohl auch Verben mit sogenanntem „Akkusativ des Inhalts" wie (*einen tiefen Schlaf*) *schlafen* rechnen; vgl. *Es wurde geschlafen* versus ?*Ein tiefer Schlaf wurde geschlafen.*
35. Beispiel (2-54) stammt von Plank (1993:153), der feststellt, daß das Verb in solchen Fällen nicht kongruiert, sondern in der 3. Ps. Sg. als Defaultfall steht.

36. Andresen 1854 und Behaghel (1924:214f) führen zahlreiche ältere Beispiele für Reflexiv-Passiv an, darunter auch literarische. Als neuere Arbeiten zu diesem Thema vgl. Plank 1993 und Vater 1995.
37. Das Englische macht von dieser Möglichkeit viel reichlicher Gebrauch; vgl. *The book reads well*; *the door opened*; *bureaucrats bribe easily*.
38. Vgl. hierzu die detaillierte Analyse deutscher AcI-Konstruktionen in Reis 1976.
39. Dabei gilt, daß der wahrgenommene Vorgang mit der Wahrnehmung koextensiv sein muß; *Ich sehe ein Auto gekommen sein* ist ungrammatisch (vgl. Vater 1975).

Literaturverzeichnis

Abraham, Werner (Hrsg.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zur syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung.* — Tübingen: Narr 1982 (= *Studien zur deutschen Grammatik* 15).

Abraham, Werner (Hrsg.): (1992²). *Erklärende Syntax des Deutschen.* — Tübingen: Narr 1985 (=*Studien zur deutschen Grammatik* 25).

Abraham, Werner: *Zur Typologie des Mediums in der Westgermania.* — In: Abraham - Arhammer (Hrsg.) 1987. *Linguistik in Deutschland. Akten des 21. Ling. Kolloquiums, Groningen 1986.* — Tübingen: Niemeyer 1987 (= *Linguistische Arbeiten* 182), 3-23.

Ágel, Vilmos: *Lexikalische Ellipsen. Fragen und Vorschläge.* — 1991, In: *Zeitschrift für germanistsche Linguistik* 19.1:24-48.

Ágel, Vilmos: *Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende?* — 1993, In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 21:20-70.

Andresen, Karl Gustaf: *Passiv des Reflexivs* — 1854, In: *Allgemeines Nassauisches Schulblatt* 48:763-764.

Baumgärtner, Klaus: *Konstituenz und Dependenz.* — In: Steger, H. (Hrsg.), 1970. *Vorschläge für eine strukturale Grammatik des Deutschen.* Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft (= *Wege der Forschung* 146), 52-77.

Bech, Gunnar: *Studien zum deutschen Verbum infinitum.* — Tübingen: Niemeyer 1955, (1983²) (= *Linguistische Arbeiten* 139).

Behaghel, Otto: *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. II.* — Heidelberg: Winter 1924.

Bierwisch, Manfred: *Grammatik des deutschen Verbs.* — Berlin: Akademie-Verlag 1963 (= *Studia Grammatica* II).

Bloomfield, Leonard: *Language.* British Hg. 1935, — London: Allen & Unwin 1933.

Boeder, Winfried: *Neue Forschungen zur Kasustheorie.* — 1971, In: *Biuletyn Fonograficzny* 12:3-27.

Bräuer, Rolf: *Die Valenztheorie, ihr aktueller Stand und ihre Möglichkeiten.* — 1974. In: *Wissentschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin*, Gesellschaft- und Sprachwissenschaftliche Reihe XXIII, 314:267-280.

Brinker, Klaus: *Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse.* — Frankfurt: Athenäum 1972.

Bühler, Karl: *Sprachtheorie.* — Stuttgart: G. Fischer 1934 (1982³). (= *UTB* 1159).

Chomsky, Noam: *Aspects of the Theory of Syntax.* — Cambridge/MA: MIT Press 1965.

Chomsky, Noam: *Lectures on Government and Binding: The Pisa Lectures.* — Dordrecht: Foris 1981.

Davidson, Donald: *The logical form of action sentences.* In: Rescher, N. (Hrsg.): *The logics of decision and action.* — Pittsburgh: Univ. of Pittsb. Press, 1967, 81-95.

Di Meola, Claudio: *Kommen und gehen. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung der Polysemie deiktischer Bewegungsverben.* — Tübingen: Niemeyer 1994 (= *LA* 325).

EHRICH, VERONIKA: *Hier und Jetzt. Studien zur lokalen und temporalen Deixis im Deutschen.* — Tübingen: Niemeyer 1992, (= *Linguistische Arbeiten* 283).

EISENBERG, PETER: *Grundriß der deutschen Grammatik.* — Stuttgart: Metzler 1986 (1990²).

ENGEL, ULRICH: *Syntax der deutschen Gegenwartssprache.* — Berlin: Erich Schmidt-Verlag 1977 (1994³) (= *Grundlagen der Germanistik* 22).

EROMS, HANS-WERNER: *Valenz, Kasus und Präpositionen. Untersuchungen zur Syntax und Semantik präpositionaler Konstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache.* — Heidelberg: Winter 1981.

FANSELOW, GISBERT - FELIX, SASCHA: *Sprachtheorie.* 2 Bände. — Tübingen: Francke 1987 (1993³). (= *UTB* 1441/1442).

FILLMORE, CHARLES: *The case for case.* — In: BACH, E./ HARMS, R. T. (Hg.), 1968. *Universals in Linguistic Theory.* New York: Holt, Rinehart & Winston, 1-88. Dt. Übersetzung in: ABRAHAM, W. (Hrsg.), 1971. *Kasustheorie.* — Frankfurt: Athenäum, 1968, 1-118.

FRIES, NORBERT: *Syntaktische und semantische Studien zum frei verwendeten Infinitiv und zu verwandten Erscheinungen im Deutschen.* — Tübingen: Narr 1983 (= *Studien zur deutschen Grammatik* 21).

GREWENDORF, GÜNTHER: *Aspekte der deutschen Syntax.* — Tübingen: Narr 1988, (= *Studien zur deutschen Grammatik* 33).

HAIDER, HUBERT: *Connectedness Effects in German. Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik (GAGL)* — 1983, 23:82-119.

HAIDER, HUBERT: *Über sein oder nicht sein: Zur Grammatik des Pronomens sich.* — In: Abraham 1985:223-254.

HAPP, HEINZ: *Grundfragen einer Dependenzgrammatik des Lateinischen.* — Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976.

HAYS, DAVID G.: *Dependency Theory: A Formalism and Some Observations.* — 1964, *Language* 40:511-525.

HEIDOLPH, KARL ERICH ET AL.: *Grundzüge einer deutschen Grammatik.* — Berlin: Akademie-Verlag 1981.

HELBIG, GERHARD: *Zu semantischen und pragmatischen Aspekten der Valenz (und der Kasus).* In: *Zeitschrift für Germanistik 1,* — 1990:57-72.

HELBIG, GERHARD - HEINRICH, GERTRAUD: *Das Vorgangspassiv.* — Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie 1972.

HELBIG, GERHARD - SCHENKEL, WOLFGANG: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben.* — Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie 1975³.

HERINGER, HANS JÜRGEN: *Präpositionale Ergänzungsbestimmungen im Deutschen. Zeitschrift für deutsche Philologie* 1968, 87:426-457.

HERINGER, HANS JÜRGEN: *Neues von der Verbszene.* — In: STICKEL, G. (Hrsg.), 1984. *Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache.* Düsseldorf: Schwann 1984, 34-64.

HOFFMANN, LUDGER (Hrsg.): *Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten.* — Berlin - New York 1992. (= *IDS-Jahrbuch* 1991).

HÖHLE, TILMAN N.: *Lexikalistische Syntax. Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitkonstruktionen im Deutschen.* — Tübingen: Niemeyer 1978 (= *Linguistische Arbeiten* 67).

ISAČENKO, ALEXANDER: *Kontextbedingte Ellipse und Pronominalisierung im Deutschen.* In: *Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung. Festschrift für Wolfgang Steinitz.* — Berlin: Akademie-Verlag 1965, 163-174.

JACKENDOFF, RAY: *X'-Syntax: A Study of Phrase Structure.* — Cambridge/Mass. - London: M.I.T.-Press 1977, (= *Linguistic Inquiry Monograph* II).

JACOBS, JOACHIM: Syntax und Valenz. — In: HOFFMANN, L. (Hrsg.), 1992:94-127.

JACOBS, JOACHIM: *Kontra Valenz.* — Trier: WVT 1994a, (= *Fokus* 30).

JACOBS, JOACHIM: Das lexikalische Fundament der Unterscheidung von obligatorischen und fakultativen Ergänzungen. — *Zeitzschrift für germanistische Linguistik* 1994b. 22:284-319.

JOHANSEN, HOLGER: *Om den traditionelle Brug af Ordet 'Subjekt'.* 1957. — In: *Danske Studier* 52:9-40. Dt. Übersetzung *Zum traditionellen Gebrauch des Worts „Subjekt"*, — In: ABRAHAM, W. (Hrsg.), 1982:213-143.

KACNELSON, S. D.: O grammatičeskoy kategorii. *Vestnik Leningradskogo Universiteta, serija istorii, jazyka i literatury.* — Leningrad 1948, 2.

LÁSZLÓ SAROLTA: Mikroebene. — In: Mrazovic - Teubert 1988:218-233.

LEIRBUKT, ODDLEIF: *Über passivische Fügungen der Struktur bekommen/kriegen/erhalten + Partizip II im heutigen Deutsch.* — In: *Språk og språkundervisning* 1977. 10, 3/4:47-55.

LENERZ, JÜRGEN: *Zur Theorie syntaktischen Wandels: das expletive 'es' in der Geschichte des Deutschen.* — In: Abraham 1985:99-136.

MRAZOVIĆ, PAVICA - TEUBERT, WOLFGANG (Hg.): *Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag.* — Heidelberg: Groos 1988.

PLANK, FRANS: *Peculiarities of Passives of Reflexives in German. Studies in Language* — 1993. 17,1:135-167.

REIS, MARGA: *Reflexivierung in deutschen A.c.I.-Konstruktionen. Ein transformationsgrammatisches Dilemma. Papiere zur Linguistik* — 1976. 9:5-82.

REIS, MARGA: *Zum Subjektbegriff im Deutschen.* In: Abraham — 1982:171-211.

SADZIŃSKI, ROMAN: *Statische und dynamische Valenz. Probleme einer kontrastiven Valenzgrammatik Deutsch-Polnisch.* — Hamburg: Buske 1989.

SAEBO, KJELL JOHAN: *Über fakultative Valenz. Deutsche Sprache* — 1984. 12:97-109.

SEYFERT, GERNOT: *Zur Theorie der Verbgrammatik.* — Tübingen: Narr 1976 (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 73).

STORRER, ANGELIKA: *Verbvalenz. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Beschreibung in Grammatikographie und Lexikographie.* — Tübingen: Niemeyer 1992. (= *Reihe Germanistische Linguistik* 126).

TESNIÈRE, LUCIEN: *Esquisse d'une syntaxe structurale.* — Paris: Klincksieck 1953.

TESNIÈRE, LUCIEN: *Eléments de syntaxe structurale.* — Paris: Klincksieck. Dt. Übersetzung von U. ENGEL, 1980. *Grundzüge der strukturalen Syntax.* — Stuttgart: Klett-Cotta. 1959.

VATER, HEINZ: *Towards a Generative Dependency Grammar.* — In: *Lingua* 1975. 36:121-145.

VATER, HEINZ: *Probleme der Verbvalenz.* — Köln: Universität 1978. (= *KLAGE* 1).

VATER, HEINZ: *Strukturalismus und Transformationsgrammatik.* — Trier: Wissenschaftlicher Verlag (WVT) 1982.

VATER, HEINZ: *Mittelkonstruktionen im Englischen, Dänischen und Deutschen.* — In: Mrazović - Teubert 1988:398-417.

VATER, HEINZ: *Zur Struktur der Verbalphrase im Deutschen. Energeia* — 1993. 20:1-21.

VATER, HEINZ: *Zum Reflexiv-Passiv im Deutschen.* — In: POPP, H. (Hrsg.) 1995. *Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für G. Helbig zum 65. Geburtstag.* München: iudicium 1995, 185-192.

WAGNER, F.: *Untersuchungen zu Reflexivkonstruktionen im Deutschen.* — Frankfurt/M. 1977 (= *Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* 10).

WELKE, KLAUS: *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie.* — Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.

ZIFONUN, GISELA: *Das Passiv im Deutschen: Agenten, Blockaden und (De-)Gradierungen.* — 1992, In: HOFFMANN, L. (Hrsg.), 1988. 1992:250-275.

Deutsch als Fremdsprache

Hans-Werner Schmidt (Budapest)

Weiterentwicklung des Faches Didaktik/ Methodik Deutsch als Fremdsprache als Voraussetzung zur notwendigen Reform der Deutschlehrerausbildung in Ungarn

1. Curriculumrevision für eine praxisbezogene Deutschlehrerausbildung

Das Konzept einer praxisbezogenen, d. h. auf die berufliche Identität des Lehrers hin orientierten Fremdsprachenlehrerausbildung, wie es bei der internationalen Konferenz „Curriculumrevision für eine praxisbezogene Lehrerausbildung" im Dezember 1993 in Budapest mit Vertretern aus Polen, der Slowakei, Tschechien, Ungarn und den deutschsprachigen Ländern diskutiert wurde, steht im Kontrast zu den Ausbildungstraditionen nicht nur in den ostmitteleuropäischen Ländern, sondern auch in Deutschland (und den meisten westeuropäischen Ländern), wo sich die Lehrerausbildung bis heute weitgehend an der Ausbildung zum Wissenschaftler, zum Philologen orientiert und die Herstellung des Praxisbezugs meist — soweit vorhanden — einer zweiten Ausbildungsphase überlassen wird.

Daher mag es verwundern, daß bei der Budapester Konferenz, an der auch die meisten Leiter der germanistischen Institute bzw. Lehrstühle in Ungarn teilnahmen, in der Diskussion ein weitgehender Konsens über die Notwendigkeit einer solchen Revision und über das Ziel einer (stärker) berufsbezogenen Deutschlehrerausbildung festgestellt werden konnte.

Wie die Berichte der Sektion Bildungspolitik zeigten, wird in allen ostmitteleuropäischen Ländern eine Curriculumrevision in Richtung auf eine stärker berufsbezogene Lehrerausbildung politisch gewollt.[1] Als Gründe dafür nennt Manherz die nach dem Wegfall des Russischen als Pflichtfremdsprache völlig veränderte Bedarfssituation insbesondere für Deutsch und Englisch, materielle Anreize von außen für eine praxisorientierte Lehrerausbildung etwa durch Kredite der Weltbank und v.a. die breite gesellschaftliche Erkenntnis, daß die Öffnung nach Westen die Erweiterung der Sprachkenntnisse in den westlichen Sprachen — und zwar unter enormem Zeitdruck — erforderlich machte.[2]

Für den Willen zur (partiellen) Abkehr von der philologisch-fachwissenschaftlichen Lehrerausbildung ist demnach die Bedarfssituation die entscheidende Triebkraft. Krumm (1994:12) stellt dazu fest:

> Den Luxus einer solchen unprofessionellen Lehrerausbildung können sich manche westlichen Länder heute noch ein Stück weit leisten [...] In Ländern dagegen, in denen ein großer Bedarf an effektiver Sprachvermittlung und ein quantitativer und qualitativer Nachholbedarf an Fremdsprachenlehrern besteht, sollte die anstehende Curriculumentwicklung für die Lehrerausbildung solche Strukturen nicht übernehmen.

Die Diskussion auf der Budapester Konferenz machte allerdings auch deutlich, daß man in den anderen ostmitteleuropäischen Ländern auf dem Weg zu einer professionalisierten Lehrerausbildung weiter fortgeschritten ist als in Ungarn, wo man dem disziplinorientierten philologisch-fachwissenschaftlichen Ansatz noch stark verhaftet geblieben ist. Dies liegt zum einen wohl daran, daß man — anders als etwa in Polen, wo mit den Lehrerkollegs, die heute bereits die Mehrzahl der (später tatsächlich in der Schule tätigen) Lehrer ausbilden, ein alternatives Modell und damit eine Konkurrenz zwischen neuen und alten Ausbildungsinstitutionen geschaffen wurde — in Ungarn (abgesehen von einem einzigen Reformstudiengang an der ELTE) auf die Reformfähigkeit der traditionellen Institutionen, d. h. auf das „allmähliche Entwickeln der vorhandenen Disziplinen" gesetzt hat, was nach Reich (1994a:51) „zwar weniger riskant ist, aber auch die Gefahr in sich trägt, daß 'ererbte' Rechte die Reform erschweren". Tatsächlich muß u. E. ein beträchtliches Beharrungsvermögen der ungarischen Hochschulen gegenüber den bildungspolitischen Vorgaben für eine praxisorientierte Lehrerausbildung konstatiert werden.[3] Ein hartes Urteil hierüber findet sich bei Földes (1994:432), nach dem „die verkrusteten Strukturen des Hochschulwesens, die starre hierarchische Gliederung, das Statusdenken und die unhinterfragte Personalautorität bis vor kurzem ein wirklich fundamentales Umdenken nicht ermöglichten". Es ist allerdings zu bezweifeln, ob ein solches Umdenken in einer Periode der ständig wachsenden Studentenzahlen bei gleichzeitigen massiven Einsparungen (bis hin zu erheblichen Personalkürzungen) überhaupt erwartet werden kann, zumal die bildungspolitischen Vorgaben zur anstehenden Vereinheitlichung der Lehrerausbildung bisher keineswegs klar sind.

Andererseits muß im Vergleich etwa zu Tschechien, der Slowakei und Polen festgestellt werden, daß dort curriculare Fragen der Lehrerausbildung sowohl an den einzelnen Hochschulen als auch darüber hinaus sehr viel breiter diskutiert werden als dies im allgemeinen in Ungarn der Fall ist, wo die in der Regel noch additiven Curricula teilweise schon zwischen den Disziplinen kaum abgestimmt werden[4] und eine hochschulübergreifende Diskussion über Lehrerausbildungscurricula bisher nicht in breiterem Umfang zustande kommt.

Ein wichtiger Beitrag zu einer solchen Diskussion findet sich bei Földes (1994). Für ihn besteht die Notwendigkeit einer Neuorientierung der Deutschlehrerausbildung, die „interdisziplinär anzulegen" sei und „Sprach- und Literaturwissenschaft, methodisch-didaktische und sprachpraktische Ausbildung zu verknüpfen" habe. Földes (ebd.: 435) propagiert dabei kein Gegenmodell zu den Ausbildungstraditionen im Land, sondern will den

additiven curricularen Ansatz im Sinne der „Integration einer auch lerntheoretisch fundierten didaktisch-methodischen Perspektive in einen bisher dominant fachwissenschaftlich orientierten Studiengang" überwinden. Als Leitlinien für den von ihm angestrebten „Kompromiß zwischen dem wissensorientierten und dem pragmatisch-funktionalen curricularen Ansatz" nennt Földes[5] u. a. die Stärkung des Praxisbezugs und der schulpraktischen Ausbildung sowie eine quantitative und qualitative Anhebung der Stellung der Fachdidaktik, eine „prononcierte interkulturelle Orientierung" des Studiums, die „Verbesserung des sprachpraktischen Trainings" (auch im Sinne einer Erfahrungsbasis für innovative Unterrichtskonzepte), die „Vermittlung von Strategien zum Erwerb einer Fremdsprache", die „Diversifikation" der Lehrerausbildung (Stufenlehrer, Lehrer für bilinguale Schulen etc) und die Einführung „zeitgemäßer Lehr- und Lernkonzepte". Eine „solide berufsorientierte Ausbildung" soll letztlich die „ganzheitliche Entwicklung einer 'Lehrerpersönlichkeit'" zum Ziel haben.

2. Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache im Rahmen der Revision der Deutschlehrerausbildung in Ungarn

Im Rahmen einer berufsbezogenen, auf die berufliche Identität des Lehrers orientierten Ausbildung erhält das Fach Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache einen hohen Stellenwert. Ihm kommt nach Krumm (1994b:20) die Funktion einer „integrierenden und vermittelnden Instanz zwischen den Ansprüchen der verschiedenen Disziplinen und dem Praxisfeld, auf das hin die Studierenden diese vielen unterschiedlichen fachlichen Elemente integrieren müssen" zu. Wolff (1994:46) plädiert sogar dafür, die „Fachdidaktik, die eine interdisziplinäre und integrative Disziplin ist, in den Mittelpunkt des Curriculums zu stellen". Ob es allerdings sinnvoll ist, die Didaktik/Methodik zur Leitdisziplin einer professionalisierten Lehrerausbildung zu erheben, wie dies auf der Internationalen Konferenz in Budapest verschiedentlich gefordert wurde,[6] mag bezweifelt werden. Bei der Abkehr von disziplinorientierten Ansätzen kann es nicht darum gehen, neue Hierarchien zu schaffen und „unnötigerweise Konkurrenz" zwischen den Disziplinen anzustiften. Vielmehr sollte im Sinne eines intergrierten Curriculums versucht werden, „Verbindungen zu stiften und ein gemeinsames Ziel zu verfolgen" (Reich 1994a:52).

Tatsächlich ist die Didaktik/Methodik DaF in Ungarn ohnehin weit davon entfernt, die Funktion einer Leitdisziplin übernehmen zu können. Sie kämpft vielmehr weiterhin erst um einen festen Platz und angemessenen Stellenwert im Rahmen der Deutschlehrerausbildung und um ihre Anerkennung als wissenschaftliche Disziplin.[6] Auch Földes (1994:35) sieht die *„wissenschaftliche* Fremdsprachendidaktik an den ungarischen Hochschulen in Forschung und Lehre eindeutig unterrepräsentiert". Eine professionelle Ausbildung für dieses

Fach, das nach FÖLDES (ebd.) einen starken Praxisbezug aufweisen sollte, aber einer „autonomen (pädagogisch-psychologischen) Fundierung" bedarf und immer betont landesspezifisch gestaltet werden" muß, fehlt nach wie vor, wissenschaftliche Veröffentlichungen ungarischer Deutschdidaktiker sind kaum zu finden.

Dennoch sind in den letzten Jahren unverkennbar Fortschritte zu verzeichnen, wenn auch bisher vorwiegend im Rahmen additiv-disziplinorientierter Curricula zur Lehrerausbildung. Fast landesweit ist eine Aufwertung der Didaktik/Methodik festzustellen. Die Stundenzahlen für dieses Fach wurden vielerorts ausgeweitet, die Zahl der HochschullehrerInnen für Didaktik/Methodik hat erheblich zugenommen. Auch die schulpraktische Ausbildung der Studierenden hat an Gewicht gewonnen und eine bessere Verankerung erfahren. Hier ist vor allem die ELTE in Budapest zu nennen, wo mit dem Fachdidaktischen Zentrum ein eigener Bereich innerhalb des Germanistischen Instituts geschaffen wurde. War dieses Zentrum anfangs primär für die dreijährige Sprachlehrerausbildung als Alternativmodell zur herkömmlichen Germanistenausbildung zuständig, so beeinflußt es heute mit eher integrativer Zielsetzung auch die anderen Studiengänge und trägt zu einer Öffnung der Diskussion über eher integrative Curricula zur Deutschlehrerausbildung bei.[7]

Als weiteres Beispiel zumindest für Ansätze in diese Richtung sei hier die KLTE in Debrecen genannt, wo man — anders als an anderen Orten — beim Aufbau eines Germanistischen Instituts die Fächer Didaktik/Methodik, Sprachpraxis, Landeskunde und schulpraktische Ausbildung nicht den Lehrstühlen für Sprach- bzw. Literaturwissenschaften als Anhängsel zuschlug, sondern einen eigenständigen Lehrstuhl für diese Bereiche einrichtete und so zu deren Aufwertung beitrug.

Die Tatsache, daß teilweise gerade diese traditionsreichen Universitäten[8] Vorreiter der noch schwachen Entwicklung zu einer stärker berufsbezogenen Lehrerausbildung und einer gewissen Emanzipation der Didaktik/Methodik waren, stimmt angesichts ihrer Vorbildfunktion optimistisch. Es läßt hoffen, daß die Vernachlässigung der didaktisch-methodischen und der schulpraktischen Lehrerausbildung und das starre Festhalten an einseitig philologisch-fachwissenschaftlichen Curricula in naher Zukunft als Merkmal der Rückständigkeit angesehen wird.

3. Qualifizierung von HochschullehrerInnen im Fach Didaktik/Methodik als Voraussetzung für eine professionelle Lehrerausbildung

Als eines der größten Hindernisse auf dem Weg zu einer (zumindest teilweisen) Emanzipation der Didaktik/Methodik an den ungarischen Hochschulen erweist sich der Mangel an qualifiziertem Personal für Forschung und Lehre bzw. das Fehlen von Qualifizierungsmöglichkeiten in diesem Fach. Nach KRUMM (1994a:16) setzt

> eine professionelle Fremdsprachenlehrerausbildung [...] entsprechend qualifizierte Ausbilder voraus, über die die Hochschulen aber nicht verfügen. Qualifizierungsprogramme für Lehrerausbilder müssen daher hohe Priorität genießen, da ansonsten jede Reform der Lehrerausbildung eine Reform auf dem Papier bleiben muß.

Sofern an den Hochschulen in Ungarn überhaupt Lehrende für das Fach Didaktik/Methodik angestellt sind, so sind dies — bedingt durch das Fehlen institutionalisierter Qualifizierungsmöglichkeiten im Land — bisher weitgehend KollegInnen, die sich — zumeist aus der Sprachpraxis kommend — selbst in das Fach eingearbeitet haben, ohne dafür professionell ausgebildet zu sein. Dieser autodidaktische Zugang zum Fach von der Praxis des Unterrichts her hat zwar durchaus seine Vorteile — und einige KollegInnen haben sich inzwischen eine hohe Kompetenz im Fach erworben — er behindert aber die Entwicklung des Faches und seine Anerkennung als eigenständige wissenschaftliche Disziplin zur empirischen Erforschung des Deutschlernens und -lehrens. Zudem geraten die KollegInnen durch neue rechtliche Vorgaben (Hochschulgesetz) in die Zwangslage, einerseits in kurzer Zeit eine wissenschaftliche Qualifikation (PhD) nachweisen zu müssen, dies aber nach den Vorgaben des Promotionsrechts in ihrem Fach bisher gar nicht zu können, da die obligatorischen Promotionsstudiengänge nur für die traditionellen philologischen Disziplinen angeboten werden.

Die Schaffung von institutionalisierten professionellen Qualifizierungsmöglichkeiten für HochschullehrerInnen im Fach Didaktik/Methodik Deutsch ist daher u. E. nicht nur für die Zukunft dieses Faches, sondern darüber hinaus auch für die Weiterentwicklung der Deutschlehrerausbildung in Ungarn eine vordringliche Aufgabe. Nach mehrfacher Verschiebung soll nun ab Frühjahr 1996 — unterstützt von namhaften Vertretern des Faches DaF in Deutschland und Österreich — eine Promotionsmöglichkeit in der Sprachdidaktik DaF/DaM an der ELTE eröffnet werden, was ggf. sehr zu begrüßen ist. Allerdings kann die — aus formalen Gründen wohl unverzichtbare — Anbindung des neuen Promotionsstudienganges an die Sprachwissenschaft für ein notwendigerweise interdisziplinär und integrativ angelegtes Fach nicht als optimale Lösung angesehen werden, obgleich sie gegenüber einer weiteren Verschiebung dieses überaus wichtigen Projekts sicher vorzuziehen ist. Die notwendige Emanzipation der Didaktik/Methodik DaF von der Sprachwissenschaft wird damit wohl den in einigen Jahren promovierten AbsolventInnen selbst überlassen bleiben.

Nun kann aber nicht abgewartet werden, bis entsprechende Programme professionell qualifizierte Absolventen hervorbringen. Auch kann der Einsatz deutscher Gastdozenten, Lektoren oder Gastlehrer in der Didaktik/Methodik

DaF allenfalls als befristete Übergangslösung in enger Kooperation mit ungarischen Kollegen in Frage kommen, da Ausländer mit den einheimischen Lehr- und Lernbedingungen nicht vertraut sind und mittelfristig einheimische Entwicklungen eher blockieren.[9] Es führt daher kein Weg daran vorbei, daß interessierte ungarische Lehrende bereits jetzt das Fach Didaktik/Methodik DaF unterrichten, obwohl sie sich selbst erst noch in dieses Aufgabenfeld einarbeiten müssen.

Zur Unterstützung dieser Lehrenden sind praxisbegleitende Fortbildungsangebote im In- und Ausland dringend erforderlich. Neben Einzelstipendien, wie sie etwa von den Mittlerorganisationen der deutschsprachigen Länder angeboten werden, kommt hierbei der kontinuierlichen kollegialen Fortbildung in Ungarn eine besondere Bedeutung zu. Bei dieser Unterstützung autodidaktischer Lernprozesse kann es nicht (oder zumindest nicht primär) um die Vermittlung neuester Forschungsergebnisse gehen. Gefragt ist vielmehr die Aneignung von umsetzbarem Handlungswissen bei der Arbeit mit für den Einsatz in Seminaren geeignetem Lehr- und Lernmaterial. Dies hat eine Arbeitsgruppe 'Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache' für ungarische HochschullehrerInnen zu leisten versucht, über die im folgenden berichtet werden soll.

4. Die Arbeitsgruppe Didaktik/Methodik DaF[10]

Initiiert vom Goethe-Institut Budapest gründete sich im Herbst 1992 eine Arbeitsgruppe für Lehrende des Faches Didaktik/Methodik DaF an Hochschulen in Ungarn, an der sich mit zunehmender Dauer des Projekts FachvertreterInnen von fast allen Hochschulen (Tanárképző) und Universitäten in Ungarn beteiligten. Die Gruppe traf sich in regelmäßigen Abständen alle zwei bis drei Monate insgesamt zehnmal auf eintägigen (bzw. zweitägigen) Arbeitstreffen zu einem Themenbereich der Didaktik/Methodik DaF (Methoden, Grammatik, Schreiben, Lesen, Hören, Sprechen, Arbeit mit Lehrwerklektionen/Unterrichtsplanung, Probleme der Leistungsmessung und Seminardidaktik, Evaluation), wobei in der Regel die Fernstudienbriefe des Goethe-Instituts und der Gesamthochschule Kassel als Materialbasis dienten. Im Zentrum jedes Treffens stand die Auswertung der Erfahrungen bei der Arbeit mit dem beim vorausgehenden Treffen kurz vorgestellten Studienbrief. So wurde gleichzeitig auch eine Erprobung dieses Materials hinsichtlich seiner Eignung für den Einsatz in Ungarn geleistet.[11] Die regelmäßigen Arbeitstreffen wurden ergänzt durch ein einwöchiges Vertiefungsseminar an der Universität Bamberg und durch zwei einwöchige Anwendungsseminare, bei denen im Team Seminare zur Didaktik/Methodik DaF vorbereitet, mit einer Trainingsklasse von Studierenden durchgeführt und gemeinsam ausgewertet wurden.

Bei den Arbeitstreffen wurde in der Regel auf externe Experten verzichtet. Die Treffen waren als Fortbildung unter KollegInnen, die alle zugleich TeilnehmerInnen und ExpertInnen sind, angelegt. Dieser Ansatz läßt sich charakterisieren als erfahrungsorientiert, d. h. auf gegenseitiges Lernen und die gemeinsame Reflexion der eigenen Praxis bezogen, und zugleich als handlungsorientiert, d. h. auf die Umsetzung des gemeinsam Erarbeiteten in den eigenen Seminaren zur Didaktik/Methodik DaF gerichtet.

Die bisher zweimal durchgeführte intensive Evaluation des Vorgehens ergab — bei den Befragungen nach vier Treffen bzw. nach zehn Treffen fast übereinstimmend — sehr positive Werte in allen Bereichen. Die Studienbriefe wurden als Lehr- und Lernmaterial für Seminare zur Didaktik/Methodik DaF insgesamt (nach ungarischen Schulnoten) mit 4,3 bewertet, wobei ihre Eignung für die inhaltliche Vorbereitung der Lehrenden höher veranschlagt wurde als die für den direkten Einsatz in den Seminaren bzw. zur häuslichen Nacharbeit der Studierenden.

Weitgehende Zustimmung (4,5) fand auch die Arbeitsweise der Gruppe. Als besonders wichtig (5,0) angesehen wurde der Erfahrungsaustausch und die Diskussion mit Kollegen, gefolgt vom Selbststudium bzw. der Erprobung des Materials zu Hause (4,4). Eindeutig bestätigt (4,9) wurde die Einhaltung der Prinzipien einer handlungsorientierten kollegialen Fortbildung bei den Treffen der Arbeitsgruppe. Den persönlichen Lernerfolg stuften die TeilnehmerInnen generell sehr hoch (4,8) ein, wobei der inhaltliche (Kenntnisse/Wissen), der seminardidaktische und der seminarmethodische Lernzuwachs etwa gleich hohe Werte erhielten.

Die Lehrenden sahen übereinstimmend erhebliche Auswirkungen der Arbeit in der Arbeitsgruppe auf ihre Seminare zur Didaktik/Methodik DaF. Dabei wurde der seminarmethodische Aspekt besonders hoch gewichtet, gefolgt vom inhaltlichen und vom seminardidaktischen.

Nach Abschluß der ersten Phase im Frühjahr 1995 zur Erarbeitung von Basismaterialien für den Einsatz in den Seminaren der Lehrerausbildung, soll ab 1996 eine zweite Phase beginnen. In ähnlicher Weise sollen dann regionalisierte Materialien erprobt und übergreifende fachdidaktische (Umgang mit Fehlern, Wortschatzarbeit etc.) und v. a. sprachpädagogische Themen (interkulturelles Lernen, Lernerautonomie, Lernstrategien etc.) bearbeitet werden.

Selbstverständlich kann eine solche kollegiale Forrtbildung die professionelle Qualifizierung für das Fach Didaktik/Methodik DaF nicht ersetzen. Sie kann aber das autodidaktische Einarbeiten von Lehrenden aus der Unterrichtspraxis DaF erheblich erleichtern und unterstützend begleiten wie auch deren Zugang zu weiterer wissenschaftlicher Qualifizierung, die einige der TeilnehmerInnen anstreben. Es ist zu hoffen, daß in die für 1996 geplante zweite Phase der Arbeit der Arbeitsgruppe Didaktik/Methodik bereits erste Ergebnisse der Forschungstätigkeit dieser KollegInnen einfließen können.

Anmerkungen

1. Vgl. die Länderberichte der Budapester Konferenz und die Zusammenfassung der Diskussion bei REICH (1994b, 61).
2. Vgl. den Länderbericht aus Ungarn von MANHERZ (1994, 25f).
3. So wurden etwa vom Konzept eines dreijährigen praxisbezogenen Deuschlehrerstudienganges (mit nur einem Fach) vom Modell der ELTE an den meisten Hochschulen lediglich die äußeren Rahmenbedingungen übernommen.
4. Ein Versuch dazu und ein wichtiger Schritt in Richtung auf integrative Curricula war etwa die Tagung '*Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht*' am 16./17. 09. 1993 an der ELTE Budapest.
5. Vgl. im folgenden FÖLDES (435ff).
6. Wie die Sektion Didaktik/Methodik auf dem Symposium Curriculumrevision für eine berufsbezogene Lehrerausbildung im Dezember 1993 in Budapest, und dort auch Hessky (vgl. Reich, S. 61).
7. Vgl. die Beiträge der Tagung '*Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht*' am 16./17.09.93 an der ELTE Budapest.
8. Im Gegensatz dazu versuchten manche Pädagogischen Hochschulen, sich weitgehend an die traditionellen Ausbildungscurricula der Universitäten anzupassen.
9. An mehreren Orten, an denen ausländische Lehrende über einen längeren Zeitraum das Fach Didaktik/Methodik DaF vertraten, entstand nach deren Abgang eine kaum zu schließende Lücke, während sich an anderen Orten inzwischen meist ungarische Kollegen in diesen Aufgabenbereich einarbeiteten.
10. In einem Fall entstand sogar eine regionalisierte Fassung zum Basisbrief „Arbeit mit Lehrwerklektionen", die im kommenden Studienjahr erprobt werden soll.
11. Vgl. im folgenden ELSAESSER - SCHMIDT (1995).

Literaturverzeichnis

ELSAESSER, R. - SCHMIDT, H. W.: *Qualifizierung von Aus- und Fortbildern für Lehrveranstaltungen im Fach Didaktik/Methodik DaF mit Hilfe der Fernstudienbriefe*. In: Goethe-Institut (Hrsg.): *Handbuch der Spracharbeit Teil 6/III Fortbildung*. München: Goethe-Institut 1995. 21.1.1, S. 1-14.

FÖLDES, Cs.: *Neue Ansätze der Lehrerausbildung im Spannungsfeld zwischen Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Nationalitätensprache*. — In: *Info DaF* 21, 1994, 4, S. 431-443.

HESSKY, R.: *Grammatik und/oder Sprachwissenschaft in der Lehrerausbildung: Ist das eine Alternative?* In: KOHN, J. - WOLFF, D. (Hrsg.): *Neuere Tendenzen in der Curriculumentwicklung*. Fremdsprachen Lehren und Lernen in Europa. — Szombathely: BDTF 1993, S. 103-111.

KRUMM, H.-J.: *Fremdsprachenbedarf, Bildungsplanung und Lehrerausbildung*. In: Goethe-Institut Budapest (Hrsg.): *Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung*. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 3./4. 12. 1993. — Budapest: Goethe-Institut 1994a, S. 8-23.

KRUMM, H.-J.: *Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache als wissenschaftliches und praxisorientiertes Fach im Rahmen der Ausbildung von Fremdsprachenlehrern*. In: PETNEKI K. et al (Hrsg.): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht*. Dokumentation der Tagung am 16./17. 09. 1993 an der ELTE. — Budapester Beiträge zur Germanistik 25. Budapest: ELTE 1994b, S. 101-119.

MANHERZ, K.: *Situation der Lehrerausbildung in Ungarn*. In: Goethe-Institut Budapest (Hrsg.): *Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung*. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 3./4. 12. 1993. Budapest: Goethe-Institut 1994, S. 25-27.

PETNEKI, K.: *Der Werdegang des Curriculums in Didaktik/Methodik DaF*. In: Petneki, K. et al. (Hrsg.): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht*. Dokumentation der Tagung am 16./17. 09. 1993 an der ELTE. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 25*.) Budapest: ELTE 1994, S. 101-119.

REICH, H. H.: *Anforderungen an ein zeitgemäßes Ausbildungsprofil. Versuch einer Zusammenfassung*. In: Goethe-Institut Budapest (Hrsg.): *Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung*. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 3./4. 12. 1993. — Budapest: Goethe-Institut 1994a, S. 48-52.

REICH, H. H.: *Versuch einer Synthese des Diskussionsstands der Sektionen*. In: Goethe-Institut Budapest (Hrsg.): *Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung*. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 3./4.12.1993. — Budapest: Goethe-Institut 1994b, S. 61-64.

Anna Szablyár (Budapest)

Zur Problematik der regionalen Lehrbücher des Deutschen in Ungarn

Viele — darunter auch Fachleute — waren in den letzten Jahren der Ansicht, daß man in Ungarn die „passenden" Lehrbücher am besten aus dem Angebot deutscher Verlage auswählt, denn „es habe keinen Sinn mit 'selbstgebastelten' Lehrmaterialien zu experimentieren. Zur Zeit seien nämlich die Bedingungen zur Gestaltung professioneller Lehrwerke noch nicht gesichert."[1] Pál Tóth hat 1991 diese Einstellung bzw. Praxis ziemlich kategorisch abgelehnt und gleichzeitig auf Defizite, Gefahren und dringende Aufgaben aufmerksam gemacht:

> Man übernimmt das Endprodukt (z. B. die Kontaktschwelle, Lizenzausgaben von Lehrwerken) ohne die dazu gehörenden „Wurzeln", ohne das „know how". Es fehlen verantwortungsvolle neue Konzeptionen, mit denen nicht das Ausland kopiert, sondern eigene, der gesellschaftlichen und bildungspolitischen Wirklichkeit in Ungarn entsprechende Maßstäbe gesetzt wären.[2]

Andererseits kann man — aufgrund von Fachgesprächen mit Deutschlehrern — behaupten, daß ein Bedarf an regionalen, kontrastiv angelegten Lehrbüchern, Lehrwerken durchaus besteht, was ihrerseits häufig mit Bedürfnissen, Lernschwierigkeiten, Erwartungen bestimmter Lernertypen, Zielgruppen begründet wird.

Auch die meisten neueren regionalen Lehrbücher des Deutschen (wie z. B.: Bácskai – Ghiczy – Gorove – Lenkei: *Deutsch für Ungarn*, Braunstein: *Önállóan németül [Selbständig deutsch]*, Földes – Kühnert: *Umgang mit der Umgangsprache,* Klingerné: *Schulbus* etc., die um 1990 veröffentlicht wurden, sind eigentlich immer noch sprachvermittlungsorientiert. Das heißt nach Ammer, daß die Autoren sich vor allem auf das Lehrziel konzentrieren, „die wichtigsten Strukturen und die wichtigste Lexik der deutschen Sprache zu vermitteln."[3]

Nach Gerhard Neuner[4] zeichnete sich in den 80er Jahren eine Reformbewegung ab, „deren Ziel die Entwicklung regional- bzw. länderspezifischer Lehrpläne und Lehrmaterialien" war. Dieser neue Standpunkt wurde von Gerighausen – Seel folgendermaßen begründet:

> Ausgangsposition wie auch globale Zielvorstellung für regionale Lehrwerke ist es, Bildungsziele und -inhalte, Methoden und Lehr-/Lernformen nicht mehr zu exportieren und anderen Völkern aufzudrängen, sondern auch im Sprachunterricht auf die spezifischen Bedürfnisse und Erfahrungen in der Region Bezug zu nehmen.[5]

Bei der Erstellung dieser Lehrwerke sind nach Überzeugung der genannten Autoren „kulturspezifische Normen und Traditionen, einheimische Bildungsideen und (Lehr/Lern-) Gewohnheiten [...], Interessenlagen, Zielvorstellungen und Bedürfnisse der Partner (Schüler/Lehrer/Institutionen) in den Blick zu nehmen."[6]

Daß die Dringlichkeit dieser Forderung nicht von allen Seiten erkannt wurde, davon zeugt u. a., daß Heyd 1990 noch immer betonen muß:

> Um dem Lerner gerecht zu werden, müßte es zumindest regionale, kulturspezifische und kultur- und sprachkontrastive Lehrwerke geben. (Dagegen sprechen allerdings ökonomische Gründe.)[7]

Als besonders wichtiges Kriterium von regionalen Lehrwerken wird von Rösler genannt, daß sie die Versprachlichung der Situation der Lerner, die Präsentation des Eigenen in der Fremdsprache anbieten können. Das könne für viele Kursteilnehmer in ihren zukünftigen Sprachkontakten ebenso wichtig oder wichtiger sein als das Umgehen mit dem Fremden.[8]

In Ungarn war in den letzten fünf Jahrzehnten das Angebot an regionalen Lehrbüchern des Deutschen (wie auch anderer Fremdsprachen) relativ bescheiden. Die Mehrheit der Bevölkerung konnte nicht einmal darauf hoffen, nach Westen zu fahren, und die Beziehungen zu den kapitalistischen Ländern waren auf einen engen Kreis begrenzt. Im Sinne einer sprachenpolitischen Entscheidung wurde an den meisten Grundschulen bis 1989 ausschließlich Russisch unterrichtet.

Die wichtigsten Gründe für das relativ bescheidene Angebot an regionalen Lehrbüchern vor der Wende waren darüber hinaus die folgenden:

- An Grundschulen (auch Sekundarstufe I) haben bis 1965 alle Russisch als 1. Fremdsprache gelernt. Von 1965 an wurden Klassen mit erweitertem Fremdsprachenunterricht (u. a. auch mit erweitertem Deutschunterricht) organisiert, 1987 an etwa 100 Schulen im ganzen Land.[9]
- An Grund- und Mittelschulen (Primarbereich, Sekundarstufe I-II) durften vor der Wende offiziell ausschließlich Schulbücher aus dem staatlichen Schulbuchverlag (Tankönyvkiadó) als kurstragendes Material eingesetzt werden.

Die letzte Lehrbuchreihe: Német nyelvkönyv [Deutsches Sprachbuch] für Gymnasien (Autor: Gyula Szanyi) wurde beispielsweise Mitte der 70er Jahre erstellt, von 1980 an veröffentlicht und immer wieder meist unverändert aufgelegt. Für eine Zielgruppe (Sekundarstufe I, Sekundarstufe II) gab es immer nur eine Lehrbuchreihe, mit der dann jahrzehntelang unterrichtet werden mußte.

In Deutschland hat die Situation, daß seit Mitte der 60er Jahre alle Schüler Englisch lernen müssen („Englisch für alle"), eine Differenzierung z. B. auch in Lehrplänen, Lehrwerken mit sich gebracht. In Ungarn war für den Deutschunterricht an Schulen statt Differenzierung nach Schultypen, Lernbedingungen, Lernzielen etc. eher eine Art strenge zentralistische Steuerung auch durch die Lehrbücher/Lehrpläne charakteristisch. Die größte Zielgruppe stellt der Teil der Gymnasiasten (14-18) dar, der im Vergleich zu Deutschland recht heterogen ist und Deutsch als 2. Fremdsprache im allgemeinen vier Jahre lang lernt. An anderen Schultypen (wie Fachmittelschulen, Berufsschulen) lernte die Mehrheit der Jugendlichen vor der Wende entweder nur Russisch oder hatte gar keinen Fremdsprachenunterricht. Ausschließlich an einem Teil der Fachmittelschulen konnten die Schüler zwei Fremdsprachen lernen. Zu den Anteilen: bis 1990 haben etwa 20% der Altersgruppe Gymnasien, 25% Fachmittelschulen und fast 40% Berufsschulen besucht.[10]

- Etwa von Beginn der 70er Jahre an waren in Ungarn zunächst nur einige multinationale Lehrbücher/Lehrwerke (in den letzten Jahren mit Ergänzungsmaterialien, z. B. Kassetten), in einigen sogenannten internationalen Buchhandlungen im Land erhältlich, wenn auch der Erwerb dieser Lehrbücher manchmal mit Schwierigkeiten verbunden war. In der Erwachsenenbildung wurden besonders in den 80er Jahren sowohl von Lehrern als auch von Schülern mit Vorliebe multinationale Lehrbücher gekauft. Das hatte verschiedene Gründe. Einer davon war die typische Einstellung von ungarischen Lernern, die Regina Hessky mit dem folgenden Satz charakterisierte: „Was aus dem Ausland — sprich: dem Westen — kam, war modern und effektiv."[11]
- Einzig der Verlag Tankönyvkiadó, ein Verlag der Jahrzehnte lang eine Monopolstellung genoß, brachte von Zeit zu Zeit außer Schulbücher auch einige kontrastive (?) Sprachbücher, darunter Deutschbücher, auf den Markt.

Vom Tankönyvkiadó wurden von den 70er Jahren an bis zur Wende u. a. folgende regionale Lehrbücher für Erwachsene veröffentlicht:

1. Haán – Pongrácz – Simon: *Német nyelvkönyv I* .[Deutsches Sprachbuch I] Tanuljunk nyelveket. 1976.
2. Báder – Bíróné – Heller: *Német nyelvkönyv II.* [Deutsches Sprachbuch II] Tanuljunk nyelveket. 1976.
3. Deák – Emericzy: *Német nyelv alapfokon.* [Deutsche Sprache Grundstufe] 1984.
4. Borbély – Csizmadia – Hatvani – Tamássyné Bíró: *Ein Wort gibt das andere.* Német nyelvkönyv a közép- és felsőfokú nyelvvizsgához .1986.
5. Pongrácz Judit: *Übungen für Fortgeschrittene.* 1990.
6. Földes Csaba — Helmut Kühnert: *Umgang mit der Umgangssprache.* Német társalgási nyelvkönyv haladóknak. 1991.

Aus verlagstechnischen Gründen wurden anfangs die Schallplatten (Beispiel: Haán - Pongrácz - Simonné: *Német nyelvkönyv I.* Nyelvtani gyakorlatok. Hungaroton 1982. Bíróné - Heller - Haán: *Német nyelvkönyv II.* 1985.), später die Hörkassetten (Beispiel: Deák - Emericzy: *Német nyelv alapfokon.* Budapest Hungaroton, 1983. Borbély - Csizmadia - Hatvani - Tamássyné: *Ein Wort gibt das andere.* 1987.) meistens mit ziemlichem zeitlichem Abstand zu den Lehrbüchern herausgebracht. Bei Schulbüchern fehlten häufig die Tonträger, so auch im Falle der Deutschbücher für die Grundschule. In anderen Fällen war die Besorgung der Tonmaterialien lange Zeit recht kompliziert (Gymnasiallehrbuch, *Kinderthemen* I-II).

Man konnte nicht erkennen, nach welchen Prinzipien der Buchhandel, der regelmäßig auch Lehrbücher z. B. aus der Bundesrepublik Deutschland importierte, einkauft, und ob für diese Einkäufe eine im voraus limitierte Summe festgesetzt wurde. Oder ob der Schulbuchverlag bei seinen Entscheidungen z. B. über Auflagenhöhe, Adressaten, Stufe, über die Akzeptanz verschiedener didaktischer Konzepte etc. die Bedürfnisse der ungarischen Deutschlerner oder -lehrer berücksichtigt hat, also ob eine Art Marktforschung durchgeführt wurde. Das ist mehr als fraglich. Tatsache ist, daß für bestimmte Stufen (besonders gefragt waren immer Bücher für Anfänger) im Buchhandel häufig gar keine Lehrbücher zu kaufen waren, sie waren meistens ziemlich schnell vergriffen. Das war eindeutig ein Zeichen für das große Interesse an der deutschen Sprache.

Da wegen der oben skizzierten Lage Deutschlehrbücher häufig als Mangelware galten, sahen sich Institutionen, die u. a. Sprachkurse organisiert und durchgeführt haben, gezwungen, sich der Aufgabe der Lehrmaterialentwicklung und auch der -veröffentlichung zu stellen.

Ein Beispiel: Anfang der 80er Jahre wurde von Mitarbeitern der Sprachabteilung des Fortbildungsinstituts des Ministeriums für Binnenhandel zunächst für fortgeschrittene Kursteilnehmer der Deutschkurse des eigenen Instituts ein Lehrbuchkonzept erarbeitet und anschließend ein Lehrmaterial erstellt. Damals konnte man noch gar nicht ahnen, daß in einigen Jahren dieses Material auch vom Buchhandel vertrieben wird und außer der Erwachsenenbildung auch an verschiedenen Schulen und Hochschulen als kurstragendes Material oder zumindest als Ergänzungsmaterial eingesetzt wird.[12]

In den 80er Jahren, Anfang der 90er Jahre, als sich die Zahl der Prüfungskandidaten (Sprachkundigenprüfung) erhöhte, waren es überdies auch die regionalen Lehrbücher aus dem Verlag Tankönyvkiadó, die — mehr oder weniger auch so deklariert —, als offizielle Lehrmaterialien gegolten haben, aus denen man sich auf die verschiedenen Stufen dieser Prüfung vorbereiten konnte. Siehe Titel bzw. Untertitel der auf S. 181 aufgezählten Lehrbücher.

Verschiedene Zitate von Lehrbuchautoren und Experten der Prüfungstelle für die Abnahme der Sprachkundigenprüfung (ITK) bestätigen die obige

Behauptung. Als Ágnes Szentiványi in einem Buch über die Anforderungen der Sprachkundigenprüfung in bezug auf den mündlichen Teil der Sprachkundigenprüfung einige Beispiele aufzählte, — z. B. welche Fragen über den Arbeitsplatz dem Prüfungskandidaten gestellt werden können —, machte sie die folgende Bemerkung und damit eine Art Reklame für verschiedene regionale Lehrbücher:

> Der Leser mag vielleicht das Gefühl haben, es sei sehr schwer, sich diesen Wortschatz anzueignen, da die Lehrbücher aus dem Ausland diese Begriffe, Wendungen nicht bringen. Sie können sie auch nicht bringen, denn dieser Wortschatz widerspiegelt die Verhältnisse in Ungarn. Es ist nicht nötig, daß Lerner und Lehrer diesen Wortschatz mühsam sammeln, weil die von Mitgliedern der Prüfungsstelle für die Abnahme der Sprachkundigenprüfung erstellte Lehrbücher, für die Grund-, Mittel-, und Oberstufe in Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch die Mehrheit des nötigen Wortschatzes gut geordnet enthalten.[13]

Man kann aber auch das Vorwort bzw. die Hinweise für die Lehrer zu dem Lehrbuch *Ein Wort gibt das andere* zitieren:

> [...] es wurde für Sprachlerner entwickelt, die bereits die Grundlagen der deutschen Sprache beherrschen, und nachdem sie sich grammatische und lexikalische Kenntnisse erworben haben, wollen sie sich jetzt auf die Prüfung vorbereiten.[14]
>
> Die Teile 'Können Sie es nun?' und 'Achtung, Falle!' dienen der Wiederholung und Kontrolle der erworbenen Kenntnisse. Diese selbständigen Sätze sollten ohne Wörterbuch ins Deutsche übersetzt werden. Diese Teile bereiten auf den gleichen Aufgabentyp der Sprachkundigenprüfung vor.[15]

Die Autoren dieser Lehrbücher, wie es häufig aus den Vorworten auch hervorgeht, waren meistens Mitglieder der Prüfungskomission und zugleich DeutschlehrerInnen der Prüfungsstelle für die Abnahme der Sprachkundigenprüfung (ITK) bei der Eötvös-Loránd-Universität Budapest. So wurde früher, als die Prüfungsanforderungen noch kaum bekannt waren, nicht zufällig deklariert:

> Die Lehrbuchautoren sind LehrerInnen der Prüfungsstelle für die Abnahme der Sprachkundigenprüfung.[16]

Was also hat das Konzept der jeweiligen regionalen Lehrbücher des Deutschen für Erwachsene in Ungarn jahrzehntelang bestimmt? (An dieser Stelle werden Schulbücher und Lehrbücher für Kinder ausgeklammert.)

Aus wissenschaftlicher Sicht weist Hessky in diesem Zusammenhang darauf hin, daß Niveau und Qualität der von Nichtmuttersprachlern erstellten Lehrbücher „von dem aktuellen Stand der einschlägigen Disziplinen" abhängig gewesen seien. Als charakteristisch für einen Teil der Lehrbücher bezeichnet sie, daß diese „aus den praktischen Unterrichtserfahrungen des Autors/der Autoren hervorgegangen waren, ohne theoretisch fundierten, bewußt entwickelten konzeptionellen Rahmen, und lediglich als Fortsetzung

der überlieferten Unterrichtspraxis, meist der sog. grammatisierenden Methode, zu betrachten sind."[17]

Da diese Zeilen 1990 veröffentlicht wurden, gilt es ausdrücklich zu betonen, daß diese Feststellung, wie das von ihr auch betont wurde, nur zum Teil für alle regionalen, also mit der Umschreibung von Hessky „von Nichtmuttersprachlern erstellten" Lehrbücher zutrifft. Bei der Behauptung, daß „der Stand der einschlägigen Disziplinen" das Niveau der regionalen Lehrbücher stark geprägt habe, muß man an erster Stelle an die Fachdidaktik denken. Was z. B. ihre Quantität, Gewichtung im Studium, die Qualifizierungsmöglichkeiten in diesem Fach etc. betrifft, ist sie in Ungarn mit anderen, traditionellen Disziplinen der Germanistik bis heute nicht gleichberechtigt. In der TEMPUS-Studie von Pál Tóth wurde diese Problematik wie folgt charakterisiert:

> Wissenschaftliche Fremdsprachendidaktik als Forschung und Lehre ist an den ungarischen Hochschulen und Universitäten immer noch sehr schwach vertreten. Reguläre Forschungs- und Lehrtätigkeit auf Gebieten Didaktik-Methodik, Pragma-, Sozio- und Psycholinguistik fehlen, wenn sie vorhanden sind, dann nicht in bezug auf den FU.[18]

Tatsache ist, daß in Ungarn die Lehrbuchautoren zum größten Teil Praktiker waren und sind. Ich würde diese doppelte Rolle eher als positiv bezeichnen. Deutschlehrer, die die Bedürfnisse, Interessen, Einstellungen ihrer Schüler und ihrer Kollegen, die Lehr- und Lerngewohnheiten genau kennen, die ihre Unterrichtspraxis ständig reflektieren und außerdem neueren Impulsen gegenüber, die z. B. neue Lehrwerkkonzepte und die Theorie der Lehrwerkanalyse sowie Lehrwerkkritik vermitteln, aufgeschlossen sind, sollten eigentlich in der Lage sein, konkurrenzfähige regionale Lehrbücher zu erstellen. Die Kontrolle der Erfüllung der Forderung nach Professionalität von Lehrwerkkonzepten sollte von Verlagen, ihren Experten und kompetenten Lektoren gewährleistet werden. Es muß an dieser Stelle jedoch festgehalten werden, daß die mit Recht kritisierten Lehrbuchautoren z.B. jahrzehntelang fast keine Möglichkeit hatten, sich mit Fragen der Lehrmaterialerstellung anhand von Publikationen auseinanderzusetzen, die den aktuellen Stand der Fachwissenschaft widerspiegelten.

Folgende Faktoren übten meiner Ansicht nach einen Einfluß auf die Erstellung regionaler Lehrbücher in Ungarn:

- Kataloge bzw. Test- und Aufgabentypen der Sprachkundigenprüfung[19]
- Die Erfahrungen mit den schriftlichen und mündlichen Prüfungen (Lernschwierigkeiten, Defizite der Deutschlerner, typische Fehler, Lerner- bzw. Prüflingstypen)
- Da jahrzehntelang die Prüfungskandidaten hauptsächlich Erwachsene waren, die häufig in ihrem Beruf Deutschkenntnisse brauchten (die erfolgreiche Prüfung wurde mit einem Gehaltszuschlag „honoriert"), wollten die Lehrbuchautoren den traditionellen Lernerwartungen dieser Gruppe entgegenkommen (Grammatikdarstellung, Übungstypologie).
- Vor der Wende: politische Überlegungen, was landeskundliche Inhalte und ihre Präsentationsweise, u. U. auch den Anteil der einzelnen deutschsprachigen Länder betrifft. Wie man das anhand von vielen Lehrbüchern leicht veranschaulichen kann, mußte die DDR eigentlich bis zur Wende im Vordergrund stehen.
- Seitdem in Deutschland immer mehr Lehrwerke für DaF veröffentlicht werden und sie auch in Ungarn erhältlich sind, haben multinationale Lehrwerke als Widerspiegelung neuer Erkenntnisse in der Sprachpädagogik, Lehrwerkszene für Lehrbuchautoren in jeweils verschiedenem Maße als Vorbild und Quelle gedient. Ihre Konzepte (z. B. im Falle des kommunikativen Ansatzes), Schwerpunkte (z. B. bei der Gewichtung der Fertigkeiten) haben — soweit ich das beurteilen kann — die Konzepte der regionalen Lehrbücher des Deutschen in Ungarn stärker beeinflußt als die einschlägige Fachliteratur. In verschiedenen Fällen wurden multinationale Lehrbücher aber eher als Steinbruch verwendet.
- Die Rahmenbedingungen der Lehrwerkproduktion (u. a. Prestige der Lehrbuchautoren, Zeitrahmen für die Erstellung, Termine, Honorare, die technische und finanzielle Seite der Lehrbuchproduktion, ihr Einfluß auf Layout, Visualisierung) haben die Qualität der veröffentlichten Lehrbücher viele Jahre hindurch eindeutig negativ beeinflußt.
- Daß der ungarische Schulbuchverlag auf dem Markt jahrzehntelang eine Monopolstellung hatte und dadurch häufig fachlich kaum vertretbare Regelungen und Bestrebungen der Sprachenpolitik durchführen mußte, auch diese Tatsache sollte man bei der Beurteilung stets mitbedenken.
- Viele und darunter zahlreiche kleine, erst nach der Wende neu gegründete Verlage, die u. a. oder vor allem Sprachbücher, — auch Deutschbücher — veröffentlichen, haben auch heutzutage keine bzw. kaum professionelle Mitarbeiter, die die Erstellung der Lehrwerkkonzepte effektiv betreuen könnten. Bis heute gilt für viele Lehrbuchautoren und Konzepte, was oben (S. 184) von Hessky zitiert wurde.

Trotz der erwähnten Möglichkeiten der Adressatenbezogenheit und -spezifik bei regionalen Lehrbüchern konnten bestimmte Erwartungen nicht erfüllt werden. Gleiche Tendenzen und Defizite sind bei vielen Konzepten zu beobachten. Zum Beispiel:

- Deutschlernenden in Ungarn sollten im Rahmen des Deutschunterrichts Informationen über das gesamte deutsche Sprachgebiet vermittelt werden. (Einige Gründe dafür: Österreich als Nachbarland zu dem traditionell vielfältige Beziehungen bestanden und bestehen; oder die DDR als soziali-

stischer Staat, als Reiseziel, mit dessen Bürgern Ungarn viele private, aber auch offizielle Kontakte gepflegt hatten.)

Auf ein Defizit machte Gerhard Neuner 1988 indirekt aufmerksam, indem er bei der Thematisierung der pädagogischen Grundlagen auf mögliche Fragestellungen im Rahmen des Deutschunterrichts in Ungarn verwies. „Was interessiert die Schüler an der DDR? Was interessiert sie an der Bundesrepublik / Österreich / an der Schweiz?" Manche Lehrbuchautoren und Deutschlehrer weigern sich anscheinend auch heute noch sich diese und ähnliche Fragen zu stellen.

Vielseitige Informationen über das gesamte deutsche Sprachgebiet zu bekommen, das war weder mit Hilfe multinationaler Lehrbücher (sie enthielten fast ausschließlich Informationen über die Bundesrepublik), noch mit DDR-Lehrbüchern möglich.[20] Bei beiden Gruppen von Lehrmaterialien sah es bis vor kurzem so aus, als ob das andere politische System gar nicht existiert hätte. Wenn regionale Bücher eingesetzt wurden, entstand aufgrund des Buches im besten Falle ein sehr mosaikhaftes, durchpolitisiertes „BRD-Österreich-Schweiz-Bild". Aus politischen Gründen und lange Zeit mußte die DDR als Bruderland, die doch viele Ähnlichkeiten mit Ungarn hatte und wahrscheinlich deshalb weniger interessant und attraktiv für die Deutschlerner war, dominieren.

- Diese politischen Erwartungen, Begrenzungen und das oben dargestellte Gefüge von Bedingungen führten wohl dazu, daß in vielen Lehrbüchern des Deutschen häufig „die persönliche Handschrift" der Autoren fehlte.[21]
- Die wissenschaftliche Lehrbuchkritik, die u. a. den Lehrbuchautoren in Ungarn Kriterien zur Verfügung stellen müßte, und die eigentlich auch die Funktion haben sollte, Lehrkräfte und Schulbehörden objektiv und fachlich korrekt zu informieren, fehlt eigentlich bis heute.

All diese Faktoren finden ihren Niederschlag in den Lehrbüchern und wenn sie analysiert werden, kommt man zur Schlußfolgerung, daß sie ganz eindeutig „Kinder ihrer Zeit" sind.

> Sie sind in ein Bezugsgeflecht gesellschaftlicher und kulturspezifischer Grundlagen und pädagogischer Leitvorstellungen, schulischer Rahmenbedingungen und der Erkenntnisse von Fachwissenschaften (Literatur- und Sprachwissenschaft; Landeskunde deutschsprachiger Länder) und Lerntheorie eingebettet.[22]

Ohne detailliert auf Vorteile und Defizite regionaler Lehrbücher in Ungarn einzugehen, sollen an dieser Stelle noch einige Charakterzüge aufgezählt werden, die aus fachlicher Sicht mit Recht als Defizite von regionalen Lehrbüchern bezeichnet werden können:

- Lehrbücher des Deutschen haben häufig keine klaren Zielsetzungen. Es wird in keinem Abschlußprofil definiert, was alle (?) Schüler nach Abschluß der Arbeit mit diesem Buch können und wissen sollten.

- Häufig wird gegen das Prinzip der Adressatenspezifik verstoßen. Ob z. B. die Autoren jugendliche oder eher erwachsene Lerner bei der Planung und Erstellung des Lehrmaterials vor Auge hatten, sollte das Konzept, die Inhalte und auch ihre Präsentation etc. stark prägen.
- Lerner wie Lehrer werden durch banale Inhalte, irrelevante Situationen demotiviert. Das kann auch dadurch erfolgen, indem nur wegen der Prüfungsanforderungen und -kataloge auf allen Stufen bestimmte Inhalte durchgekaut werden.
- Aus den früher bereits erwähnten Gründen war (und ist vielleicht noch immer) eine einseitige, klischeehafte Präsentation der deutschsprachigen Länder und des eigenen Landes typisch für die Mehrheit dieser Lehrbücher.
- Ein anderer, schon angesprochener Kritikpunkt wäre die Authentizität der Texte, Übungen. Auch die Skala der Textauswahl war meistens nicht breit genug.
- Im Vergleich mit Büchern aus Deutschland weisen Layout und Aufmachung von ungarischen Veröffentlichungen aus technischen und auch finanziellen Gründen bis heute zwangsläufig Mängel auf. Wenn man an die Attraktivität verschiedener ungarischer Kinder- und Jugendbücher denkt, darf dieses Kriterium ganz gewiß nicht bagatellisiert werden.

Die meisten Defizite sind eindeutig auf die Rahmenbedingungen des Fremdsprachenunterrichts der hier anvisierten Periode zurückzuführen.

Wenn man die wichtigsten Charakterzüge der didaktisch-methodischen Konzepte der regionalen Lehrbücher mit denen der kommerziellen Lehrwerke aus Deutschland vergleicht, die etwa um die gleiche Zeit erschienen sind, ist eine recht vielsagende zeitliche Verschiebung der Konzepte zu beobachten. So dominierten in Ungarn Grammatik-Übersetzungs-Methode bzw. die audiolinguale Methode noch immer den Unterrichtsalltag, während sie etwa in der gleichen Zeit in vielen Ländern längst vom kommunikativen Ansatz abgelöst worden waren. Im Lehrerhandbuch zum Gymnasiallehrbuch (Ausgabe 1988) wird noch vorgeschlagen, Lexik und Grammatik mit Hilfe von Dias und Tonband einzuführen.[23]

Zahlreiche Lehrbücher und Lehrerhandbücher aus dieser Zeit machen deutlich, daß noch immer für dieses Herangehen geworben wurde.

Bei der Erstellung der Konzepte für Schulbücher vor 1990 waren die zwei folgenden Faktoren ausschlaggebend:

a) die gültigen Lehrpläne (Ministerium, Landesinstitut für Pädagogik)
   für die Grundschulen 1986[24],
   für das Gymnasium 1978-1979[25]
   und die Anforderungen des Abiturs.
   Über diese Lehrpläne soll an dieser Stelle nur so viel festgehalten werden, daß sie viele wichtige Fragen gar nicht oder falsch beantworteten bzw.

nicht genügend thematisierten (z. B. Ziele, bestimmte Kompetenzen, landeskundliche Inhalte).

b) Andererseits haben — infolge der Änderungen bei Lernzielen und Regelungen in den letzten Jahren — die Anforderungen der Sprachkundigenprüfung — reformiert 1990 — die Konzepte auch von Schulbüchern eindeutig beeinflußt.

Das oben angesprochene Problem, wie neue Erkenntnisse in neue Lehrbuchkonzepte eingehen konnten, kann auch um folgenden Aspekt ergänzt werden. Bei Schulbüchern war das Interpretieren neuer Erkenntnisse noch schwieriger als bei anderen Lehrmaterialien. Bis eine Schulbuchserie eventuell mit Ergänzungsmaterialien veröffentlicht werden konnte, vergingen Jahre, und es war auch wegen technischer Schwierigkeiten kaum möglich, neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der Linguistik, Didaktik, Lernpsychologie ins Konzept einfließen zu lassen. Man könnte die Rolle der lange vernachlässigten Fertigkeiten (Leseverstehen, Hörverstehen, das kreative Schreiben), die Einführung und Entwicklung von Lerntechniken, die systematische Wortschatzarbeit oder die Lernerorientierung erwähnen. Diese Aspekte, die die didaktischen-methodischen Konzepte verschiedener überregionaler Lehrwerke der letzten Jahre bereits in den Vordergrund gestellt haben, wurden in ungarischen Lehrbüchern ausgeklammert.

Unter den Deutschlehrern, gab es — wie man das beobachten konnte — , verschiedene Typen, die jeweils anders auf die Lehrmaterialfrage reagierten:

- Ein Teil der Lehrer schwört auf überregionale Lehrbücher aus Deutschland, weil sie diese authentisch und attraktiv finden und meinen, sie motivieren ihre Schüler, also sie können damit effektiver arbeiten.

Das scheint zum Teil die ziemlich globale Kritik von Hessky über regionale Lehrbücher der Vergangenheit indirekt zu bestätigen, indem folgender Mangel als gemeinsames Merkmal genannt wird: „inhaltlich wie sprachlich waren sie geprägt durch den nichtmuttersprachlichen Autor." Sie konkretisiert diese Defizite, diese Gruppe der Lehrbücher sei in einem sog. „Schulbuchdeutsch" verfaßt und sie handelten nicht von der „deutschen" Wirklichkeit.[26] Daß das letztere Kriterium ziemlich schwer zu definieren sei, sieht sie auch ein. Hier könnte man natürlich einwenden, daß lange Zeit für viele (wenn nicht für die meisten) überregionale Lehrbücher das sogenannte „Schulbuchdeutsch" ebenfalls charakteristisch war. Ich möchte hier nur die Mannheimer Gutachten über Schulz - Griesbach: *Deutsche Sprachlehre für Ausländer* zitieren: „Der Anteil von Lehrbuchdeutsch ist in den Texten und noch mehr in den Übungen erschreckend groß."[27] Und das erwähnte „klassische" Lehrbuch hatte mit der deutschen Wirklichkeit (mit ihm wurde in den 70er Jahren aber auch später in Ungarn unterrichtet) in der Tat gar nichts zu tun. Das war eben sicherlich einer der Gründe, warum es in einem sozialistischen Land vertrieben werden konnte.

Leider geht Hessky in ihrer Studie darauf nicht differenzierter ein, ob sie hierin Anzeichen von Änderungen erkennt.

- Andere Lehrer sind (fest) davon überzeugt, daß viele ungarische Deutschlerner aus einem einsprachigen Buch nicht erfolgreich unterrichtet werden können.
- Wiederum andere sind leider sowohl sprachlich als auch didaktisch nicht imstande, mit einsprachigen Lehrwerken effektiv zu arbeiten, sie zu adaptieren, einsprachige Lehrerhandbücher adäquat zu verwenden. Zu dieser Gruppe gehören Lehrer, die noch immer oder auch in der Zukunft ohne Diplom, eventuell im Besitz eines Zertifikats (meistens der Sprachkundigenprüfung) unterrichten werden. Aber auch Defizite der heutigen Lehrerausbildung, die die zukünftigen Lehrer nicht genügend auf ihre Aufgaben vorbereitet, lassen darauf schließen, daß diese Gruppe von Experten, z. B. von Lehrbuchautoren noch lange berücksichtigt werden muß.)
- Ein ziemlich großer Teil der Deutschlehrer hat nicht einmal die Möglichkeit, gängige Lehrwerke kennenzulernen, geschweige denn zu besorgen und das geeigneteste für die Zielgruppe auszuwählen. Schulen haben kaum finanzielle Möglichkeiten, Einzelexemplare für die Schulbibliothek anzuschaffen. In den Buchhandlungen findet man nur einen Bruchteil des Angebots, oder nur Veröffentlichungen eines einzigen Verlags. Die Entscheidung für bestimmte Lehrbücher können statt fachlicher Überlegungen entweder organisatorische, oder vielerorts leider auch finanzielle Fragen stark beeinflussen.

Seit der Wende werden jährlich vom Bildungsministerium Listen der für den schulischen Unterricht zugelassenen und empfohlenen Lehrbücher, Ergänzungsmaterialien veröffentlicht. Die Liste für das Schuljahr 1994/1995 enthält für Mittelschulen ohne Arbeitsbücher und Ergänzungsmaterialien (wie Übungsbücher, Grammatik etc.) rein statistisch 33 Titel, wenn man die Serien als ein Titel auffaßt, 20 Titel, davon sind 7 überregionale Lehrwerke.

Aufgrund wiederholter Aussagen von Deutschlehrern besteht kein Zweifel, daß die Meinungen über regionale Lehrbücher ziemlich geteilt sind.

Die Dissertation von Katalin Petneki[28], die die Auswertung einer Umfrage unter Deutschlehrern im Jahre 1994 enthält (sie sollten u. a. angeben, mit welchen Lehrbüchern sie in welchen Klassen arbeiten und was ihre Meinung über diese Bücher ist), bringt eindeutig den Beweis, daß für ungarische Deutschlehrer bei der Beurteilung eines Lehrbuches die Darstellung der Grammatik das wichtigste Kriterium ist. 147 Lehrkräfte haben auf offene Fragen 38 Titel genannt (Ergänzungsmaterialien wurden nicht mitgezählt). Davon sind 17 regionale Lehrbücher. Wahrscheinlich wegen der Tatsache, daß es kein „ideales" kurstragendes Lehrmaterial für die Zielgruppen gibt, wird häufig parallel mit zwei Lehrbüchern gearbeitet (*Themen* oder *Deutsch*

aktiv Neu als zweites Buch neben den Gymnasiallehrbüchern), was meistens auch mit Stärken und Schwächen, anders ausgedrückt mit den verschiedenen Zielsetzungen der verschiedenen Typen von Lehrbüchern begründet wird.

Zusammenfassend

Die regionalen Lehrbücher des Deutschen haben in Ungarn eine lange Tradition. Sie hätten die Chance „thematisch und didaktisch auf die soziale Situation und besonderen Bedingungen des Spracherwerbs" von Ungarn Rücksicht zu nehmen, wie Barkowski diese Anforderung bei Lehrwerken für ausländische Arbeiter, also einer spezifischen Zielgruppe formuliert. [29]

Im Zusammenhang mit regionalen Ausgaben des Lehrwerks *Deutsch konkret* betont Brigitte Abel, daß man die Lehr- und Lernsituation der einzelnen Länder kennen sollte, um beurteilen zu können, „welche unterschiedlichen Vorgehensweisen tatsächlich auf Lehr- und Lerntraditionen beruhen und welche den Stand des Wünschenswerten in der sprachdidaktischen Diskussion des jeweiligen Landes widerspiegeln".[30]

Die Lehr- und Lerntraditionen ungarischer Lerner, welche die Vorgehensweisen prägen sollten, können in diesem Sinne sicherlich am besten von Lehrbuchautoren vor Ort berücksichtigt werden.

Daß auch ungarische Experten sich dessen bewußt sind, daß die Situation auf dem Lehrbuchmarkt die Erstellung von professionellen regional- und fachspezifischen Lehrwerkonzepten als eine dringende Aufgabe erfordert, soll abschließend mit dem folgenden Gedanken von Pál Tóth aus der bereits zitierten TEMPUS-Studie (Kapitel „Die Neuorientierung des Fremdsprachenunterrichts") unterstrichen werden:

> Mit Lizenzausgaben ist das Problem von Lehrmaterialien in Ungarn nicht gelöst. Gebraucht werden sprachlich und kulturell kontrastive, aus der Perspektive des ungarischen Lerners verfaßte, in Zusammenarbeit mit dem Zielsprachenland erstellte Materialien. Ideal finde ich die gemischten Teams von Ungarn und Muttersprachlern der Zielsprache aus dem Zielsprachenland [...].Eine derartige Zusammenarbeit könnte auch den didaktisch-methodischen Ansatz der Lehrbücher positiv beeinflussen.[31]

Anmerkungen

1. Vgl. Szablyár Anna: *Lehrbücher des Deutschen vor und nach der Wende*. In: Mádl Antal – Gottschalk, Hans-Werner (Hrsg.), *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1992*. Budapest, ELTE Germanistisches Institut – Bonn, DAAD 1993. S. 325.
2. Tóth Pál: *Studie zum gegenwärtigen Stand der sprachlich kommunikativen und soziokulturellen Qualifikation von Studenten und Hochschullehrern in Ungarn in den von TEMPUS als vorrangig bestimmten Bereichen als Voraussetzung für Mobilität und Kooperation mit Westeuropa*. Unveröffentl. Manuskript. Budapest 1991. S. 5.
3. Ammer, Reinhard: *Das Deutschlandbild in den Lehrwerken für Deutsch als Fremdprache*. München: Judicium Verlag 1988. S. 63.

4. Vgl. Neuner, Gerhard: *Zur Lehrplanentwicklung für den Deutschunterricht an Sekundarschulen in zielsprachenfernen Ländern*. In: Wierlacher, Alois (Hrsg.), *Jahrbuch DaF 1989*. München: Judicium Verlag 1989 Bd. 15. S. 348.
5. Gerighausen, J. – Seel, Peter C.: *Regionale Lehrwerke*. In: Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Lehrwerkforschung — Lehrwerkkritik DaF. Werkstattgespräche des Goethe-Instituts*. München, 1982. S. 23-24.
6. ebenda S. 24.
7. Heyd, Gertraude: *Deutsch lehren. Grundwissen für den Unterricht in Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1990. S. 248.
8. Vgl. Rösler, Dietmar: *Deutsch als Fremdsprache*. Stuttgart – Weimar: Metzler Verlag 1994. S. 91.
9. Vgl. Bedő Éva: *Deutschunterricht in Ungarn*. Grundschule und Mittelschulen. In: *Deutschunterricht für Ungarn*. Budapest. 1987. Nr. 2-3.
10. Vgl. *Oktatás, művelődés* 1950-1990. Budapest: KSH 1992.
11. Hessky Regina: *Aktuelle Probleme des Fremdsprachenunterrichts in Ungarn*. In: Cilia, Rudolf De – Anzengruber, Grete (Hrsg.): *Fremd-Sprachen-Politik in Österreich, Mittel- und Osteuropa*. Wien – München: 1993. S. 118.
12. Balázsik – Iványi – Szablyár: *Und was meinen Sie? Themen, über die es sich diskutieren läßt*. 1-2. Budapest: Belkereskedelmi Továbbképző Intézet 1984.
13. Szentiványi Ágnes: *A nyelvvizsga: a vizsgázó a vizsgáztató a vizsga*. Budapest: Közgazdasági és Jogi Könyvkiadó 1990. S. 32. (Übersetzung der Verfasserin)
14. Borbély – Csizmadia – Hatvani – Tamásyné: *Ein Wort gibt das andere. Német nyelvkönyv a közép- és felsőfokú nyelvvizsgához*. Budapest: Tankönyvkiadó 1986. S. 9. (Übersetzung der Verfasserin)
15. ebenda: Rövid útmutató a tanároknak S. 15. (Übersetzung der Verfasserin)
16. Haán – Pongrácz – Simonné: *Német nyelvkönyv I*. Budapest: Tankönyvkiadó 1976. S. 5. (Übersetzung der Verfasserin)
17. Hessky Regina: *Adressatenspezifik — Was ist das?* — In: Löschmann, Martin (Hrsg.): *Lehr- und Lermittel für DaF*. Theorie und Praxis. (Konferenzband). Leipzig 1990. S. 31. Sie streift in dem zitierten Referat die Problematik der regionalen Lehrbücher des Deutschen in Ungarn nach 1950.
18. Tóth Pál: a. a. O. S. 6.
19. *A szóbeli felkészülésre ajánlott témák jegyzéke*. 1978. Typoskript. S. 17-24. oder unter dem gleichen Titel in: Dr. Szentiványi Ágnes: *Nyelvvizsgatájékoztató*. Budapest: Közgazdasági és Jogi Könyvkiadó 1991. S. 53-60.
20. Vgl. Szablyár Anna: *Deutsche Lehrwerke aus Verbrauchersicht*. In: *Deutschunterricht für Ungarn*. 1987. Nr. 2-3, S. 21-34.
21. Vgl. Neuner, Gerhard: *Lehrwerke*. In: Bausch, Karl-Richard et al. (Hrsg.): *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. Tübingen: Francke Verlag 1989. S. 241.
22. Vgl. Neuner, Gerhard: *Zur Lehrplanentwicklung für den Deutschunterricht an Sekundarschulen* ... In: Wierlacher, Alois et al. (Hrsg.), *Jahrbuch DaF*. München: Judicium Verlag 1989. Bd. 15, S. 348.
23. Vgl. Szanyi Gyula: *Segédkönyv a német nyelv tanításához a gimnáziumban*. Budapest: Tankönyvkiadó 1988.
24. Kéry Henrik (Hrsg.): *Szakosított német nyelvi tanterv: 3-8. osztály*. Budapest: Tankönyvkiadó 1986.
25. Dr. Kéri Henrik (Hrsg.): *A gimnáziumi nevelés és oktatás terve. Német nyelv*. Budapest: Tankönyvkiadó 1984.
26. vgl. Hessky a. a. O. S. 31
27. Engel, Ulrich. et al.: *Mannheimer Gutachten zu ausgewählten Lehrwerken Deutsch als Fremdsprache*. Bd. 1. Heidelberg: Julius Groos Verlag 1977. S. 223.

28. Petneki Katalin: *Lehrwerke des Deutschen im ungarischen Schulwesen. Über die Effektivität der in Ungarn eingesetzten Deutschbücher.* Dissertation 1995.

29. Barkowski, Hans et al: *Deutsch für ausländische Arbeiter. Gutachten zu ausgewählten Lehrwerken.* Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.). Mainz: Verlag Manfred Werkmeister 1986. S. 14.

30. Abel, Brigitte: *Wie kulturspezifisch sind regionale Lehrwerke?* In: Wierlacher, Alois et al. (Hrsg.), *Jahrbuch DaF.* München: Judicium Verlag 1988. Bd. 14, S. 238.

31. Tóth Pál: a. a. O. S. 20

Werkstatt

Péter Varga (Budapest)

Isaak Baer Levinsohn,[1] der „Mendelssohn von Rußland“

fun nikhts hot mikh got ervekt tsum leben,“
ve! mayn velt iz farfloygen, khleben,
glaykh vi zi iz gor nit geven,
un dos tsveyte mol tsum shlafen gen
do oyf mayn muters shoys
get mir mayn neshome oys.
di matseyve (Grabstein) zogt eydes (Zeugnis),
az b'yad rome (mit gehobener Hand),
hob ikh mit got's faynd gehalten milkhome
nit mit ayzen, nor mit verter,
ferteydigt judn in ale erter,
oyf der yaboshe (land, shore) un oyf di yamim,
es zenen mayne eydes (jüdische Gemeinden, oder witness?[2]

(Aus dem Nichts hat mich Gott zum Leben erweckt
Wehe! Mein Leben ist weggeflogen, leider,
als ob es nie gewesen wäre.
Ich neige mein Haupt das zweite Mal
in den Schoß meiner Mutter zum Schlaf
und dort hauche ich meine Seele aus.
Mein Grabstein zeugt davon, daß ich mit erhobener Hand
gegen die Feinde Gottes gekämpft hab'
Nicht mit Eisen, aber mit Worten
verteidigte ich die Juden an allen Orten,
Auf dem Festland und auf dem Meer
stehen meine Zeugnisse überall.)

Es ist vielleicht ein wenig geschmacklos das literarische Portrait von Levinsohn mit seiner Grabschrift zu beginnen, aber Grabschriften drücken oft am deutlichsten jenes Lebensideal aus, für das man sonst etliche Seiten brauchen würde. Aus diesen wenigen Zeilen lernen wir Levinsohn als einen unerbittlichen Kämpfer der Aufklärung kennen, der mit erhobenen Händen das Licht der Vernunft verkündigt — in einem Land der Finsternis, dem damaligen Rußland — und er tut es mit der größten Waffe der Aufklärung, nämlich mit dem WORT. Das macht ihn zum Vertreter der jüdischen Sache und seinen Namen im Judentum für immer unsterblich.

Isaak Baer Levinsohn ist vor allem nicht als Literat für uns interessant. Seine, überwiegend hebräischen Schriften sind aus heutiger Sicht in der Mehrheit adaptierte Nachahmungen westlicher jüdischer Aufklärer, die unter ganz anderen Bedingungen oft auch andere Wirkungen ausübten. Es ist also

eine ungeheuer schwere Aufgabe, aus heutiger Entfernung sein Portrait wirklichkeitstreu zu zeichnen. Die spärlichen Quellen, aus denen man schöpfen kann, sind die Lebensbeschreibung von seinem Biographen Dovber Nathanson aus dem Jahr 1888,[3] und einige Seiten von anderen zusammenfassenden Monographien wie von Josef Meisl, Max Weissberg, Jacob Raisin und Barbara Linner.[4]

Im Zuge der Verbreitung der Ideen der Aufklärung vom Westen nach Osten ist Levinsohn die letzte Station, der letzte Vertreter der Berliner Aufklärung, die durch die Vermittlung der galizischen Maskilim nun auch Rußland erreicht haben. Kurz nach seinem Tod schreibt Kayserling über ihn mit Enthusiasmus in seinen Gedenkblättern aus dem Jahr 1892: „Beseelt von der Liebe zur Wahrheit und von der Treue zum Glauben, wirkte er unermüdlich zum Wohle seiner russischen Glaubensgenossen. Er war eifrig bemüht, [sie] zur Verbesserung des Schulwesens und zur Betreibung von Handwerk und Ackerbau aufzumuntern und sie zur Toleranz und Bildung zu führen."[5] Was Levinsohn unter den Juden Rußlands verkündete, war in Galizien, aber besonders in Deutschland schon größtenteils erreicht, daß es im damaligen Rußland noch ein Novum war, hängt wiederum mit der zeitlichen und geographischen Abstufung in der Verbreitung der Aufklärung zusammen. Der Widerstand gegen die neue Lehre und das Tempo der Verbreitung der neuen „Sekte" ist in jeder der drei Phasen, in Deutschland, Galizien und Rußland von den ortsspezifischen Bedingungen abhängig. Um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert waren die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, die eine Aufklärung der Massen begünstigt hätten, im Siedlungsgebiet der Juden in Rußland am schlechtesten.

Mit dem jüdischen Anteil seiner Bevölkerung hatte Rußland ein riesiges Problem zu bekämpfen, zumal dieser Bevölkerungsanteil nicht — wie in anderen Ländern — organisch in die russische Gesellschaft hineingewachsen war, sondern erst mit den Teilungen Polens Rußland zugeteilt worden ist. Mit der zweiten und dritten Teilung sind kompakte jüdische Siedlungen der Ukraine und Litauen unter russische Herrschaft geraten. Diese Zeit entspricht der reaktionären Schlußperiode der Regierung von Katharina II., die in ihrer Zwangslage anstelle einer langfristigen Förderung der angehenden liberalen Tendenzen sowohl innerhalb des Judentums als auch in der europäischen Geschichte, sich gegenüber allen, aus dem Westen kommenden „Epidemien" verriegelte und mit Sondergesetzgebungen provisorische Lösungen suchte.

Ein solches Sondergesetz war die Anordnung der russischen Regierung über einen sog. „Ansiedlungsrayon", der die jüdische Bevölkerung an ein festumgrenztes Territorium band, außerhalb dessen sie ihre bürgerlichen, sowie kaufmännischen Rechte nicht ausüben durften. Die Erklärung dieser Maßnahme ist eher wirtschaftlicher Art, sie ist nämlich auf Initiative der christlichen Kaufleute getroffen worden, die ihre Märkte von den jüdischen Kaufleuten gefährdet sahen. Sie erreichten damit, daß die Regierung einen

Beschluß faßte, in dem die Handelsfreiheit der Juden in den inneren Gouvernements nicht gestattet wird, da „hiervon keinerlei Nutzen zu erwarten sei". Dieser Beschluß wurde ein Jahr später in einem Ukas Katharinas II. bestätigt (23. Dez. 1791), in dem folgendermaßen formuliert wird: „Die Juden haben kein Recht, sich in die Kaufmannschaft der inneren russischen Städte und Hafenplätze einzuschreiben, und sie dürfen das Recht von Bürgern und Kleinbürgern allein in Weißrußland genießen".[6] Eine derartige Einschränkung der Handelstätigkeit engte auch den Bewegungsraum der jüdischen Bevölkerung ein und hatte etliche Auswirkungen im Bereich der Privatrechte.

Der zweite Schritt in der gesetzlichen Festlegung des jüdischen Ansiedlungsgebietes erfolgte durch den Ukas vom 23. Juni 1794 nach der zweiten Teilung Polens, in deren Rahmen der Ansiedlungsrayon auf die Gebiete von dem Gouvernement Minsk und Wolhynien sowie Podolien und dem größten Teil des Kiewer Landes erweitert wurde. Der abschließende Schritt erfolgte 1795 mit der dritten Teilung Polens, als deren Folge das Litauische Land (die Gouvernements Wilna und Grodno) bzw. das zum Teil auch von den Ostseedeutschen besiedelte Kurland, in dem auch zahlreiche sog. Schutzjuden wohnten. Mit den drei Ukasen gelangten insgesamt etwa dreiviertel Millionen[7] Juden ins russische Reich, die aber als minderwertige Staatsbürger im Reservat am westlichen Rande des Landes eingesperrt waren. Die Aussichtslosigkeit und das Ausgeliefertsein warf wieder — wie schon so oft in der jüdischen Geschichte — existentielle Fragestellungen zum Überleben auf, die auf einer ähnlichen Weise wie in Galizien, beantwortet werden sollten. Die dominierende Richtung der Antwortversuche entstammte weiterhin den drei wichtigsten Gesinnungen innerhalb des jüdischen Glaubens, dem Rabbinismus, dem Chassidismus und der Haskala, wobei es immer wieder zu einem Bündnis von zwei Glaubensgemeinschaften gegen eine dritte kam, wenn auch dabei dann von Zeit zu Zeit die Bündnispartner ausgetauscht wurden. Die erste einschneidende Spaltung erfolgte mit der ersten Teilung Polens 1772, die auch eine innere Teilung des jüdischen Volkes nach sich zog. An der Spitze des Rabbinismus stand der Rabbi Elia Gaon, auch Wilnaer Gaon genannt, der sie mit seinen Misnagdim (orthodoxen Schriftgelehrten) als ausschließlicher Vertreter der jüdischen Glaubensinhalten verstand. Sein größter Widersacher war der chassidischer Rabbi Schneer-Salman, der als bedeutendster Anführer des Chassidismus in Weißrußland diese Sekte zum Aufblühen brachte. In den mehr als zwanzig Jahren zwischen der ersten und der dritten Teilung Polens dauerte der Kampf zwischen beiden Parteien fortwährend an, wobei sie sich auch von den gemeinsten Kampfmitteln nicht zurückscheuten. Bedrängt durch die russische Oberherrschaft fühlten sich anscheinend immer mehr Gläubige zu dem die Gefühle ansprechenden Chassidismus hingezogen, so daß dieser mit Ausnahme der rabbinischen Hochburg Wilna überall die Oberhand gewann. Die Misnagdim beobachteten mit steigender Angst die Verbreitung der ketzerischen Sekte, wie sie die Chassidim nannten, und veranlaßten ihren

Anführer, den Gaon, zur Verkündigung von immer schärfer formulierten Bannflüchen und die chassidischen Gemeinden ausschließenden und verurteilenden Sendbriefen. Die Chassiden blieben auch nicht weit hinter den Misnagdim an religiösem Eifer zurück, in dem es natürlich in erster Linie um den gesellschaftlich-politischen Einfluß der geistlichen Anführer sowie auch um die legitime Vertretung des Judentums in der russischen Regierung ging. Die Chassidim reagierten auf die erlittenen Wunden seitens der Misnagdim mit einer ziemlich geschmacklosen Antwort anläßlich des Todes des Elia Gaon im Herbst 1797. Den Tag seiner Beerdigung feierten sie demonstrativ als Befreiung von ihrem Erdrücker, was Entsetzen und Rachsucht der Misnagdim hervorrief. As Gegenzug verhängten sie erneut den Bann über die Chassidim und griffen zur gemeinsten Waffe zur Bekämpfung der häretischen Sekte, nämlich zur Denunziation bei den russischen Behörden. Sie erreichten bald ihr Ziel, der geistige Führer der Chassidim, Salman Boruchowitsch (Schneer Salman) wurde verhaftet und nach Petersburg zum Verhör überführt.

Lange könnte noch die Reihe der gegenseitigen Anschuldigungen und Verfeindungen weitergeführt werden, um aber einen Eindruck über die unmittelbar vorangehende Periode vor dem Auftritt der Haskala in Rußland zu gewinnen, würde eine kurze Schilderung dieses Durcheinanders im Kampf um die geistige Hegemonie ausreichen.

Da sich die chassidische Bewegung mit Vorliebe als Träger des Lichts benennen ließ, war es für die ersten überzeugten Aufklärer äußerst schwierig mit der gleichen Vokabulatur aufzutreten.

> So wäre denn in dem Lager der chassidischen Fanatiker jeder Pionier der Aufklärung unweigerlich zum Untergang verurteilt. Dies ist der Grund, warum solche Pioniere nur in der Mitte der „Misnagdim" erstehen konnten, wo sie freilich in der ersten Zeit gleichfalls stets auf der Hut sein mußten, wenn sie nicht dem rabbinischen Bannfluch verfallen wollten. Daher wagten sie sich auch in Litauen und Weißrußland, wo sich der Chassidismus in der Defensive befand, nur schüchtern hervor und fanden nicht einmal den Mut, das Losungswort „Aufklärung" auf ihre Fahne zu schreiben. Ihre Forderung ging lediglich dahin, daß neben dem Talmudstudium auch das der weltlichen Wissenschaften geduldet werde.[8]

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß sich die russische Regierung nur ungern und nur in extremen Fällen in die innerjüdischen Angelegenheiten einmischte. Wie auch überhaupt die Anwesenheit der jüdischen Massen im Ansiedlungsrayon ein riesiges Problem bedeutete, waren die Behörden auch in jedem Einzelfall ratlos im Umgang mit gegenseitigen Anschuldigungen der einzelnen jüdischen Parteien. Oft wurde der Prozeß dadurch entschieden, von wem die Behörden die größeren Bestechungsgelder bekommen hatten. „Was immer [die russische Regierung] unternahm ohne den Rat und die Mithilfe von Juden, fiel grobschlächtig, enseitig, blind, brutal aus. So war es ein naheliegender Gedanke, sich die jüdischen Aufklärungsbestrebungen, die natürlich den herrschenden Kreisen nicht verborgen bleiben konnten, zunutze zu machen. Es war daher kein bloßer Zufall, wenn die Arbeiten des 'russischen Mendelssohns' Isaak Beer Levinsohn auch bei der russischen Regierung eine gewisse Förderung erfuhren."[9]

Womit hat aber Isaak Baer Levinsohn den ehrwürdigen Titel: „der russische Mendelssohn" vedient? Er ist ja zwei Jahre nach dem Tod von Moses Mendelssohn geboren worden. Sie konnten sich also nicht einmal in ihrem Leben persönlich treffen. In der Kette der Weitergabe der Ideen der Aufklärung zwischen Frankreich und Rußland gliedert sich der „russische Mendelssohn" Levinsohn an den „galizischen Mendelssohn" Nachman Krochmal. Schon an den Lebensdaten der Vertreter der jüdischen Aufklärung wird die zeitliche und geographische Verschiebung offensichtlich, Mendelssohn starb 1786, Krochmal 1840, Levinsohn 1860. Levinsohn ist zugleich Bindeglied zur Blüte der jiddischen Literatur am Anfang der sechziger Jahren des Jahrhunderts, vertreten von der Trias der jiddischen Klassik, von Mendele, Sholem Alechem und Peretz.

Levinsohn wurde am 14. September 1788 in Kremenez (Weißrußland) als Sohn eines Kaufmannes geboren. Das Schicksal der Kaufmannssöhne war damals einigermaßen determiniert. Sie gehörten zu jener Schicht, die schon als Kinder mit einem gewissermaßen freien Geist bekannt wurden. Die religiösen Pflichten in der Familie wurden nicht so ernst genommen, die Kinder durften, mußten sogar Fremdsprachen lernen und sich außer den Talmud- und Torastudien mit weltlichen Wissenschaften auseinandersetzen, um sich auch in der Handelswelt durchsetzen zu können. Der damals doch noch ungewöhnliche Lebenslauf des jungen Levinsohns prädestinierte ihn sozusagen für seine spätere Lebensberufung als Aufklärer seines Volkes. Sein Vater besaß bereits einiges an profanen Wissenschaften und sprach fließend die Landessprache seiner Zeit, das Polnische, so war es ihm selbstverständlich, daß er seinem Sohne die aktuelle Landessprache des Ansiedlungsrayons nach der Teilung Polens, das Russische, beibrachte. Sein Biograph Dov Baer Natansohn rühmt sein außerordentliches Gedächtnis und Auffassungsvermögen sowie die Neigung, alles niederzuschreiben, was ihm als wichtig erscheint. Als neunjähriger Junge schrieb er schon einen Aufsatz über eine Frage der Kabbala und nahm intensiven Anteil an der üblichen jüdischen Ausbildung im Cheder und in der Jeschiwa. Die Tatsache, daß Levinsohn eine gründliche Ausbildung in den jüdischen Wissenschaften besaß, ist deshalb von Relevanz, weil diese zugleich die Basis für seine späteren Bemühungen als Maskil darstellte. Es wäre wichtig zu betonen, daß die ersten Maskilim völlig auf dem Boden der überlieferten jüdischen Tradition standen und eine Aufklärung ihrer Glaubensgenossen sich im Rahmen der traditionellen jüdischen Religiosität vorstellten. Diese Vorstellung entsprach vollkommen den Ideen der Mendelssohn'schen Aufklärung in Berlin, deren Zielsetzung in erster Linie nicht die Loslösung von den jüdischen Wurzeln, sondern eine Assimilierung der Juden im Sinne der Entwicklung der europäischen Aufklärung war.

Wenn sich auch gewisse Ähnlichkeiten im Verlauf der Haskala-Bewegung in den verschiedenen Ländern Europas beobachten lassen, gibt es in jedem Land spezifische Merkmale der einzelnen jüdischen Gemeinschaften. So erforderten zum Beispiel die Umstände im Ansiedlungsrayon gegenüber der auch damals schon riesigen Bürokratie des russischen Reiches eine noch größere Loyalität und Geschicklichkeit im Umgang mit den Behörden. Die Fähigkeiten und Fremdsprachenkenntnisse des jungen Levinsohns erfüllten alle Voraussetzungen für eine konstruktive Zusammenarbeit mit der russischen Regierung. Außer der russischen Sprache erlernte er bald auch die französische und deutsche Sprache, und erwarb elementare Kenntnisse im Lateinischen. Seine außerordentlichen Sprachkenntnisse verhalfen ihn zu einem wichtigen Posten beim russischen General Girs als Dolmetscher und Übersetzer im russisch-französischen Krieg von 1812. Damit war er einer der ersten, der als Jude eine verantwortungsvolle Position in höheren militärischen Kreisen erlangt hatte.

Das entscheidendste Moment in Levinsohns Leben bedeutete der Aufenthalt in Galizien zwischen 1813 und 1823. Wie auch seinerzeit Mendel Lefin wegen einer Augenerkrankung nach Berlin fuhr, um sich dort heilen zu lassen und Mendelssohn kennenzulernen, gab auch Levinsohn seine blühende Tätigkeit in Radziwill auf und siedelte zwecks besserer ärztlicher Behandlung seines Nervenleidens und der Bekanntschaft mit den bedeutendsten galizischen Aufklärern nach Brody über. Anfangs war er als Buchhalter in einer Bank beschäftigt und in seinen freien Stunden studierte er Logik und Philosophie mit anderen eifrigen Maskilim der Stadt, deren Bekanntschaft im Nachhinein sehr wichtig für ihn erschien. Eine der wichtigsten Gestalten, die einen besonderen Eindruck auf ihn machten, war Nachman Krochmal, der auch gelegentlich Mendelssohn von Galizien genannt wurde. Nach einer kurzen Ausbildung in Tarnopol unter der Aufsicht von Josef Perl legte er die Lehrerprüfung ab und wurde sogleich in einer der neueröffneten Schulen von ihm, in Brody angestellt.

Der Aufenthalt in Tarnopol und Brody war für Levinsohn von gleicher Bedeutung, wie die Besuche der galizischen Maskilim an der Quelle in Berlin, bei Moses Mendelssohn. Die Tatsache, daß die jüdischen Aufklärer von Rußland nicht mehr nach Berlin pilgern mußten, ist ein Beweis dafür, daß die galizische Haskala schon reif genug war, und ihre Vertreter die Ideen der Aufklärung glaubhaft weitergeben konnten.

Begeistert von reichen Erfahrungen kehrte Levinsohn in seine Heimatstadt Kremenez 1823 zurück, um mit voller Anstrengung an die Reformierung vor allem der jüdischen Erziehung heranzugehen. Die Beispiele von Mendelssohn, Herz Homberg, Josef Perl sind lebendige Beweise dafür, daß die Bildung und Erziehung eines der wichtigsten Anliegen der jüdischen Aufklärung war. Die jüdische Jugend sollte noch im Kindesalter von den progressiven Ideen erfaßt werden, deshalb sollten alternative Schulen zum Cheder und der Jeschiwa

gegründet werden. Kurz nach seiner Rückkehr faßte Levinsohn in einer bedeutenden Schrift unter dem Titel תעורה בישראל („Teudah Bejisrael", Lehre in Israel) die wichtigsten Bedingungen des Fortschrittes zusammen, indem er fünf grundlegende Bereiche berührt.

- Erstens zweifelt er am Sinn des pflichtgemäßen Erlernens des Althebräischen.
- Daraus folgt, daß es nicht verboten sei auch Fremdsprachen und
- weltliche Wissenschaften zu lernen. Er leitet aus den Schriften angesehener Rabbiner und Gelehrten die Folgerung ab, daß „der yud muz fareynign toyre mit derekh eretz, un er darf lernen farschidene khokhmes un shprakhen, ubifrat loshen koydesh un dikduk".[10]
- Weiterhin stellt er Erwägungen an, wieviel Nutzen für das Judentum das Erlernen dieses Wissens bringen würde und schließlich
- ob das Nutzen dieser Kenntnisse die durch das Öffnen entstandenen Schaden kompensieren würde.

Levinsohns Schrift konnte allerdings erst 1828 mit Hilfe eines Zuschusses von eintausend Rubel, durch Zar Nikolai, herausgegeben werden. Das Werk wurde dann sehr schnell bekannt und wegen seinem milderen Ton auch vom Rabbinismus, bzw. von einem seiner angesehensten Vertreter, dem Wilnaer Rabbiner Abraham Abele Posweler, anerkannt. Barbara Linner meint allerdings, daß „trotz seiner ziemlich bescheidenen Forderungen, seiner Bemühungen um eine traditionelle Rechtfertigung, die Orthodoxie dem Werk äußerst ablehnend gegenüberstand."[11] Die Wirksamkeit der galizischen und russischen Maskilim beweisen, daß die schon einmal, durch die einheimischen Intellektuellen adaptierten Lehren der Berliner Aufklärung eher Eingang fanden, als jene, die in einer höher entwickelten bürgerlichen Gesellschaft in Westeuropa entstanden. Dies ist unter anderem der Grund, warum so wenige direkte Übersetzungen von den Vorreitern der europäischen Aufklärung gemacht wurden.

Levinsohn schrieb 1829, bald nach dem Erfolg seiner ersten Schrift ein zweites, geschichtsphilosophisches Werk unter dem Titel בית יהודה („Beth Jehuda", Judas Haus), das aber wegen dem wachsenden Mißtrauen der jüdischen Druckereien auch erst nach zehn Jahren veröffentlicht werden konnte. Auch diese Schrift enthält eine Fünf-Punkte-Forderung, die sich dem Werk „Teudah Bejisrael" anschließt und überwiegend aus den Modellen der westlichen Aufklärung abgeleitet wird.[12] Diese betrafen die Erziehung, die Überwachung des religiösen Lebens, die Einrichtung eines sogenannten „Predigeramtes", d. h. einer den Rabbiner unterstützenden Institution, die Ansiedlung der jüdischen Bevölkerung auf dem Land zwecks größerer Produktivität und schließlich die Vorbeugung des Antisemitismus durch bescheidenere Lebensumstände.[13] In all diesen Bemühungen war die Förderung des Erziehungswesens am wichtigsten, denn diese stimmte auch mit den Zielsetzungen der

russischen Regierung überein. Merkwürdigerweise erfüllte aber diese Schrift nicht die Hoffnungen seines Verfassers, im Gegenteil, das breitere Publikum nahm sie eher mit Mißtrauen auf. Aufgewachsen in der Tradition der preußischen und galizischen Haskalah dachte auch Levinsohn, daß die Aufklärung der jüdischen Massen nur mit Unterstützung der legitimen Regierung eines aufgeklärt-absolutistischen Staates möglich ist. Levinsohn hielt aber nicht nur die Aufhebung des jüdischen Volkes für unentbehrlich, er bemühte sich zugleich um die Aufklärung der russischen Regierung über die jüdischen Bräuche und Traditionen, des weiteren informierte er sie auch über die erbärmliche Situation der Juden. 1823 stellte er seine Vorstellungen dem Oberrat Konstantin Pavlovitsch zur Verfügung, 1831 sandte er seine Forderungen dem russischen Bildungsminister zu. Levinsohns Bemühungen waren nicht umsonst: die russische Regierung entschloß sich 1840 zur Verwirklichung von Reformen im jüdischen Schulwesen und religiösen Leben. Die eigentliche Anerkennung für ihn bedeutete aber die Einladung zur rabbinischen Komission über die Beratung der nötigen Maßnahmen in Sankt-Petersburg 1842. In seinem ab und zu auch übertriebenen Eifer und naiven Glauben an der Möglichkeit der Zusammenarbeit mit den Behörden machte er oft Fehler. So beteiligte er sich zum Beispiel an der Ausarbeitung des neuen Zensurgesetzes über jüdische Bücher, was seiner Popularität erheblich schadete. Levinsohns Vorschlag nach sollten alle jüdische Druckereien geschlossen werden, bis auf zwei in Kiew und Wilna, neben denen Zensurbehörden eingerichtet werden sollten. Laut Gesetz sollten nicht nur die Neuauflagen kontrolliert werden, sondern alle andere auf dem Markt vorhandene jüdische Bücher. Jene Bücher, die auf Grund der Entscheidung der beiden Zensur-Komitees verboten werden sollten, mußten dem Innenministerium eingeschickt werden. Die Zahl dieser Bücher war aber so groß, daß der guberniale Vorstand dieser Aufgabe nicht gewachsen war und deshalb einfachheitshalber die Verbrennung aller Bücher verordnete, bis auf ein Exemplar, das für die Bibliothek zum Archivieren bestimmt war. Diese Bücherverbrennung im Jahr 1837 war der einzige Fall, in dem die „aufgeklärten" Maskilim Bücher der Chassidim verbrannten und nicht umgekehrt.

Wenn auch Levinsohns Absichten gut waren, daß nämlich durch eine Bücherzensur die Verlagstätigkeit der chassidischen Religionsführer kontrolliert werden kann, wurde diese Ausartung zur Bücherverbrennung auf seine Rechnung geschrieben. Völlig betrübt von den Ereignissen, für deren Urheber Levinsohn sich selbst gehalten hat, schreibt er 1840 über das rabbinische Zensuramt, daß

> zey hobn nit gefunen keyn shenere zakh, vi tsu tsebrokn un tsepatern (verwüsten) a mase teyere bikher ... zey hobn nit ibergelozt gantserheyt keyn eyn boygn, keyn eyn bletl, un tsu unzer kharpe (Schande) muzn mir moyde zayn (bekennen), az a tayl rabonim hobn oysgemekt (ausgestrichen) yedn zats, vos zey hobn nit farshtanen.[14]

Von den mißlungenen Initiativen nicht erschüttert, führte Levinsohn seinen Kampf gegen den Chassidismus und für die Aufklärung unermüdlich weiter. Von Krankheiten heimgesucht, ans Krankenbett gefesselt, war er bemüht, sich immer weiterzubilden, vor allem seine Sprachkenntnisse zu erweitern: er machte große Fortschritte im Arabischen, Chaldäischen und Griechischen, sowie in politischen Wissenschaften und Philosophie. Unter erbärmlichen Zuständen lebte er in seiner Stube in Kremenez, aber von Büchern umgeben und von Freunden ständig besucht. Durch die Beschreibung von einem dieser Besucher namens Alabin erfahren wir einiges über sein Privatleben[15]:

> Im Vorhaus war es immer dunkel, ich tappte an die Wand, bis ich zu einer Tür gelangte, die in die obere Stube führte, auf der brüchigen Treppe konnte ich kaum hinaufgehen. Als ich die Tür öffnete, kam ich in ein kleines Zimmer, das nur ein einziges Fenster hatte, auch das zur Hälfte zugefroren. Auf dem Fußboden und in allen Winkeln sah ich einen Haufen geöffneter Bücher, zerstreuter Blätter in verschiedenen Sprachen, auf chaldäisch, arabisch und hebräisch, außerdem Manuskripte auf hebräisch und in einigen europäischen Sprachen, sowie Zeitungen aus verschiedenen Ländern. Der Ofen nahm ein Viertel des Raumes ein, es standen noch zwei Stühle und ein Tisch dort, auf dem Tisch ein Leuchter und Schreibzeug, auf dem Stuhl neben dem Tisch saß der Balebos (Hausherr), ein alter Mann, etwa um die sechzig, mit langen weißen Haaren, in zerrissenen Kleidern. Sein Gesicht zeugte davon, daß er nicht wegen seinem Alter so aussah, sondern schwere Krankheiten und das tiefe Leiden ihre Spuren hinterließen. Seine Gesichtsfarbe war gelb, wie Pergament, seine Backen etwas farbiger, aber seine schwarzen, klugen Augen funkelten wie Feuer. Er verbrachte mehr als zwanzig Jahre im Krankenbett liegend in seinem Zimmer, trotzdem war er immer munter und fröhlich, seine Gedanken waren immer frisch und sein Gedächtnis scharf. Was er immer erzählte, war sehr interessant, es sprach das Herz und die Seele an.
>
> Levinsohn ernährte sich wie alle seiner Glaubensbrüder: ein Stück trockenes Brot, ein Stückchen Hering, mit Knoblauch und Zwiebeln, dazu Wasser. Nur einen Luxus gönnte er sich: das Rauchen, die Pfeife legte er keine Minute aus der Hand.

Herr Alabin und die Seinesgleichen aus der nachkommenden Generation pflegten eine enge Freundschaft mit dem greisen Levinsohn. Ihre Erinnerungen durchdringt die liebevolle Hingezogenheit zum alten Vater der russisch-jüdischen Aufklärung. Sie verbrachten halbe Nächte bei ihm im Gespräch und in reger Diskussion. Alle rühmen seine Weisheit und sein Wissen, alle erwähnen seine Krankheit, unter der er Jahrzehnte lang leiden mußte. Abraham Baer Gottlober erinnert sich folgendermaßen:

> Das erste Mal habe ich ihn im Jahre תקצ"ג (1833) gesehen, damals war ich 19 Jahre alt. Sein Werk „Tehuda Be'Israel" habe ich bereits gelesen. Als ich damals das erste Mal sein Zimmer betreten habe, war ich sehr überrascht. Wie arm dieser Mann lebte! Auf der einen Seite stand eine Holzbank, auf der anderen ein Bett, darauf lag der große Gelehrte Izchak Baer, mit dessen Namen eine neue Epoche in der jiddischen Literatur in Rußland beginnt. Wie

stark er in seinem Riesengeist auch war, so schwach war er in seinem Körper. Von der Zeit an war ich mit ihm sehr eng verbunden.[16]

Sein körperlicher Zustand wurde durch einen Raubüberfall, den er kaum überstanden hat, noch verschlechtert, er schwebte danach zwischen Leben und Tod. Geängstigt von der Ausgeliefertheit des Allein-seins und von seiner Gesundheit packte er alle seine Manuskripte zusammen und schickte sie dem Sohn seiner Schwester nach Odessa, damit er diese für die Zukunft und für die Veröffentlichung rette. Der Neffe, Israel-Jakob Levinsohn, bewahrte die wertvollen Schriften vor der Verbrennung und dem Verlorengehen.

Um die Zurückgezogenheit und Bescheidenheit des großen jüdischen Gelehrten mit einem weiteren Beispiel zu veranschaulichen, soll an eine köstliche Episode, beschrieben von Dovber Nathanson, erinnert werden. Nathanson schließt seine kurze Lebensgeschichte mit einem Ereignis, das Levinsohn zusammen mit Gottlober im Jahr 1834 erlebt hat. Die beiden saßen an einem Winterabend in tiefer wissenschaftlicher Diskussion versunken, als ein merkwürdiger Besucher, ein Soldat, ein „Kriegs-Mann" in die Stube trat und aufgeregt „Bronfn" (Schnaps) verlangte: „levinzon hot zikh nit gerirt fun zayn ort, hot im nor gefregt: 'vos shrayst du azoy, mayn her? bronfn ferkoyfn mir nit, den do iz nit kayn kabak' (Schenke)!"

Der alte ließ sich aber nicht wegschicken, und in Begleitung von bösen Schimpfworten setzte er sich zum Tisch und bat wieder um Schnaps.

'alter shed! (Teufel, hebr.) gib bronfn! un oyb nit ...!' — un hot bavizn dem kulak (hat seine Faust gezeigt) — 'dakht zikh, du zest, ver es shtet far dir, du alter tshort (Teufel, russ.) far vos shtest du nit aroyf far mir? nem arop di hitl!' levinzon hot zikh nit gerirt un hot gezogt: 'merkvirdig! a mensh iz gekumen tsu mir tsu gast un hot nit aropgenumen di hitl, vi der derekh erets (Sitte) iz, ferkert, er heyst nokh mir aropnemen di hitl. a khidesh (merkwürdige Sache), khlebn!' un dervayl hot levinzon geheysn derlangen a shkatulke (Schatulle), fun dort hot er aroysgenumen a brif, iz oyfgeshtanen fun zayn geleger, hot aropgenumen di hitl un hot gevizn dem krigs-man di adrese: dem gelehrten Gastgeber I. B. Levinsohn. az yener hot dos derzeen, iz im abisl der kaas (Ärger) geshtilt gevorn ..., di hitl hot er aropgenumen un iz abisl fershemt gevorn. levinzon hot dervayl oyfgemakht dem brif un hot im nor gevizn di untershrift: Nikolai. vi der krigs-man hot dos nor derzeen, iz er bald gefalen oyf di knie, hot levinzonen gekusht (geküsst) in di hand un hot im gebeten, er zol im moykhl zayn (verzeihen).

Natürlich hat ihm Levinsohn verziehen, aber der verwirrte Gast konnte nicht mehr beruhigt werden, unter häufigen Verbeugungen verließ er das Haus. Was der geheimnisvolle Gast (Zar) Nikolai ihm geschrieben hatte, blieb unbekannt, der bescheidene Levinsohn rückte mit diesem Brief nie ein anderes Mal heraus, niemandem zeigte er dessen Inhalt. Die von Nathanson aufgezeichnete Episode ist eines jener Mosaikstücke, die in zerstreuten jiddischsprachigen Quellen aufgefunden werden können und aus denen sich das Bild vom Menschen und Gelehrten Levinsohn zusammenlegen läßt.

Levinsohn selbst hinterließ nur wenige Werke auf jiddisch, in diesen wenigen Werken legt er aber eindeutiges Zeugnis davon ab, daß er nicht nur die hebräische, sondern auch die originelle, volkstümliche jiddische Sprache einwandfrei als eine jiddische Literatursprache verwenden kann. Unter seinen jiddischen Schriften ist die beachtenswerte: „Die hefker Welt" (הפקר וועלט, Die wirtslose Welt), die ohne Zweifel als der Grundstein der jiddischsprachigen schöngeistigen Literatur der Haskala in Russland zu betrachten ist. Levinsohn selbst bezeichnete sich nie als jiddischsprachiger Schriftsteller, und anscheinend war sein jiddisches Werk auch kein Anstoß für eine Flut von anderen jiddischen Werken, wenn auch seine Zeitgenossen Salomon Ettinger und Israel Aksenfeld schon einiges in Jiddisch veröffentlichten.

Das Motto zum Stück ist ein ukrainisches Sprichwort („a goyish weltl"): „Boch wysoke, Boch daleke" (Gott ist mächtig, Gott ist fern). Im Stück thematisiert Levinsohn die Zustände im russischen Ansiedlungsrayon, vor allem die wachsende Übermacht der fanatischen Chassidim, die ihre Macht überwiegend durch Erbschaft erwarben. Levinsohn kritisiert den Werteverlust und Bedeutungsverlust der überlieferten religiösen und traditionellen Einrichtungen wie zum Beispiel den Eid. In der ausgesprochen handlungsarmen Fabel werden die verschiedenen Ansichten der Figuren in konfliktreichen Dialogführungen ausgedrückt. Die Kritik gegenüber den beiden Talmudgelehrten Reb Feitel und Reb Zorakh wird in den Mund eines Fremdlings gelegt, der sich auf Grund des Gastrechtes frei über die miserablen Zustände äußern darf. Zur Eidfrage sagt er, daß, wenn man schon einen Eid ablegen muß, soll man es tun, aber lügen darf man dabei nicht:

ikh farshte nisht, staytsh, vi tor men shvern, az men vayst nisht, vos un ven? es meg zayn akegn ayn yuden, oder akegn a goy; okh iz mir, di hor stekhn mir in kop: staytsh falsh shvern? dos iz dokh di greste aveyre in der velt, vos iz dos bay aykh, epes gor a „hefker velt", rakhmone-litsla'n (um Gottes willen!)![17]

Die beiden antworten mit einer Talmud-Stelle, in der es heißt, daß die drei Jungen, Chananja, Mischael und Asarja auch nicht länger die Qualen ausgehalten hätten, wenn sie noch weiter gequält worden wären, denn „yesurim (Leiden) kon kayner nisht oyshaltn". Diese Stelle zeigt deutlich, daß die ursprüngliche Dialektik der Frage-Antwort-Methode des Talmudstudiums zum Selbstzweck wurde, denn auf diese Weise kann alles aus bestimmten Talmudstellen abgeleitet werden, was gerade gebraucht wird.

Der Gast rühmt den Rabbiner seiner Gemeinde, er ist ein aufrichtiger Mann, der streng gegen Schmuggler auftrat. Anscheinend florierte die Korruption unter den Juden in dieser Form am ehesten, die zum Teil von einigen Rabbinern auch toleriert wurde. In den Ansichten des Rabbiners des Gastes widerspiegeln sich unverkennbar die Auffassungen Levinsohns über die Lösung der Korruption. Die Schmuggler sollen nämlich, so der aufgeklärte Rabbi, bei der Polizei angezeigt, und ihr überführt werden: "bay unz hoben

di rabonim kherem (Bann, hier: Befehl) gegeben men zol gor nisht peklen (schmuggeln), dem pekil-makher (Schmuggler) nemt der rov mit kool (öffentlich) un zenen im moyser (zeigen ihn an) tsu der politsie, tsi mit pek, tsi on pek (mit oder ohne Paket)"[18]

Die Antwort des chassidischen Reb Feitels drückt anschaulich die Scheinheiligkeit der Zadikim (chassidischen Rabbiner), aus: "bay unz firen ober khasidishe raboyim dos redl (die Gemeinde), zey kukn nisht in takhles (ernste Angelegenheiten), zey zogn: zey kukn in himl areyn, zeyere kinder alleyn hobn oft shteken-geld in pekl, staytsh (das heißt) a pekl-makher iz dokh bay di raboyim gor dos eybershte fun dem shtaysil (das Allerwichtigste); wer git mer geld dem reb'n vi a pekl-makher? ver iz mer khoshev (angesehen) bay zey vi a pekl-makher?"[19]

Der Kumpel von ihm, Reb Zorakh verteidigt den Rabbiner, er könne nichts dafür, daß er manchmal bestochen wird, er hat ja keine andere "parnose", er muß ja auch irgendwie leben, er ist ja auch ein gewöhnlicher Mensch.

Besonders scharf werden aber diese Rabbiner vom Gast kritisiert, die alle geldgierig, ungebildet und unanständig sind. Die chassidischen Gemeinden sind so vielfältig, daß jede von ihnen etwas an den anderen Gemeinden auszusetzen vermag. Jede chassidische Gemeinde verherrlicht ihren eigenen Rabbi und verhängt den Bann über die anderen Rabbiner. Der Gast rühmt seine eigenen Rabbiner in Litauen, die gebildet sind, wie einst die Rabbiner gebildet waren. Dagegen weiß man von dem volhynischen chassidischen Rabbiner nicht, wo er überall in der Welt verkehrte. Er ist stolz auf seinen Reisen in „erets-yisrael, in italie, in ashkenaz (Deutschland) un nokh in kima medines (fast alle Länder). Daß er sich gerade auf diese Länder beruft, ist ein wichtiges Zeichen seiner Orientierung und Aufgeklärtheit.

Ihr Gespräch wird in jeder Einzelfrage auf den unauflöslichen Gegensatz zwischen einer hinterlistigen, korrumpierten Haltung gegen jeder Autorität und der toleranten Loyalität gegenüber der staatlichen Oberherrschaft ausgespitzt, vertreten von den beiden chassidischen Juden Feitel und Zorakh einerseits und dem aufgeklärten Reisenden andererseits. Ob der reisende Jude aus Gellerts Roman "Die schwedische Gräfin von G***", oder aus dem frühen Drama von Lessing "Die Juden" auf Levinsohn gewirkt hatte, ist ungewiß, auf jeden Fall wurde der "edle Jude" der aufgeklärten deutschen Literatur von Levinsohn als der "aufgeklärte Jude" in die jiddischsprachige jüdische Literatur eingebürgert. Die Erscheinung des edlen Juden in einem innerjüdischen Kontext beweist, daß der Abbau von Vorurteilen ein genauso wichtiges Anliegen der Maskilim in Osteuropa war, wie ihrer Zeitgenossen, der deutschen Aufklärer in Westeuropa. Daß diese Figur gerade in einem jiddischen Stück auftritt, ist ein Zeichen ihres volkstümlichen Charakters und der Popularität dieses Judentyps auf der Bühne.

Levinsohns größtes Verdienst in der russischen Haskala war, daß er als erster ein klares Programm für die Reformierung des jüdischen Lebens vorlegte. Daß er oft auf Mißverständnis stieß, ist kein Wunder, ohne Zweifel wurde er aber der geistige Anführer der Reformbestrebungen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, damit wurde ihm mit Recht der ehrenvolle Titel „Mendelssohn der russischen Juden" zugeteilt.

Anmerkungen

1. Schreibweise nach *Encyklopaedia Judaica*, Berlin 1934, Bd. 10. S. 877. Die Abbreviatur lautet R. I. Bal, außerdem gibt es unzählige andere Schreibweisen.
2. Di lebens-bashreybung fun r'itzkhok ber levinzon fun dovber natanzon. in: die jidishe folksbibliotek. a bukh fin literatur, kritik un visenshaft. heroysgegeben fun sholem alekhem. Kiev 1888. S. 131.
3. Siehe Anm. 2.
4. Meisl, Josef: *Haskalah. Geschichte der Aufklärungsbewegung unter den Juden in Rußland.* Berlin 1919; Weissberg, Max: *Die neuhebräische Aufklärungsliteratur in Galizien. Eine literatur-historische Charakteristik.* Leipzig - Wien 1898; Raisin, Jacob S.: *The Haskalah Movement in Russia.* Philadelphia 1913; Linner, Barbara: *Die Entwicklung der frühen nationalen Theorien im osteuropäischen Judentum des 19. Jahrhunderts.* Frankfurt a. M. 1984.
5. Kayserling, M.: *Gedenkblätter. Hervorragende jüdische Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts. In kurzen Charakteristiken von Dr. M. Kayserling.* — Leipzig 1892. S. 49.
6. Dubnow, Simon: *Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Das Zeitalter der ersten Emanzipation (1789-1815).* Berlin 1928. S. 347. Zu diesem historischen Abschnitt siehe § 44. Die Entstehung des „Ansiedlungsrayons" S. 345-351.
7. ebenda S. 348.
8. ebenda S. 402.
9. Meisl, Josef: *Haskalah. Geschichte der Aufklärungsbewegung unter den Juden in Rußland.* Berlin 1919. S. 81.
10. „Der Jude muß Tora und weltliche Wissenschaften vereinigen und muß außer der heiligen Sprache und Grammatik auch verschiedene Weisheiten und Fremdsprachen lernen." Zitiert nach: Natanson: *Die Lebensbeschreibung* ... a. a. O. S. 125.
11. Linner, B., zitiertes Werk, S. 111.
12. Ebenda S. 112.
13. Vgl. noch Meisl, zit. Werk S. 86.
14. Zitiert nach: Reyzen, Zalmen: *Fun Mendelzon biz Mendele* ... Warschau 1923. S. 241.
15. Ebenda, S. 242, Reyzen zitiert den Bericht von Alabin: *„Russkaya Starina"*, Mai 1879.
16. Gottlober, Abraham Baer: „לצרקה וחבה צעקה" - („חמליץ") (Nr. 34), zitiert nach Reyzen z. W. S. 244.
17. Reyzen, Zalmen, zit. Werk, S. 258.
18. ebenda
19. ebenda S. 259.

József Grudl (Veszprém)

Die Lyrik der Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert

(als Vorstufe zu Lenaus Schaffen)[1]

Der ungarische Literaturhistoriker József Turóczi-Trostler vertritt in seiner Lenau-Monographie die Meinung, daß die erste geistige Nahrung des Dichters die österreichische und die deutsche Almanach-Lyrik gewesen seien.[2] Was damit in österreichischer Hinsicht genauer gemeint ist, wurde von ihm im weiteren nicht ausgeführt. Bezeichnend ist jedenfalls, wie der Verfasser einen besonderen Zug der frühen Dichtung, einen gewissen „archaischen Charakter von Lenaus ersten Gedichten"[3] eben von dieser Tatsache ableitet.

An dieser scheinbar unbedeutenden Stelle — die Behauptung ist nebensächlich, weil sie, wie gesagt, über diese Erwähnung hinaus in der Monographie keine Fortsetzung mehr findet — klingt meines Erachtens eine grundwichtige neue Möglichkeit der Einordnung und Beurteilung des Lenauschen Gesamtschaffens an. Sie impliziert die mindestens symbolhaft vorstellbare Präsenz, ja sogar das Weiterleben einer früheren, noch vor dem Vormärz existierenden und (dennoch) relevanten dichterischen Tradition im lyrischen Werk des „größten und bedeutendsten österreichischen Lyrikers vor der Trias Rilke-Hofmannsthal-Trakl",[4] wobei man auf einer allgemeineren Ebene auch den Anteil und die Rolle der spezifischen und eigenständigen literarhistorischen Linie im Habsburgerstaat nicht übersehen darf. Ungeachtet dessen, daß man bei dem Begriff „Almanach-Lyrik" im allgemeinen an spätere Organe zu denken pflegt, schwebt mir hier der *Wienerische*, später *Wiener Musenalmanach* aus dem 18. Jahrhundert vor. Von 1777 bis 1796 in zwanzig Bänden erschienen, kommt diesem — allgemein anerkannt — die Funktion einer Repräsentationsstelle der josephinischen Lyrik zu. Der Almanach ist nicht nur zeittypisch, sondern mit seiner hohen Autorenzahl auch eine unerschöpfliche Quelle und repräsentiert die herrschenden zeitgenössischen Bestrebungen. Dieser Dichtung zwischen etwa 1750 und 1800 und auch darüber hinaus wird aber bis heute hinsichtlich der lyrischen Entwicklung in Österreich, die im Laufe des 19. Jahrhunderts und um die Wende ins 20. vor sich ging, keine besondere Bedeutung, ja oft überhaupt keine, beigemessen.

Meine diesbezügliche Stellungnahme kann ich mit einem Satz angeben, der zwischen exakter Wahrheit und Paradoxie steht. Danach ist die Dichtung des Josephinismus und die der unmittelbar darauffolgenden Jahrzehnte (etwa der Napoleonischen Kriege) bis hin zur vorlenauschen Zeit *zwar (noch) nicht*

bedeutend, aber doch (schon) beachtenswert. Sie ist wichtig, vor allem als eine entscheidende Vorstufe zu der immanenten österreichischen Lyrik-Entwicklung. Sie stellt in diesem Zusammenhang eine Art „Grundlage" dar, woraus sich für die Fortsetzung über Landes- und Sprachgrenzen hinaus ein Schlüssel ergibt. In dieser Betrachtungsweise ist die Annahme einer sehr frühen Überlieferung an und für sich noch nicht neu. Bereits Ivar Ivask und auch andere führten die Linie der österreichischen Dichtung bekanntlich auf den Barock zurück.[5] Was ich als Novum kennzeichnen möchte, ist die Anerkennung einer Phase des schon weltliterarisch registrierbaren Literaturprozesses in Österreich; einer Phase, die im Sinne des schon Gesagten wesentlich früher — und zwar mit der josephinischen Literaturblüte — einsetzte, als es bisher im allgemeinen aufgefaßt wurde. Am Endpunkt dieser Phase mit gleichzeitigem Neubeginn steht meiner Meinung nach das lyrische Schaffen von Lenau. Denn die erwähnte Überlieferung durchlief in seinem Lebenswerk eine Transformation von solchem Ausmaß, daß sie unter den ursprünglichen Umständen zu existieren aufhörte, obwohl ihre wichtigsten Momente weiterlebten und auch bei Lenau nachweisbar sind. Wie dann von Lenau die Tradition literarhistorisch weitergeleitet werden kann, geht aus verschiedenen, teils auf gewisse Forschungsergebnisse von Turóczi-Trostler basierenden Studien der ungarischen Germanistik überzeugend hervor.[6] Es besteht nun die Möglichkeit, ein mehr oder minder lückenloses *Kontinuum* vor den Leser zu stellen, das die österreichische Lyrik der Neuzeit als eine abgerundete Einheit betrachten läßt. Das zentrale Element in diesem Paradigma bedeutet offensichtlich das lyrische Schaffen von Lenau, das so nicht nur als Anfang für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus für die Jahrhundertwende von Bedeutung ist, sondern dieses Lebenswerk kann auch als Orientierungspunkt hinsichtlich des ihm vorangehenden halben Jahrhunderts untersucht werden. Es ist nicht eine Quelle, die ohne Vorzeichen, unerwartet aus einer Felsenwand hervorsprudelt; es wird neben den bekannten Größen auch von Bestrebungen kleinerer Gestalten aus der unmittelbaren Nähe mitgeformt. Ich habe mir nicht zum Ziel gesetzt, herauszuarbeiten, ob und inwieweit diese dichterischen Aktivitäten des ausgehenden 18. Jahrhunderts tatsächlich zu unmittelbaren Bausteinen der Lenauschen Weltbetrachtung oder Formwelt geworden sind (das wäre auch wahrscheinlich ein Unternehmen ohne Grenzen), demgegenüber glaube ich eine gemeinsame Attitüde, sogar eine Atmosphäre, bei den Dichtern dieser Epoche registrieren zu können, die ohne Zweifel charakteristisch eigenständig, selbstbewußt österreichisch ist, und bei manchen Gestalten auch schon vor Lenau höheres Niveau aufweist.

Damit soll nicht der Versuch unternommen werden, künstlerisch unbedingt außerordentlich reiche Gehalte in die josephinische Literatur hineinzuprojizieren. Die Frage nach einer abstrakten und bedeutungsleeren, rein formalen Qualität spielt hier ohnehin kaum eine bestimmende Rolle. Wollte man nun bloß „Lenau und die Folgen"[7] in organischem Zusammenhang

betrachten, auch dann dürfen diese früheren Jahrzehnte nicht vernachlässigt werden. Die Tatsache, daß Lenau keinesfalls für einen Fortsetzer der josephinistisch-aufklärerischen „Gedichtlieferanten" oder der patriotischen Lyriker zur Zeit Napoleons gehalten werden kann, gilt hier vielleicht als Gegenargument. Das ist wahr. Viel wichtiger ist aber, wäre dagegen einzuwenden, daß er sich immer mehr als Repräsentant einer tieferen, wesentlicheren Überlieferung identifizieren läßt.

An dieser Stelle ist unbedingt nachdrücklich zu betonen, daß der sich auf barocker Basis entwickelte eigenständige Sprachgebrauch und der damit verknüpfte lyrische Formschatz in der österreichischen Literatur meines Erachtens einen Nährboden bilden, auf dem die Bestrebungen der späteren Epochen, und zwar die des Josephinismus, der patriotischen Kriege und des Vormärz, als aufeinanderfolgende Schichten einer stofflich-ideologischen Innovation ihren Platz finden. Das ist für die Erzeugnisse lyrischen Charakters vor allem auf dem Gebiet des äußeren Gewands charakteristisch, läßt sich im eigentlichen Sinne doch auch hinsichtlich motivischer Ketten nachweisen. Von diesen Motivketten sind vor allem (1) die politisch-patriotische, (2) die damit eng zusammenhängende naturmalerisch-landschaftlyrische und (3) die musisch-musikalische Linie hervorzuheben.

Im weiteren will ich einige anschauliche Beispiele anführen, um aufgrund derer das Vorhandensein einer einheitlichen vorlenauischen Überlieferung der österreichischen Lyrik greifbar zu machen. Schon im voraus muß aber darauf hingewiesen werden, daß dieser Gedanke für mich eher die theoretische Seite betreffend von Wichtigkeit ist. Er mag eine sehr fruchtbare Idee sein, aber die ganze mikrophilologische Untersuchung dieser Hypothese soll nicht unbedingt in einer Forschungsposition durchgeführt werden, deren wichtigstes Objekt die josephinische Dichtung ausmacht. Entsprechend dieser Grundeinstellung muß ich mich vorübergehend damit begnügen, andeutungsweise, jedoch überzeugend, gewisse nicht nur organische, sondern auch funktionale Anknüpfungspunkte zwischen der Lyrik in der josephinischen Blütezeit und der Dichtung des Vormärz in chronologischer Reihenfolge aufzuweisen. Als Ergebnis dieser Ausführungen soll ein Bindeglied entstehen, das die von mir anderswo eingehender untersuchten josephinischen Lyrik-Erscheinungen unmittelbar in den Fluß der später so bedeutend gewordenen österreichischen Lyrik einfügt, ja mittelbar sogar eine Verbindung von Johann Baptist Alxinger zu Hugo von Hofmannsthal ermöglicht. Darüber hinaus kann die so hergestellte Kontinuität weitgehend zu einer gerechteren Einschätzung der selbständigen österreichischen Literaturentwicklung im 18. Jahrhundert, damit zur wesentlichen zeitlichen Erweiterung der ganzen Auffassung von einer in immer größerem Maße eigenständigen österreichischen Literatur beitragen.

Oben habe ich drei Themenkreise als solche stofflichen Linien angegeben, deren Anteil und Rolle in der Überlieferung der österreichischen Lyrik schon von einer ganz frühen Zeit her sowohl in motivischer Konkretheit als auch in

symbolhafter Abstraktheit hervorzuheben sind. Was die ersten zwei Stoffkreise anbelangt, kommen die Übergänge natürlich sehr fließend vor. Staat, Herrscher, Untertan, Kriegsgefahr, Pathos, patriotisches Gefühl, Unzufriedenheit, Kritik, Auseinandersetzung mit dem jeweiligen System, Reformvorstellungen werden in dieser Dichtung in einer so komplizierten und eigenartigen Weise ineinandergewoben, die eine Herausschälung von festen Gedichttypen beinahe völlig unmöglich macht. All das wird räumlich mit den immer anders auftauchenden und vielfach variierten Schauplätzen Österreichs verknüpft. Der Begriff „Vaterland" nimmt eine so zentrale Stellung ein, daß sich der das dichterische Innere bestimmende Kampf zwischen Realität und Vorstellung, d. h. die Einander-Durchdringung von Imagination und Wirklichkeit, fast immer für die „wirklichkeitskonkrete" Betrachtungsweise entscheidet. Man würde die Vollkommenheit der subjektiven Erlebnisdichtung, z. B. der „Schilflieder", in den Werken dieser Jahrzehnte vergebens suchen, aber nicht nur der wirkliche staatliche Rahmen ist bei ihnen mit dem Lenauschen identisch, selbst die atmosphärische Heimat dieser Gedichte verrät dem Leser etwas Wichtiges von dem immer gleichen österreichischen Wesen.[8]

So wird zwar im Gedicht *„An die Donau"* von Blumauer dieser Fluß zwar noch ein „deutscher Strom" genannt, der Dichter weist aber in diesem Zusammenhang bereits auf eine Gegend hin, wo der Fluß mündet, wo er also „die sieben Arme dem Meer reicht". Eine solche Akzentuierung kann auf deutschem Sprachgebiet nur in dem südöstlich von Deutschland liegenden Vielvölkerstaat der Habsburger von so großer Bedeutung sein, abgesehen dabei auch von der Tatsache, daß als „deutscher Fluß" in den Darstellungen von Verfassern aus (dem nördlicheren) Deutschland vor allem der Rhein vorkommt. In der letzten Strophe heißt es:

> Drum wohl mir, liebe Donau, daß
> Du deutsch und unser bist!
> Und dreymal wohl dem Volke, das
> An dir sein Urbild liest.[9]

Deutsch und zugleich (?) *unser*. Dieses „unser" ist aber ein vielsagendes Wort, das schon zu dieser Zeit mindestens im Unterbewußtsein eine Art Abgrenzung gegenüber dem nördlichen Nachbarn viel verrät. „Gesamtpatriotisch" könnte man diese Behauptung nur unter solchen Umständen nennen, wenn sie unmittelbar mit der Türkengefahr in Zusammenhang gebracht worden wäre. Davon ist aber in diesem Werk keine Spur. Das so anspruchslose „unser" impliziert die Annahme der Existenz eines engeren Zusammengehörigkeitsgefühls. Nicht die allgemein und übergreifend verstandene, historisch noch eher abstrakte deutsche Nation ist damit gemeint, sondern etwas anderes, was geographisch sowie geistig bedingt ist. Es formt sich im Südosten des deutschen Sprachbereichs eine (literarische) Kultur heraus, die zwar deutschsprachig ist, von der einige Wurzeln aber — die eben nicht zu vernachlässigen sind —, in eine mittel- und südosteuropäische Frühwelt führen. Und

die Thematik dieser Sphäre kristallisiert sich schrittweise zu einem der grundwichtigen Stoffkreise (auch) der (hohen) österreichischen Dichtung. Bei Lenau wird es dann selbstverständlich sein, daß er seine berühmte Figur *Mischka* mal *an der Theiß*, mal an der Marosch agieren läßt.

Inwieweit dieser immer stärker nachweisbare Zug der österreichischen Dichtung im Sinne der Aufklärung schon sehr früh auch mit konkreten historisch-gesellschaftlichen Problemen auf der Ebene einer verfeinerten Empfindlichkeit anders als in anderen Literaturen zusammenhängt, zeigt das folgende Gedicht von Johann Baptist Alxinger. Das *„Lied eines alten Juden"* kann in dieser Konkretheit und durchdrungen von der Weisheit einer Jahrhunderte währenden Völkergemeinschaft im (oder in der Nähe des) Karpatenbecken(s), nur im Chor der *österreichischen* Aufklärung erklingen. Ein Christ, d. h. ein Staatsbürger, wird hier in der zweiten Strophe angesprochen, aber er steht für seine ganze „Gattung":

> Gehört der Jude nicht, wie du,
> Dem großen, weisen Gärtner zu,
> Der will, daß Blumen gleich um ihn
> Religionen keimen, blühn?[10]

Kaum könnte man ein besseres Bild anführen: Die bunte Vielfalt der Blumen, die das komplizierte Nebeneinander von Religionen und Völkern veranschaulichen sollen, ist eine vollkommene Artikulation der einmaligeigenartigen Situation des Vielvölkerstaates.[11]

In anderen Gedichten hüllt die Vegetation den Boden der Heimat völlig ein; — und in diesem Gewebe finden die verschiedensten Heimatserscheinungen ihren Platz. Die Heimat ist eigentlich in dieser reichen Urwelt zu suchen. Unter den zukünftigen Erscheinungen der österreichischen Lyrik findet man Beispiele, die diese von den Dichtern irgendwie immer streng geographisch-heimatgebunden verstandene Gabe der austroungarischen Natur bald in konkreter, bald konkret-symbolischer Richtung behandeln. Gemeinsam ist auch in diesen Gedichten, daß sie wieder einmal eine innige Betrachtungsweise des Vaterlandes in den Mittelpunkt stellen.

Grillparzer geht z. B. konkret vor. In seinem *„Lob Österreichs"* befinden sich die Zeilen:

> Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet,
> Lachts wie dem Bräutigam die Braut entgegen!
> Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
> Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
> Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
> Schweft es in breitgestreckten Tälern hin —
> Ein voller Blumenstrauß, soweit es reicht,
> Vom Silberband der Donau rings umwunden![12]

Lenau geht weiter, in Richtung einer dunkleren Motivik, etwa *„Nach Süden"*. In diesem Gedicht bildet die Natur einen ahnungsvollen Hintergrund

zu „des Mädchens Einsamkeit". Die zentrale Rolle der Umweltbezogenheit erweist sich hier wiederum als eine auffallende Eigenheit der österreichischen Lyrik:

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.[13]

Der „Süden" weist hier innerhalb des österreichischen Rahmens schon ein gewisses ahnungsvolles Eigenleben auf, was eine spezielle Leistung Lenaus ausmacht. Eine ähnliche Orientation war aber schon für gewisse „Dichtervorfahren" charakteristisch.

Eine dritte Gestalt der österreichischen Aufklärungsliteratur, Joseph Franz Ratschky, soll nun deshalb angeführt werden, weil er das Problem der kulturellen und ethnischen Heterogenität des Habsburgerstaates stellenweise schonungslos kritisch aufzutun vermochte, wenn auch allerdings durch ironische Empathie gemildert. Er war sogar mit weiten Gebieten des Landes vertraut, und zwar schon wegen seines Berufs, indem er eine Stelle als Hofkonzipist bei der Kaiserlich-Königlichen Vereinigten Böhmisch und Österreichischen Hofkanzlei bekleidete. Aus der tschechischen Ortschaft Przemysl richtet er eine Epistel *An* seine *lieben Freunde Blumauer und Prandstetter*. Als bezeichnendes Beispiel wähle ich die einführenden Verse:

Seid mir gegrüßt! Wie lebt ihr, meine Freunde,
Seit ich im Land der wilden Lechen bin?

Während es in der zweiten Strophe heißt:

Nun denn, ihr Herrn! hier send' ich euch zum Pfande,
Daß euer Freund sein Handwerk nicht vergißt,
Dies Pröbchen zu, gereimt in einem Lande,
Das wahrlich nicht der Musen Heimat ist.[14]

Die Härte der Ratschkyschen Kritik kann weiter gemildert werden, wenn ich darauf hinweise, daß seine Familie ebenfalls aus Prag stammte.

Im übrigen sind in der Relation dieses Gedichts schon den Stoff betreffend mindestens zwei Sachen eindeutig. Erstens: Der österreichische Dichter nimmt die Situation eines Aufenthaltes in einem „fremden", mindestens in einem als durchaus andere Qualität empfundenen Land noch nicht selbstverständlich, noch nicht ohne angebliche Schäden seiner österreichischen Konditionen an. Zweitens: Das Berufsethos betrachtend kann eine solche Situation bereits in der Aufklärungszeit für selbstverständlich gehalten werden. Wie die Entwicklung weitergeht, ist bekannt. Auch in dieser Hinsicht bedeutet Lenaus Leben und Werk auf einer höheren Ebene ein positives Beispiel. Die Ruhelosigkeit, die sein persönliches Schicksal verhängnisvoll beeinflußte, bewirkte auch, daß die nationalen Vorurteile für ihn leere Gespenster blieben. Die Möglichkeit einer reiferen politischen Grundeinstellung den *Duodeznatio-*

nalismen Mitteleuropas gegenüber konnte er in seinem Schaffen aufschimmern lassen. Auf diesem Gebiet ist auch anderen Dichtern der ehemaligen, aus der Sicht der jetzigen Ausführungen zukünftigen, Monarchie nicht das allerschlechteste Zeugnis auszustellen. Denn die Komponente der Heimatlosigkeit, die sich im 19. Jahrhundert zu einem so unerläßlichen Charakterzug des österreichischen Dichtertyps entwickelt, bereicherte und befruchtete ihre Lebenswerke mit Stoffen, die anderswo nicht vorfindbar gewesen wären. Eben dieses Element spielt nun in der schon erwähnten kleinen Epistel von Ratschky eine Rolle. Es ist eher noch nur in Keimform vorzufinden, man ist aber hellhörig genug, um zu erkennen, was sich an der zitierten Stelle anmeldet.

Aus dem bereits Erwähnten sollte man nicht zu dem Schluß kommen, daß ich mir die österreichische Dichtung des Vielvölkerstaates ausschließlich als ein auf die nichtdeutsche Bevölkerung bezogenes Feld vorstelle. Selbst im Lenauschen Schaffen ist diese Relation, also die des Verhältnisses von Austria und den anderen Reichsteilen als theoretisch-konkretes Thema nicht vorhanden. In seinen Werken wird dieser Problemkreis eigentlich allgemeiner, auf dem Niveau der ganzen Menschheit beseitigt, nur die Bekämpfung des Systems bezieht sich vor allem auf die zeitgenössischen Verhältnisse des real existierenden Staates Österreich. In dieser Hinsicht ist Lenau den meisten seiner „Vorgänger" und allen seiner Dichtergenossen ästhetisch gesehen in vielem voraus, aber dieselbe Atmosphäre, derselbe staatliche Rahmen bestimmen letzten Endes seine jeweilige Themenwahl und Einstellung, die auch die weniger konzentrierteren lyrischen Lebenswerke anderer Dichter oder auch dichterisch Tätigen hervorrufen. Wie ich dennoch weiter oben betonte, bedeutet die Präsenz der österreichischen Tradition bei Nikolaus Lenau etwas anderes, als in der vorlenauischen Zeit. Die Bedeutung des von ihm erreichten Höhepunktes wäre jedoch ohne diese „Vorstufen" nicht hinreichend detailliert zu erfassen. Selbst Franz Grillparzer und Anastasius Grün gehören in dieser Hinsicht zu einer niedrigeren Stufe als Lenau.

Für Grillparzer erweist sich sein abstrakt-einseitig gefärbter Austrojosephinismus als das Wichtigste. In dem Maße ihn national-bürgerliche Einzelströmungen im Reich erschüttern, werden in seinem Schaffen die reservierten Formulierungen immer häufiger. Grillparzers Freiheitsideal weisen die konkreten Ereignisse von 1848 endgültig in seine Schranken. So schreibt er die folgenden Worte:

Die Freiheit strahlt ob deinem Haupt,
Wie längst in deinem Herzen,
Denn freier warst du, als man glaubt,
Es zeigtens deine Schmerzen.

Nun aber, Östreich, sieh dich vor,
Es gilt die höchsten Güter,
Leih nicht dem Schmeichellaut dein Ohr
Und sei dein eigner Hüter![15]

Wohl wird hier unter dem Namen „Österreich" das ganze Gebilde des Vielvölkerstaates symbolhaft angesprochen, aber dadurch, daß er eine gewisse (und eben *diese* austrofile)[16] politische Interpretation der staatlichen Bezeichnung literarisch gestaltet, vertritt Grillparzer noch nicht und schon überhaupt nicht die höchste erreichbare Stufe einer mitteleuropäisch-österreichischen Sammelkultur.[17] Wenn etwa Grillparzer Feldmarschall Radetzky ermutigte:

> Die Gott als Slav und Magyaren schuf,
> Sie streiten um Worte nicht hämisch,
> Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
> Denn: Vorwärts! ist ungrisch und böhmisch.[18],

so klang das 1848 eher etwas nostalgisch-seltsam. Das deutsche Wort „Vorwärts!" — praktisch die Zukunft — ertönt auf österreichisch[19] erst jetzt vollkommen artikuliert, und sein Österreichischsein als solches, seine Existenz also, ist nun von dem Augenblick seiner Geburt angefangen weitgehend gefährdet. Inwieweit das selbständige, unösterreichische „Aufwärts" dieser Völker u. a. auf den verschiedensten Gebieten der Politik positiv auswirkte, ist eine weitere Frage: Was die Kultur und Literatur betrifft, sie war ohne Zweifel wertvoll, gleichzeitig aber alles andere als österreichisch, wobei eine West-Ost-Relation hinsichtlich der gegenseitigen Beeinflußung doch unverleugbar vorhanden war. Eine günstigere Interpretation der Grillparzerschen Zeile „Vorwärts! ist ungrisch und böhmisch", somit auch einer besseren Zukunft, wäre all diesem gegenüber Folgendes: Dieser Zeile nach soll/kann die Zusammenarbeit mit den Slawen und den Ungarn die Zukunft des Staates Österreich sichern. Hoffentlich hat der Dichter tatsächlich eine solche Auffassung in den Vordergrund gestellt. — Ich überprüfe die Bedeutungsmöglichkeiten eines ähnlichen Kontextes an einem weiteren Beispiel.

Am Ende des an Metternich gerichteten Gedichts *„Salonszene"* von Anastasius Grün, in einer früheren, noch stillen Phase des Zeitgeschehens, heißt es:

> Brauchst du nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheit,
> Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
> Östreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
> Sieh, es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?[20]

Ob der Ausdruck „das Volk" hier konservativ-austrozentrisch, josephinisch oder im Sinne der von Erzherzog Johann kultivierten, vom Grafen Stadion unterstützten Initiative eines theoretisch jeden Staatsbürger zusammenfassenden „völkischen Großreichpatriotismus"[21] verstanden werden soll, bleibt eine Frage, die nicht so leicht zu beantworten ist. Offensichtlich ist nur, daß bei Grün die Wirkung des Josephinismus nachweisbar ist, daß es aber eine andere nationale Qualität für den Begriff Österreich gäbe, als die einfache Summierung seiner ethnischen Elementen in Erscheinung tritt.

Die Entwicklung dieses Gedankens kann einerseits aufgrund der österreichischen Dichtung noch vor Lenau handgreiflich gemacht werden. Im Fall des vorletzten Textbeispiels aus dem Jahre 1848 (Grillparzer) geht es andererseits strenggenommen schon um eine nachlenausche Sache. Der um mehr als ein Jahrzehnt jüngere Lenau war übrigens aus einem anderen Grund, nicht wegen seines Alters, Franz Grillparzer voraus. Das zeitlose Österreichische lebte in seinem Wesen, nicht zuletzt deshalb, weil er das Nationalitätendasein genau kannte. Und indem er sich um das Weiterexistieren des Vielvölkerstaates nicht so sehr und konkret kümmerte, verkörpert er den eher ästhetisierenden Dichtertyp, der in höheren Kategorien, etwa in der Weltfreiheit, denkt, für den also die unmittelbaren Tendenzen seiner Zeit oder die Zukunft einer geographisch gesehen engen Heimat im Zusammenhang eines viel allgemeingültigeren geistigen Zuhauses nicht den höchsten denkerischen Horizont ausmachen. Das bedeutet keine Geringschätzung von Grillparzer oder Grün; ihre schöpferische Leistung weist in vieler Hinsicht, vor allem was den Anspruch auf die allerbeste Lösung angeht, schon in diese Richtung. Es gilt für mich aber als unbestreitbar, daß den entscheidenden Schritt „vorwärts", auch auf diesem Gebiet Lenau tat. Daß die Völker der Monarchie in seinem Lebenswerk, das für längere Zeit die Spitzenleistung österreichischer Geistigkeit blieb, den Ansatz zu einer „Heimat in der Höhe", ja den Grundstein einer glücklicheren Heimat auf Erden in die Hände bekamen. Bloß das Bauvorhaben wurde nicht ausgeführt.

Einen Hinweis auf die in diesem Sinne versöhnend wirkende, sanfte Geistigkeit des Schmelztiegels Altösterreich stellt allerdings sicherlich auch die in einer Menge von seinen literarischen Schöpfungen nachweisbare Musikalität dar. Darin schlägt sich etwas Allgemeineres in der Form eines konkreten Motivs nieder. Dieser Motivkreis ist zugleich der dritte wichtige Stoff der einheitlichen österreichischen Lyrik-Tradition, den ich oben genannt habe. Er manifestiert sich sowohl thematisch als auch metrisch. Gedichttitel wie *Kalliopens Gesang*, *An mein Saitenspiel* von Johann Baptist Alxinger, *Trinklied* oder *Tischlied* von Alois Blumauer, *Lobgesang* von Joseph Franz Ratschky, *Als sie, zuhörend, am Klavier saß*, dann *Intermezzo* von Grillparzer, das volksliedähnliche Gedicht *Das Blatt im Buche* von Anastasius Grün zeugen von einer autonomen Welt der Musik in der Thematik der frühen österreichischen Dichtung. Lenaus diesbezügliche Bestrebungen braucht man nicht explizite zu erwähnen.

Abgesehen von den Verschiedenheiten der Themenwahl, findet man eine ähnlicherweise, ja noch konsequenter wirkende Invention bei Lenau vor, die Gestaltungskraft besitzt. Aus der suggestiven und autonomen Handhabung des Stoffes resultiert bei ihm, daß in seinen größten lyrischen Werken neben der Analyse grundlegender philosophischer Fragestellungen auch der authentische (*wirklichkeitsgetreue*) Glanz der (nun fiktionalen) Wirklichkeit nebst einer hochgradigen Plastizität beibehalten bleibt. Nikolaus Lenau produziert offen-

sichtlich „nur" aus den Intentionen einer langen Überlieferung heraus, aber auf höherem Niveau und schon unleugbar „anders". Mit seinen gültigen künstlerischen Lösungen, aufgrund der erwähnten fiktionalen Echtheit — die letzten Endes als eine funktionale Fortführung und Perfektionierung von früher existierenden Dichter-Strategien zu interpretieren ist — erwirbt aber selbst die ganze österreichische Literatur ungefähr um die Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr weltliterarisches Bürgerrecht.

Anmerkungen

1. Der vorliegende Aufsatz ist ein Kapitel aus einer in Vorbereitungsphase stehenden PhD-Dissertation.
2. Turóczi-Trostler József: *Lenau*. — Berlin: Rütten und Loening 1961. S. 57.
3. A. a. O.
4. Mádl Antal: *Lenau und die Folgen*. — In: *Auf Lenaus Spuren. Beiträge zur österreichischen Literatur*. Wien - Budapest: Gemeinschaftsausgabe des Österreichischen Bundesverlages und des Akadémiai Kiadó 1982. S. 202.
5. Ivask, Ivar: *Das große Erbe*. — In: *Das große Erbe. Aufsätze zur österreichischen Literatur*. Graz und Wien: Stiasny-Verlag 1962.
6. Siehe u. a. Anm. 4.
7. Siehe Anm. 4.
8. Vgl. mit der anders akzentuierten Meinung von Joachim Schondorff. — In: Schondorff, Joachim (Hrsg.): *Zeit und Ewigkeit. Tausend Jahre österreichischer Lyrik*. Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Schondorff mit einem Nachwort von Heinz Politzer. 2. völlig bearbeitete und erweiterte Auflage. Düsseldorf: Claassen Verlag 1980. S. 20.
9. Zitiert nach: Univ.-Prof. Dr. Thurnher, Eugen (Hrsg.): *Dichtung aus Österreich. Versepik und Lyrik. 2. Teilband: Lyrik*. — Wien: Österreichischer Bundesverlag 1976. S. 214. (Im weiteren: DÖ.)
10. Zitiert nach: Rosenstrauch-Königsberg, Edith (Hrsg.): *Literatur der Aufklärung 1765-1800*. Mit einem Nachwort und einer Zeittafel der Herausgeberin. — Wien, Köln, Graz: Böhlau Verlag 1988. (= *Österreichische Bibliothek 8*) S. 156-157. (Im weiteren LA)
11. Was mit dem inneren Gehalt des in diesem Gedicht angeführten Blumen-Gleichnisses, d. h. mit der Problematik der Juden angedeutet wird, führt Lenau bei der Handhabung des Ahasver-Motivs in seiner Dichtung breiter aus.
12. DÖ S. 268-269.
13. Zitiert nach: Feudel, Werner (Hrsg.): *Nikolaus Lenau, Ausgewählte Dichtungen*. — Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun. 1982. S. 18-19.
14. LA S. 291-293.
15. DÖ S. 267.
16. Denn der „Hüter" ist — wie es aus einem anderen Gedicht von Grillparzer hervorgeht — Radetzkys Garde ...
17. Der österreichische Kulturkreis war schon zu dieser Zeit nicht so eng system- und staatsgebunden, keinesfalls die einfache Prädikatenvariable von System und Staat der Habsburger gewesen, und sie wurde es immer weniger. Die Literatur der auch heute noch existierenden deutschen Sprachinseln in Ost- und Südosteuropa liefert weitere Beweise dafür. Damit kann wiederum die Einmaligkeit der österreichischen Kultur und Literatur demonstriert werden, denn auch diese Sprachinselliteraturen sind Bestandteile eines im weiteren Sinne aufgefaßten österreichischen Literaturbegriffes, deren Impulse das „Gesamtbild" dieses Schrifttums bis heute mit modifizieren. Der Traum von einer „deutschkulturell" bestimmten, vielleicht auch deutschen, Kulturhegemonie war jedoch in der Nähe der sich in immer entwickelterer Form darbietenden Nationalkulturen der östlichen Nachbarvölker bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts Illusion. Was „auf deutsch" im Grunde genommen jahrhundertelang gültig sein konnte, wurde „auf österreichisch" auf einmal uninterpretierbar.
18. DÖ S. 267-268.
19. D. h.: Sein ursprünglich ausschließlich deutscher Grundton wird mit slawischen und ungarischen Klangelementen vermengt.
20. DÖ S. 300
21. Der Begriff ist von Emil Niederhauser geprägt. Siehe in: Gonda Imre - Niederhauser Emil: *A Habsburgok. Egy európai jelenség*. (Die Habsburger. Ein Europäisches Phänomen) — Budapest: Gondolat Kiadó 1978. S. 154.

Anikó Zsigmond (Szombathely)

Leben und Person der Marie von Ebner-Eschenbach

1. Stand der biographischen Ebner-Eschenbach-Forschung

80 Jahre nach dem Tod der Autorin ist die biographische Forschung über sie durch die kritische Ausgabe des sechsbändigen Sammelwerkes von Karl Konrad Polheim[1] — mit Tagebuchaufzeichnungen und autobiographischen Schriften — erneut lebendig geworden. Damit hat die bis dahin vorherrschende relative Homogenität der publizierten biographischen Sekundärliteratur ein Ende genommen. Sie war dem Publizisten Anton Bettelheim zu verdanken. Er übernahm als erster die Aufgabe, im Auftrag des Verlags der Gebrüder Paetel, bei dem Marie von Ebner-Eschenbach damals schon öfters publiziert hatte, zu ihrem 70. Geburtstag Wesen und Werk in großen Zügen in einem Band zu schildern.[2] In fruchtbarer Zusammenarbeit mit der Autorin (häufige Konsultationen, Übergabe von Tagebüchern an ihn, Briefwechsel) konnte das Werk *Biographische Blätter* von Bettelheim in Berlin 1900 veröffentlicht werden. Hiermit entstand die erste Biographie noch zu ihren Lebzeiten. Ein zweiter ergänzter und überarbeiteter Band *Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis* erschien von demselben Verfasser 1920, also nach ihrem Tode. Das Material der bis 1950 erschienenen biographischen Abhandlungen verschiedenen Umfangs basiert vorwiegend auf dem Bettelheims. Das läßt sich größtenteils mit Ebner-Eschenbachs schlichter und zurückhaltender Natur erklären, da sie ihre Privatsphäre trotz ihres reichen geselligen Lebens niemals Fremden aufdeckte. So war zu ihren Lebzeiten Bettelheim der einzige Publizist, dem sie bis zu einem gewissen Grad Vertrauen schenkte und ihre Tagebücher und Briefe anvertraute.

Nach dem Tod der Künstlerin (1916) ging das öffentliche Interesse an ihr plötzlich zurück. Es erschienen zeitweise Dissertationen, kleinere und größere Aufsätze — meistens anläßlich ihres Geburts- und Todestages — die einzelne Aspekte ihrer Persönlichkeit bzw. ihrer Kunst darzulegen beabsichtigten. In biographischer Hinsicht ist die Promotionsarbeit Heinz Wallachs *Studien zur Persönlichkeit Marie von Ebner-Eschenbachs* erwähnenswert. Er verwies auf Mängel der Bettelheim-Biographie, wie z. B. auf die lückenhafte Darstellung der Zeit von ihrem 14. bis zum 37. Lebensjahr. Er beanstandet weiterhin die Dominanz der Besprechung der epischen Werke gegenüber der Schilderung

des Lebenslaufes. Nach Wallach fördern die bis 1950 erschienenen Publikationen kein neues Tatsachenmaterial zutage, sie gehen entweder von der Bettelheimschen Biographie oder direkt von den dichterischen Werken aus. Unter ihnen ragt die Abhandlung Moritz Neckers *Marie von Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert* hervor, in der ein Schwerpunkt auf Ebners Stellungnahme zur Standesproblematik, auf ihre Herzensgüte und Menschenliebe gelegt wird. Ähnlich wie Necker stützten sich auch Mechtild Alkemade, Rudolf Latzke, Gertraut Motzko, Josef Mühlberger, Katherine Offergeld, Heinz Rieder, Richard Schaukal sowie die Schriftstellerinnen Gertrud Fussenegger und Gabriele Reuter bei der Erschließung von Marie von Ebner-Eschenbachs Persönlichkeit vorwiegend auf ihre Werke, wodurch diese Arbeiten nicht mehr nur als Biographien, sondern eher als Werkinterpretationen anzusehen sind. Nach langer Zeit war es also Wallach, der neben den Bettelheimschen Dokumenten auch von den handschriftlichen Materialien ausging und Bettelheims Informationen ergänzte. Er nennt es ein schweres Unterfangen, da die Mehrzahl der Dokumente zum Zeitpunkt der Arbeit an seiner Dissertation nicht zugänglich war. Ein Teil blieb im Besitz Bettelheims, ein anderer blieb im Mährischen Landesarchiv, oder er ging an Verwandte (Marie Kinsky, eine Nichte; Franz Dubsky, ein Neffe) und ein weiterer Teil gelangte in die Material- und Inkunabelsammlung der Nationalbibliothek in Wien. Wallach standen nur die Österreichische Nationalbibliothek, die von Bettelheim erarbeiteten Biographien und die schon erwähnten gedruckten autobiographischen Schriften zur Verfügung.

Es mußten weitere 21 Jahre vergehen, bis die biographische Ebner-Eschenbach-Sammelarbeit durch die Dissertation Maria Grundners *Marie von Ebner-Eschenbach. Wechselbeziehungen zwischen Leben, Werk und Umwelt der Dichterin* neuere Anstöße bekam. Diese Arbeit beleuchtet den bisherigen Kenntnisstand aus einer literatursoziologischen Position, wobei die Einflüsse der Umgebung auf die Ebner-Eschenbach demonstriert werden sollen. Grundner systematisiert und ergänzt die Kenntnisse auch in werkgenetischer Hinsicht und belegt ihre Ergebnisse mit Passagen aus dem Briefwechsel und den Tagebüchern der Autorin.

Einen weiteren Meilenstein in der Forschung bedeutet die nach fast 20 Jahren veröffentlichte mehrbändige kritische Ausgabe von Karl Konrad Polheim. Er betont unter anderem den besonderen kulturhistorischen Wert der 55 Jahre lang geführten Tagebücher:

> Die zeitliche und thematische Fülle der Eintragungen bildet eine fast unerschöpfliche Fundgrube für Erkenntnisse über die Dichterin wie über ihre geistige und soziale Umwelt. Die Eintragungen berichten von den eigenen Schicksalen, Gefühlen und Gedanken der Ebner, sowohl in bezug auf äußere Angelegenheiten als auch auf gesellschaftliche, politische, religiöse und philosophische Fragen. [...] sie dokumentieren die Entwicklungs- und Textgeschichte der einzelnen Werke und deren Aufnahme in privaten und offiziellen Kreisen und lassen ermessen, wie die Dichterin darauf reagierte.[3]

Polheim deckt auch die merkwürdige und einzigartige Textsituation um die Tagebücher auf. Die Schriftstellerin begann nämlich um die Jahrhundertwende ihre Tagebücher in Hinblick auf eine Veröffentlichung durchzuarbeiten. Diese Arbeit blieb auch Bettelheim nicht unbekannt:

> Und neben so vielem, was sie gedruckt in die Welt schickte, fand sie Zeit und Lust, alte Tagebücher durchzugehen und auszukernen; immer geneigt, an sich zu zweifeln, hat sie bei der ersten Prüfung dieser Aufzeichnungen sich gewundert, wie wenig sie bieten, wie sehr sie sich auf Äußerlichkeiten beschränken.[4]

Nach Polheims Ansicht bemerkte Bettelheim die Differenz zwischen den ursprünglichen und den bearbeiteten Auszügen und interpretierte sie auf seine eigene Weise, nicht im Sinne einer philologischen Textausgabe, sondern im Sinne einer Lektüre. So entstand an manchen Stellen ein relativ subjektiviertes, literaturwissenschaftlich unbegründetes Ebner-Eschenbach-Bild, das von der Nachwelt in Polheims Deutung kritiklos übernommen wurde. So läßt sich der Widerspruch zwischen der scheinbaren Informationsarmut über die intime Sphäre in den Aufzeichnungen und dem Informationsreichtum der von Bettelheim veröffentlichten Biographien erklären. Bettelheim ersetzte die mangelnden Kenntnisse durch viel Assoziatives, was er aus dem persönlichen Umgang mit der Autorin selbst erworben haben mag.

Inzwischen trug auch schon die tschechische Germanistik zur Bereicherung der Ebner-Eschenbach-Biographie wesentlich bei. In seinem kurzen Aufsatz *Tagebücher legen Zeugnis ab. Unbekannte Tagebücher der Marie von Ebner-Eschenbach* differenziert der tschechische Literaturwissenschaftler Jiri Vesely, der nach seiner Behauptung die originalen Tagebücher — 33 handgeschriebene Bände im Mährischen Landesarchiv zu Brünn (wahrscheinlich stammen sie aus Zdislavitz) — Anfang der 70er Jahre erschloß,[5] die einzelnen vorhandenen Fassungen der Auszüge sehr treffend in „authentisch", „zensiert" (durch Bettelheim) und „selbstzensiert" (durch Ebner-Eschenbach). Er beanstandet in allen bearbeiteten Fassungen den Mangel an Unmittelbarkeit, die dem Original noch innewohnte:

> Auffallend ist der große Unterschied zwischen dem Originaltext und den „zensierten" bzw. „selbstzensierten" Abschriften, denen die Unmittelbarkeit der ursprünglichen Tagebuchnotizen fehlt. [...] Passagen, die die Dichterin später für unwichtig hielt oder die nach ihrer Meinung zum Zwecke der Veröffentlichung einen allzu privaten Charakter trugen, wurden ausgelassen.[6]

So unternahm es Polheim, nach all diesen Versuchen der Ebner-Eschenbach-Forschung, eine wirklich kritische Ausgabe vorzubereiten, fern jeglicher individualisierender Interpretation.

2. Das Leben der Marie von Ebner-Eschenbach

2.1. Jugend und Erziehung

Der Familienname Dubsky verrät ihre nicht rein österreichische Abstammung. Die Ahnen väterlicherseits gehörten zu einem alten böhmischen Adelsgeschlecht: die Aufzeichnungen über den Familienstamm reichen bis ins 15. Jahrhundert zurück. Der Vater Marie von Ebner-Eschenbachs, Franz Dubsky, machte die Völkerschlacht bei Leipzig mit und kehrte als Major nach Hause. 1829 heiratete Franz Dubsky Baronesse Marie Vockel, die Mutter der Autorin, die ihm zwei Töchter schenkte, aber früh, nach der zweiten schweren Entbindung starb. Baronesse Vockel war das einzige Kind des sächsischen Freiherrn Friedrichs, der das Zdislavitzer Gut in Mähren erwarb und es erfolgreich bewirtschaftete. Das Ehepaar (die Eltern Ebner-Eschenbachs) ließ sich auf dem mütterlichen Gut in Zdislavitz nieder, das von nun an zum Mittelpunkt des verwandtschaftlichen Verkehrs wurde. Vom Andenken an die eigene Mutter konnte sich die Schriftstellerin nie lösen, obwohl sie mehrere Stiefmütter hatte, die sie und ihre leibliche Schwester wie ihre eigenen Kinder aufnahmen. In ihren Memoiren idealisiert sie große Teile ihrer Kindheit. Die Idealisierung resultiert aus dem zeitlichen Abstand von fast 70 Jahren und der Sehnsucht einer alternden Frau nach der verflossenen Jugend. Es sind die Memoiren einer Frau, für die die Institution der Familie immer zu den höchsten Werten des Lebens zählte und für die der Familienbesitz und die dort verlebten Jugendjahre in allen Lebensphasen vollkommene Harmonie und Ruhe symbolisierten. Es war für ein selbstbewußtes und tieffühlendes Mädchen, wie die junge Marie von Ebner-Eschenbach es war, nicht leicht, sich in einem von patriarchalischer Autorität geprägten Haus durchzusetzen. Als Haupt der Familie galt der Vater, dem die Rolle des Pädagogen nicht besonders gut gelegen haben soll.[7] Wallach erinnert an sein ungeduldiges Wesen und die Unfähigkeit, das Vertrauen seiner Kinder zu gewinnen. Nach der herkömmlichen Rollenverteilung in der Familie war der Vater nicht für die Kindererziehung zuständig. Eine Wirtschaft wie seine erlegte ihm viel Arbeit und viele Sorgen auf. Den Sitten der slawischen Umwelt gemäß galt er auch als Haupt seiner Gemeinde, er hatte für seine Dienerschaft und Bauernschaft zu sorgen, insbesondere in der Zeit bis 1848, bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Diese Zeit fällt mit der Kindheit der Ebner-Eschenbach zusammen. Ihre geistige und seelische Entwicklung verlief einerseits noch nach einem patriarchalischen Modell, in dem alle Angehörigen der Familie (im weiteren Sinne auch der Leibeigenen) in eine hierarchische Pyramide eingestuft wurden, mit dem Vater an der Spitze als größter Autorität. Die Mähren als ein slawisches Volk waren von ihrer geistigen Veranlagung her tief autoritätshörig. Diese Gesinnung mag den Geist der Schriftstellerin stark geprägt haben, daher kann ihr Zugehörigkeitsgefühl rühren. Sie schätzte die ihr Unterstellten, die Bauern, nicht minder, das bestätigen ihre zahlreichen

sympathischen Volksfiguren. Für Ebner-Eschenbach war der Umgang mit den Menschen aus dem Volk selbstverständlich und keineswegs peinlich, sie wuchs unter ihnen heran, verkehrte mit ihnen tagtäglich. Die kleine Marie Dubsky lernte früher Tschechisch als Deutsch.

Den stofflichen Reichtum ihrer späteren Novellenkunst kann sie teilweise ihren aus der Kindheit stammenden Kenntnissen über die ländlichen und städtischen Bevölkerungsschichten verdanken. Trotzdem wird sie von manchen Literaturwissenschaftlern der Partikularität ihrer stofflichen Quellen beschuldigt.[8] Es kann zur Verteidigung der Autorin gesagt werden, daß sie keine Zeitromane schreiben wollte, nicht die Absicht hatte, das Leben der Gesellschaft als Totalität zu schildern. Sie zeichnete kleinere Kulturbilder, durch deren Gesamtheit sich das Spezifische einiger Gesellschaftsschichten erfassen läßt. Sie spiegeln unter anderem die typische Lebensführung des österreichischen Adels im 19. Jahrhundert:

> Im Winter wohnte der Vater, wie das für einen begüterten Ehemann schicklich war, in der Kaiserstadt, der Sommer wurde auf der Herrschaft in der Markgrafsschaft Mähren verbracht. Von Kind auf lernte die Kleine Wien und die Provinz, Bauern und Städter, Deutsche und Slawen, Bürger und Aristokraten aus eigener Anschauung kennen.[9]

Die Entwicklung der kleinen Komtesse läuft andererseits in einem streng konventionellen Modell nach dem pädagogischen Schema der österreichischen Aristokratie ab. Diese Art von aristokratischer Bildung und Erziehung bereitete der jungen Künstlerin viele Unannehmlichkeiten:

> Die kleine Marie war ein ungemein fröhliches, wildes und unbändiges Kind, dem [...] die früheste Jugend wiederholt durch unglücklich gewählte Gouvernanten grausam verdorben wurde.[10]

Den Wert dieser adligen Komtessenbildung, die auch der kleinen Autorin zuteil wurde, zweifelte nicht nur die Mit- und Nachwelt aufs neue an, sondern auch die Ebner-Eschenbach selbst stellte ihn in jeder Periode ihres Lebens in Frage und thematisierte ihn in ihrem künstlerischen Schaffen. Man denke nur an Werke wie *Komtesse Muschi* und *Komtesse Paula*. Den kleinen Komtessen sollte kein gehaltvolles Wissen beigebracht werden, sondern der Schwerpunkt lag auf dem Beherrschen der geselligen Umgangsformen. Demgemäß sollten sie tanzen, musizieren, zeichnen und Fremdsprachen können und ein bißchen Literatur, Geschichte, Geographie; auch Handarbeiten wie stricken, sticken und häkeln gehörten zum Kanon der Fertigkeiten und Fähigkeiten. Naturwissenschaftliche Fächer und klassische Bildung waren aus dem weiblichen Lehrplan verbannt. Ebner-Eschenbach machte Fortschritte und zeigte schon früh Interesse für das Auswendiglernen französischer Gedichte. Das Lernen an sich bereitete ihr keine Schwierigkeiten, aber es sei ihr widerwärtig gewesen. Laut Bettelheim haben ihre Lehrer mißbilligend behauptet: „Wie kann man so schlecht lernen, wenn man so leicht lernt?“[11] Der kleinen Ebner-

Eschenbach war auch das Stricken verhaßt, und es fehlte ihr an musikalischem Gefühl: „Als sie einmal mit ihrer Schwester einen spanischen Tanz vorführen sollte, bereitete es ihr viel Schwierigkeit und Kummer. Aus demselben Grunde wurden ihr die Klavierstunden zur Qual."[12]

Das Übergewicht des französischen Elements läßt sich auch daran erkennen, daß die kleine Ebner-Eschenbach ihre ersten dichterischen Versuche in französischer Sprache verfaßte. Es waren kleinere Strophen, die sie selbst dichtete, in ihr Heftlein schrieb und vor der Schwester Friderike und der Großmutter Vockel rezitierte. Die abweisende Aufnahme ihrer dichterischen Veranlagung durch die Großmutter und später durch die ganze Verwandtschaft verbitterte ihre Kinderjahre. Derartige Versuche könnten in Adelskreisen unstandesgemäß gewirkt haben, denn die Familie versuchte das dichterisch talentierte Mädchen durch wiederholte Verbote zurückzuhalten, so daß ihr nichts anderes übrigblieb, als das Dichten im geheimen fortzusetzen. Es kostete die Ebner-Eschenbach große Gewissensqualen und Überwindungskraft, sich der Autorität der Familie entgegenzusetzen, aber die eiserne Entschlossenheit der dichterischen Berufung war schon in der Kindheit da und wandelte sich während der Jahrzehnte auch trotz der öffentlichen Mißbilligung nicht. Gabriele Reuter zählt somit die Autorin zu den charakterfestesten Persönlichkeiten, bei der die Kunst zum unvermeidlichen Schicksal wurde:

> Im Geiste der gütigen, heitern und hilfreichen, aber in keiner Weise aus ihren Weisen aufrührerisch herausstrebenden Frau brannte seit frühester Jugend ein Feuer, das sie unablässig mit ihren besten Kräften und Säften nährte, bis alles, was ihr Dasein ihr an Eindrücken, Erfahrungen und Empfindungen schenkte, in seiner Weissglut zu den lieblichsten, köstlichsten Kunstwerken umgeschmolzen wurde.[13]

Natürlich deutet Reuter Ebners Schaffensdrang nicht ohne Unbefangenheit, aber die Biographien stimmen darin völlig überein, daß sich Ebner-Eschenbach mit einer unaufhaltsamen dichterischen Gabe hervortat. Wallach nennt sie einen „unbewußten Trieb."[14] Nach dem Tode der dritten Stiefmutter heiratet der Vater wieder eine Gräfin Kolowrat. Die neue Stiefmutter hob das Haus in eine vornehmere Atmosphäre, sie legte größeren Wert auf die ästhetische Bildung der beiden Schwestern und ließ sie nur bei den bewährtesten Meistern und Lehrern aus der Stadt Unterricht nehmen. Den Mädchen wurde die gesellige Etikette, das hocharistokratische Benehmen beigebracht. Sie initiierte ferner die Theaterbesuche der Mädchen. Die Familie besaß eine eigene Loge im Burgtheater. Das Burgtheater war nach Ebner-Eschenbach im vormärzlichen Wien die einzige Stätte, wo der Geist des Josephinismus herrschte.[15] Diese Besuche sollten zum ersten Schritt in die künstlerische Laufbahn werden, denn Marie von Ebner-Eschenbach träumt mit 13 Jahren von der Aufführung eigener Dramen auf der Bühne: „ich dachte mir; über kurz und lang werden Deine Stücke hier aufgeführt, und Deine Worte werden von der Bühne wie Funken herabsprosseln."[16]

Solche Äußerungen könnten auch als kindische Schwärmereien eines impulsiven Mädchens angesehen werden, aber in den künftigen fast zwei Jahrzehnten bewahrheiteten sie sich als ernst gemeinte Absichten. Zu dieser Zeit erhielten die Schwestern eine neue Erzieherin, eine Deutsche, Marie Kittel, die sie mehr als die Gouvernanten auf das Erlernen der bis dahin vernachlässigten deutschen Sprache drängte und als einzige die kleine Ebner-Eschenbach zum Dichten ermutigte. Sie hatte von Kindheit an eine philosophische Natur, reine Daseinsfragen prägten schon früh ihr Interesse, wie es bei Bettelheim dokumentiert wurde: „Ich weiß, daß ich Jahre lang den Zweifel in mir trug, ob denn außer mir noch etwas wirklich sei, ob ich nicht allein lebe, fühle, atme in einem ungeheuren Nichts."[17]

Mag eine derartige Ausdrucksweise auch von der erfahrenen Autorin stammen, der Inhalt kommt von dem Kind, das sich schon fast ein Menschenalter früher damit beschäftigt hatte, auch wenn ihm der Sinn noch nicht bewußt gewesen sein mag. Die ernsthafte Denkweise zeigt sich auch schon bei der Lernmethode von Ebner-Eschenbach. Laut Wallach war sie „beim Lernen nie oberflächlich".[18]

Eine Anregung zur Bildung und zur künstlerischen Produktion erfuhr die junge Komtesse von ihrem 15 Jahre älteren Cousin Moritz, der sie ermutigte, mit dem Schreiben nicht aufzuhören.

Um sich endgültig des Talentes oder Untalentes der Stieftochter zu vergewissern, legte Xaverine, Ebner-Eschenbachs dritte Stiefmutter, einige ihrer Gedichte dem damals hochgeachteten Dichter Franz Grillparzer vor, der folgendes Urteil fällte:

> Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. [...] Was noch fehlt, ist jene Reife, die den Dichter erst zum Künstler macht, jene durchgehende Verständlichkeit, die den Gedanken ungehindert auf den Zuhörer (oder auf den Leser) überträgt.[19]

Mit diesem positiven Bescheid nahm die Kindheit der Ebner-Eschenbach ihr Ende.

2.2. Ehe und Selbstbildung

Im Juli 1848 fand die Trauung von Marie Dubsky und Moritz von Ebner-Eschenbach statt. Das Brautpaar war blutsverwandt, sie waren Vetter und Base, Maries Vater und Moritz' Mutter Geschwister. Er schrieb in seinen Memoiren:

> Ich kannte besser als irgend jemand auf der Welt einen Offizier in mittleren Jahren, der in seine jugendliche Base etwas verbrannt war. Als Student verbrachte der nachmalige Offizier dort seine Ferien, als die kleine Base auf die Welt kam. [...] Sie wuchs heran zu einem ernsten, sinnigen Mädchen [...] erfüllt von heißem Verlangen nach großen Taten. [...] Fördern konnte der Vielbeschäftigte nur wenig die in fremder Richtung strebende, welche unentwegt mit eisernem, nie erlahmendem Fleiß die Lücken ihrer Bildung ausglich.[20]

Trotz der Kürze läßt der Auszug die wichtigsten Züge dieser Ehe erkennen. Die beiden Menschen waren durch einen relativ großen Altersunterschied getrennt, was sie aber keineswegs hinderte, eine harmonische Ehe zu führen. Frau und Mann waren 50 Jahre lang im wahrsten Sinne des Wortes Partner und Lebensgefährten, durch eine tiefe seelische Zuneigung miteinander verbunden. Der gegenseitige Respekt war die wichtigste Grundlage dieser Heirat. Das Maß der Liebe und Leidenschaft der Beziehung blieb der Nachwelt verborgen. Von keinem Philologen ließ es sich aufdecken, wahrscheinlich wurde es wegen des zu hohen Grades an Intimität weder Memoiren noch Tagebüchern anvertraut. Ebner-Eschenbach war keine leidenschaftliche weibliche Natur, ebensowenig gestaltete sie instinktive weibliche Figuren. Sie schuf unter den zahlreichen Frauenfiguren nur zwei dämonische weibliche Gestalten mit stark erotischer Ausstrahlung. Eine war Margarethe, deren mißglückte Darstellung die Autorin am 25. 3. 1878 bekannte:

> Zu meinem Verdruße mußte ich etwas aus der Margarethe vorlesen und hatte wenig Dank davon. Weilen fand sie zu wild und elementar. Moriz meinte, ich sei dem Stoff nicht gewachsen.[21]

Die Sekundärliteratur war sich über das hohe Maß an harmonischem Zusammenleben des Ehepaares einigermaßen einig, erst neuere Arbeiten versuchen diese Annahme etwas in Frage zu stellen:

> Es scheint, als hätte sich Ehemann Moritz mit dem Ziel der frühen bürgerlichen Frauenbewegung, Frauen durch Bildung zu vollwertigen Partnerinnen des Mannes zu machen, gerne zufriedengegeben, ohne den Schritt zu einer Berufstätigkeit — Marie Ebner hat ihr Schreiben letzlich als Berufsausübung verstanden — zu begünstigen.[22]

Unbestritten bleibt die positiv fördernde Wirkung, die der Mann auf seine Frau hinsichtlich ihrer Bildung ausgeübt hat. Beide wollten Marie nicht nur als Moritz' „supporting wife" betrachten. Roßbacher weist Moritz von Ebner-Eschenbach die Rolle des „Führers aus einer mangelnden in eine auf der Höhe der Zeit stehenden Bildung"[23] im Leben von Marie zu. Er verweist — gestützt auf Tagebucheintragungen — allerdings auf die ambivalente Situation der Ebner-Eschenbach als Ehefrau und Schriftstellerin:

> Ich sagte ihm aber: Du hast es leicht fleißig zu sein. In Deiner das heißt: in unserer Familie nimmt es Dir niemand übel, daß Du Seeminen legen willst, während Du meine armen Theaterstücke am liebsten in die Luft sprengen möchtest.[24]

Ob die Erfolglosigkeit der Ehefrau auf dramatischem Gebiet zu ernsten Streitigkeiten führte, oder ob sie einzig und allein von der Autorin innerlich verarbeitet wurde, blieb bis heute ungeklärt, jedenfalls findet man in den Dokumenten ab und zu verborgene Stellen, die das Mißfallen des Ehemanns zum Ausdruck bringen. Offensichlich dürfte das immer häufigere Auftreten quälender Augenleiden, Gesichtsschmerzen und Migränen nach dem 30.

Lebensjahr mit dem verdrängten Streß, der verborgenen Enttäuschung über die Ablehnung der Schriftstellerei durch die Mitwelt verbunden gewesen sein. Die in anderen Bereichen zwischen ihnen bestehende Harmonie wurde an diesem Punkt immer wieder gestört. Mit der Zeit mußte die Ebner-Eschenbach nicht nur die adeligen Vorurteile der eigenen Verwandten gegen weibliches Schreiben, die bösartige, schadenfrohe Kritik, sondern auch die wachsende Antipathie des Ehemannes gegenüber ihrer erfolglosen dramatischen Kunst überwinden. Erst 1889, mehr als 15 Jahre nach der endgültigen Abrechnung mit der Dramatik und immer noch auf der Suche nach dem ersehnten Erfolg, aber doch schon durch die positive Rezeption mancher erzählerischer Werke bekanntgeworden, gestand die Ebner-Eschenbach, von ihrem Ehemann trotz seiner Reserve akzeptiert worden zu sein: „aber er gibt zu, daß ich nichts dafür kann."[25] Ihm, dem erfolgreichen Wissenschaftler der Ingenieurakademie, war es jedenfalls unbegreiflich, wieso sich seine Frau trotz ihrer gescheiterten künstlerischen Versuche immer noch behaupten wollte.

Nachdem die Akademie nach Klosterbruck bei Znaim versetzt worden war, siedelte das frisch vermählte Ehepaar in diese Provinzstadt über, wo die Kultivierung des Talents der Ebner-Eschenbach begann. Das Lesen von vielen literarischen, philosophischen und psychologischen Büchern bereicherte ihren Wissenshorizont. Sie nahm in deutscher Sprache, in Grammatik und Stilistik Unterricht bei einem Professor der deutschen Literatur, einem gewissen Joseph von Weilen, der selbst dichterische Versuche unternahm und Dramen verfaßte. Er gehörte lange zu den Persönlichkeiten in Ebner-Eschenbachs Leben, deren Meinung sie beachtete. Zum Bekanntenkreis gehörten aber vor allem die Kollegen ihres Mannes. Aus dieser Zeit gibt es keine Dokumente, die die gesamte Lektüre der Ebner-Eschenbach aufzählen. Die erste Phase der autodidaktischen Bildung und die ländliche Einsamkeit endeten 1861, als das Ehepaar seinen dauernden Wohnsitz wieder nach Wien verlegte.

Im weiteren Verlauf des Lebens hatte Ebner-Eschenbach keinen Lehrer — im Sinne eines systemhaften Studiums — mehr. Sie war umgeben von Freunden und Freundinnen, die sich als Ratgeber vorzüglich eigneten und der Autorin zu Aneignung eines hohen Grades an Wissen verhalfen. Neben ihrem Mann war es dieses engere Milieu, unter dessen Einfluß die Autorin ihre Leseerlebnisse bereichern konnte und darüber sowohl mündlich als auch brieflich zu diskutieren vermochte. Ebner-Eschenbachs Belesenheit kann in den Tagebuchaufzeichnungen und im Briefwechsel hervorragend verfolgt werden. In den 60er Jahren begann sie in den Tagebüchern in monatlicher Zusammenfassung ihre Lektüre aufzulisten. Viel Gelesenes wurde gelegentlich kurz kommentiert, was den belletristisch-ästhetischen Geschmack der Autorin aber nur detailhaft, nicht ausführlich spiegelt. Vesely betont, wie gern die Ebner-Eschenbach die zeitgenössische russische Literatur (Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski) las, meistens in französischer Übersetzung. Er charakterisiert Ebner-Eschenbachs Lesegeschmack folgendermaßen:

> Marie Ebner liebte vor allem realistische, auch wohl romantische Erzählungen und Romane mit epischer Breite und geradlinig angelegtem Handlungsablauf, ohne Verwirrungen, ohne jegliches Chaos.[26]

Ebner-Eschenbach hatte natürlich eine Vorliebe für Belletristik. Sie las ältere Literatur und zeitgenössische, europäische und deutsche. Sie war eine hervorragende Kennerin des zeitgenössischen deutschsprachigen literarischen und Bühnenlebens. Sie kannte die Werke von Gotthelf, Storm, Grabbe, Heyse, Ludwig, Keller, Fontane, Freytag, Immermann und Droste-Hülshoff; von den Österreichern die Werke von Saar, Stifter, Grillparzer, David, Sacher-Masoch, Rosegger und Franzos; und insbesondere viele Autorinnen und Autoren, die heute teils in Vergessenheit geraten sind wie Louise von Francois, Betty Paoli, Adele Wesemal, Fanny Lewald, Josephine Knorr, Minna Wickenburg, H. Hopfen, Hammerling, Karoline Pichler, Anna Pongratz, C. Detlef und Baronin Dinklage. (Die Aufzählung ist keineswegs vollständig.) Sie sah das Ideal der Kunst in den Werken der Klassiker und der Realisten erreicht. Den Naturalisten brachte sie Unverständnis entgegen, während sie die Impressionisten amüsant fand. Sie lehnte alles Rohe, Triviale und Dissonante ab. Ebner-Eschenbach interessierte sich auch für Literaturwissenschaft, Philosophie und Psychologie sowie für die aktuelle Politik.

2.3. Der Einfluß des Milieus

Zu ihrem engeren Milieu gehörte anfangs die Familie, mit deren Mitgliedern sie ein tiefes Zugehörigkeitsgefühl, basierend auf ihrer patriarchalischen Erziehung, verband. Sie pflegte regelmäßige Kontakte zur einzigen Schwester und den zwei Brüdern sowie deren Kindern. Trotz ihrer Kinderlosigkeit liebte sie die Kinder, sodaß sie bald die Lieblingstante aller ihren Neffen und Nichten wurde.

In den ersten zwei Jahrzehnten ihrer Ehe mußte sie sich immer wieder gegen die Familie und gegen die Kritik durchsetzen. Aus den Tagebüchern der 60er Jahre geht hervor, wie tief sie durch das Unverständnis der Familie ihrem Schreiben gegenüber getroffen war. Nach der höhnischen Rezeption ihres Dramas *Waldfräulein* faßte Ebner-Eschenbach am 15. 1. 1873 den schweren Entschluß, mit der Dramatik endgültig zu brechen:

> Die Zeitungen aller Gattungen und Tendenzen überschütten das 'Waldfräulein' und dessen Autor mit Hohn. [...] Aber die schmachvolle Behandlung, die es erfährt, verdient es nicht. Ich weiß auch nicht, wie ich zu der persönlichen Gehässigkeit komme, die mir von allen Journalen, ohne Ausnahme, bewiesen wird. Unter der Flut von Beschimpfungen, die auf mich niederhagelten, wagte ich mich kaum auf die Straße.[27]

Zu dem engeren Freundes- und Bekanntenkreis gehörten in den 60er und 70er Jahren in erster Linie Dichterkollegen und Persönlichkeiten, die mit der Belletristik auf irgendeine Weise verbunden waren und sich in dieser schweren Periode als ihre Berater betätigten.

Durch Iduna Laubes salonähnliche Nachmittagskaffees machte sich Ebner-Eschenbach mit deren Mann, vielen Literaten und Schauspielern des Burgtheaters bekannt. Heinrich Laube war Burgtheater-Direktor. Maria Grundner sieht ihn nicht nur als eine fördernde, sondern auch als eine hemmende Kraft[28] in der Dramatik der jungen Ebner-Eschenbach. Ihm ging es in erster Linie um das Wohl des Theaters, um die positive Aufnahme aufgeführter Stücke; epigonale historische Dramen, welche die Ebner-Eschenbach schuf, erfüllten bei weitem nicht die Erwartungen des Wiener Publikums. Friedrich Halm beriet die Ebner-Eschenbach auch oft, besonders nach 1868, nachdem er zum Burgtheaterdirektor gewählt worden war. In der Person Faust Pachlers, eines erfolglosen Schriftstellers, fand sie eine verwandte Seele. Viel nützten seine Ratschläge allerdings nicht. Zu Grillparzer hatte sie persönlichen Kontakt.

Die Mehrzahl der Freundschaften mit Dichter- und Schriftstellerkollegen konstituierte sich ab der Mitte der 70er Jahre, in der Periode des epischen Schaffens. Künstlerisch konnte Ebner-Eschenbach davon schon mehr profitieren. Mit dem Übergang zur Epik scheint sie ihre Verzweiflung teilweise überwunden zu haben, sie konnte sogar durch den Umgang mit ihrem breiteren Umkreis ein wenig Mut gewinnen; ihr Selbstvertrauen wuchs etwas an. Das endlose Zweifeln an sich selbst, die geringe Selbstachtung, die ihrer Bescheidenheit entsprungen war, begleiten sie jedoch bis ans Lebensende. Sie brauchte die Gesellschaft von Persönlichkeiten, die ihr Mut einflößten und an sie glaubten. Eine Liste der Bekannten zeigt überraschenderweise einen höheren Anteil von Bürgerlichen als von Adligen. In all ihren Beziehungen appellierte sie immer an die Ehrlichkeit: unverdientes Lob lehnte sie ab. In ihren eigenen Kreisen fand sie diese Wahrhaftigkeit nicht immer vor. Für die Haltung der Aristokratie war eben das Gegenteil dieser Gesinnung signifikant, die Oberflächlichkeit.

In der ungewollten Wahl der Freunde scheint sich die Position zu bestätigen, daß die Ebner-Eschenbach hinsichtlich der Träger der Kultur und Wissenschaft zum Bildungsbürgertum tendierte, wobei sie sich vom Adel durch dessen kritische und ironische Darstellung distanzierte. Wenn Alkemade im Lesegeschmack der Autorin doch noch an den sog. aristokratischen Sinn appelliert, mag sie es in einer positiven Färbung behaupten. „Aristokratisch" verweist auf die Feinheit, auf den Anspruch der Form, auf den Ernst des Inhaltes, auf eine edle und humane Haltung zur Welt, die das fortschrittliche Bürgertum allmählich vom echten historischen Adel übernahm, nicht auf die oberflächliche, inhaltslose, äußere Eleganz, die sich adlige Kreise aneigneten, um den Verlust ihrer ökonomisch führenden Position ausgleichen zu können.

Anfängliche geschäftliche Beziehungen zu Eduard Devrient, Theaterdirektor in Karlsruhe, zu Julius Rodenberg, Verleger der *Deutschen Rundschau* verwandelten sich in freundschaftliche. Mit Rodenberg trafen sie sich persönlich nur zweimal. Die kleinepischen Werke wurden von Rodenberg in der *Deutschen Rundschau*, in der damals Berühmtheiten wie Meyer und Keller

einiges veröffentlichten, in Fortsetzungen publiziert. Einen wichtigen Platz nahm in ihrer künstlerischen Entwicklung der Schriftsteller Ferdinand von Saar ein. Die Freundschaft begann 1867; neben dem persönlichen Umgang fand auch ein brieflicher statt. Marie von Ebner-Eschenbach unterstützte den jungen Saar zudem finanziell, aber viel wichtiger ist bei beiden die gegenseitige Bewunderung für die Werke des anderen, die Beurteilung des literarischen Gepräges der Zeit, die fachliche Beratung, die sie einander erwiesen und das Verständnis des altösterreichischen ethischen, sozialen und kulturellen Systems. Heinz Kindermann sieht den Grund für die Freundschaft auch in dem „gemeinsamen Los des Nichtverstandenwerdens".[29] Saar schätzt an der Schicksalsgenossin „die Gewalt der Charakteristik".[30] Paul Heyse, der zu seiner Zeit bekannte Novellist, zählte ebenfalls zu den Freunden der Autorin. Sie unterwarf sich widerspruchslos der gutmütigen Kritik, die Heyse hie und da an ihren epischen Werken übte. Dieser Kontakt fand hauptsächlich brieflich statt, er gab der Autorin auch das fehlende Selbstvertrauen:

> Ich habe nicht nur dem Poeten, ich habe auch dem gütigsten Menschen für ein Wohlwollen zu danken, das mir alten Dilettantin von Ihnen zu gespendet, als ein nie erhofftes Wunder erscheint. Jedes Zeichen desselben erweckt in meiner Seele eine nur bisher fremd gebliebene wunderschöne Zuversicht, und lehrt mich noch am Ende meiner bescheidenen Laufbahn leise hoffen: 'Es muß doch etwas an dir sein!'[31]

Auffallend ist bei jeglichem Briefwechsel der Ebner-Eschenbach der bescheidene Ton dem Angeredeten gegenüber. Dies meint nicht nur eine plastische Höflichkeit, sondern auch ehrlichen Respekt vor dem Briefpartner. Heyse leistete auch in fachlichen Fragen eine ansehnliche Hilfe. Er machte die Schriftstellerin z. B. auf ihre Verstöße gegen die epischen Gattungen aufmerksam. Heyse verfaßte bekanntlich zahlreiche Abhandlungen über die Gattungsgeschichte der Novelle, der Erzählung und des Romans. Er wies im Zusammenhang von *Rittmeister Brand* und dem *Gemeindekind* darauf hin, daß einige Werke der Ebner-Eschenbach zwischen Roman und Novelle stehen. *Rittmeister Brand* „sollte eine größere Geschlossenheit, eine festere Silhouette gegeben werden, dem *Gemeindekind* fehlen zum eigentlichen Roman die weiten Horizonte, zur Novelle die Einheit des Grundmotivs."[32]

Einen Anstoß zur psychologischen, philosophischen und ästhetischen Fundierung von Ebner-Eschenbachs Denkart gab Dr. Joseph Breuer, der Hausarzt der alternden Schriftstellerin, den sie Mitte der 80er Jahre durch einen Kreis von Wissenschaftlern bei ihrer Freundin Ida von Fleischl kennenlernte. Ebner-Eschenbach pflegte außer persönlichen Begegnungen fast drei Jahrzehnte lang auch einen Briefwechsel[33] mit Breuer. Kann hebt die Bedeutung Breuers, der eine Weile mit Freud gemeinsam arbeitete und einige psychopathologische Arbeiten veröffentlichte, auf dem Gebiet der Physiologie und der Psychiatrie hervor. Er würdigt ihn nicht ohne Übertreibung als jemanden, der vor und mit Freud als erster das Tor zur psychoanalytischen

Behandlung erschloß. Zweifellos zählte Breuer als Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zur sog. kulturellen Elite. Der Gedankenaustausch der beiden zeigt, in welch hohem Maße die Ebner-Eschenbach für alles Mentale und Transzendentale empfänglich war. Von Breuer angeregt, las sie 1901 den Moralphilosophen Fechner, dessen Ansichten einen dauernden Einfluß auf sie gewannen. Zu dieser Zeit war sie schon sehr berühmt, konnte aber das Gefühl nicht loswerden, ihre Zeit als Künstlerin sei abgelaufen:

> Es gibt nichts Demütigeres und nichts Dankbareres als eine alte Künstlerin. Sie findet sich ja eigentlich gar nicht berechtigt, noch etwas hervorzubringen, sie findet es geboten, sich dringend zu entschuldigen, daß sie es wagt, abermals mit einer neuen kleinen Produktion zu erscheinen.[34]

Ab und zu wurde sie auch ästhetisch von Breuer beraten oder ehrlich respektiert. Zum Erscheinen der Sammlung *Altweibersommer* schrieb Breuer am 16. 10. 1909 an die Autorin: „Soviel tiefe Güte und lächelnde Weisheit, soviel Grazie und soviel Kunstverstand!"[35] Das oben angeführte Zitat war die Antwort auf dieses Lob.

Einen ansehnlichen Anteil an den freundschaftlichen Beziehungen machten die Freundinnen aus, unter denen sich auch Dichterinnen und Schriftstellerinnen befanden.

Im Wiener Heim der Gräfin Luise Schönfeld verbrachte das Ehepaar Ebner-Eschenbach schöne Stunden. Der Kreis von Gräfin Auguste von Littrow-Bischoff, die als leidenschaftliche Anhängerin Grillparzers und als Mäzenatin der Kunst galt, brachte der Ebner-Eschenbach die Bekanntschaft vieler Gelehrter der Universität. Eine lebenslange wahre Freundschaft entstand mit Frau Ida von Fleischl, die sie im Salon Iduna Laubes in den 50er Jahren kennenlernte. Der Kontakt vertiefte sich erst in den 60er Jahren, von da an aber wurde Ida von Fleischl für die Ebner-Eschenbach eine unentbehrliche Ratgeberin. Sie betätigte sich künstlerisch nicht, verfügte jedoch über eine hohe philosophische und geschichtliche Bildung und versuchte die grammatische, stilistische und syntaktische Kenntnis ihrer Freundin zu erweitern. Sie war es, die die sprachliche Korrektur der Manuskripte ihrer Freundin immer besorgte und die Ebner-Eschenbach bei der inhaltlichen Bearbeitung eines Themas mit Rat und Tat zur Seite stand. Die Wichtigkeit und der Respekt vor Ida von Fleischl wird immer wieder in den Tagebüchern dokumentiert:

> In dieser Geschichte (Das Gemeindekind) ist nicht ein Kapitel, bei dem ich Ida nicht zu Rate gezogen hätte, nicht eine Zeile, die ihr nicht vorgelegt worden wäre. Wenn sie aber sagt: 'Laß, es ist gut!' dann war ich aller Sorge enthoben.[36]

Zu Ida von Fleischl gesellte sich noch eine dritte Frau, die Lyrikerin Betty Paoli, die sich als Erzieherin und Gesellschafterin ihren Lebensunterhalt verdiente. Sie lebte bei Ida von Fleischl als Hausgenossin. Sie verfaßte

zeitweise Essays und Kritiken für Zeitschriften und wurde allgemein bekannt. Betty Paoli soll auf Marie von Ebner-Eschenbach mächtig eingewirkt haben, außerdem trat sie in Zeitschriften wohlwollend für sie ein, wie das u. a. ein Auszug der Rezension über *Bozena* zeigt:

> Wenn eine Singstimme durch fortgesetzte Übung an Schönheit und Rundung des Tones gewinnt, so hat das Talent der Verfasserin, durch den Fleiß, der ihr zur Seite steht, zusehends an Umfang und Tragweite gewonnen. [...] Dieser Fleiß, diese unnachsichtige Strenge gegen sich selbst, diese Hingebung, die keine Mühe und Arbeit scheut, wenn die im Entstehen begriffenen Werke zutage kommen können, sie sind es, die den Künstler vom Dilettanten unterscheiden.[37]

Eine andere Freundin, eine deutsche Schriftstellerin, beriet von den 80er Jahren an die Ebner-Eschenbach in künstlerischer Hinsicht. Es war Louise von François, mit der eher ein brieflicher Verkehr stattfand als ein persönlicher. Zu einem ersten Treffen kam es 1880. Die beiden Schriftstellerinnen brachten einander gegenseitige Bewunderung entgegen. Ida von Fleischl, Betty Paoli und Louise von François starben noch vor 1900, der Verlust traf die Ebner-Eschenbach sehr schwer. Diese drei Frauen waren die einzigen weiblichen Gleichgesinnten, die die Ebner-Eschenbach jahrzehntelang in ihrer Karriere unterstützten, ihr auch in den schwersten Jahren Verständnis entgegenbrachten und sich über den Erfolg mitfreuten.

Nach 1900 war die Ebner-Eschenbach immer noch von einer Generation jüngerer Freundinnen umgeben, wie Enrica von Handel-Manzetti (Schriftstellerin), Hermine Villinger (Heimaterzählerin), Isolde Kurz (Novellistin), aber die Beziehung zu diesen Frauen hatte eher mütterlichen Charakter oder den eines Verhältnisses zwischen Meister und Lehrling, die Autorin empfing keine Anregungen mehr.

3. Psychologische Basis der Stoffwahl

Jedes Mitglied dieses Freundeskreises und ihre Lektüre brachten für Ebner-Eschenbach neue Erfahrungen, mit denen sie an die für sie so wertvolle Arbeit, ans Schreiben heranging. Das Talent offenbarte sich schon in ihrer Kindheit. Es sollte mit Kultur und Bildung — angeeignet durch eiserne Ausdauer, Entschlossenheit und Fleiß — ergänzt werden, so daß sie nach langem Suchen auf ihrem eigentlichen Feld, der Novellistik, den Erfolg bescheiden genießen durfte.

Ihr angeborenes tiefes psychologisches Wissen, gepaart mit der reichen, während der Jahrzehnte angehäuften individuellen Welt- und Menschenerfahrung, die einer realistischen Beobachtungsgabe entspringt, thematisierte Ebner-Eschenbach in ihrem epischem Werk. Schon früher, zu ihren Lebzeiten, hob ein anderer Wissenschaftler die Wichtigkeit des seelischen Moments als Quelle der Interpretation und des stofflichen Ansatzes ihrer Werke hervor, indem er sie als einen Gefühlsmenschen titulierte und behauptete,

„ihre Werke seien aus einem Erlebnis heraus“[38] empfunden. Dieser Erlebnisbegriff umfaßt nicht die äußeren objektiv faßbaren Geschehnisse und deren Verarbeitung im Werk, sondern den Reichtum des inneren Geschehens, d. h. wie äußeres Geschehen, das nicht unbedingt der Schriftstellerin selbst zustieß, sondern ihr mehrfach übertragen wurde, durch sie verinnerlicht wurde und im künstlerischen Werk Niederschlag fand. Auf diese Weise hatte die Autorin zu allem ein persönliches Verhältnis. Wallach sieht das Wesen ihrer künstlerischen Darstellungsweise darin, daß

> Aus allen (Eigenerlebnissen) ihre Lebenseindrücke und ihre Ideen sprechen. Ihre Kunst bestand darin, daß sie diese Erfahrungen mit ihrer eigenen Phantasie zu einem ganzen verband, das ihren Werken ein idealistisches Gepräge gab, ohne daß sie der Wirklichkeit entrückt wurden und ihren — manchmal hochdramatischen — Charakter einbüßten.[39]

Die Werke weisen in diesem Sinne eine stoffliche Vielfalt auf, in jeder Novelle oder Erzählung wird je eine Begebenheit konzentriert erzählt. Auch die Selbstdefinition ihrer eigentlichen Aufgabe als Schriftstellerin unterstützt die Annahme, ihre Werke der Kleinepik zuzurechnen: „Was ich mit jeder meiner Arbeiten will: möglichst einfach die Lebensgeschichte oder ein Stück Lebensgeschichte eines Menschen erzählen, dessen Geschichte mir besonderes Interesse eingeflößt hat.“[40]
Auch laut Offergeld ist „das innere Geschehen das Wesentliche bei der Ebner-Eschenbach,“[41] wobei das Licht auf das volle Seelenleben einzelner Menschen fällt, in eine stille Welt ohne weltbewegende Ereignisse. So läßt sich das Motto von Ebner-Eschenbachs Erzählkunst gleich dem Erstling, dem *Spätgeborenen* entnehmen: „Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.“[42]

Die Wende zur Novellistik fiel in die Jahre 1873/74 oder vielleicht in noch frühere. Kurz vor der Zeit, als sie die Arbeit an dem *Spätgeborenen* aufnahm, zeigte die Autorin ein lebhaftes Interesse für Psychologie. Davon zeugen ihre Tagebucheintragungen von Mai und Juni 1872. Sie befaßte sich intensiv mit den *Psychologischen Briefen* von Johann Eduard Erdmann. Sie verfertigte täglich Auszüge dieser Studien, die ihr Interesse für die psychologische Beschaffenheit und die Anlagen der Geschlechter bezeugen.

4. Zeitgenössische Rezeption

1874 wurde ihr epischer Erstling, eine kleine Sammlung, vom Verlag Cotta in Stuttgart herausgegeben. Dieser kurze Erfolg brachte immer noch nicht den ersehnten Durchbruch, wie es die Zeilen an Devrient bestätigen:

> Mein Talent hat nicht gehalten, was Sie und ich uns einstens davon versprachen; die Ungunst der Verhältnisse war größer, als meine Fähigkeit, sie zu überwinden. Es ist eine schmale Ernte, die ich jetzt — so ziemlich am Ende meiner Laufbahn angelangt — einheimse.[43]

Ihre Manuskripte wurden überall abgelehnt: „Die *Gemperlein* haben bereits vier Körbe erhalten — Spemann, Cotta, Westermann, Rodenberg"[44] — so lautet die Tagebucheintragung vom 27. 5. 1878. Noch zwei Jahre vergingen, bis *Lotti, die Uhrmacherin* von Rodenberg angenommen und im März 1880 in der *Deutschen Rundschau* in Fortsetzungen gedruckt wurde. Die Veröffentlichung des Romans löste eine Reihe von Gratulationen und Angeboten aus. Das war auch für die Autorin kaum zu fassen, wie die Tagebuchnotiz vom 6. 4. 1880 zeigt: „Ein Wunder hat sich heute ereignet. Waldeck ersucht um einen Roman oder eine Novelle für die Wiener Allgemeine Zeitung."[45] Im 50. Lebensjahr konnte Marie von Ebner-Eschenbach, die bis dahin nur in den Spalten der Kritik angeprangert worden war, dort endlich Huldigungen empfangen. Ihr bis dahin sensationsloses Leben verwandelte sich in das einer Berühmtheit. Diesen Ruhm verdankte sie ihren Meisterwerken: *Die Freiherren von Gemperlein* (1877), den Romanen *Bozena* (1876), *Lotti, die Uhrmacherin* (1880), *Das Gemeindekind* (1886), *Unsühnbar*, *Glaubenslos* (1893), ihren sogenannten *Dorf- und Schloßgeschichten* (1883 & 1886) und zahlreichen Novellen und Erzählungen in folgenden Sammelbänden *Erzählungen* (1874), *Neue Erzählungen* (1885), *Zwei Komtessen* (1885), *Miterlebtes* (1889), *Drei Novellen* (1892), *Alte Schule* (1897), *Aus Spätherbsttagen* (1901), *Die unbesiegbare Macht* (1905), *Genrebilder* (1910) und *Stille Welt* (1915). Die Folgen dieser Berühmtheit fand sie mit der Zeit immer lästiger. In den letzten Jahrzehnten nach dem Tod ihres Ehemannes zog sie sich gerne nach Zdislavitz zurück, wo sie sich vor der Öffentlichkeit geborgen fühlte.

Die größte öffentliche Ehrung brachte ihr das Jahr 1900, als sie am 11. Oktober von der Philosophischen Fakultät der Universität Wien den Ehrendoktor erhielt. Professor Jakob Minor kommentierte die Übergabe des Ehrendiploms:

> Wir Männer der geistigen Arbeit wollen nicht nur das gottgegebene Talent, sondern ebenso sehr die unermüdliche Selbstzucht ehren, die Sie Ihrer Begabung haben angedeihen lassen. [...] Wir ehren in Ihnen ferner die Persönlichkeit, der an weitem geistigem Horizont, an umfassender und zugleich tiefer Welt- und Menschenkenntnis wenige in der zeitgenössischen Literatur gleich sind, keiner gewiß überlegener ist. [...] freuen wir uns auch, in Ihnen den Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen und die verbrauchten leeren Schlagworte von Idealisten und Realisten überwunden zu sehen. Gerade darum dürfen Sie den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, seit dem Tod Fontane's der einzige Schriftsteller der älteren Generation zu sein, der sich bei den Alten und bei den Jungen der gleichen Anerkennung erfreut.[46]

Der Verleihung des Ehrendoktors ging ein weiteres Ereignis voraus. Während die Autorin ihren 70. Geburtstag am 13. September im engen Familienkreis in Zdislavitz verbrachte, veranstaltete man in Wien einen Ebner-Abend im Burgtheater, der mit dem Prolog von Saar eröffnet wurde.

Die Autorin aber „empfand Scheu vor Zeitungslärm und Marktgefühl, besaß keinen Sinn für Feierlichkeit".[47] Für diese Zurückgezogenheit wäre

auch ein anderer Grund zu nennen, obwohl sie immer behauptete, nur im Alleinsein dichten zu können. Um 1900 war Ebner-Eschenbach beinahe die letzte Überlebende ihres Freundeskreises. Zwar war sie nicht allein, aber ihr Umkreis bestand aus einer neuen Generation, die nicht mehr die gewohnte, traditionelle Welt der Autorin verkörperte. Nicht zufällig wandte sie sich ihren biographischen Arbeiten zu, sie war beschäftigt mit ihren *Erinnerungen an Grillparzer* (1914), *Aus einem zeitlosen Tagebuch* (1916), *Meinen Kinderjahren* (1906). Sie wurde allerdings immer mehr als eine fertige, der Vergangenheit angehörende Dichterin betrachtet, somit gehörte sie nicht mehr zur unmittelbaren literarischen Gegenwart. Mit den erwähnten autobiographischen Aufsätzen flüchtete sie sich in verklärende Bilder ihrer Jugend und thematisierte die Gegenwartsprobleme, die aktuelle Wirklichkeit nach der Jahrhundertwende kaum mehr. 1916 starb sie im Alter von 86 Jahren.

Anmerkungen

1. Polheim, Karl Konrad: *Marie von Ebner-Eschenbach. Kritische Texte und Deutungen. Tagebücher*. Bd. 1-5. — Tübingen: Niemeyer 1989-1995. Die Herausgabe der Tagebücher ist noch nicht beendet. (Im weiteren: Polheim)
2. Vgl. Bettelheim, Anton: *Biographische Blätter*. — Berlin: Paetel 1900. S. IV. (Im weiteren: Bettelheim I)
3. Polheim S. IX.
4. Bettelheim, Anton: *Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis*. — Leipzig 1920. S. 249. (Im weiteren: Bettelheim II)
5. Vgl. Vesely, Jiri: *Turgenjew in den ungedruckten Tagebüchern der Marie von Ebner-Eschenbach*. — In: *Zeitschrift für Slawistik*. Berlin 2/1986. S. 271-275. (Im weiteren: Vesely)
6. Vesely S. 272.
7. Vgl. Wallach, Heinz: *Studien zur Persönlichkeit Marie von Ebner-Eschenbachs*. Diss. — Wien 1950. S. 2. (Im weiteren: Wallach)
8. Stöger, Dorrit: *Probleme und Gestalten der österreichischen Novelle von 1890-1914*. Diss. — Wien 1948. S. 16. Die Verfasserin bezeichnet die Kunst der Ebner-Eschenbach in Abgrenzung zur Wiener Moderne als Heimatkunst.
9. Bettelheim II S. 52.
10. Bettelheim II S. 54.
11. Bettelheim I S. 13.
12. Wallach S. 6.
13. Reuter, Gabriele: *Marie von Ebner-Eschenbach*. — Berlin 1904. S. 17. (Im weiteren: Reuter)
14. Wallach S.6.
15. Vgl. Bettelheim II S. 66. Es ist offensichtlich, daß die kleine Ebner-Eschenbach ein reges Interesse für klassische Bildung Goethescher und Schillerscher Prägung zeigte. Da diese Erziehung ihr als Mädchen nicht zugänglich war, betrachtete sie den Spielplan des Burgtheaters, wo deutsche Klassiker oft aufgeführt wurden, als die einzige Möglichkeit, sich das klassische Ideal anzueignen: 'Diesen Abenden verdankte Komteß Marie die Grundlage zu ihrer ästhetischen Erziehung.'
16. Bettelheim I S. 24.

17. Bettelheim I S. 16.
18. Wallach S. 12.
19. Necker, Moriz: *Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert.* — Leipzig 1900. S. 17. (Im weiteren: Necker)
20. Wallach S. 15.
21. Polheim Bd. 2. S. 554.
22. Rossbacher, Karlheinz: *Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit.* — Wien 1992. S. 368. (Im weiteren: Rossbacher)
23. Rossbacher S. 367.
24. Ebd.
25. Ebd.
26. Vesely S. 273.
27. Polheim Bd.2. S.168.
28. Vgl. Grundner, Maria: *Marie von Ebner-Eschenbach. Wechselbeziehungen zwischen Leben, Werk und Umwelt der Dichterin.* — Graz 1971. S. 36. (Im weiteren: Grundner)
29. Kindermann, Heinz (Hrsg.): *Briefwechsel zwischen Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach.* — Wien 1957. S. 5. (Im weiteren: Kindermann)
30. Kindermann S. 12.
31. Alkemade, Mechtild: *Die Lebens- und Weltanschauung der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach.* Diss. — Graz 1935. S. 267. (Im weiteren: Alkemade). Das Werk enthält auch den Briefwechsel zwischen Heyse und Ebner-Eschenbach.
32. Alkemade S. 347.
33. Kann, R. A. (Hrsg:): *Briefwechsel zwischen Marie von Ebner-Eschenbach und Dr. Joseph Breuer 1889-1916.* — Wien 1969. (Im weiterem: Kann)
34. Kann S. 164.
35. Ebd.
36. Bettelheim II S. 220.
37. Paoli, Betty: *Zur neueren Novellenliteratur.* — In: *Allgemeine Zeitung.* Nr. 331. — Wien 1876. Zitiert nach Grundner S. 31.
38. Necker S. 201.
39. Wallach S. 143.
40. Beutin, Heidi: *Marie von Ebner-Eschenbach.* — In: *Autorenlexikon* Stuttgart: Metzler 1994. S. 67.
41. Offergeld, Katherina: *Marie von Ebner-Eschenbach. Untersuchungen über ihre Erzähltechnik.* — Münster 1917. S. 14.
42. Marie von Ebner-Eschenbach: *Ein Spätgeborener.* — In: Sämtliche Werke. Bd. 1. — Berlin: Paetel 1920. S.1.
43. Wallach S. 100.
44. Polheim Bd. 2. S. 567.
45. Polheim Bd. 3. S. 24.
46. Bettelheim I S. 238.
47. Bettelheim I S. 229.

Isabella Kesselheim (Budapest)

Max Reinhardts Beziehung zu Ungarn im Rahmen seiner Lebens- und Wirkensorte

1.

Der Schauspieler, Regisseur, Autor, Theaterleiter und -besitzer, sowie Schauspielschulengründer Max Reinhardt (1873-1943) wurde als ungarischer Staatsbürger geboren. Die Mutter stammte aus einer deutschsprachig-jüdischen Familie in Brünn/Mähren, der Vater wurde im damals ungarischen Stampfen bei Preßburg geboren, einer jüdischen deutschsprechenden Minderheit angehörend, die der Zwangsmagyarisierung kaum entgehen konnte. Max Reinhardt hat zwei Geburtsorte: Baden bei Wien in Österreich und Bazin bei Preßburg (Pozsony) im damaligen Ungarn. Diese voneinander abweichenden Ortsangaben bedürfen einer genaueren Untersuchung. Die Vertreter der These „Bazin" sind in der Minderheit;[1] alle übrigen daraufhin durchgesehenen Werke und Lexika nennen allein Baden bei Wien. Somit wird die Bazin-These lediglich von ungarisch-jüdischen Kreisen vertreten, dies aber, was Feuerstein[2] betrifft, sehr entschieden. Leider vergißt er, seine durchaus einleuchtenden Ausführungen zu belegen, seine Quellen zu nennen. Er gibt u.a. den Modetrend, den Geburtsort in der Provinz zu verleugnen (aus Scham oder auch aus Angst vor Benachteiligung) und in das besser klingende Wien „umzuändern", als Begründung an.

Dagegen stehen die vielzähligen Erwähnungen Badens als Geburtsort und vor allem Reinhardts eigene Aussagen: „Ich bin im vorigen Jahrhundert geboren, und zwar in Baden bei Wien, wo es wunderbare Quellen für Schwefelbäder und Kaffeebonbons gibt."[3] In einem Telegramm aus Baden an seine erste Ehefrau Else Heims schreibt er: „Deine lieben Worte weckten mich in meiner Geburtsstadt."[4] Heinz Herald, ein langjähriger Mitarbeiter Reinhardts, liefert weitere Details: „Baden hatte [...] einen bescheidenen bürgerlichen Stadtteil. Hier wohnten die Eltern Max Reinhardts, die in diesem Spätsommer aus dem nahen Wien zur Erholung herübergekommen waren, und hier wurde ihr ältester Sohn geboren."[5] Bei Leonhard M. Fiedler ist auch der Straßenname vermerkt: die Schiesstadtgasse in Baden.[6] Die aus obigen Angaben resultierende Vermutung, die sich in der Sommerfrische in Baden befindenden Eltern waren derzeit in Bazin ansässig, wird durch Fiedlers weitere Ausführungen zunichte gemacht: die Hochzeit der Eltern fand am 16. Juni 1872 in Brünn statt, der künftige Wohnsitz war jedoch Wien, wo der Vater sich bereits 1870 mit seiner Firma niedergelassen hatte. Laut Feuerstein hingegen lebte das junge Paar in Wilhelm Goldmanns Geburstort Stampfen (Stomfa) bei

Preßburg.[7] Dem widerspricht die Eintragung in dem Trauungszeugnis; auch hier ist Wien als Wohnsitz genannt. Ausgestellt ist das Dokument allerdings am 19. März 1935.[8] Als amtliches Dokument existiert schließlich noch eine Geburtsurkunde Reinhardts mit der Angabe Baden — sie wurde aber ebenfalls erst nachträglich oder ersatzweise ausgestellt am 16. April 1935,[9] womit die Möglichkeit einer Fälschung nicht ausgeschlossen ist. Gab es Gründe für eine „Korrektur" des Geburtsortes/-landes? Einige Zeitgenossen Reinhardts hielten es für populärer, sich mit dem Namen der Hauptstadt zu schmücken, als ihr Heimatdorf anzugeben. Hat also Max Reinhardt der Theaterwirksamkeit halber nicht nur den Nachnamen (zuvor Goldmann), sondern dazu auch den Geburtsort geändert? Immerhin nennt auch Alexander Bródy Ungarn als Geburtsland, wenn auch ohne konkrete Ortsbenennung: „Auf dem Grunde seines [Reinhardts, die Verf.] Herzens regt sich zuweilen eine geheime Liebe, eine Liebe für Ungarn, wo er geboren wurde. Als kleiner Junge kam er in die Fremde."[10]

Ein absoluter Beweis der einen oder anderen These scheint mit den uns heute noch zur Verfügung stehenden Mitteln und Informationen nicht mehr möglich zu sein.[11] Die wahrscheinlichere Version ist Baden bei Wien, und in wissenschaftlichen Kreisen gibt es auch keinen Zweifel mehr an der Richtigkeit. Sollte dennoch eine Fälschung vorliegen, so wäre diese perfekt gelungen.

2.

Unbestritten ist, daß Reinhardts Muttersprache Deutsch war. Beide Elternteile kamen aus deutsch-jüdischen Familien, auf deutschem Sprachgebiet wuchs er auf. Die Originalton-Aufnahmen[12] demonstrieren sein vorzügliches Beherrschen der deutschen Bühnenhochsprache, ein österreichischer Einschlag ist dabei aber unverkennbar. Auch folgendes Zitat verrät seine österreichische Prägung in der Sprache: „Aber: 's wird halt anders sein und mir wer'n nimmer sein."[13] Dafür, daß er zweisprachig aufgewachsen wäre, gibt es keine Belege. In seinen Notizen heißt es: „Die Großeltern aus kleinen Provinzorten an der mährischen und ungarischen Grenze stammend, in denen aber nur deutsch gesprochen wurde."[14] Lediglich Feuerstein stellt die — wiederum unbelegte — Behauptung auf: „A szülői háznál a magyar nyelv járta."[15] Angenommen, es stimme, dann bliebe noch immer fraglich, ob die Kinder die Sprache lernten. Für sein Nicht-beherrschen der ungarischen Sprache spricht auch, daß er einen Kondolenzbrief an seinen ungarischen Freund Miksa Márton[16] auf deutsch verfaßte. Franz Molnár bereitet allen Spekulationen ein Ende, indem er verkündet, daß Reinhardt keine Sprache außer seiner eigenen beherrschte,[17] und Wanda Bartha berichtet: „Auf Reinhardts Bitte hin diente er [Molnár, die Verf.] ihm oft als Dolmetscher, wenn Reinhardt (der nur Deutsch sprach) mit französischen Autoren [...] verhandeln [...] mußte."[18] Beherrscht hat Reinhardt die ungarische Sprache demnach ganz eindeutig nicht, was aber noch nicht ausschließen würde, daß er, von Haus aus oder

aufgrund seiner späteren häufigen Ungarn-Aufenthalte, passive oder auf wenige Worte beschränkte Kenntnisse hatte, wie es die Darstellung Max Reinhardts in Frigyes Karinthys Parodie „Theresvároscher Testspiele"[19] vermuten läßt. Aber auch diese Annahme macht Molnár zunichte: „... der trotz seiner ungarischen Nationalität nicht ein einziges Wort Ungarisch verstand."[20] Es sei dahingestellt, inwieweit Molnárs Aussage wörtlich zu nehmen ist, aber soviel ist sicher: kommunizieren auf Ungarisch konnte Reinhardt nicht.

3.

In Österreich wuchs Reinhardt auf, hier begann seine Laufbahn und hierher zog es ihn immer wieder zurück; sowohl beruflich als auch privat. Die ersten Theatereindrücke sammelte er in Wien, hauptsächlich als Zuschauer auf der Galerie des Burgtheaters. Später, 1890, machte er die ersten Gehversuche als Schauspieler im Stadtteil Matzleinsdorf am Fürstl. Sulkowskyschen Elevtheater. 1892/93 war er am Neuen Volkstheater Rudolfsheim engagiert. Im Sommer sammelte er Spielerfahrung in der Sommerarena in Preßburg. Im Herbst 1893 erhielt er seine erste richtige Berufung: nach Salzburg. Halb widerstrebend ließ er sich nach nur einer Spielzeit von Otto Brahm ans Deutsche Theater in Berlin engagieren. Über ein Jahrzehnt dauerte es, bis sich Reinhardt wieder in Österreich ansiedelte; erneut in Salzburg, dessen barocke Architektur ihn ansprach und seinem Traum, Festspiele einzurichten, Nahrung gab. Bezüglich der Festspiele erhielt er verlockende Angebote aus der Schweiz, die ihn auch reizten. „Die Schweizer hätten ihm alles gebaut, was er sich wünschte."[21] Dennoch entschied er sich für Salzburg, wissend, daß er hier mehr Widerstände zu überwinden haben würde. Helene Thimig, seine zweite Ehefrau, berichtet: „Ich erinnere mich, wie er stets aufatmete, wenn er die österreichische Grenze überfuhr, wenn er zum ersten Mal wieder österreichischen Boden betrat, österreichisch hörte. Er war Österreicher, hundertprozentiger Österreicher."[22]

Am 16. April 1918 kaufte er das bei Salzburg gelegene Barockschloß Leopoldskron als Wohn- und Repräsentationssitz; ein deutliches Zeichen dafür, wo er sich zu Hause fühlte. 1920 ruft Max Reinhardt die Salzburger Festspiele ins Leben (die Idee ist bereits alt, und es gab verschiedene Versuche und Ansätze vor ihm), unterstützt von Hermann Bahr (1863-1934), Hugo von Hofmannsthal (1874-1934) und Richard Strauss (1864-1949). Er schafft sich neue und neuartige Spielstätten auf dem Domplatz, in der Felsenreitschule, in Kirchen und auch auf seinem Schloß. Nachdem er Salzburg erobert hatte, beschloß Reinhardt, auch in Wien, das er stets als seine künstlerische Heimat betrachtete, Fuß zu fassen. Hier gab es Hindernisse, denn die Stadt verhielt sich ihrem berühmten Sohn gegenüber reserviert; das Burgtheater blieb dem Juden verschlossen. Aber auch ansonsten galt er in Wien als Fremder, denn er war „in den Augen der meisten Österreicher — ein Berliner. Ein Mann,

der unter Brahm in diesem schrecklichen Naturalismus der Norddeutschen groß geworden war. [...] Also, Reinhardt war Fremdling, und den hat man nicht gern hereingelassen, höchstens zu Gastspielen."[23]

Reinhardt sah das von ihm bevorzugte Land, seine Heimat, durchaus auch mit kritischen Augen. Im Zusammenhang mit der geplanten Eröffnung einer Schauspielschule in Wien äußerte er: „Vielleicht ist der ganze Aufwand, die ganze Schreiberei umsonst — weil, nun weil wir halt eben in Österreich leben, wo um Gottes willen nichts Wirkliches geschehen, gearbeitet werden soll."[24] Erst 1924 gelingt es dem „österreichischsten unter den österreichischen Regisseuren",[25] sich in Wien niederzulassen mit der Übernahme und Neueröffnung des Theaters in der Josefstadt. Hier findet auch 1937 seine letzte Inszenierung auf europäischem Boden statt, bevor er 1938 nach Amerika emigriert. Die zweite Ehefrau Max Reinhardts, Helene Thimig (1889-1974), die ihm ein viertel Jahrhundert lang zur Seite stand und auch in die Emigration folgte, war Österreicherin.

4.

Deutschland, das hieß in erster Linie Berlin, wo Reinhardt 1894 sein Engagement am Deutschen Theater antrat. Hier entfaltete sich auch sein Talent zum Regisseur. Anfangs jedoch plagten ihn Mutlosigkeit und Selbstzweifel, wie die Zeilen aus einem Brief an seinen Kollegen Berthold Held zeigen:

> Ich bin auch keineswegs in rosiger Stimmung — im Gegentheil fast entmutigt und gedrückt. Ich fühle keinen Boden unter mir, in dem ja alle meine Kraft wurzelt und der allein mich stets mit neuer Zuversicht, Lebens- und Hoffnungsfreude erfüllt. — Du sprichst von meinen Fähigkeiten, an die ich fast gar nicht mehr glaube.[26]

Nach Regieerfolgen an der 1898 gegründeten Sezessionsbühne[27] wird er der führende Kopf des 1901 ins Leben gerufenen Künstlerkabaretts „Schall und Rauch". Er schreibt selbst einige Einakter, die teils auch später noch häufig gespielt werden.[28] Aus dem „Schall und Rauch"-Theater erwächst 1902 das Kleine Theater, dazu übernimmt er 1903 auch die Direktion des Neuen Theaters am Schiffbauerdamm. 1905 wurde dem eben Zweiunddreißigjährigen die Leitung des Deutschen Theaters übertragen; er war nun der jüngste Theaterdirektor (und auch Besitzer) des deutschsprachigen Raumes an der ersten Bühne Berlins und somit Deutschlands (das Deutsche Theater entsprach rangmäßig — nicht inhaltlich — dem Wiener Burgtheater). Im gleichen Jahr eröffnete Reinhardt auch die seinem Theater angeschlossene Schauspielschule. In Berlin werden die Söhne Wolfgang (1908) und Gottfried (1913) geboren; Mutter ist die Schauspielerin Else Heims (1878-1958), die 1910 Reinhardts erste Ehefrau wurde. Max Reinhardt beschränkte sein Wirken in Deutschland nicht auf Berlin. Auch nach München führten ihn seine Wege, wo Thomas Mann ihn kennen und verehren lernte. 1910 kommt es in der Musikfesthalle auf der Theresienhöhe zur Uraufführung des *König Ödipus* von Hofmannsthal.

Am Königlichen Hoftheater zu Stuttgart findet 1912 die Uraufführung der *Ariadne auf Naxos* von Strauss und Hofmannsthal statt, die er besuchte. Obwohl Berlin, gleich Wien ein Schmelztiegel und europäisches Pflaster, der Ausgangspunkt seiner künstlerischen Erfolge war, wurde er deutschlandmüde, vertraute seinen Mitarbeitern die Berliner Unternehmungen an und zog sich zurück nach Österreich.

Der Zeitgenosse Paul Stefan betont die Wichtigkeit Berlins/Deutschlands für die Entwicklung des Künstlers in Max Reinhardt: „Nur in Berlin war die Freiheit, die Empfänglichkeit für Reinhardt und damit sein Aufstieg, seine Reife und Leistung möglich. [...] Er hätte [in Wien, der Verf.] weder Förderer noch Geldleute gefunden, [...] wäre mit der gerühmten Tradition wie mit einer Keule erschlagen worden."[29]

5.

Amerika wurde zur letzten Station sowohl seiner künstlerischen Laufbahn, als auch seines Lebens. Die anfängliche Begeisterung Max Reinhardts für das Land, welches er zunächst während erfolgreicher Tourneen und Gastinszenierungen kennenlernte, mußte am Ende einer tiefen Resignation weichen, sowie der Feststellung, „daß der unfreiwillige Emigrant nicht so gern gesehen wurde, wie einst der triumphierende Gast."[30] Im April 1923 betrat Reinhardt erstmals amerikanischen Boden. Es folgten Gastspiel- und Filmverhandlungen, Tourneen und Inszenierungen. 1926 schreibt er an Helene Thimig: „Alles hier ist ungeheuerlich: die Entfernungen, die Häuser, die Schönheit, das Geld, die Früchte, aber alles ohne rechtes Bewußtsein, ohne Aroma."[31] In einem späteren Brief aus San Francisco heißt es:

> Die Welt ist so unendlich reich, so unentdeckt und das Leben so erbarmungslos kurz. [...] Wahrscheinlich ist es für solche Säugetiere wie wir es sind, für solche durstigen Gefäße besser, nicht so viel zu sehen. Wir würden hoffnungslos überlaufen und überschwemmt werden, ohne fertig zu werden. Schon für den heutigen Tag würde ich normalerweise Monate brauchen.[32]

Bereits 1934 bemühte er sich um die amerikanische Staatsbürgerschaft, die er 1940 auch erhielt.

Jährliche Aufenthalte in den USA folgen, und er scheint willkommen. Anläßlich der Premiere seines in Hollywood gedrehten „Sommernachtstraum"-Filmes 1935 wird dem Regisseur in New York ein glanzvoller Empfang bereitet, und Bürgermeister Fiorello La Guardia verkündete auf dem Bankett: „Wenn man ihn drüben nicht haben will, w i r wollen ihn ..."[33] Hierauf erwiederte Reinhardt, daß er die Gründung einer freien Schauspielschule anstrebe. Dies war nicht sein einziger Plan für die Neue Welt: in einem Brief vom Juni 1936 heißt es: „Ich beabsichtige in Hollywood ein c a l i f o r n i s c h e s S a l z b u r g aufzubauen, in welchem alljährlich während einer großen Frühjahrs-Season Festspiele stattfinden sollen."[34] 1937 erfolgt die endgültige Übersiedlung nach Amerika, und 1938 eröffnet er in Holly-

wood den „Workshop for Stage, Screen and Radio", die Schauspielschule. Reinhardt war „glücklich überrascht von dem Reichtum an theatralischer Begabung, der sich in den Vereinigten Staaten findet. Im Gespräch meinte er, das müsse dieselben Gründe haben wie in Österreich: die starke Rassenmischung sei es, der die Häufigkeit von Komödientalent zu danken sei."[35] Der Optimismus hielt nicht lange an. Bereits 1942 gab er die Theaterschule ab, nachdem er einsehen mußte, daß er seine Vorstellungen von einem ständigen festen Ensemble, gegründet aus den Absolventen dieser Schule, nicht verwirklichen konnte; das feste Ensemble war in den USA noch unbekannt und die Konkurrenz vom Film groß; die angehenden Reinhardt-Schauspieler trieben ab zur Filmfabrik Hollywood. An den amerikanischen Starkult konnte er sich nicht gewöhnen: das Repräsentierenmüssen und Herumgereichtwerden auf den zahlreichen Partys war seiner scheuen Natur zuwider und durch mangelnde Sprachkenntnisse eine zusätzliche Pein. Seine Sekretärin Gusti Adler berichtet:

> Reinhardt und Helene Thimig haben oft von der grauenhaften Leere solcher Abende erzählt. Vor allem Reinhardt, der damals noch Schwierigkeiten mit der englischen Sprache hatte, waren Konversationsmöglichkeiten beschränkt. Man winkte ihm zu, rief „Max" — es wurde ihm zugetrunken, man klopfte ihm auf die Schulter, und darin erschöpften sich die „Gespräche".[36]

Einen „Showman", einen Star hatten die Amerikaner erwartet, und statt dessen kam ein europäischer Künstler — beide Seiten waren enttäuscht. Nicht nur permanente Geldschwierigkeiten führten zur Resignation, sondern auch, daß er nicht mehr einwirken konnte auf das Fabrikgetriebe; es gelang ihm nicht, hier ein europäisches Theater zu gründen. Die erschwerte sprachliche Verständigung tat ihr übriges: „Was ihm fehlt, ist der Heimatboden, aus dem er sich immer wieder Kraft geholt hat. Was ihm fehlt, ist die deutsche Sprache, seine Muttersprache. Wenn sein musikalisches Gehör ihm auch erlaubte, in vielen Zungen zu inszenieren — die eigene Sprache können ihm die anderen doch nicht ersetzen."[37] Dabei war Max Reinhardt durchaus nicht von seiner Muttersprache isoliert; Helene Thimig war an seiner Seite und auch beide Söhne in greifbarer Nähe; darüber hinaus traf er unter den Mit-Emigranten auf viele Bekannte aus Europa, u.a. Heinrich und Thomas Mann, Franz Werfel, Albert Bassermann, Bertholt Brecht und Carl Zuckmayer. In einer Würdigung von Max Reinhardts amerikanischem Wirken schreibt Ludwig Ullmann 1947:

> Max Reinhardt kam als berühmter Mann nach Amerika, als er kam, um Amerikaner zu werden. Er war ein Lehrgegenstand bereits des Universitätstheaters und ein Idol der Theaterhistoriker wie der intellektuellen Theateridealisten. Mehr konnte er kaum erwarten und er konnte füglich auch nichts hinzuerobern. [...] Als er starb, berichteten die Zeitungen ehrfurchtsvoll und ergriffen, daß er in dem gleichen Hotel verschieden sei wie David Belasco. Und man kann nur hier lebend erfassen, was diese ausgesprochene Gleichsetzung in dem so unsentimentalen Lande bedeutet, dieses deutliche: '... er war unser.'[38]

Dennoch: Amerikaner wurde er am 29. November 1940 lediglich im Paß; Seele und Zunge konnten sich in der noch verbliebenen Zeit nicht akklimatisieren.

6.

Max Reinhardt zeigte sich sehr gastspielfreudig. Und dies nicht nur, weil das Berliner Deutsche Theater es seinem Ruf als erstes Haus in Deutschland schuldig war, auch auf Tourneen zu gehen, sondern aus Reinhardts eigenem Trieb nach Veränderung heraus. Er liebte es, an neuen, oft ungewöhnlichen Orten und mit neuen Menschen zu arbeiten. Dem Ausland gegenüber war er aufgeschlossen; brachten doch fremde Sitten und Kulturen stets eine Bereicherung und neue Anregungen für sein eigenes Schaffen. In Berlin erregte er als junger Theaterleiter Ausehen damit, „exotische" Talente zu fördern. Mit unterschiedlicher Häufigkeit bereiste Reinhardt zwölf europäische Länder, dazu mehrmals die USA. Doch nicht allein der Reiz des Neuen bewirkte die zahlreichen Reisen. Sie sollten dem Ensemble auch als Prüfstein dienen vor einem fremden Publikum, und nicht zuletzt gaben finanzielle Erwägungen den Ausschlag: die Erfolge auf Tourneen festigten sein Ansehen in Berlin und erschlossen ihm dort neue Geldquellen.[39] Die Gastspiele und -inszenierungen nach 1933 stehen wiederum unter anderen Vorzeichen: Reinhardt hatte sich bereits 1932 von der künstlerischen Leitung seiner Berliner Bühnen zurückgezogen, im Jahr darauf folgte die Enteignung durch die nationalsozialistische Regierung. Deutschland endgültig den Rücken kehrend, in seinem Wirkungsbereich beschränkt, sah er sich gezwungen, Einladungen zu Gastinszenierungen im europäischen Ausland anzunehmen.

7.

Ungarn war das zuerst und auch zumeist besuchte Land Max Reinhardts; in nicht ganz regelmäßigen Abständen, aber doch immer wieder, kam er nach Budapest. Nahezu von Anfang an erregte der junge Schauspieler, der mit Vorliebe alte Männer darstellte, das Aufsehen der ungarischen Kritiker; mochte ein Stück auch mißfallen, Reinhardt wurde lobend erwähnt, so auch als Doktor Scholz in Hauptmanns *Friedensfest* (1899): „So abstoßend die Wahnsinnsszene im zweiten Akt auch erscheinen mag, Herr Reinhardt wirkte hier ergreifend."[40] Kurz darauf spielte er den Akima in Tolstois *Macht der Finsternis*:

> Herr Max Reinhardt, der auch heute wieder all seine Mitspieler hoch überragte, meißelte diese Gestalt mit einer Plastik heraus, die in den kleinsten Details imponierte. Nur einem Theaterspieler allerersten Ranges ist es gegeben, diese schwierige Partie so aufzufassen und durchzuführen, daß nicht ein banaler Heldenvater aus ihr werde. Man fühlt den gottbegnadeten Künstler, [...] Herr Reinhardt trägt das ganze Stück und deshalb müssen begreiflicherweise die Leistungen der übrigen Darsteller neben der seinigen verblassen.[41]

Schon im folgenden Jahr wird Reinhardts Name fast durchweg an erster Stelle genannt, oder aber zum Schluß besonders hervorgehoben. Ab 1903 tritt er auch als Regisseur in Erscheinung, was von der Presse nachdrücklich betont wird. Dies war ungewöhnlich, da bisher der Funktion des Regisseurs nicht allzuviel Bedeutung beigemessen wurde; erst durch Max Reinhardts Wirken entwickelte sich die Anerkennung der eigenständigen, vielschichtigen und durchaus künstlerischen Leistung des Regieführenden und der heutige Wortbegriff.

Neben den zeitgenössischen Stücken war Reinhardts Hauptanliegen die Wiederbelebung der klassischen Werke. Hiermit erntete er auch in Ungarn seine größten Erfolge, während die modernen Stücke zuweilen auf Unverständnis und Ablehnung stießen (so z.B. Frank Wedekinds *Erdgeist* 1904).[42] Besonders 1908 werden Max Reinhardts Klassiker-Inszenierungen sehr gelobt. So heißt es zu Schillers *Räubern*:

> Max Reinhardt's „Räuber"-Inszenierung ist weit mehr als ein verblüffendes Regiekunststück. Das ist geistige Schatzgräberarbeit, die aus verschütteten Schachten lebendige Werte, allerhand Kostbarkeiten ans Licht fördert. Sie hat Schiller in Deutschland wieder modern gemacht und heute auch uns gezeigt, welche Flammen aus der fast vergessenen Dichtung emporschlagen, wenn der frische Luftzug neuer Kunst ihre Gluten frisch anzufachen versteht [...] Direktor Reinhardt, der heute mit seinen Schauspielern zahllose Male erscheinen mußte.[43]

Zur selben Inszenierung ein Kritikausschnitt, in dem der Regisseur über den Dichter gehoben wird: „wo eine traumhaft schöne Inszenierung alles bedeckte, was in dem Werk an Unreife, Unmöglichkeiten und an Unkenntnis von Leben und Menschen steckt. Diese Inszenierung ist der Gipfel der Illusionserzeugung."[44] Bei allem Lob gab es auch gelegentlich Kritik; mit die heftigste, als ihm, animiert durch ungarische Freunde und dem Gastland huldigen wollend, ein Fehlgriff unterlief mit der deutschen Inszenierung des ungarischen Nationaldramas *Bánk Bán* von József Katona (1791-1830)[45]; die Stimmung des Stückes sei verfehlt, die Darbietung zu laut, zu eintönig, nuancenlos, kurz, ein Fiasko:

> Gesicht und Stimme der Darsteller fingen Feuer, und es drohte ein allgemeiner Erstickungsanfall auf der wohlkonstruierten Bühne. [...] Das Publikum hätte diese herzzerbrechende Szene auch nicht ausgehalten: es war aber zum Glück schon taub vom vielen Donnern, Heulen, Winseln und Röcheln der Stimmen. Und der Tonschwall war von der ersten bis zur letzten Szene des Dramas so einheitlich, daß das Ganze zu einer riesenhaften Geschwulst wurde, in der nichts davon differenziert wurde, was der ungarische Autor Shakespeare getreu und ihm auch würdig in seinem Drama dargestellt hat. Dies war weder ein Stück des Patriotismus und der Heldenhaftigkeit noch eines der Liebe und Eifersucht, sondern einfach ein Tohuwabohu des Brüllens.[46]

Zwischen 1916 und 1926 finden weder Gastspiele noch -inszenierungen in Budapest statt, aber dann setzen sich die Besuche in fast jährlichen Abständen wieder fort, bis politische Ereignisse dem 1935 ein Ende bereiten. Mit seinem Wirken übte Max Reinhardt großen Einfluß auf den Spielplan und Spielstil der Theater in Budapest aus. Man verfolgte sein gesamtes Repertoire mit Aufmerksamkeit, unternahm zu diesem Zweck regelmäßig Reisen nach Berlin und Wien, um auch die in Budapest nicht gezeigten Inszenierungen kennenzulernen. Max Reinhardt verband wesentlich mehr mit dem Geburtsland seines Vaters, als nur die Tatsache, daß er auf Reisen ungarische Salami und Tokajerwein im Gepäck hatte[47] und das bevorzugte Gericht für die Empfänge auf Leopoldskron ungarisches Gulasch mit Nudeln war.[48] Während der ersten Gastspiele bereits entwickelten sich Bekanntschaften, die sich in Besuchen und Gegenbesuchen fortsetzten und nicht selten auch in künstlerischer Zusammenarbeit mündeten. An erster Stelle ist hier der Budapester Rechtsanwalt Dr. Miksa Márton (1871-1936) zu nennen, laut Franz Molnár Reinhardts bester, vielleicht einziger Freund.[49] Gusti Adler berichtet: „Mischka Márton, ein Anwalt aus Budapest, ein wirklich feiner, besonders aufrechter Mensch, ein wahrer Freund, der an Reinhardt mit abgöttischer Liebe hing, war während der Festspielzeit alljährlich einer der Hausgäste. Reinhardt hatte ihn bei seinem allerersten Gastspiel in Budapest kennen und lieben gelernt."[50] Der erste Anschein, daß hier ein „Fachfremder" zum Freund Max Reinhardts wurde, erweist sich bei näherer Betrachtung als Trugschluß: nicht nur beide Ehefrauen des Anwalts waren Schauspielerin — Hedvig Harmath (1884-1911) und Margit Makay (1891-1989) —, sondern auch er selbst bewegte sich in Theater- und Literaturkreisen: um 1900 betätigte er sich als Musikkritiker — er war ein guter Klavierspieler — und zusammen mit Jenő Heltai (1871-1957) übersetzte er Theaterstücke vom Deutschen ins Ungarische.[51] Er war als Journalist Mitarbeiter der Nachrichtenblätter *Magyar Hírlap* und *Budapesti Napló*, leitete eine Agentur für Literatur und Theater und wurde zum Rechtsvertreter des Landesverbandes von Bühnenautoren gewählt. Wesensmäßig waren beide sehr verschieden: Dr. Márton war stets und gerne Mittelpunkt und Liebling jeder Gesellschaft, in der er sich befand, ungestraft seiner als wenig anziehend geschilderten körperlichen Gegebenheiten; er hatte ein gewinnendes Wesen; Einfallsreichtum und Klugheit gepaart mit großer Aufgeschlossenheit zeichneten ihn aus. Als „jedermanns Miksa" war er stets von vielen Freunden umgeben, so daß der Schluß naheliegt, daß Max Reinhardt viele seiner ungarischen Kontakte durch diesen Freund knüpfte.

Franz Molnár (1878-1952) gehörte zum engeren Kreis um Miksa Márton, zudem verband ihn mit Max Reinhardt das Interesse an denselben Frauen: Molnárs Ehefrauen, Sári Fedák (1879-1955), die berühmte Primadonna der damaligen ungarischen Operette, und die Schauspielerin Lili Darvas (1902-1974), standen zeitweilig in Reinhardt-Inszenierungen unter Vertrag. Auch mit Molnár selbst arbeitete Reinhardt häufig zusammen; er inszenierte mehrere

Stücke des Ungarn, eines davon, *Riviera*, mit ungarischen Schauspielern.[52] Lili Darvas lernte in kürzester Zeit die deutsche Sprache, nachdem Max Reinhardt — nach zwei Absagen ihrerseits — nicht mehr an ihren guten Willen glaubte und ihr ein Ultimatum stellte. Eine lange, intensive Zusammenarbeit folgte, die auch in der Emigration nicht abriß. Reinhardt hatte das Bestreben, die Schauspielerin in all seine künstlerischen Erfahrungen einzuweisen und machte sie zu seiner Assistentin. Sie wurde eine nahe Freundin, auch von Helene Thimig. Als Max Reinhardt starb, war sie bei ihm.

Der Romancier und Dramatiker Jenő Heltai (1871-1957) besuchte Reinhardt auf Leopoldskron; er war es, der 1923 dessen Augenmerk auf die junge Schauspielerin Lili Darvas lenkte. Der zweisprachige Dramenautor und Journalist Alexander Bródy (1863-1924) berichtet 1909 in einem Feuilleton über seine Begegnungen mit Max Reinhardt aus dem Jahre 1899: „Da bauten wir im Mansardenzimmer eines Hotels Theater — natürlich nur mit Worten. [...] Wir bauten die ganze Welt mit Theatern voll. Reinhardt war damals ein kleiner Schauspieler [...] die Programmrede, die der junge Schauspieler hielt — und die er ein paar Jahre später verwirklichte."[53] Das nächste Zusammentreffen war ein verhindertes: als Max Reinhardt nach einer erfolgreichen *Sommernachtstraum*-Vorstellung im Sommer 1905 das Theater verließ, stand Bródy in der Menge; eben in einer Lebens- und Schaffenskrise steckend, war er froh, nicht erkannt zu werden: „Er hatte begonnen und ich hatte abgeschlossen. [...] ich fürchtete, daß er mich erkennen würde, und daß ich mich dann schämen müsse, so weit zurückgeblieben zu sein. Er sah noch jünger aus, als damals, da wir zusammen saßen." Im Winter 1908/09 traf es sich, daß Bródy für drei Monate in Berlin mit Reinhardt zusammenarbeiten durfte:

> Wir bereiteten mein neues Stück *Die Lehrerin* zur Aufführung im Deutschen Theater vor. Es gibt in meinem Leben keine schönere, lehrreichere Zeit, als diejenige, die ich auf jenen Proben verbrachte. In Berlin mit Reinhardt zusammen ernste künstlerische Arbeit zu verrichten: ich wünsche das jedem guten und ehrlichen ungarischen Schriftsteller.

In jener Zeit war Bródy oft auch privat zu Gast in Reinhardts Palais (welches einst die Richard-Wagner-Freundin Mathilde Wesendonck bewohnte), teils zusammen mit Gerhart Hauptmann, Richard Strauss oder Hugo von Hofmannsthal; literarische Gespräche erstreckten sich häufig bis zum Morgengrauen. Der Schauspieler und Regisseur Oszkár Beregi (1876-1965) erregte Max Reinhardts Aufmerksamkeit, als dieser ihn in der Rolle des Romeo sah. Beregi, der auch deutsch sprach, sollte nach Berlin engagiert werden — er sagte zunächst ab, da er sich von dem heimischen Publikum und dem Land seiner Muttersprache nicht trennen wollte, unterlag aber letztlich Reinhardts Entschlossenheit und war von 1907-10 einer der namhaftesten Schauspieler des Deutschen Theaters. Artúr Bárdos (182-1974), Regisseur und Theaterdirektor, war 1909 als Assistent Max Reinhardts in Berlin und arbeitete auch

später gelegentlich mit ihm zusammen; auch Franz Molnár war häufig beteiligt. Die Schauspielerin und Autorin Blanka Péchy (1894-1988) gelangte durch das Zureden Molnárs zu Reinhardt und stand nicht nur von 1928 an sieben Jahre lang unter Vertrag, sondern besuchte auch sein Regieseminar. Elma Bulla (1913-1980) war von 1926-30 Schauspielerin an Reinhardts Theater in der Josefstadt in Wien. Der Dramaturg, Autor und Journalist Lajos Bálint (1886-1974), der sein Studium teils in Berlin absolviert hatte, traf häufig mit Max Reinhardt zusammen; während einiger Proben, denen er beiwohnte, in Berlin und während dessen Gastaufenthalten in Budapest. Bálint berichtet,[54] daß es an den Schauspielschulen in Berlin und Wien stets einige ungarische Zöglinge gab; Reinhardt schätzte und liebte die ungarischen Künstler, und er sah sich bei seinen Besuchen stets nach Neuentdeckungen um. Im Sommer empfing er aufs herzlichste Besucher aus Ungarn zu den Salzburger Festspielen und auch als Logiergäste auf Schloß Leopoldskron.

8.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß die zahlreichen Kontakte von gegenseitiger menschlicher sowie künstlerischer Wertschätzung und fruchtbarer Zusammenarbeit geprägt waren, sowohl in Ungarn als auch darüber hinaus.

Anmerkungen

1. **In folgenden Werken konnte ich diese Angabe finden, davon beziehen sich mindestens zwei aufeinander:**

FEUERSTEIN, EMIL: *Egy marék virág*. A magyarajkú zsidóság szellemi öröksége. (Vorwort von) Elie Wiesel. Bd. 3. — Tel-Aviv: (1987). S. 164.

ÚJVÁRI PÉTER (Hrsg.): *Zsidó Lexikon*. — Budapest 1929.

Max Reinhardt Színháza. Hrsg. vom Museum und Institut für Theatergeschichte (Országos Színháztörténeti Múzeum és Intézet) — Budapest 1994. — Diese Textsammlung erwähnt im biographischen Anhang neben Baden in Klammern auch die Variante Bazin aufgrund der Eintragung im *Zsidó Lexikon*.

Weiterführende Daten wurden den folgenden Werken entnommen:

A színészek színházában hiszek. Max Reinhardt Színháza. Hrsg. von Országos Színháztörténeti Múzeum és Intézet. — Budapest: 1994.

BÁLINT, LAJOS: *Max Reinhardt*. (Negyedszázaddal halála után). — In: BÁLINT LAJOS: *Vastaps*. Budapest: Szépirodalmi Kiadó 1969. (238-245)

BRAULICH, HEINRICH: *Max Reinhardt*. Theater zwischen Traum und Wirklichkeit. — Berlin: Henschel 1966.

BRÓDY, ALEXANDER: *Max Reinhardt* (Feuilleton). — In: *Pester Lloyd* (Budapest) 56. Jg. Nr. 126. 29.05.1909. (1-3)

EPSTEIN, MAX: *Max Reinhardt*. — Berlin: Winckelmann 1918.

FLEISCHMANN, BENNO: *Max Reinhardt. Die Wiedererweckung des Barocktheaters*. — Wien: Neff 1948.

FUHRICH-LEISLER, EDDA - PROSSNITZ, GISELA: *Max Reinhardt in Amerika*. — Salzburg: Müller 1976. (= Publikation der Max Reinhardt Forschungsstätte. V.)

Göngyösi Nándor: *M. Harmath Hedvig Emlékezete*. (Vorwort von) Molnár Ferenc. — Budapest: Singer und Wolfner 1912.

In Memoriam Max Reinhardt. Ansprachen von Oskar Wälterlin, Felix Salten, Wolfgang Langhoff, Eugen Jensen. — Zürich, New York: Oprecht 1944. (= Schriftenreihe des Schauspielhauses Zürich. Nr.1)

Kindermann, Heinz: *Max Reinhardts Weltwirkung*. Ursachen, Erscheinungsformen und Grenzen. — Wien: Böhlau 1969. (= Sitzungsberichte. Bd. 261, 5. Abh.)

Leisler, Edda - Prossnitz, Gisela (redigiert von): *Max Reinhardt in Europa*. — Salzburg: Müller 1973.

Plessen, Elisabeth — Mann, Michael (Hrsg.): *Katia Mann: Meine ungeschriebenen Memoiren*. — Berlin: Der Morgen 1975.

Nagy, George L.: *Ferenc Molnárs Stücke auf der deutschsprachigen Bühne*. (Dissertation). (A Dissertation Submitted to the State University of New York at Albany. College of Arts & Sciences, Department of German 1978)

Parma, Clemens: *Max Reinhardt. Ein Lebensbild*. — Bad Homburg: Pforten 1959. (= Sie haben die Welt verzaubert. 1)

Péchy Blanka: *Este a Dunánál. Visszaemlékezések*. — Budapest: Magvető 1977. (324-330)

Staud Géza: *Max Reinhardt*. — Budapest: Gondolat 1977. (= Szemtől szembe)

Thimig, Hugo: *Hugo Thimig erzählt von seinem Leben und dem Theater seiner Zeit. Briefe und Tagebuchnotizen ausgewählt und eingeleitet von Franz Hadamowsky*. — Graz, Köln: Böhlau 1962.

2. Emil Feuerstein, geb. 21.04.1914 in Kiskörös, studierte in Breslau, Basel, Berlin und London; arbeitet als Schriftsteller, Journalist und Übersetzer; wichtigstes Werk: *Encyclopaedia of World Literature* (1945-1959).
3. Teil einer Rede, die Reinhardt 1929 an einem ihm zu Ehren veranstalteten Abend des Wiener Pen-Clubs hielt. Zitiert bei: Fetting, Hugo (Hrsg.): *Max Reinhardt. Leben für das Theater. Briefe, Reden, Aufsätze, Interviews, Gespräche, Auszüge aus Regiebüchern*. — Berlin: Argon 1989. S. 23.
4. Reinhardt, Gottfried: *Der Liebhaber. Erinnerungen seines Sohnes Gottfried Reinhardt an Max Reinhardt*. — München, Zürich: Droemer Knaur 1973. S. 107.
5. Herald, Heinz: *Max Reinhardt*. — In: *Die großen Deutschen. Deutsche Biographien von Karl dem Großen bis Bert Brecht*. (Lizenzausgabe des Deutschen Bücherbundes Stuttgart; basiert auf:) — Berlin: Ullstein 1953. S. 528.
6. Fiedler, Leonhard M.: *Max Reinhardt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt*. 3. Aufl. — Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987. (= rororo Bildmonographien 228.) S. 12.
7. Vgl. Feuerstein, Anm. 1 und 2, S. 165.
8. Adler, Gusti: *Max Reinhardt. Sein Leben. Biographie unter Zugrundelegung seiner Notizen für eine Selbstbiographie, seiner Briefe, Reden und persönlichen Erinnerungen*. — Salzburg: Festungsverlag 1964. Ohne Seitenzahl; nach S. 64.
9. Abb. ebd.
10. Feuilleton in: *Pester Lloyd* (Budapest) 56. Jg., Nr. 126 vom 29.05.1909.
11. Dr. Gisela Prossnitz, Leiterin der Max-Reinhardt-Forschungs- und Gedenkstätte Salzburg, versicherte im Gespräch am 27.03.1994 in Bp., daß es neben den Urkunden aus dem Jahre 1935 keine eindeutigeren Belege gibt.
12. In den Max Reinhardt-Gedenkräumen des Österreichischen Theatermuseums in Wien zu hören.
13. Aus einem Brief an Willy Trenk-Trebitsch am 24.03.1942 aus Santa Monica; zit. bei Adler (Motto), auch bei Fetting, S. 332.
14. Fuhrich, Edda - Prossnitz, Gisela (Hrsg.): *Max Reinhardt. Die Träume des Magiers*. — Salzburg: Residenz 1993. S. 9.
15. Feuerstein, S. 168 (etwa: „In/bei seinem Elternhaus wurde ungarisch gesprochen").
16. Zu Miksa Márton vgl. Abschnitt Ungarn.

17. Molnár, Franz: *Gefährtin im Exil. Aufzeichnungen für eine Autobiographie*. Aus dem Amerikanischen von Werner von Grünau. (Originaltitel: *Companion in exile. Notes for an autobiography*) — Bad Wörishofen: Kindler und Schiermeyer 1953. S. 148 f.
18. Ebd.
19. Karinthy Frigyes: *Theresvároscher Festspiele oder nagy ünnepi játék a Terézvárosban*. — In: *Így írtok ti*. Paródiák. (II. Bd.) — Budapest: Szépirodalmi kiadó 1979. (410-428)
20. Zit. nach Molnár: *Gefährtin* ... S. 153
21. Thimig-Reinhardt, Helene: *Wie Max Reinhardt lebte. ... eine Handbreit über dem Boden*. — Frankfurt a. M.: Fischer 1975. (ungekürzte Ausgabe nach der Erstveröffentlichung: Percha: Schulz 1973.) S. 73
22. Ebd., S. 72.
23. Ebd., S. 83
24. Ebd., S. 82.
25. Ebd.
26. Adler, S. 30.
27. Reinhardt führte Regie bei Henrik Ibsens *Komödie der Liebe*.
28. Reinhardt, Max: *Schall und Rauch*. — Berlin 1901.
29. Stefan, Paul: *Max Reinhardt. Eines Künstlers Heimweg nach Wien*. — Wien, Leipzig: Goldschmiedt 1923. S. 39 f.
30. Fiedler, S. 118.
31. Adler, S. 155.
32. Ebd., S. 157.
33. Adler, S. 253 f.
34. Fiedler, S. 122. (Brief Reinhardts an Wiliam Paley am 17.06.1936).
35. Herald, Heinz: *Max Reinhardt. Bildnis eines Theatermannes*. — Hamburg: Rowohlt 1953. S. 142. (aus der Gedenkrede Thomas Manns).
36. Adler, S. 253.
37. Herald: *Bildnis* ..., S. 88.
38. Ullmann, Ludwig: *Max Reinhardt und das amerikanische Theater*. In: *Der Turm*. Monatsschrift für österreichische Kultur; hrsg. von der Österreichischen Kulturvereinigung Wien. 2. Jg. 1947, H. 3/4. S. 125.
39. Fuhrich: *Die Träume* ..., S. 89.
40. *Pester Lloyd*, 26.07.1899.
41. Ebd., 28.07.1899.
42. Ebd., 05.06.1904; Feuilleton von Max Rothauser.
43. Ebd., 02.06.1908.
44. *Neues Pester Journal*, Nr. 132, 02.06.1908, S. 10.
45. *Bánk Bán* wurde bereits 1871 in deutscher Sprache durch Sonnenthal und auf italienisch im selben Jahr von Salvini in Budapest aufgeführt; beide Versuche fielen durch.
46. *Pesti Napló* Nr. 103, 03.05.1911, S. 14.
47. Thimig-Reinhardt, S. 64.
48. Molnár, S. 153.
49. Ebd.
50. Adler, S. 143.
51. u.a. von Wilhelm Meyer-Förster (1862-1934): *Alt Heidelberg/Diákélet* (1901).
52. 1926 in Bp.; Magyar Színház.
53. *Pester Lloyd*, Nr. 126, 29.05.1909, Feuilleton S. 1-3.
54. Bálint Lajos: *Reinhardt és a magyarok*. — In: Bálint Lajos: *Művészbejáró*. Budapest: Szépirodalmi kiadó 1964. S. 296-300.

Judit Hetyei (Pécs)

Hat über ihn Hitler gesiegt?

Ein vergessener Schriftsteller: Leonhard Frank

Die mittlere Schaffensperiode Leonhard Franks behandelnd wählte Gustav Schröder für seine Arbeit den Titel: *Zwischen Resignation und Hoffnung*.[1] Diese Worte charakterisieren nicht nur die Werke von *Karl und Anna* bis zur *Deutsche[n] Novelle*, sondern das ganze Leben und Schaffen des Dichters.

Leonhard Frank hat sowohl als Mensch wie auch als Schriftsteller die Höhe und die Tiefe gekannt und erlebt. Nicht nur Armut und Not, sondern auch finanziell gesicherte Existenz, nicht nur eine verständnisvolle Gefährtin, sondern auch die Trauer um die geliebte Frau, nicht nur die Niederlage einer gescheiterten Ehe, sondern auch die glückliche Begegnung mit Charlott waren Stationen seines langen Weges. Der mit der Heimat tief verbundene Dichter lernte die Entwurzelung im Exil kennen, genoß die Anerkennung eines breiten Publikums, mußte später jedoch erschüttert feststellen, daß in dem Land, wo seine Bücher verbrannt wurden, auch sein Name in Vergessenheit geraten ist. Optimismus und Verzweiflung haben sich in seinen Werken niedergeschlagen, doch fast immer bekommen Hoffnung und Glaube an den „guten Menschen" das letzte Wort.

Leonhard Franks Leben und Schaffen ist mit Hilfe seines autobiographischen Romans *Links wo das Herz ist* leicht zu verfolgen. Um ein vollständiges Bild zu gewinnen, können wir uns weiterhin auf das Buch seiner Frau, Charlott: *Sagen, was noch zu sagen ist* sowie auf Erinnerungen von zeitgenössischen Schriftstellern stützen. Mit einigen Aufschlüssen dient auch der einzige Roman seiner Mutter.[2] Martin Glaubrecht weist auf die Schwierigkeiten der Zusammenstellung einer Frank-Biographie hin. Er behauptet:

> Es fehlt noch immer eine zuverlässige Biographie, die exakte Lebensdaten, eine Schilderung von Herkunft, Jugend und Bohémezeit Franks gäbe und die künstlerische und geistige Entwicklung Franks dokumentarisch belegt darstellte. Neben den spärlichen Quellen Dritter ist das Fehlen jeglicher Manuskripte, Tagebücher und Briefe für die Zeit bis 1940 (auch später hat Frank nur einen kleinen Briefwechsel und kein Tagebuch geführt) das Hindernis für die Erarbeitung einer solchen Biographie.[3]

Der Dichter wurde als „das Sorgen vermehrende unerwünschte vierte Kind"[4] des Schreinergesellen Johann Frank und seiner Frau, geb. Bach, am 4. September 1882 in Würzburg geboren. Er wuchs in einer kleinbürgerlichen Atmosphäre unter dürftigen Verhältnissen auf. Von inniger Liebe und tiefster Gefühlsverwandtschaft, die Mutter und Sohn verbunden haben, zeugen *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau* und das Werk *Links wo das Herz ist*. „Sie

[die Mutter] konnte nur noch in ihm [Leonhard] leben. Er war ein Teil von ihrem Sein."[5] — bekennt Marie Frank. In ihrem Buch bekommt der Dichter den Namen Gerhart. Leonhard Frank berichtet über die Entstehung dieses Werkes in seinem autobiographischen Roman *Links wo das Herz ist*. Die vierundsechzig Jahre alte Frau „hatte nie ein lesenswertes Buch gelesen" (GW. V. S. 479), und habe zu schreiben begonnen, um ihren Sohn „vor Wintersnot zu schützen." (GW. V. S. 475) Die beide verbindende Liebe findet auch in der Darstellung der starken und edlen Frauengestalten in Franks Werken Ausdruck. Ein in den Romanen immer wiederkehrender Satz scheint dies zu beweisen. Der Dichter charakterisiert nämlich seine Mutter folgenderweise: „Eine schöne Frau, dünn, mit großen Feueraugen, liebte ihren Mann und war ihm so himmelhoch überlegen, daß er es in seinem ganzen Leben niemals bemerkte." (GW. V. S. 404f) Diese Beschreibung findet sich ohne bedeutende Änderung unter anderem in dem Roman *Das Ochsenfurter Männerquartett* und in der Erzählung *Der Schreiner*.[6]

„Die große Not, herzabdrückend und die Seele verwundend, begann [...] erst in der Schule." (GW. V. S. 405) — schrieb der Dichter in seinem Lebensroman. Durch die Erziehungsmethode „die Knaben in Angstbesessene zu verwandeln" versuchte der Lehrer „die Persönlichkeit des Schülers auszurotten" und „Kreaturen mit allen Eigenschaften des Untertanen, fertiges Material für die nächste Autorität, den Feldwebel im Kasernenhof" (GW. V. S. 405)[7] zu schaffen. Frank begann zu stottern. Durch Suchen der Gefahr wollte er die Minderwertigkeitskomplexe kompensieren und verließ endlich als „schwerverwundeter Junge" (GW. V. S. 406) die Schule. Aus diesen frühen Erlebnissen entstanden später Werke, wie *Die Räuberbande* und *Die Ursache*, und schlugen sich auch in einigen Kapiteln des Romans *Der Bürger* nieder.[8]

Nach der Lehrzeit bei einem Schlossermeister ging er 1905 von der Sehnsucht getrieben „»etwas« zu werden" (GW. V. S. 407) über Frankfurt am Main und Dresden nach München. Dieser Wunsch „»etwas« zu werden" taucht bei Frank öfters auf und hängt mit anderen Begriffen wie „Ich-Leiche", „Anpassung" und „Lebenslüge", die in den Werken eine Schlüsselrolle spielen, eng zusammen. Nur derjenige, der den Sinn seines Lebens erkannt hat, kann sich nämlich in der Gesellschaft behaupten, ohne moralisch oder physisch Selbstmord begehen zu müssen.

In München, das damals als ein wichtiges deutsches Zentrum der Kunst galt, besuchte Frank die Malerschule von Herrn A_be, und lernte „noch viel mehr im Café Stefanie", das er später (im Roman *Links wo das Herz ist*) als seine „Universität" (GW. V. S. 444) bezeichnete.

Schwabing, seitdem ein literaturhistorischer Begriff geworden, war der „Nährboden" einer neuen Generation und gleichzeitig der geeignetste Ort, wo sich ein junger, begabter Mann autodidaktisch weiterbilden konnte. Erich Mühsam erinnert sich folgenderweise daran:

> Dies mag das eigentliche Charakteristikum des Begriffs Schwabing sein, die Unbekümmertheit um das Urteil anderer Leute. Jeder Mensch ist ein Eigener; aber wer es zeigt, heißt anderswo ein Sonderling. Schwabing war eine Massensiedlung von Sonderlingen, und darin liegt seine pädagogische Bedeutung. Schwabings auffällige Minderheit bewirkte bei der unauffälligen Mehrheit, daß sie nicht mehr auffiel. Ja, ganz München gewöhnte sich an das Ungewöhnliche, lernte Toleranz und gönnte der Seltsamkeit ihr Lebensrecht.[9]

Das Café Stefanie wurde ein Sammelbecken von Künstlern, Berühmtheiten und Sonderlingen verschiedenster Nationalität. Wir begegnen Namen wie Max Halbe, Roda Roda, Gustav Meyrink oder Max Dauthendey. Im Kreis von Dr. Otto Groß, den Erich Mühsam als „den bedeutendsten Schüler Sigmund Freuds" charakterisiert, „dem es wohl zu danken ist, daß die Psychoanalyse aus der einseitigen Betrachtung des Lebens von der sexualen Seite herausfand zur Erkenntnis der sozialen Bedingtheit des seelischen Erlebens",[10] wurde Frank mit den neuen Lehren vertraut.

Beim Delphin-Verlag erschien 1913 sein Mappenwerk *Fremde Mädchen am Meer und eine Kreuzigung*. Arno Nadel schrieb über dieses Werk:

> Was wir in den allermeisten Werken auf unseren Ausstellungen vergeblich suchen: das bedeutende, wahre Erlebnis, das auf kürzestem Wege zum Beschauer gelangt — hier ist es restlos vorhanden. Die Mittel sind die dem Gegenstande einzig entsprechenden: seine Frauen sind nicht anders als in dieser unendlichen Feinheit der Linie, der Farbe und der mit großem Zartgefühl stilisierten Landschaft, denkbar. Ebenso sind die Konturen der Leiber schlechthin unwiderleglich. Aber auch Haltung, Augenausdruck, die leise tönende Bewegung der Glieder, der Geist der Komposition und endlich das Unaufgelöste, das Poetische in der Behandlung der einzelnen Motive sind seltene Zeugnisse einer reifen, reichen Persönlichkeit.[11]

Nach den ersten Versuchen brach er aber seine Künstlerlaufbahn als Maler ab, und wandte sich der Literatur zu. Im Herbst 1910 übersiedelte er in die „elektrisierte"[12] Stadt Berlin, die man damals als den anderen Brennpunkt der Kultur betrachtete. Hier veröffentlichte der Dichter seine ersten Schriften.

Interessante, offiziell nicht erlaubte Anmerkungen finden wir in den „Personenstandsblättern" der Familie Frank, welche uns zu einem vollständigeren Bild verhelfen können. Über den Dichter heißt es hier: „Fahrradschlosser — Kunstmaler — nun Schriftsteller in Berlin — soll **sehr stark** nervös sein — Sehr gefährlicher Anarchist — Mitteilungen über seinen Aufenthalt an Krim. Kom Kraem. = kommunistischer Schriftsteller".[13]

Nach kurzer Bekanntschaft heiratete Frank am 4. Februar 1915 die um zehn Jahre ältere, sensible Frau, Lisa Ertel, die ihn nicht nur als verständnisvolle Gattin mit Liebe umgab, sondern auch als unbestechlicher, scharfer Literaturkritiker seine Arbeit unterstützte.

Der Dichter brauchte nicht lange auf die erste Anerkennung seiner literarischen Tätigkeit zu warten. 1914 erhielt er für seinen Roman *Die Räuberbande* den Fontane-Preis. Es war ein verheißungsvoller Beginn zur Zeit des Epochenendes,[14] als ein Donner den Boden Europas erschütterte. Unter

Begeisterung und lautem Jubel des wahnsinnig gewordenen Volkes begann der Erste Weltkrieg. Fritz Kortner erinnert sich auf folgende Weise:

> Der Kriegswiderstand war ein verlassener Gefechtsstand geworden [...] Leonhard Frank allerdings hatte gleich bei Kriegsbeginn einem bis dahin liberalen Literaten, einem Friedensdeserteur, dessen Kriegsgeheul zu laut wurde, mit der schreibgewohnten Hand über das Maul gehauen, das in das Hurra eines Millionenchors eingestimmt hatte. Er mußte daraufhin nach der Schweiz flüchten und erlernte dort die Anfangsrunde der Emigration.[15]

Die Trennung von der geliebten Heimat wirkte sich sowohl auf sein Privatleben als auch auf sein künstlerisches Schaffen aus. Er resignierte vollkommen:

> Mir geht es schlecht. Sehr schlecht. In den letzten Tagen ist viel eingestürzt. Der Hauptinhalt meines Lebens ist versunken. Ich stehe im Blut dieser Katastrophe. Ob aus ihr ein Weg wegführt, weiß ich nicht mehr. Mir scheint, daß die Einsamkeit eine langsam sich bewegende Revolverkugel ist, die jedoch tödlich sicher trifft.[16]

Das schrieb er an Hugo Ball, der darauf nach Zürich reiste und ihm vorschlug, zusammen mit ihm in Ermatingen zu wohnen. Sie wurden gute Freunde und standen einander gegenseitig, jedoch auf verschiedene Weise bei. Frank gab in erster Linie finanzielle Unterstützung, und Ball half bei dem Abschreiben des Bürgerromans. Nach kurzer Zeit wurde wahrscheinlich ihre Freundschaft durch Auseinandersetzungen gestört, wie es ein Brief Balls an seine Schwester beweist: „Leider wurden aus unseren schönen Empirezimmern sehr bald Strindbergzimmer."[17] Seine Kritik, welche Franks „Überschätzung erlittener Unbill", die zur Tartüfferie verleite,[18] betrifft, kann uns hart, jedoch nicht völlig ungerecht scheinen. Die Spuren der Freundschaft suchend fällt eine Zwiespältigkeit auf. Ball schrieb kritisch, doch in einem warmen Ton über Frank, er selbst wurde aber in dem autobiographischen Roman *Links wo das Herz ist* nur mit kühler Sachlichkeit erwähnt.

Als überzeugter Pazifist schrieb Frank in Zürich Novellen, die später in Buchform unter dem Titel *Der Mensch ist gut* veröffentlicht wurden. Für diese erhielt er 1920 den Kleist-Preis. Der Dichter, der „unheilbar krank unter den Depressionen dieses unglückseligen Kriegs"[19] resigniert die historischen Ereignisse verfolgte, gab in den Werken der Hoffnung und dem Glauben an „den guten Menschen" das letzte Wort. So erkennt der Kellner in der Novelle *Der Vater* ebenso wie Quangel in dem späteren Roman Falladas *Jeder stirbt für sich allein* durch das Verlieren seines einzigen Sohns „auf dem Feld der Ehre" die Sinnlosigkeit des Krieges, bringt aber durch seine Rede die Anderen nicht nur in Gefahren, sondern regt sie an, mit einem Friedensmarsch zu protestieren.[20]

Auf die Nachricht von der Novemberrevolution in Deutschland kehrte Frank sofort in die Heimat zurück. Die ersehnten Friedensjahre bedeuteten jedoch keine ungestört glückliche Epoche seines Lebens. Er verlor die zwei

heißgeliebten Frauen, Mutter und Gattin, und „mußte erleiden, was es bedeutet, daß der Tod irreparabel ist." (GW. VI S. 521) Am 22. Oktober 1929 heiratete er Elena Maquenne (geb. Penswer); diese Ehe war aber eine ohne Harmonie. In seinem Roman *Links wo das Herz ist* schildert er die vergeblichen Versuche, ein gemeinsames Leben aufzubauen. Die Darstellung der sensiblen, streitsüchtigen, doch liebenswürdigen Frau ist mit der der Mutter in dem Werk *Bruder und Schwester* fast identisch.

Frank, der in den Jahren bis 1933 eine Reihe von Werken veröffentlicht hatte, wurde am 10. Januar 1928 als gekannter und anerkannter Schriftsteller Mitglied der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst. Der erschütternde Bericht Konstantin Fedins über seine zwei Begegnungen mit Frank (im Herbst 1928 und im Dezember 1932) zeigen uns am deutlichsten, wie der selbstsichere, seiner Aufgaben bewußte Mann den Kampf aufgab, Kraft und Hoffnung verlor. Er begegnete Frank im Herbst 1928, und berichtete über seine ersten Eindrücke folgenderweise: „Er war ein zufriedener Mann, der sehr wohl wußte, was er zu tun, welche Aufgaben er zu lösen hatte, überzeugt von seiner Kraft und seiner Zukunft.„

Im Dezember 1932 traf Fedin einen früh gealterten Mann:

> „Sind Sie gesund?", fragte ich.
>
> „Völlig gesund", entgegnete er in einem Ton, in dem man sagen würde: Ich bin verwundet.
>
> Und nun sitze ich neben ihm, sehe in sein zerquältes Gesicht und kann immer noch nicht begreifen, warum die Jahre mit diesem Manne so rasch und erbarmungslos abgerechnet haben.[21]

Franks letzte, erbitterte Worte an Fedin, sind bereits die einer tiefen Resignation, die für die mittlere Schaffensperiode des Dichters kennzeichnend wurde:[22] „Alles, was wir tun, wird von niemand gebraucht, von niemand, [...] Ich bin müde ... " — Als er ging, verbarg er sein Gesicht im Mantelkragen, als ob er nicht sehen wolle, was auf der Straße vor sich ging.[23] In einem ähnlichen seelischen Zustand, nachdem seine deutsche Staatsbürgerschaft schon am 03. 10. 1934 aberkannt wurde, traf ihn Klaus Mann, der über die gemeinsam verbrachte Zeit in Amsterdam seiner Mutter am 11. 03. 1935 auf folgende Weise berichtet:

> Gar zu viel Geselligkeit gibt, schon seit vierzehn Tagen, mit Leonhard Frank, der, schön aber wunderlich und depressiv, hier eingetroffen ist, um einen Vertrag mit Querido zu machen und um sich einen Wagen zu kaufen. Er kann keine Sekunde allein sein und sitzt immer schweigsam irgendwo herum. Du bist ihm ja bekanntlich ein wenig verfallen, würdest es aber auf die Dauer auch anstrengend finden.[24]

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme mußte Frank — wie bekannt — emigrieren; er gelangte nach mehreren Stationen 1937 nach Paris. In Frankreich wurde er zweimal interniert. Das Leben in diesen Lagern schildert Hertha Pauli in ihrem Erlebnisbuch:

> In der amerikanischen Kolonie von Paris herrschte Empörung über die Zustände in den französischen Flüchtlingslagern. [...] Bisher hatte kein ausländischer Journalist eine Bewilligung erhalten, die Flüchtlingslager zu besuchen. Aber in amerikanischen Zeitungen waren Hinweise erschienen, daß die sogenannten Sammelzentren für Flüchtlinge den deutschen Konzentrationslagern glichen.[25]

Wie wahr und treffend dieser Vergleich war, konnte Eric Sevareid feststellen, der die Erlaubnis bekam, das Lager bei Le Mans zu besichtigen.[26] Verstört, wie aus einem Alptraum erwachend kehrte er zurück. In eiskalten Baracken hatte er schmutzige, bärtige und in Lumpen gekleidete Gestalten gesehen — gedemütigte, arme Menschen.

> Die Ideen des März brachten diesmal [1940] einen Friedensvertrag zwischen Rußland und Finnland. Wollenberg, der sich dagegen aussprach, wurde in ein Lager gebracht, irgendwo im Süden. Dort trafen sich viele Kollegen, wie der in Rußland geborene Journalist Leo Lania und der deutsche linksorientierte Romanschriftsteller Leonhard Frank.
>
> Kommunistenführer wie Willi Münzenberg und Paul Friedländer, die sich gegen das Bündnis mit Hitler aussprachen, wurden als „Verdächtige" gleichfalls in Lager gebracht.[27]

Frank konnte (fast) gleichzeitig mit dem Eintreffen der deutschen Truppen aus dem Lager fliehen. Auf dem langen und gefährlichen Weg nach Marseille erlebte er die Hilfsbereitschaft des französischen Volkes. In seinem autobiographischen Roman beschreibt er diese Hilfsbereitschaft mit dem Satz: „Sie [die Flüchtlinge] waren achtundzwanzig Tage unterwegs gewesen und hatten achtundzwanzig Bauern um Unterkunft gebeten — nicht neunundzwanzig." (GW. V. S. 593) Die Emigranten in Frankreich wußten alle, daß es in dieser hoffnungslosen Lage nur eine Möglichkeit gab am Leben zu bleiben. Sie mußten aus dem zusammenstürzenden Europa ausbrechen. Die Flüchtlinge, von allen Seiten bedroht, baten Freunde und Kollegen in den USA um Hilfe. Aus dieser Zeit blieben erbitterte, bettelnde Briefe, drängende Telegramme erhalten. Viele von den Gegnern Hitlers, die wegen ihrer Anschauungen oder ihrer Abstammung verfolgt wurden, trafen sich in Marseille, und warteten auf das Visum, das ihre Erlösung bedeutet hätte. Auf die Straße wagten sie sich kaum. Die Gestapo war überall zu befürchten. Hertha Pauli erinnert sich wie folgt:

> Die Hoffnung, etwas zu erreichen, hatten wir längst aufgegeben. Wir gingen nur mehr nach Montredon, um Freunde zu treffen. Die meisten waren, wie Konrad Heiden [der Hitler-Biograph], aus französischen Lagern entkommen, darunter der Romanschriftsteller Leonhard Frank. Er war bei der Übergabe des Lagers über den Stacheldraht gesprungen, gerannt und gerannt ...
>
> Nicht jeder war so glücklich. Der Dramatiker Walter Hasenclever hatte sich im Lager von Les Milles, ganz nahe von Marseille, mit Veronal vergiftet, als die Deutschen anrückten. Der Kommunistenführer Willi Münzenberg sei auf der Flucht nach Südfrankreich aufgefunden worden — an einem Baum erhängt. Wer es getan habe, wußte man nicht.

> Münzenberg hatte, wie der Österreicher Paul Friedländer, das Hitler-Stalin-Bündnis öffentlich angegriffen. Friedländer sei vom französischen Lagerkommandanten an die Deutschen ausgeliefert worden.
>
> „Die französische Regierung hat sich bereit erklärt, jeden von uns auf Anforderung der deutschen Regierung auszuliefern", erzählte Leonhard Frank.[28]

Er fand Unterkunft bei Walter Mehring, wie es uns Hertha Pauli berichtet, und sei wieder in dem Zustand gewesen, daß er die Einsamkeit nicht ertragen konnte, an seinem Werk jedoch weiterdichtete.

> Einem alten Holzschnitt gleich hockte Leonhard Frank Walter gegenüber. Sein weißes Haar und seine unwahrscheinlich blauen Augen glühten im Schein der kleinen Lampe auf, die von den schrägen Deckenbalken herunterhing. In diesem spärlichen Licht schrieb Frank weiter an einem neuen Roman — „Ein langes Leben mit dir, ein langes Leben ... " — Der Titel schien von der Tatsache abzulenken, daß unsere Tage gezählt waren.[29]

Der äußeren Hoffnungslosigkeit und dem Gefährdetsein scheint wieder die gedichtete Wirklichkeit das Gegengewicht zu halten. Die Flüchtlinge kämpften verkrampft um das Leben, sahen die Schranken, suchten neue Auswege, und fanden kühne Helfer, wie den portugiesischen und den tschechischen Konsul. Mit falschen Papieren, fiktiven Pässen versuchten sie ihrem Ziel näherzukommen. Und immer wieder wurden neue Telegramme in die USA geschickt. Ein Mann erschien unerwartet-erwartet, dem es zu verdanken ist, daß so viele den freien Boden betreten konnten. „Ohne den Mann, der Varian Fry hieß, wären wir alle in Marseille untergegangen — und Tausende mit uns. Fünfundzwanzig Jahre nach der Durchführung seiner Rettungsaktion erhielt der Amerikaner Fry in New York das Ritterkreuz der Ehrenlegion und wurde als der 'wagemutigste Untergrundkämpfer des Zweiten Weltkrieges' bezeichnet."[30] Mit diesen Worten errichtet Hertha Pauli ihrem Lebensretter ein Denkmal. Langsam kamen die Visen an. Viele von den ersten waren bereits für Tote ausgestellt (wie Walter Hasenclever oder Ernst Weiss), für die Lebenden hatten diese keinen Wert. Die „Glücklichen", die schon ein gültiges Visum besaßen, sahen sich ohne Ausreisegenehmigung vor neuen Schwierigkeiten. Wohin sie blickten, waren die Wege versperrt; die Unsicherheit, das nervenaufreibende Warten begann eine langsame Zerstörungsarbeit. Mißtrauen keimte, und begann die Beziehungen anzugreifen.[31] Hertha Pauli berichtet:

> Fry selbst war auf dem Konsulat nicht vorgelassen worden, weil seine Mission zu gefährlich sei. Er sei nur als Privatmann hier, vom Emergency Rescue Committee herübergeschickt, das nach unserem Hilferuf an Thomas Mann — als ein „Experiment demokratischer Solidarität", wie Fry es nenne — mit Hilfe von Mrs Roosevelt gegründet wurde. Auf ihre Fürsprache hin hatte Präsident Roosevelt dann die Emergency Rescue Visen zugelassen, Besuchsvisen für jene, die nicht heimkehren konnten und sich in Lebensgefahr befanden.[32]

Fry half den Flüchtlingen das Land zu verlassen, suchte Helfer in der französischen Untergrundbewegung. Es gelang ihm die Gestapo-Liste zu beschaffen, die die Dringlichkeit der Eingreifung bestimmte — er riskierte sein eigenes Leben und rettete das Leben vieler anderen. Den langen und gefährlichen Weg bis zum Erreichen eines sicheren Landes schildert Hertha Pauli in ihrem Erlebnisbuch. Frank gelangte 1940 über Portugal in die USA, wo er sich die Frage stellen mußte: „Was soll er, ein deutscher Schriftsteller, in Amerika?" (GW. V. S. 595) Das Schicksal der Emigranten in den Vereinigten Staaten war keineswegs leicht. Sie wurden dank der Großzügigkeit der Regierung geduldet, (aber bloß geduldet), und nur wenigen gelang es, sich als Dichter durchzusetzen. Hermann Kesten charakterisiert ihre Lage und Möglichkeiten im Vorwort seines Buches auf folgende Weise:

> Die Bücher der deutschen Autoren wurden in Deutschland verboten und verbrannt. Schon in der Heimat lebt von hundert Autoren kaum einer von seinen Büchern. Von den tausend exilierten Autoren wurden im Ausland vielleicht nur hundert gedruckt, nur einige Dutzend regelmäßig, das waren meist die weltberühmten Autoren. Einige der Autoren begannen [...], in den fremden Sprachen zu schreiben, sie wurden also aus Meistern in ihrer Sprache zu Anfängern in einer fremden Sprache.[33]

Einige Künstler lebten als Verkäufer oder als Aushilfe beim Abwaschen, andere bekamen fiktive Arbeit und wurden in ein „office" gesetzt, wo sie täglich erscheinen mußten — tun konnten sie nicht. Darüber klagte Alfred Döblin in seinen Briefen (am 11. Dez. 1940 und am 12. März 1943)[34] an Hermann Kesten. Aus Hollywood schrieb er:

> Ihr Wilden drüben seid doch bessere Menschen als wir Hollywooder. Denn soweit ich sehe und höre, verdient Ihr doch alle irgendwie etwas und haltet Euch über Wasser — während es bei uns an der Westküste nur zwei Kategorien von Autoren gibt, solche die im Fett, und solche die im Dreck sitzen. Zur ersten Gruppe gehören Th. Mann, Werfel und andere, — gut gehts auch, zum mindesten zeitweilig, Alfred Neumann, auch Brecht [...] — und nicht geht es Autoren wie mir, Leonhard Frank, auch Ludw. Marcuse etc. Wir werden (durch d. Comité v. Lisl Frank) eben ausgehalten, die trübste und kläglichste Sache, die mir jemals zufiel. Freuen Sie sich — trotz aller Enge der Einnahmen, — daß Sie sich doch wenigstens etwas aus eigener Kraft erwerben können![35]

Für Frank bedeutete der Aufenthalt in diesem Land die einzige Möglichkeit am Leben zu bleiben, und einen Umweg, auf dem er Charlott begegnete. Im August 1948 lernte er sie auf einer Farm in der Nähe von Klingston kennen. Die Geschichte ihrer Liebe, von der ersten Begegnung bis zur Heirat, verewigten beide. Sowohl Franks autobiographischer Roman als auch Charlotts Buch *Sagen, was noch zu sagen ist* zeugen von einem harmonischen, neuen, gemeinsamen Leben. Er sah in ihr die lebendig gewordene Hanna aus dem *Ochsenfurter Männerquartett*, die Gestalt, die er vor Jahren erfunden und am meisten geliebt hat. Sie fühlte sich von dem Wunsche erfüllt: „Es wäre schön,

mit Frank alt zu werden. Aber, wieviele Jahre hätten wir dann noch? Frank war 65. Ich sehnte mich danach, mit ihm alt zu werden. Und er? Durch mich jung zu bleiben? Dann müßte ich vor ihm sterben ... "[36]

Nicht nur durch den großen Altersunterschied wurde aber ihre Beziehung auf die Probe gestellt. Das Kriegsende bedeutete für den Dichter, der in dem fremden Land nie eine Heimat finden konnte, die längst erwartete Möglichkeit zurückzukehren. Charlott dagegen, die Amerika liebte und sich vor dem Leben in Deutschland fürchtete, sah sich vor die Wahl gestellt. Frank schrieb ihr:

> Ich bitte Dich, nicht zu sehr bedrückt sein. Aber die Entscheidung mußt Du jetzt treffen, ob Du unter allen Umständen, wie sie auch seien, mit mir nach Europa und möglicherweise nach Deutschland fahren kannst und willst ... Eine Sicherheit habe ich nicht, von hier aus gesehen. Ja, was soll ich Dir noch sagen? Du bist in meinem Herzen, ich kenne Dich, ich kenne Deine Ängste und Deine seelischen Möglichkeiten und würde es dir deshalb nicht übelnehmen, trotz der Vereinsamung und des tiefen Schmerzes, den ich erleiden müßte, falls Du davor zurückschrecken würdest, das Risiko auf Dich zu nehmen, Dich an einen so eingekreisten Menschen zu binden ... Ich habe einmal geschrieben „Alles auf der Welt muß bezahlt werden, und am teuersten ist das Glück". Ein wahrer Satz! Das Schicksal hat wieder einmal nach mir gegriffen, und es handelt sich wieder einmal darum, stärker zu sein als das Schicksal. Dazu bin ich entschlossen. Auch nach Dir hat das Schicksal gegriffen, da Du mich liebst. Mehr kann und darf ich Dir nicht sagen.[37]

Charlott verließ ihn nicht, doch lange Zeit spukte noch Amerika als Franks „Nebenbuhler".[38] Am 4. Oktober 1950 kehrten sie in die zerstörte Heimat zurück, ließen sich in München nieder, und heirateten am 29. Mai 1952. „Die Teilung Deutschlands hat Frank nie als eine Trennung des Menschen in Ost- und Westdeutschland empfunden." — erzählt Charlott Frank. „Die Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Ordnungen störte ihn keineswegs in seinen menschlichen Beziehungen. Aus seiner Berliner Zeit hatte er viele Freunde, die nun in der DDR lebten, und er pflegte diese Freundschaften."[39]

Die Rezeption Franks in der geteilten Heimat war jedoch unterschiedlich. Im westlichen Teil verübelte man ihm, daß er seine Werke im östlichen Teil seiner Heimat erscheinen ließ. Nach der Annahme des Nationalpreises Erster Klasse wurde er als Sympathisant des kommunistischen Regimes hingestellt. In München lebte er bis zu seinem Tode „als Fossil jener Schriftsteller, an denen man einiges wiedergutzumachen hatte, offiziell in Ost- und Westdeutschland herumgereicht und geehrt."[40] Er wurde am 14. Oktober 1950 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, am 27. April 1951 Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. 1952 erhielt Frank die Silberne Plakette der Stadt Würzburg, 1953 den Kulturpreis der Stadt Nürnberg und den Literaturpreis der Stiftung zur Förderung des Schrifttums e.V.. 1955 verlieh ihm die DDR den Nationalpreis Erster Klasse, und

er wurde korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie der Künste Berlin (O). 1957 bekam Frank das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Die Humboldt-Universität ernannte ihn zum Ehrendoktor. 1960 wurde ihm die Tolstoi-Medaille der UdSSR verliehen. Seine Werke konnten jedoch den einstigen Widerhall nicht mehr finden. Dies erkannte der Dichter und klagte bitter: „Ich werde in allen Sprachen gedruckt, in allen Ländern, nur in meiner Muttersprache nicht, in der Sprache, in der ich schreibe, nicht in meiner Heimat, nicht in Westdeutschland ..."[41]

Am 18. August 1961 starb Leonhard Frank erbittert durch das Bewußtsein: Über ihn habe Hitler gesiegt. (vgl. GW. V. S. 637) Franks Leben war — wie zu sehen — ein langer Lebensweg, begleitet von Optimismus und immer wieder auch überschattet von Depression. Das Schwanken zwischen Resignation und Hoffnung zeigen auch seine Worte, die seine Frau in ihren Erinnerungen *Sagen, was noch zu sagen ist* zitiert. In einem Fragment „Emigrant in der Heimat" schrieb Frank:

> Was macht ein 78jähriger Schriftsteller, der ein umfangreiches Lebenswerk geschrieben hat, mit dem Rest seines Lebens? Was macht er, nachdem er eingesehen hat, einsehen mußte, daß seine Romane und alle großen Romane der Weltliteratur die Menschen und die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht verbessert hatten? Was macht der 78jährige Schriftsteller, der keine Illusionen mehr hat? Der nicht bereit ist, sich selbst zu beruhigen mit der Lüge, daß seine Romane die Menschen menschlicher gemacht haben? Was macht der 78jährige mit dem Rest seines Lebens? Er schreibt, trotz aller verlorenen Illusionen, was sein Gewissen von ihm verlangt.[42]

Es ging nicht mehr. Frank, der nie für die Schublade schreiben wollte, war im Schaffen auf die Leser angewiesen. Die Zeugin seiner letzten Jahre, Charlott, sah, wie er sich immer wieder an den Schreibtisch setzte, innerlich jedoch nur Ruhe ersehnte. Ein körperlicher Verfall folgte der Resignation. Frank mußte zur Untersuchung und zu einem kleineren ärztlichen Eingriff in die Klinik gehen. Er sagte seinen Tod, wie als Kind die Feuersbrünste, voraus.[43]

Sein Testament, das viel umstrittene und angegriffene Glaubensbekenntnis, das er „für die hoffnungslose europäische Jugend, die an nichts mehr glaubt" (GW. V. S. 642), geschrieben hat, stammt von einem Mann, der nie gewillt war, seinen Anschauungen abzuschwören. In Michaels „Kredo" in dem Roman *Links wo das Herz ist* kommen seine eigenen Überzeugungen zum Ausdruck:

> Er [Michael] glaubt, daß unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, dieser geschichtlichen Phase unermeßlicher materieller Bereicherung der Industrieländer, die Verselbständigung der guten Eigenschaften des Menschen, des reichen sowohl wie des armen, nicht möglich ist. Es spricht für den Menschen, daß er unter der Wirtschaftsordnung extremster Ungleichheit noch so menschlich ist, wie er ist. [...]
>
> Er glaubt nicht an einen Atomkrieg, da nach ihm auch der Sieger splitternackt und tödlich verwundet sein würde; da durch ihn der Kapitalismus Selbstmord begehen und in Barbarei enden würde; da nach ihm ein Zentner der größten Brillanten weniger wert sein würde als eine Handvoll Weizenkörner, falls es nach einem Atomkrieg noch Menschen und Weizenkörner gäbe. [...]
>
> Michael sagt sich, der Mensch, der jetzt das Mittel besitzt, sich selbst auszurotten, würde, wenn er es täte, den Beweis erbracht haben, daß er von Beginn an eine mißlungene, verkehrtgeniale Kreatur war. Aber Michael glaubt an den Menschen. (GW. V. S. 641ff.)

Anmerkungen

1. Schröder, Gustav: *Zwischen Resignation und Hoffnung. Zur mittleren Schaffensperiode von Leonhard Frank.* — In: Aufbau, Berlin 13 (1957), H. 9, S. 242-256.
2. Wegrainer [Frank], Marie: *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau von ihr selbst geschrieben.* — Frankfurt/Main - New York: Campus Verlag 1979. S. 186.
3. Glaubrecht, Martin: *Studien zum Frühwerk Leonhard Franks.* — Bonn: H. Bouvier 1965. S. 6f.
4. Frank, Leonhard: *Gesammelte Werke.* — Berlin: Aufbau-Verlag 1957. V. Bd. S. 403. (Im weiteren steht die Abkürzung GW. im Text; mit Angabe des Bandes und der Seite.)
5. Wegrainer, Marie: *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau* ... S. 184.
6. Vgl. GW. I. S. 498, GW. VI. S. 519.
7. Die Darstellung der damaligen deutschen Schule und der indirekte oder auch direkte Protest gegen die Erziehungsmethoden ist bei Frank keine Ausnahmeerscheinung. Dies beweisen Thomas Manns *Buddenbrooks* (denken wir an Hanno), Heinrich Manns *Professor Unrat* und *Der Untertan* oder der Roman *Unterm Rad* von Hermann Hesse, aber auch weitere Werke Leonhard Franks wie *Die Räuberbande* oder *Die Ursache.*
8. Dies kritisierte Hugo Ball scharf: „Nur von der unbedingten Aufrichtigkeit, selbst wenn sie ins eigene Fleisch schnitte, ist etwas zu hoffen. F[rank] spricht soviel von Lüge. Worin es wohl bei ihm selber nicht stimmen mag? Weshalb er wohl eben dies Wort so gerne gebraucht?

   Antwort: Die Überschätzung erlittener Unbill verleitet zur Tartüfferie. Er [Frank] überschätzt einige verdrießliche Jugenderlebnisse. Er hat sich daraus eine »Ursache« konstruiert und scheint, wider Wissen, wenig geneigt, diesen Ausgangspunkt zu quittieren."

   (Ball, Hugo: *Die Flucht aus der Zeit.* — Luzern: Verlag Josef Stocker 1946. S. 121)
9. Mühsam, Erich: *Namen und Menschen.* Unpolitische Erinnerungen. — Leipzig: Volk und Buch Verlag 1949. S. 112.
10. ebenda S. 117.
11. Nadel, Arno: *Fremde Mädchen am Meer und eine Kreuzigung.* — In: *Die Neue Kunst,* München, 1 (1913-1914), Bd. 1, S. 228-229.
12. Frank erinnerte sich, wie folgt, an Berlin:

    „Die Weltstadt Berlin war offen für neue, zukunftsträchtige Kunst und Literatur in der Welt. Berlin nahm auf und gab. Nerv und Geist der Stadt waren elektrisiert. Das Leben selbst war elektrisiert." (GW. V. S. 456f)
13. Zitiert nach Wegrainer, Marie: *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau* ... S. 31.
14. Der Dichter selbst bezeichnete diesen Zeitpunkt als das Ende einer Epoche in seinem Roman *Links wo das Herz ist.* (vgl. GW. V. S. 483)
15. Kortner, Fritz: *Aller Tage Abend.* — München: Kindler-Verlag 1959. S. 278f.

16. Undatiert, aus dem Nachlaß Hugo Balls.
    Zitiert nach: BÄHR, HANS JOACHIM: *Hugo Ball und Leonhard Frank.* — In: *Hugo Ball Almanach* 1985-86, 9-10 Folge, Hrsg. von der Stadt Pirmasens, S. 205.
17. BALL, HUGO: *Briefe 1911-1927.* — Einsiedeln - Zürich - Köln: Benzinger Verlag 1957. S. 69.
18. BALL, HUGO: *Die Flucht aus der Zeit.* — Luzern: Verlag Josef Stocker 1946. S. 121.
19. BALL, HUGO: *Briefe 1911-1927.* S. 69.
20. In dem Werk Falladas *Jeder stirbt für sich allein* erkennt Quangel während des Verhörs erschüttert, daß die Menschen seine Karten freiwillig bei der Polizei abgeliefert haben. Er gesteht dem Kommissar seine Tat, die in diesem Augenblick sinnlos, ja zerstörerisch erscheint. — (FALLADA, HANS: *Jeder stirbt für sich allein.* — Berlin: Aufbau-Verlag 1959. S. 385f)
21. FEDIN, KONSTANTIN: *Leonhard Frank.* — In: Berlin, Aufbau, 13 (1957), H. 9, S. 228-230.
22. Vgl. dazu: SCHRÖDER, GUSTAV: *Zwischen Resignation und Hoffnung.* S. 242-256.
23. FEDIN, KONSTANTIN: *Leonhard Frank.* S. 230.
24. MANN, KLAUS: *Briefe und Antworten.* 1922-1949. — München: edition spangenberg im Ellermann Verlag 1987. S. 210.
25. PAULI, HERTHA: *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz.* Ein Erlebnisbuch. — Wien, Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1970. S. 162.
26. ebenda S. 162.
27. ebenda
28. PAULI, HERTHA: *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz.* S. 208f.
29. ebenda S. 210.
30. ebenda S. 229.
31. ebenda S. 234.
32. ebenda S. 242.
33. KESTEN, HERMANN: *Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933-1949.* — Wien - München - Basel: Verlag Kurt Desch 1964. S. 18f.
34. ebenda S. 171f, 230f.
35. ebenda S. 230f.
36. FRANK, CHARLOTT: *Sagen, was noch zu sagen ist.* Mein Leben mit Leonhard Frank. — München: Nymphenburger Verlag 1962. S. 77f.
37. ebenda S. 100f.
38. ebenda S. 136.
39. ebenda S. 167.
40. BÄHR, HANS JOACHIM: *Hugo Ball und Leonhard Frank.* S. 214.
41. FEDIN, KONSTANTIN: *Leonhard Frank.* S. 240.
42. FRANK, CHARLOTT: *Sagen, was noch zu sagen ist.* S. 195 f.
43. ebenda S. 206.

Bettina Rabelhofer (Graz)

Spreng-Sätze wider die Ordnung

Zur Poetik des Verdrängten in Marianne Fritz' „Festungsprojekt"

Wie sich nähern? Wie sich einüben in eine Sprache, die erste Leseversuche stottern macht, die die Tastbewegungen ersten Orientierens zu tolpatschigen Vorläufigkeiten geraten läßt?

I.

Da schreibt eine Autorin, weitab von soziokulturellem und marktwirtschaftlichem Konsens; da schreibt eine Exilantin in bezug auf die Macht — ausgesetzt einer Literaturkritik, die den Diskurs der Marianne Fritz mit der zwielichtigen Beweiskraft, unter dem Vorwand *herrschender* Syntagmen hinterlistig diskreditiert.

War noch 1978 der *Schwerkraft der Verhältnisse*,[1] dem ersten Roman ihres Festungsprojekts, wohlwollende Medienöffentlichkeit zuteil geworden, so stellen 1980 „irritierte" Berufsleser die perfide Frage, „ob der deutschen Sprache noch zuzumuten ist [...], was [der] mächtige Gestaltungswille [dieser Autorin] der Sprache aufzwingt."[2] Stein des (national)sprachlichen Anstoßes ist Marianne Fritz' zweiter Roman *Das Kind der Gewalt und die Sterne der Romani*,[3] dem zugleich mit abnormer Privatkodierung auch ein „neue[r] Irrationalismus"[4] und die „Gefahr der Remythisierung"[5] unterschoben werden. Im übrigen hat der Literaturbetrieb vom *Kind der Gewalt* wenig Notiz genommen.

In die vollständige Textemigration schließlich gehen die Rezensenten anläßlich des Erscheinens von *Dessen Sprache du nicht verstehst.*[6] Die Beziehung der Interpreten zum Text erweist sich als prekär: Uneingeschränktes Lob und polemische Ablehnung zeugen von der Gegensätzlichkeit ästhetischer Normvorstellungen einer (zahlenmäßig wohl kleinen) Rezipientengemeinde. Im folgenden seien einige krampfhafte Versuche, den Text wenigstens als 'Materialphänomen' zu bezwingen, aufgelistet: „3.392 Seiten hat das Ding — das sind drei voluminöse Bände mit extrem dünnem Papier oder zwölf Bände mit Normalpapier."[7] „Welch eine Anmaßung! Das Elf-Zentimeter-Konvolut macht mir erstmals bewußt, daß ein Buch auch ein Angriff auf die Zeit des Lesers ist."[8] „Über sieben Millionen Buchstaben zählt dieser Roman [...]"[9] „Das einzig Bemerkenswerte: die drei Bände bringen es auf sage und schreibe 3392 Seiten und wiegen 2,8 Kilo."[10] — Die auf „Küchenwaagen-Niveau"

heruntergekommene „Literaturkritik" demonstriert recht eindrücklich die Unzulänglichkeit ihrer Instrumente.

Die Autorin unterwirft ihre Texte nicht den Mechanismen des Marktes, ästhetische Qualität und Absatz kongruieren nicht. Wenn „einen Text hervorbringen, bedeutet, eine Strategie zu verfolgen, in der die vorhergesehenen Züge eines Anderen miteinbezogen werden" (Umberto Eco),[11] so selektiert Marianne Fritz ihre Leser. Der „vorhergesehene Andere" ist wohl jener Leser, dessen Erwartungssysteme nicht ausschließlich auf den Vorrat bereits gesellschaftlich kodifizierter Zeichen gerichtet sind, dessen ideologische Prädispositionen Rezeption auf möglichst vielen Ebenen zulassen und dessen Kompetenz den fiktionalen Kontext und seine poetische 'Verschriftung' als differenzierte Negation bestehender Macht- und Herrschaftsdiskurse begreift.

So wie der empirische Autor den hypothetischen Modell-Leser in seine eigene literarische Strategie übersetzt, so entwirft der empirische Leser einen hypothetischen Modell-Autor, den er aus den Daten der Textstrategie deduziert. Der Rezipient klammert sich dann nicht selten an Informationen, die er über den empirischen Autor schon besitzt, und gleicht den „Schriftzug" des Modell-Autors an die empirische Informationsvorgabe an.[12] Im Falle der Marianne Fritz gestaltet sich diese Form der textuellen „Mitarbeit" auf Seiten der Rezipienten mitunter recht abenteuerlich: Da die Autorin selbst der Öffentlichkeit keine Auskunft über sich gibt, und die kolportierte Biographie nur ein karges Gerüst an Lebensdaten — 1948 in Weiz in der Steiermark geboren, Bürolehre, anschließend zweiter Bildungsweg, heute in Wien lebend — freigibt, versuchen eifrige (meist bezahlte) Leser die biographische Leere erträglicher zu gestalten, indem sie durch 'Details am Rande' auf die „Schreib-Besessenheit" der Marianne Fritz aufmerksam machen: So lebt die Autorin „klausnerisch in Wien [...] in der ratternden Gesellschaft zweier Kugelkopf-Schreibmaschinen (eine als Reserve), schreibt vierzehn Stunden am Tag. Eine wahrlich asketische Lebensführung." (Raimund Kagerer, *Badische Zeitung*)[13] Der Rezensent Nagel wiederum steht bei der Lektüre des Romans „Phasen lähmender Langeweile"[14] durch, überwindet „Momente der Wut auf das Text-Dickicht und Anfälle der Aggression gegen diese *Wiener Schreib-Maschine*".[15] Was die einen entweder bewundernd resümieren oder mit Verärgerung konstatieren, tun andere in mitleidender Präpotenz ab: „Fast könnte einem Marianne Fritz leid tun, die vier Jahre ihren Wörterberg mit Hilfe von zwei Kugelkopfschreibmaschinen zusammentippte."[16] Bis schließlich ein unter dem Pseudonym *hair* polemisierender Kritiker unverhohlen die Frage stellt: „Wurden wir hier Zeugen eines Prozesses, der sich wirklich im Kopf der Autorin abgespielt hat (ja, was sollte man diesfalls noch dazu sagen?)"[17]

Marianne Fritz' Schreiben wird unterschwellig und listig aus dem Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft in jenen der Psychopathologie verwiesen. Fulds penetranter Wink, daß es sich beim „Drang zum Reden und Schreiben [...] medizinisch gesehen um ein außersprachliches Phänomen"[18]

handle, erweist sich in Anbetracht dieser mehr oder weniger subtilen[19] Anspielungen fast schon als überflüssig.

Wie sich aber wirklich nähern? Über das Augenfällige? Spurensuche über die Fabel?

II.

Geschichten vom Schweigen, Vergessen und Verdrängen
War Die Sehnsucht Geblieben
Und Die Brennende Stille?

Donaublau. Die Schwerkraft der Verhältnisse schreibt Berta Schrei, geborene Faust, Narben ins Lebensgewebe und raubt ihr alles zusammen: die Faust, den Schrei, die Sprache. Sie endet wie so viele verwundete Existenzen in Marianne Fritz' Erzähltextur in der Festung, der Irrenanstalt zu Donaublau. 'Wahnsinn' wird ihr schon 1945 von ihrer Freundin Wilhelmine attestiert:

> Berta! Du Unglücksrabe! Kannst du dir keinen besseren Zeitpunkt zum Kindermachen aussuchen als diesen?! Weißt du, ob Rudolf überhaupt von der Front zurückkehrt?! Noch dazu ausgerechnet Rudolf! Der kann ja nicht einmal ein Huhn abschlachten, geschweige denn Kinder großziehen! Der arme Kerl, die friedlichste Seele, die man sich vorstellen vermag, er war ja nie ein Draufgänger, steht jetzt, wer weiß, an der Front, und dir fällt nichts Besseres ein als Kinderkriegen! Berta! Das ist Wahnsinn![20]

Den lebenspragmatisch-orakelnden Mutmaßungen Wilhelmines gemäß zerbröckelt Bertas Lebensentwurf an den Unbilden der Geschichte und der Unzulänglichkeit der eigenen „Zweifel- und Grübelsucht" (SV 31 und passim): Der Obergefreite Rudolf fällt, die schwangere Berta heiratet Wilhelm, der ihr die Todesnachricht bringt. Auf Klein-Rudolf folgt fünf Jahre später Klein-Berta. Die kleinbürgerliche Familienidylle wäre vollbracht, könnte Berta dem Zweifeln und Grübeln widerstehen, die Bewegung ihres Denkens geradliniger gestalten und alle „Wenn und Aber, Dafür und Dawider" (SV 31) in den gesellschaftlichen Festlegungen von Lebensmaximen vergessen. — „Berta! Du Unglücksrabe! Deine Kinder können deine Zweifel und Grübeleien nicht brauchen! Sie brauchen eine feste Hand, Berta! Red nicht so lang herum. Sag entweder ja oder nein und bleib dann dabei! Einmal so, einmal so, da verliert man ja den Überblick, wenn nicht gar den Verstand! Deine Erziehung hat kein Rückgrat!" (SV 31) Berta Schrei hält ihre 'Privatethik' im Schattenriß determinierten, geschlechtsspezifischen Rollenspielraums bis 1958 durch:

> [Sie] war dankbar für jede Stunde, in der ihr die Kinder zum Erziehen blieben. Sie erzog mit inniger Hingabe, ständiger Aufmerksamkeit, hielt eine Stunde, in der sie ihren beiden Sprößlingen nicht eine wichtige Lehre fürs Leben erteilt hatte, für eine für immer versäumte Gelegenheit, die es zu betrauern galt, klagte, haderte und schalt sich selbst eine schlechte Mutter, schwor sich Besserung bis zur nächsten unverzeihlichen Nachlässigkeit, die sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wiedergutzumachen trachtete. So erzog sie ihren Nachwuchs mit Eifer bis zum Jahr 1958. (SV 32)

Doch nicht und nicht ist es ihr gelungen, die Kinder den „prägenden und modellierenden Tatzen des Lebens“ (SV 41), der „gleich einem Nudelwalker wälzende[n], pressende[n] und drückende[n] Pranke, [...] de[m] Alltag“ (ebda) zu entreißen: der dreizehnjährige Rudolf ist Bettnässer und Schulversager; und auch seine Schwester zieht sich, die Schultasche hinter sich herschleifend, ins Schlafzimmer zurück, — beide nehmen Zuflucht im Schweigen.

Berta träumt einen Traum: Rudolf, von einer kopflosen Menge wegen Lebensuntüchigkeit ans Kreuz geschlagen, ruft nach seiner Mutter, die ihrerseits im Grab liegt, — zu früh gestorben, noch bevor sie ihren Sohn „vor der Schwerkraft der Verhältnisse in Sicherheit gebracht hatte“ (SV 63):

> Die Menschen setzten ihre Helme auf, trugen wieder Köpfe, nur einer trat heraus, noch immer kopflos, deutete Richtung Sonne und sagte: „Es ist vollbracht. Die Sonne steht im Zenit“, warf seinen Helm auf das Grab Bertas, und durch Rudolfs Leib fraß sich ein Zittern hindurch, gleich einem Borkenkäfer durch das Holz. Nur der Schrei, auf den Berta in der blattlosen Zeit immer wartete, dieser eine bestimmte Schrei blieb aus.
>
> Und da schrie Berta Schrei für den Sohn, daß es gespenstisch im tausendfachen Echo auf der Erde widerhallte, die Menschenmenge auseinanderstob und jeder, nun wieder vereinzelt, um sein nacktes Leben rannte. Die stimmlose Berta, die tote Berta überschrie den orkanartigen Sturm [...] (SV 62)

Und Berta träumt einen zweiten Traum: Rudolf und Klein-Berta halten an der Leiche ihrer Mutter grotesk-gespenstische Totenwache, die Wohnung in der Allerseelengasse wird zur makabren Grabkammer. Stimmlos schreit Berta dem heimkommenden Wilhelm entgegen: „Ich bin nicht Berta! Wilhelm! Ich bin die Leich! Besagte Leich bin ich! Nimm die Kinder mit!“ (SV 75) Der „Chauffeur und Geh-her-da“ Wilhelm verschwindet jedoch wieder, die Kinder werden bei lebendigem Leib eingenagelt. Immer wahnsinniger werdender Hunger läßt sie die verwesende Mutter kahlfressen. Schließlich degenerieren die Geschwister zu auf allen vieren umherkrabbelnden Wesen, fallen übereinander her und verlieren zugleich mit dem aufrechten Gang ihre Sprache. Wilhelm, der nach einer Dienstreise heimkommt, nimmt zwar die Vorgänge hinter der Wohnungs- bzw. ‘Grabtür’ wahr, beschließt aber, aus Übermüdung wahrscheinlich doch nichts gehört zu haben: „‘Seltsam. Ich hätte wetten mögen, sie sind da drinnen’, murmelte er vor sich hin, schüttelte den Kopf und tröstete sich damit, daß es eben mehr auf der Welt gab, als er, ein Durchschnittsbürger, sich vorzustellen vermochte.“ (SV 76)

Alles, was Berta nicht mitteilt, wuchert weiter in ihrem Kopf mit „ungeheurer Intensität“ (SV 46). Sie entzieht schließlich ihre beiden Kinder dem Alpdruck Schule und letztendlich auch dem Leben: „Ich habe meine mißlungene Schöpfung beendet.“ (SV 87) schreibt sie als Abschiedssatz ihrem Wilhelm auf ein blaues Briefkuvert. Rudolf und Klein-Berta hat sie narkotisiert, anschließend mit bloßen Händen erwürgt, ihr eigener Selbstmordversuch allerdings ist mißglückt. Dem Leben zu entrinnen gelingt so nur durch

Wahnsinn: Die zumeist stumme Berta Schrei landet im K66 der „Festung“ zu Donaublau, dem Kristallisationspunkt entäußerter Menschlichkeit und lädierter Existenz.

III.

Wenn wir weinen, sprechen wir mit den Sternen

Gnom. — Dies „verfluchte Nirgendwo“[21] wird in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1921 zum Schauplatz sexueller Gewalt. Kaspar Zweifel, „der Riese aus Tatendrang und Gewalt“ (KG passim), heimgekehrt aus dem Dorfwirtshaus, versucht das dreizehnjährige Zigeunermädchen Nina zu vergewaltigen: „Und der riesenhafte Mensch war nicht mehr dagestanden; gleichsam festgewurzelt. Vielmehr nähergewankt; Schritt um Schritt. Und Nina gewichen; Schritt um Schritt: rückwärts. Bis zu jener Mauer, von der es nur zu berichten gibt, daß sie solid gemauert war.“ (KG 65)

Dann steht gleichsam die Zeit 130 Buchseiten lang still; eingeschlichen in den schrecklichen Augenblick zwischen Anpirschen und Zupacken hat sich erzählerisch das Jahr 1911: Berichtet wird von der Jugend Kaspars, seinen Träumen, seiner Utopie ‘Amerika’, die er mit der Kerschbaumer Magdalena zur gemeinsamen Zukunft machen möchte. -“[...] Ich hab’ sie lieb, die Magdalen’. Und wenn es sein muß, verschwind’ ich spurlos. Bei Nacht und Nebel: nach Amerika. Weil merk dir Eins: Ich hab’ sie lieb, die Magdalen’.“ (KG 82) Wenn auch ‘Amerika’ Wunschtraum bleibt, so gelingt es dem Jung-Bauern Kaspar doch, seiner Liebe zu Magdalena im realgeschichtlichen Kontext des Zweifel-Hofs „schlagkräftig“ Geltung zu verschaffen: Der Siebzehnjährige bäumt sich gegen die väterliche Autorität auf, begeht — symbolisch — den Vatermord. Kaspar hat durch die verbotene Liebe zur Magdalen’, einer „Nicht-Erbigen“ mit dem Kodex des Hofes gebrochen. Doch mit der Legitimierung dieser Liebe wird auch deren individual-utopischer Anspruch ad absurdum geführt. Der Ausblick ins Paradies wird nur noch nachts gewagt:

> Und die Zeit schien stillzustehen und rennen in einem, als der Kaspar die Oberfläche des großen Wassers betrachtete, das im Nirgendwo mit dem Horizont eine Naht zu bilden schien; und das doch der Weg war: nach Amerika; und er den Wind spürte und die Nähe der Magdalen’, die so lange in das große Wasser hineinschauen durfte, bis sie sich endlich auch den Meeresgrund einmal genauer anschauen konnte.
>
> [...]
>
> Und als der Hahn das Morgengrauen eingekräht hatte, hatte die Gegenwart dem Kaspar die Zukunft degradiert: zur Vergangenheit. (KG 83)

Mit dem Machtwechsel, mit der Übernahme des Hofs durch den „Jung-Bauern“, schrumpelt auch das individual-anarchische Ausklinken aus dem dörflichen Wertekanon in seine Dimensionen zusammen und weicht dem Alltagspragmatismus und der Resignation: „‘Das ist das Eh-nix-Wirkliche!’,

hatte die Magdalena geflüstert; als der Prediger vom Recht auf ein glücklicheres Leben [...] das Einzige verkündiget, das er für wahr zu halten willens gewesen; und die Magdalena hatte eh nur geweint, mit weit geöffneten Augen, nach inwärts; und war weiter geglitten, dorthin, wo die Zeit stillsteht." (KG 154) Und Magdalena, die ihre Träume aus aller Zeitlichkeit katapultiert, behält recht: „Aus Amerika war im Jahre 1914 einerseits die Kopfgrippe der Magdalena Kerschbaumer, geehelichte Zweifel, geworden" und aus „dem Amerika-Wanderer von anno dazumal [...] der Isonzo-Front-Heimkehrer [...]: ein vierundzwanzig mal vier Jahreszeiten alter Held und ein erbitterter Amerika-Hasser" (KG 169).

Amerika streift das Gedächtnis des Kaspar Zweifel fortan auch nur noch in pervertierter Form, — im Kontext der Vergewaltigung! Unterdrückte Sehnsucht bahnt sich da ihren Weg durch das schmerzende Geschlecht des „Riesen aus Tatendrang und Gewalt", projiziert sich in sein Opfer, das Nina-Kind und lehrt es das Fürchten: „Die kräftigen und sehnigen und von der Sonne gegerbten Tatzen von dem riesenhaften Menschen näherten sich dem Gesicht vom 13-jährigen Romani-Mädchen." (KG 197)

> „Magdalen'!" flüsterte der riesenhafte Mensch. Und immer und schon wieder.
>
> „Magdalen'!"
>
> „Nina heiß ich! Ich bin die Nina!"
>
> [...]
>
> Und der riesenhafte Mensch hatte eh nur gesehen die weit geöffneten Augen; aus vordenklichen Zeiten.
>
> „Wir wollen eh nur singen: und das unbedingt", flüsterte der riesenhafte Mensch. Und er sah das große Wasser, das im Nirgendwo mit dem Horizont eine Naht zu bilden schien, und das doch der Weg war: nach Amerika. Und er spürte den Wind und die Nähe der Magdalen'. (KG 198)

Das Nina-Kind entkommt den Pranken des betrunkenen Großbauern, vergewaltigt wird an seiner Statt die Mutter: „Und die Romani-Mutter war nicht zurückgewichen; vor dem riesenhaften Menschen. Näher getreten war sie; Schritt um Schritt; mit weit geöffneten Augen [...]" (KG 202). Am nächsten Tag hat der Zweifel Kaspar alles vergessen, verdrängt, belädt die Opfer mit Schuld, eigener Schuld: „Nicht geträumt hab ich heut nacht? Und nicht gekämpft wider die wildgewordenen Römer? Gestürmt ist er, der Cherusker, eh nur wider das schwarzzottelige Dorf auf Rädern? Und niemand hat es gehört? Und niemand hat ihn unterstützt? Ja! Die hätten ja auch erschlagen können den Bauern vom Zweifel-Hof? So eindeutig an der Überzahl!" (KG 262) Die „Schwarzzotteligen" werden zur Gefahr für Hof und Dorf stilisiert, ein Pogrom scheint unvermeidlich. „Das Dorf auf Rädern" flieht aus dem höllischen Gnom; Ruhe und „Ordnung" sind damit jedoch nicht wieder hergestellt, — all jene Außenseiter, die sich mit dem Wertkoordinatensystem dörflich-großbäuerlicher Prägung nicht arrangiert haben, — der Messmer, der

Dodl vom Zweifel-Hof, Klein-Magdalena — , arbeiten sich an der Re-Konstruktion von Geschichte, abseits der Zweifelschen Geschichtsklitterung ab.

Am 23. Juni 1923, neun Monate nach der Vergewaltigung, kehrt die Romani-Mutter mit ihrem Neugeborenen, dem „Kind der Gewalt" nach Gnom zurück, legt es auf den Hochaltar und zieht mit dem „Dorf auf Rädern" weiter. Verschüttetes drängt so nach „oben", drängt sich in die offizielle Dorf-Geschichtsschreibung, beharrt auf seinem Recht, zur Sprache zu kommen...

IV.

Wer hörte mich denn; wenn ich riefe

Nirgendwo. Man schreibt das Vierzehner Jahr. Johannes Null hat den Kriegsdienst verweigert, desertiert aus den „Krallen des Adlers" und sucht, vogelfrei geworden, Unterschlupf und Schutz beim Priester Pepi Fröschl in der Marktgemeinde Nirgendwo. Zwischen Pepi und Johannes war einst eine große Liebe entstanden, doch letztendlich gibt der Priester den Kriegsdienstverweigerer doch der Obrigkeit preis: Johannes Null wird „auf der Flucht" erschossen.

Zwischen Desertion und Erschießung liegen Tausende von Romanseiten. Archivar all dessen, was abgedrängt, zugedeckt wurde von der 'großen' Historie, ist der Bänkelsänger. Seine Lieder tragen Sehnsucht weiter, die Sehnsucht all der Namenlosen in Marianne Fritz' Erzählwelt, denen ein Zur-Sprache-Kommen ansonsten versagt, vergessen aber gewiß ist: „Es ist ein Liedlein und hat viele Stationen, also: viele Strophen und aber, eine bleibt sich gleich und die werden wir; zuerst; einmal gemeinsam lernen. Denn dies, werdet ihr mit mir singen, und also. Horcht, merkt euch die Melodie, merkt euch — einen Menschen, er war vogelfrei und er hieß; aberja natürlich hieß er! [...] Er hieß Null."[22]

Der Tod des Vogelfreien ist nur eine Variation auf das kollektive Verstummen der Null-Familie: Barbara Null, die „Mamma", dieses mythische „Erdäpfelchen" (DS 2823), so ganz ohne Vorfahren, auch sie, die ihren fünf Söhnen — dem Josef, dem Gusti, dem Johannes, dem Franz und dem Matthias — fast ganz nebenbei beim Heuen und Mähen das Leben geschenkt hat, landet in der „Festung" zu Donaublau. Ebenso ergeht es dem Freidenker August Null. Das Scheitern seiner Liebesbeziehung zu Wilhelmine Spieß, die einem andern, dem Miteigentümer einer Fabrik, den Vorzug gibt, läßt ihn zum amoklaufenden Kirchturmschützen werden: „Beweisen wollend, daß er nicht war der nackte Mörder, erfüllte er den Auftrag und mordete." (DS 2661) Die „Wahnsinnstat" des August Null liest sich so als radikale Antwort auf die Stationen seiner Erniedrigung, indem er sich jener Gewaltmechanismen bemächtigt, denen er sich als „Freidenker" noch entledigen zu können glaubte.

Da bleiben noch: Matthias, Franz und Josef Null. Josef Null senior, der Vater, war schon viele Jahre zuvor im Kampf mit der Staatsmacht erschossen worden. Matthias begeht in Donaublau Selbstmord. Der „Geschichtenerzäh-

ler“ Franz, von dem das Gerücht geht, er habe eine Kuh sodomiert, wird arbeitslos. Er haust in Donaublau in einem Keller; die Miete „erschläft“ er sich, indem er der Hausfrau seine Potenz zur Verfügung stellt. Josef Null junior, der so gerne mit der Revolution verheiratet gewesen wäre, auch er wird im Vierzehner Jahr auf dem Nullweg erschossen.

Und viele ‘Nichtgeschichten’ mehr finden, verbannt aus der Chronik offizieller Geschichtsschreibung, Heimatrecht nur in den Liedern des Bänkelsängers:

Jene der stolzen, starken Scholastika Peregrina Krieg, die zugleich mit ihrem Namen ihre sozio-familiäre Herkunft und Identität abstreift und fortan als „Wiglwogl“ durch die Lande zieht, gestaltet sich zum Protest gegen präformierte Existenz und bürgerliche Lebensnorm.

Auch wird erzählt von jener Nichtgeschichte aus Homosexualität und Liebe zwischen den Zöglingen Johannes Todt und Pepi Fröschl im Dreieichener Institut, die schon lange Zeit zurückliegt, aus der aber nur dem Pepi lebend herauszukommen gelungen ist. Johannes hat sich erhängt. Seit jener Krisenzeit im Priesterseminar begleitet Pepi der „Affe Gottes“ als beharrliche Erinnerung des Tabus und der Sehnsucht:

> Ein Walnußbaum mit blauen Nüssen, den gab es nicht.
>
> Und doch stand er, wuchs, wohin. Und auf einen.
>
> Auf einem seiner dicken Äste hing Johannes Todt, nackt, so wie Gott ihn erschaffen hatte. [...]
>
> Hätte sich's doch denken können! Teufelswerk. Der Affe Gottes ihm das angetan, nicht gewichen von seiner Seite, sich wohl gesagt, du kümmerst dich noch um mich. Wart nur; wart nur.
>
> „Johannes Todt wurde geboren in Nirgendwo und das eine jener historisch und dokumentarisch festgehaltenen Wahrheiten, die nicht und nicht hineingepaßt in deine Seele, als wär's eine unmögliche Wahrheit. Eine nicht erlaubte Wahrheit. [...]“ (DS 2274)

Pepi kehrt denn auch nach Nirgendwo zurück, wo er seinem späteren Geliebten, Johannes Null, schließlich zum Verhängnis wird...

Die Änderung der Szenographien des Romans und das Ineinanderfließen von Zeit- und Wirklichkeitsebenen verdanken ihre Textkohärenz nicht einer zwingenden Logik der Fabel, sondern „Similaritätsoperationen“, die es möglich machen, daß der Wildfang Scholastika Peregrina Krieg Identität erst unter dem Namen „Wiglwogl“ findet, als *die* Landstreicherin (vom Leser möglicherweise nicht erkannt) durch die Romanseiten zieht, als „Bloßfüßige“ mit dem Freidenker Gusti Null im Wald schläft (der sie allerdings als „Barbara“ erkennt) und schließlich als „Stein im Kopf und Stein in der Brust“ — laut den Töchtern des Landes — Steine zu weinen vermag. Marianne Fritz variiert durch das Wiglwogl-Bewußtsein leidvoll dokumentierte (weibliche) Lebenserfahrung. Trotz der oft bis ins Mythische reichenden Verwandlungen, die Marianne Fritz' Figuren durchmachen, bleibt die Kohärenz des Lektüreablaufs

gesichert. Die Lesende muß die semantischen Redundanzen, die sich aus den jeweiligen Persönlichkeitskonturen der Protagonisten und Protagonistinnen in verschiedenen Lebenssituationen ergeben, herausfiltern und kann so — trotz unterschiedlicher Benennung der Charaktere — deren Namensfacetten zu einer Identität vereinen. Selbst wenn die „Nicht-Geschichte“ der Familie Null den Hauptfaden in Marianne Fritz' Erzählgeflecht aus Märchen, Geschichte und Geschichten, Träumen und Metamorphosen ausmacht, so sind wohl noch an die hundert andere Figuren mit ihren Schicksalsfäden darin verwoben. Angesichts dieser immensen poetischen Imagination muß der Leser manchmal hart um seine Orientierung im Raum-, Zeit- und Figuren-Gefüge dieses Erzählkosmos kämpfen. Schmerz- und Machtisotopien erweisen sich bei der Lektüredurchquerung dieser Welt als labyrinthische Linie in den Faserungen von Herrschaft und Ohnmacht.

* * *

Machtdiskurse und Schmerzisotopien

Daß Marianne Fritz sich keiner Ästhetik der Identifikation verschrieben hat, die Vertrautes vertraut beläßt, sondern ihre ‘Ästhetik der Opposition’ gegen kodifizierte Verfahrensweisen der Weltmodellierung anschreiben läßt, mag wohl mit ein Grund für die mutmaßliche Rezipientenprovokation sein. Engagement verpackt die Autorin dabei nicht allein in die Handlichkeit der Inhalte, sondern trägt es hinein in die Form, in den Bereich kommunikativer Strukturen. Sprache darf dabei nicht wieder normativer Gesellschaftspraxis entlehnt werden, würde sie doch so das Vertrauen in eine Welt, in der alles seine ‘Ordnung’ hat, noch bestärken. Wenn jene Menschen, von denen Marianne Fritz erzählt, in der Aktantenstruktur gesellschaftlicher Syntagmen nicht mitspielen (ja nicht einmal benannt werden!), so ereignet sich auch ihre Geschichte unter Ausschluß der Öffentlichkeit, unter Ausschluß offiziöser Geschichtsschreibung. Greift man Lotmans Unterscheidung zwischen Text und Nicht-Text einer Kultur auf,[23] so hat Marianne Fritz wohl letzteren in ihr poetologisches Programm aufgenommen:

> Vielleicht befasse ich mich mit dem, was gewisse Formulare, Dokumente, karteimäßig erfaßte Lebensläufe ausgrenzen, weglassen, nicht in sich aufnehmen; vielleicht bewegen mich die ‘Leerstellen’, das ‘Nichtfestgehaltene’, das ‘Weggestrichene’, das ‘unerwähnt Gebliebene’, das ‘Nichtrelevante’, das ‘Überflüssige’, das ‘Überzählige’, die Tatsache, daß vieles, was ‘Information’ ist, gelebt wird, vielleicht bin ich mehr zuständig für das, was in Informationen gespeichert ist, nämlich: Erlebnisse? Schicksale? Leiden? Qualen? Pein, Irrtümer, die BEZAHLT werden, erlitten werden; wahrscheinlich, denkbar ist es gewiß, ‘mache’ ich gewisse ‘Lebensläufe’ wieder zum Erlebnis? [...][24]

Solch „Wieder-erlebbar-Machen" von erlittenem Leben versucht sich dabei an anderen Gedächtnismodi als den geltenden: Als Speicher des Erinnerns fungieren Lieder, Träume, Mythen. Als 'Entgrenzungsphänomene' unterlaufen und durchdringen sie die glatte Oberfläche des 'dokumentarisch' Festgehaltenen, indem sie (verdrängt) Imaginäres zutage fördern. Die Phänomenologie des Fritzschen Blickes gibt den in ihrer Erzählwelt heimatlos Vagabundierenden jenes Maß an Würde zurück, das die zensurierend-selektierende Wahrnehmung der offiziellen Geschichtsschreibung unterschlagen hat. Ausgesetzt im Spannungsfeld zwischen Realhistorie[25] und dem ersehnten Utopia des Menschseins, entziehen sich die meisten Erzählfiguren dem Zugriff der Gewalt- und Machtverhältnisse, indem sie freigewählte und bewußte Abwesenheit der verordneten vorziehen, die Leerstelle in der symbolischen Repräsentation durch Wahn-Sinn und Freitod noch verdoppeln: Mamma Null, August Null und Berta Schrei enden in der „Festung", Matthias Null und Johannes Todt begehen Selbstmord, während jene, deren revolutionäres Begehren noch ungebändigten Daseinsdifferenzen entspringt, von der Staatsmacht dem Leben entzogen werden, — Josef Null senior, Josef Null junior und Johannes Null werden erschossen. Unterwerfung unter die aufoktroyierte Logik des Denkens, die sich vom Wahnsinnigwerden und von der anarchischen Differenz abwendet, um die eigenen Zentren der Macht: Gott, Kaiser und Vaterland namhaft zu machen, wird sowohl im einen wie im anderen Fall konsequent verweigert. In dieser Hinsicht lesen sich Marianne Fritz' Texte auch als Spreng-Sätze wider das geltende ideologische Ordnungssystem, als sprachlich geballter Angriff auf das Symbolische. Begreift man Cixous', Irigarays und Kristevas Ästhetiktheorien als konsequentes Beharren auf dem Weiblichen im Bewußtsein der Nicht-Existenz in der westlichen Philosophie, in Sprache und Geschichte, und sieht man von den ontologischen Fallstricken des Begriffs des 'Weiblichen' ab, so tut sich Fritz' textuelle Praxis als spezifisch 'weibliche' auf: „[Die] Sprache ist Ausdruck eines Begehrens, das ständig verfehlt wird, sich fortschreibt und keine Eindeutigkeit kennt. In dieser Lücke enthält alles Bedeutung, jede Gebärde, Miene, jedes gesagte und jedes unterlassene oder verschwiegene Wort."[26] Das Textbegehren der Autorin, die „kleine große Sehnsucht" (DS 692) ihrer Erzählweltbewohner treibt Sprache sowohl sinnlich wie auch kämpferisch durch den Text. Zum einen durchquert der Leser in seiner Lektüre Lied- und Mythenräume, nimmt Erinnerungsspuren nicht fixierten Wissens optisch und akustisch wahr; zum andern zwingen Sprachduktus und der Gestus auktorialer Ironie Geschichte aus dem Vergessen, machen Macht ex negativo namhaft. Antagonismen von Macht und Ohnmacht werden dabei jedoch nicht auf die reine Oberfläche von augenfälligen, historischen Ereignissen projiziert, sondern in ihrer Tiefenstruktur desavouiert, indem die Autorin, da sie das Wort in subversiver Weise ergreift, auch institutionelle Informationsnetze unterläuft. Das Elend der Namenlosen beruht wohl auf der Autorität der Namen- und Kulturtragenden,

die im Signifikantensystem und somit im kodifizierten System ihren festen Platz haben, nicht als „Signifikate des Schmerzes" aus der Historie abwandern müssen.

Schon im Erzählauftakt von *Dessen Sprache du nicht verstehst* entfaltet sich Macht in ihren libidinösen Besetzungen:

> Staunte der Erste und es war der Mann auf dem Pferd, der geholt die meisten Sterne, herab vom Himmel und geheftet auf sein Gewand, nahe dem Hals. [...] er suchte mit den Augen die Schönste, er suchte ab das in Kleider gehüllte Fleisch, prüfte: was er sah von Beinen, Prüfungsfragen viele, denn es waren zwanzig Weiber im Angebot. Das Beste es war, gerade gut genug für den Ersten. Sein Säbel war in der Scheide. (DS 8)

Der Zynismus, mit dem Macht in ihrer archaischsten Form auftritt, ist jenseits aller Akten vermerkt, — nämlich im verschrifteten Bewußtsein der Autorin, das — quasi die Denkparameter des Ersten Reiters sich abringend — Herrenmenschentum textuell bloßlegt.

Versatzstücke der 'Sehnsucht' und des 'Schmerzes' ziehen als wehmütiger Refrain an zahlreichen Stellen durch den Text der Marianne Fritz:

> Sehnsucht kennst du die Grenzen, Wehmut kannst du Herzen zerreißen und Seele empfindest du wirklich Pein die so tief ist wie die Schluchten bis zur Mitte dieser Erde führt kein Weg, dort ist eingesperrt das Feuer und sobald kommt der Bänkelsänger, denn er ist zuständig für das Feuer, das eingesperrt so dünn die Kruste, die trennt die Natur von diesem Feuer und die Glut der Mittagssonne klagt er und lebe wohl, singt er und die Leier wild und sanft, spöttisch und leise, und dann ruft sie: „Feuer!" (DS 1439)

Die subversive Qualität des Textes mag wohl darin liegen, daß zum einen der utopische Anspruch auf einen Ort des Menschseins im Mythos, im Traum, im Schweigen sich einschreibt, zum andern sich die Autorin nicht der Verbindlichkeit einer politischen Diagnose entschlägt.[27] *Dessen Sprache du nicht verstehst* und *Das Kind der Gewalt* sind deshalb wohl auch keineswegs am Irrationalismussyndrom krankende Privatveranstaltung der Autorin, sondern poetisch genaues Protokoll zeitgeschichtlicher, politischer Pervertierung der „kleine[n] große[n] Sehnsucht" (DS 692), das als Mythogramm jedoch nicht Vorgeschichtliches aus seinem achronistischen Schlummer reißt, wohl aber als „Arbeit an der Geschichte" — so der Titel eines Essays von Christa Bürger[28] — „unerwähnt Gebliebenes" (M. F.) zur Sprache bringt. Daß solches Zur-Sprache-Bringen von Lebensmomenten nicht mit etablierten Sprachmitteln bewerkstelligt werden kann, macht die Autorin in einem Brief an ihren Verleger deutlich:

> [...] Wirklichkeiten werden durch das engmaschige Netz aus Übereinkünften „regelrecht" Verkleidungen angetan, sie werden „förmlich" angezogen, umgekleidet, unkenntlich, verzerrt, es wird schwerer, oft fast unmöglich, oft auch nur verzögert, an sie heranzukommen: glatte Sätze, blendend wie Brillanten, gläserne Berge wie Menschen aus Glas, glatte, spiegelartige, angeblich dem Himmel näher wachsende Fastwolkenkratzer, keine Brüche,

> keine Risse, weithin nur spiegelnde Glätte.[...] da sag ich mir dann: So nicht, liebes Wort, liebes Zeichen. Du leistest noch viel mehr, wenn es dir zugebilligt wird. Du kannst noch viel mehr, wenn du nicht derartigen Einschnürungen ausgesetzt bist und bleibst. Also, es mir, wie schon gesagt, gesagt, dann getan: Auf dem Papier ist dann die Verletzung einer Regel? Sozusagen: ein Fehler? Etwas Nichtrichtiges?[29]

Die Vorschrift der „ordentlichen Sätze" entspringt wohl einer gesellschaftlichen Praxis, die Normierungen festschreibt, um deren Beherrschung bzw. Nichtbeherrschung als Indikator für Werte, die über die Kenntnis der Norm hinausgehen, zu mißbrauchen:[30]

So knüpft auch Pepi im Dreieichener Institut das Prädikat „Menschsein" an die vorschriftsmäßige Verwendung von Sprache: „'[...] Wo der Anfang, wo das Ende deiner Sätze? Johannes! Allein die Grammatik deiner Sätze widerspiegelt, daß du nicht mehr so denkst wie ein Mensch denkt, so er denkt! [...]" (DS 716)

In der Toleranz bzw. Intoleranz gegenüber Abweichungen spiegelt sich auch die Intensität des Machtanspruchs, mit dem ein gegebenes System seine Autorität zu wahren sucht. Johannes Todt bekommt dabei den Herrschaftsanspruch „neutscher" Systemrichtigkeit drastisch zu spüren: „[...] denn der Hüter und Wächter über die Gliederung des Satzes witterte [...] den sehr gewagten, tollkühnen Angriff eines wahnwitzigen Buben auf das Abendland, fühlte bedroht das Abendland, dies setzte ihn allein in einen Klassenraum, kostete eine kostbare Stunde [...]".

> Auch die Stunde ging vorüber. Auch die von Schärfe und einem temperamentvollen Charakter gezeichneten Verteidigungsbemühungen des geplagten Neutschprofessors: sehr geplagt, denn von überallher witterte er den Einbruch des Liberalismus in seine Stunde, schlimmer noch, viele Einbrüche gab es und Johannes Todt war für ihn eine Art Parabel, auf die Anarchie: der Neutschlehrer verfolgte nicht Schüler er verfolgte Sünder, Attentäter, nicht eigentlich. Eher die Sünde, die Attacke einen Eingriff Übergriff auf das Heiligtum, das zu schützen, seine Existenz absicherte: die neutsche Sprache. (DS 595f.)

Solch Herrschaftsanspruch straft den abendländischen Humanismus Lügen, die Parameter solch herrschaftlichen Denkens entlassen als menschliche Subjekte nur jene, die es selbst erzeugt hat. Die Verteilung des Privilegs '(Kultur-)Mensch-Sein' erfolgt souverän und methodisch; sie basiert auf Ausschluß, Verbot und Negation: Die Ebene (gesellschaftlicher) Präsentation bleibt dem Vernunftsprechenden vorbehalten. Die vorgeblich 'humanistische' Ideologie umschließt in ihrer perfiden Elastizität einzig Systemkonformes. In einer Reihe von Oppositionssystemen zwischen Gut und Böse, Erlaubt und Verboten, reduziert sie Ansätze des Heterogenen auf einen einzigen Gegensatz, — jenen zwischen Normalität und Pathologie/Wahnsinn.[31] Die Suspendierung des wahnsinnigen Subjekts aus der Logik des Systems geht mit einer immensen Verdrängungsleistung einher: Die Gestalten des Schmerzes und die Erkenntnis ihrer Nicht-

Geschichten werden in der „Festung" deponiert, geflissentlich verleugnet im Wahnsinn als „paradoxe[r] Form des Nicht-Seins".[32] Ist Geschichte der bevorzugte Ort von Zeitlichkeit und Kausalität, so ordnen sich in der „Festung" die übriggebliebenen Lebensmomente einer Berta Schrei oder Mamma Null im stummen Arrangement zum Schweigen, — als stiller Protest gegen die *kodifizierten* Bedingungen des Aufscheinens von Sinn. Der Rückzug in die Sprachlosigkeit läßt innerhalb der Festungsmauern 'Zeit' erlöschen und annulliert damit ein Machtsystem, das Wissen und Sprechen der Ausgegrenzten blockiert und verbietet: „'Ich sage, im dritten Stock gibt es keine Zeit, das ist es: Die Zeit ist draußen, dort, wo Menschen sind und nix wissen von der Festung und eingemauert haben wollen, unsere Geschichten [...]'" (DS 2738). Die Autorin wird somit zur Statthalterin der Namen- und Zahllosen, um deren stumme Wahrheit auszudrücken. In einem beinahe rigorosen Phonozentrismus gliedern sich die ungehörten Schreie der Verfemten, Ausgebeuteten, Verworfenen in ihrer Schreibmaschine zu Morphem-, Wort- und Satzkonglomeraten, dem großen abendländischen Vergessen vorzubeugen.

Wenn der Kampf gegen die Macht ein Kampf um ihre Sichtbarmachung ist, so ist auch Marianne Fritz' Heraustreten aus dem wohlzentrierten syntaktischen Ordnungsgefüge ein Sich-Aussetzen dem etablierten und damit herrschenden Diskurs, für den das rigide Denken einiger Kritiker mit ihren pathognostischen Anklängen nur ein Symptom ist. Herrschaft duldet keinen Wider*spruch*, keine Wider*schrift*. Sprechbegehren konzentriert sich so auf ein Unterlaufen des herrschenden Diskurses, ist aus auf die Verweigerung der Identifikation mit diesem Diskurs, indem Fritz' Text ihn zwar durchaus auch mimetisch durchquert, ihm zur gleichen Zeit jedoch durch subversive, auktoriale Ironie die Komplizenschaft verwehrt. Marianne Fritz' Schreiben eröffnet die komplexe Skala einer unerträglich gewordenen Leidenschaft und Sehnsucht; das Begehren der Autorin privilegiert dabei Formen der Wunscheinkerbungen des Körpers in die Sprache: Oralität, Vokalisierung, Alliteration, Rhythmus, Bild- und Blickpunkte. Die Bild- und Klangkonstellationen, auf denen ihre Sprache aufruht, transportieren Schmerz und Sehnsucht in unmittelbarer Sinnlichkeit, in der Symptomsprache des Körpers, lassen Semiotisches im Symbolischen zur Explosion kommen.[33] Bilder- und Metapherngsprache stopfen dabei nicht als „Zweitphänomene" oranamental semantische Löcher, sondern manifestieren sich als erkenntniserweiterndes Verknüpfen von Welt-Texturen.

Als Modell-Leser sehen Marianne Fritz' Texte wohl nur wenige vor, ebenso wie für die „Merkheftchen" des Johannes Todt der verstehende Andere nur die Ausnahme, nicht die Regel ist:

> [...] Nur er selbst kannte die Entstehungsgeschichte dieser Merkheftchen: ihren Sinn, mit ihnen eine Sprache zu entwickeln, die niemand verstand, zumindest nicht IHREN Sinn, nur die Ausnahme: der andere, der, wie er selbst, auf der Suche gewesen nach einer Sprache, die niemand verstand, nur die Ausnahme: der andere. Wer? [...] (DS 734)

Anmerkungen

1. Fritz, Marianne: *Die Schwerkraft der Verhältnisse*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1978.
2. Neumann, Harry: *Mundart wie von Da-Da. Bauern und Zigeuner. Ein Roman aus Österreich*, in *Saarbrücker Zeitung*, 6. 2. 1981.
   Vgl. auch Graf, Hansjörg: *Pandämonium auf Stelzen. Marianne Fritz' Roman 'Das Kind der Gewalt'*", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17. 2. 1981.
3. Fritz, Marianne: *Das Kind der Gewalt und die Sterne der Romani*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1980.
4. Cramer, Sibylle: *Das Nirgendwohin-Wollen vom Überall-Sein. Marianne Fritz: 'Das Kind der Gewalt und die Sterne der Romani'*, in: *Frankfurter Rundschau*, 21. 2. 1981.
5. Graf, Hansjörg: a. a. O.
6. Fritz, Marianne: *Dessen Sprache du nicht verstehst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986.
7. *hair, Wer hat die Fritz zum Bahnhof gerollt?*, in: *M. Das Magazin* 2(1986), S. 70.
8. Nagel, Wolfgang: *2,8 Kilogramm Weltliteratur*, in: *Der Spiegel* 39(1985), S. 150.
9. Ebda.
10. Hartmann, Horst: *2,8 Kilo Wortsalat auf 3392 Seiten für 450 Mark*, in: *Spandauer Volksblatt*, 12. 1. 1986.
11. Eco, Umberto: *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*. München – Wien: Hanser 1987, S. 65f.
12. Vgl. Eco, *Lector in fabula*, S. 77.
13. Kagerer, Raimund: *Lesend den Boden unter den Füßen verlieren*, in: *Badische Zeitung*, 9. 9. 1986.
14. Nagel: a. a. O., S. 154.
15. Ebda.
16. Hartmann, a. a. O.
17. *hair*, a. a. O., S. 70.
18. Fuld, Werner: *Ein riesenhafter Flohzirkus*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20. 1. 1986.
19. Selbst Rezensentinnen und Rezensenten, die *Dessen Sprache du nicht verstehst* positiv gegenüberstehen, befleißigen sich eines Vokabulars, das 'pathognostische' Assoziationen wachruft: So charakterisiert Sigrid Löffler Marianne Fritz' Schreiben „als Zwang, als Besessenheit, als Manie".
   Zwischendurch lassen dann (vielleicht ohne bewußte Kommunikationsabsicht ausgesandte) Sprach-Zeichen auf die psychische Disposition der Autorin schließen: „[...] da kriegte es ihr Verlag mit der Angst vor so viel *auswuchernder*, rücksichtslos sich durchsetzender Produktivität."
   Löffler, Sigrid: „Berg des Anstoßes", in: *profil* 4 (1986), S. 65.
20. Fritz: *Die Schwerkraft der Verhältnisse*, S. 5. Im folgenden im Text selbst mit der Sigle SV und einfacher Seitenzahl zitiert.
21. Fritz: *Das Kind der Gewalt*, S. 238. Im folgenden im Text selbst mit der Sigle KG und einfacher Seitenzahl zitiert.
22. Fritz: *Dessen Sprache du nicht verstehst*, S. 85. Im folgenden im Text selbst mit der Sigle DS und einfacher Seitenzahl zitiert.
23. Vgl. Lotman, Juri M.: *Text und Funktion*, in: Zima, Peter V. (Hrsg.): *Textsemiotik und Ideologiekritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977, S. 149-164.
24. Aus den Briefen der Autorin an den Lektor, in: Fritz, Marianne: *„Was soll man da machen." Eine Einführung zu dem Roman 'Dessen Sprache du nicht verstehst'*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985.

25. Zur 'Realgeschichte' in Marianne Fritz' Werk vergleiche Priesching, Barbara: *„Das ist das Eh-Nix -Wirkliche!" Historische Diskontinuitäten in Marianne Fritz' Roman „Das Kind der Gewalt und die Sterne der Romani"* Phil. Diplomarbeit. Wien 1987.
   Dies.: *... Hinter und über die Mauern ... Zur formalen Gestaltung einer Geschichte der Namenlosen in Marianne Fritz' Roman „Dessen Sprache du nicht verstehst"*. Phil. Diss. Wien 1990.
26. Weigel, Sigrid: *Die Stimme der Medusa*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1989, S. 253.
27. Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: „Marianne Fritz: 'Dessen Sprache du nicht verstehst'", Vortrag gehalten am 27. 1. 1986 in der „Kulisse" (Wien) anläßlich der Buchpräsentation. [Unveröffentlichtes Manuskript] S. 5.
28. Bürger, Christa: *Arbeit an der Geschichte*, in: Bohrer, Karl Heinz (Hrsg.): *Mythos und Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983.
29. Aus den Briefen der Autorin an den Lektor, a. a. O., S. 7f.
30. Marianne Fritz muß in diesem Zusammenhang wohl tiefere Einsicht in die Konventionalität von Regelsystemen bescheinigt werden — ist es doch „wesentlich leichter, einzelne normative Regeln zu lernen, als die Regelsysteme als ganze" (Sandig, Barbara: *Sprachliche Normen und Werte in der Sicht germanistischer Linguistik*, in: Hiller, Friedrich (Hrsg.): *Normen und Werte*. Heidelberg: Carl Winter 1982, S. 44.) — als so manchem jener Kritiker, die derart hochsensibel auf die Bedrohung kultureller Wertsysteme reagieren, daß sie selbst einen Vergleich der Texte mit den Produktionen eines (in der sozialen Wertskala ganz tief „unten" anzusetzenden) Analphabeten nicht scheuen. Abgesehen davon, daß dieser Vergleich einer eingehenden Analyse des Werks (Vgl. dazu Rabelhofer, Bettina: *'So es geraunt rundumihn'. Der ästhetische Code in Marianne Fritz' Roman 'Dessen Sprache du nicht verstehst'. Versuch einer semiotischen Poetik*. Erlangen, Palm und Enke 1991) nicht standhält, sollten jene, die von der hehren Plattform etablierter Norm aus argumentieren, bedenken, daß ein solcher Wertvergleich zur Diskriminierung und Abqualifizierung jener Menschen beiträgt, die durch ihre Lese- und Schreibdefizite gesellschaftlichen Standards nicht gerecht werden und so herhalten müssen als abschreckendes Beispiel und pejorativer Maßstab, an dem auch anderes unliebsam Gewordenes seine Abwertung erfährt.
31. Vgl. Foucault, Michel: *Von der Subversion des Wissens*. Hrsg. und aus dem Franz. und Ital. übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt am Main – Berlin – Wien: Ullstein 1978, S. 10.
32. Vgl. Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 253.
33. Vgl. Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978, S. 59.

Judit Bertalan (Budapest)

Samuel Ludvighs Reisebericht über Nordamerika[1]

1. Samuel Ludvighs Lebensweg

Samuel Ludvigh ist in der ungarischen Literaturgeschichte kaum bekannt. In den Nachschlagewerken findet man nur wenig über ihn,[2] was auch verständlich ist, denn er schrieb seine Werke — außer einem — in deutscher Sprache und verbrachte fast die Hälfte seines Lebens in den Vereinigten Staaten.

Er wurde 1801 in Kőszeg/Güns geboren. Seine Eltern gehörten dem wohlhabenden Bürgerstand an. Ludvigh besuchte in Güns die Grundschule, seine Gymnasialausbildung erhielt er im kalvinistischen Collegium in Pápa. 1823 eröffnete er in Győr/Raab eine Buchhandlung, womit er aber keinen Erfolg hatte, so wandte er sich dem Jurastudium zu. Er begann seine Laufbahn als Advokat, aber sein unruhiger Geist und seine Wissbegierde trieben ihn in die weite Welt. Als Sekretär des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg bereiste er 1835 die Türkei, Griechenland, die Walachei und Siebenbürgen. In dieser Zeit schrieb er bereits Bücher, in denen er stets eine kritische Einstellung vertrat. Er schonte auch das metternichsche System nicht, was zur Folge hatte, daß er mit der österreichischen Zensur in Konflikt geriet.[3]

Um seine Gefühle frei aussprechen zu können, wanderte er 1837 nach Amerika aus. Er wirkte dort als Schriftsteller, Journalist und Redakteur, er redigierte stets deutschsprachige Zeitungen. Er beschloß, ein Blatt herauszugeben, welches ganz seinen Ideen und seiner Überzeugung entsprechen sollte. Dieser Entschluß fand in der „Fackel" seine Verwirklichung.

1847 kehrte er noch einmal nach Europa bzw. Ungarn zurück, wobei er von der obersten Polizeistelle streng beobachtet wurde, weil er in der Monarchie wegen seinen Schriften und politischer Einstellung unerwünscht war.[4] Höchstwahrscheinlich kam er nach Europa, um sein Buch, mit dem ich mich befasse, hier herauszugeben. Nach Amerka zurückgekehrt widmete er sich den Reisen, um seine Vierteljahrschrift, die „Fackel" verkaufen zu können. Er starb 1868 in Cincinatti.

2. Ludvighs Reisebericht

Was sich Samuel Ludvigh als Ziel steckte, als er das Buch *Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände* schrieb, sagt er ganz eindeutig im Vor-

wort: Er wollte den Lesern die Vereinigten Staaten vorstellen. Viele schrieben zwar schon darüber, aber das Land wurde „bald als Eldorado, bald als Jammerthal" geschildert.[5] Nicht alle wollten dabei die eigentliche Wahrheit wiedergeben; die meisten durchreisten das Land und berichteten darüber aufgrund flüchtiger Erlebnisse. Nur einige konnten über Nordamerika ein unparteiisches, ehrliches Bild geben. Ludvigh glaubte, daß er auch der letzten Gruppe angehörte und imstande sei, über die Vereinigten Staaten wahrheitsgemäß zu berichten:

> Als Bürgschaft für meine Schilderung kann ich dem Leser wohl nichts Besseres geben, als einen zehnjährigen Aufenthalt, wiederholte Reisen und eine Stellung im Leben, welche an der Spitze von politischen und religiösen Bewegungen, eine Gelegenheit der Anschauung darbot, wie sie nur Wenigen zu Theil wird.[6]

Er schrieb sein Buch für Deutsche, für jene, die nach Amerika auswandern wollten und die glaubten, daß die amerikanische Republik schon alle Probleme gelöst hätte, daß es dort keine Armut und keine Lasten mehr gäbe. Deshalb hielt es Ludvigh für wichtig, nicht nur über die Vorteile sondern auch über die Nachteile im Land zu schreiben. Da er hauptsächlich die Deutschen ansprechen wollte, wählte er viele seiner Beispiele aus dem Leben deutscher Einwanderer. Er konnte das leicht tun, weil er in Amerika viele Deutsche kannte, er besuchte ja während seiner Reisen hauptsächlich deutsche Gemeinden.

Die Auswanderer und Emigranten würden nicht immer freundlich aufgenommen, — heißt es im Buch — manche würden sogar verachtet. Deshalb gäbe es viele Deutsche, die ihre Herkunft verleugneten. Das Verhalten der Amerikaner den Emigranten gegenüber sei darauf zurückzuführen, daß aus Deutschland nicht nur Fleißige kämen, sondern auch Pöbel. Auch diese Leute könnten aber ihr Glück machen, denn Amerika sei das Land der „Möglichkeiten". Ludvigh berichtet z. B. über einen Deutschen, der nach der Entlassung aus der Haft nach Amerika gekommen sei und zufällig einen „Fieberkranken" geheilt habe. Von da an sei er im Kreise der einfachen Leute „Doctor" genannt worden. Kurz danach arbeitete er schon mit einem ordentlichen Arzt zusammen, so daß er auch ohne Ausblidung „Doctor" geworden sei.[7] Nicht dies sei aber typisch für die Auswanderer. Es kämen auch Fleißige, doch die meisten hätten — Ludvighs Meinung nach — mehr Geld als wissenschaftliche Bildung. Sie läsen fast nichts und täten auch nichts „zur Hebung deutscher Literatur". Mit Bedauern stellt er fest, daß die Zahl der gebildeten Deutschen gering sei, sie sich zwar nach geistigen Genüssen sehnten, aber zu arm seien, dafür irgendein Opfer bringen zu können.[8] Einerseits übt er also Kritik an den Deutschen, andererseits heißt er sie willkommen. Er verfügt über statistische Daten, wonach z. B. im Monat Juli 1846 über zwanzigtausend Einwanderer allein in der Stadt New York an Land gegangen sind und in den anderen Städten ging es genauso zu. Darum wüchsen so schnell neue Städte empor — so Ludvigh — , die Wälder würden in fruchtbare Felder verwandelt. Deshalb:

> Lasset sie kommen! Es ist Raum genug, nur machet die Armen nicht glauben, daß hier ein Eldorado sei. Arbeit und Sorgen sind auch hier des Armen Loos, und auch der Armen giebt es leider so viele.[9]

Der Emigration, genauer der von dem deutschen Sprachgebiet ausgehenden Emigration gegenüber ist Ludvigh trotz seiner Kritik aber nicht feindselig gesinnt.

2.1. Die öffentlichen Angelegenheiten

Ludvigh beschäftigt sich mit dem geistigen und kulturellen Leben nicht nur im Zusammenhang mit den Deutschen. Seiner Meinung nach stehe das kulturelle und geistige Leben in Amerika nicht auf hohem Niveau. Während seiner Reisen zählt er in jeder Stadt sämtliche Schulen und die verschiedensten Institutionen auf, um zu zeigen, daß es an öffentlichen und wissenschaftlichen Anstalten, also an Mitteln nicht fehlte, wenn man sich bilden wollte. Für diese Behauptung bringt er auch viele Beispiele. Mit Bewunderung stellt er fest, daß es in Philadelphia sogar „vier gute Anstalten für Mediziner" gebe, also die Schule einem die Mittel in die Hand geben würde, diese müßten aber auch ergriffen werden — was nicht immer der Fall sei.[10]

In Cleveland gebe es ebenso ein „medizinisches Collegium", wo alle wesentlichen Fächer unterrichtet würden. Hinsichtlich der Qualität wäre also alles in Ordnung, aber der ganze „Kurs" dauere nur vier Monate. Das sei übrigens typisch für die Amerikaner, man eile hier immer und so „verfertigt" man genauso schnell Doktoren wie auch Theologen.[11] Wie überall während seiner Reise, schreibt Ludvigh auch diesmal darüber, wie es den Deutschen hier geht. In Cleveland gebe es dreizehn öffentliche Schulen, aber keine einzige deutsche. Es habe zwar schon mehrere Versuche gegeben, eine deutsche Privatschule zu gründen, aber das Vorhaben sei gescheitert, weil sich kein Kind gemeldet habe. Hier lebten zwar 1500 Deutsche, aber nur 12 Kinder wollten zur Schule gehen — stellt der Autor traurig fest. Er fragt sich dabei, was aus dieser Generation werden solle?[12] Mit Bewunderung erwähnt er dagegen das Damen-Seminar in Frederick, wo die interessierten Damen in allen Fächern der Wissenschaften unterrichtet würden.

Ludvigh entdeckt aber nicht nur die Schattenseiten des Unterrichtswesens. An der Stelle, wo er das Schulwesen in St-Louis eingehend behandelt, sagt er, daß in Amerika auch das Lernen mit „Dampf" betrieben werde, und obwohl das Medizinstudium kürzer sei als in Europa, sei die Sterblichkeitsrate hier auch nicht höher als dort. Hier gebe es nicht so viele Theoretiker, man finde aber viel mehr „praktische Männer". Er meint, es sei erfreulich, daß es auch in dem ganz südlich liegenden Louisiana immer mehr Schulen gebe, die öffentlich und unentgeltlich seien. Er sieht aber eine wahre Gefahr darin, daß

die meisten Schulen noch in den Händen des Klerus lägen. Später schildert er ausführlich das Schulsystem von New York, versehen mit statistischen Daten. Ihm gefällt die freie und lockere Art des Unterrichtes, denn er sei hier kein Zwang:

> In einem Staate, wo die Regierung den Menschen in keiner Beziehung bevormundet und es jedem frei läßt, aus sich zu machen, was er will und was er kann, da folgt man gewöhnlich seiner Neigung und seinem Talente.[13]

Ludvigh gibt uns einen systematischen Überblick über die Theater, Museen, Bibliotheken und die literarischen Institute der einzelnen Städte. In dieser Hinsicht könnte das Buch auch ein Kultur-Reiseführer sein. Manche Museen werden sehr ausführlich beschrieben, wie auch das in Philadelphia. Bei der Beschreibung dieser Stadt, die damals zweifelsohne eines der wichtigsten Kulturzentren der Zeit war, rühmt Ludvigh die Schauspieler und spricht mit Begeisterung über die Theaterstücke, die hier aufgeführt werden. In New Orleans nimmt er an einer Aufführung teil und berichtet über die Größe des Theatergebäudes, das zur Zeit das viertgrößte in der Welt war. Über dieses Theater hat er eine sehr gute Meinung:

> Ich habe mich hier zum erstenmal in einem amerikanischen Theater befriedigt gefühlt. Das Parterre ist hier mit keinem Pöbel gefüllt, wie gewöhnlich in den östlichen und westlichen Städten, der sich alle möglichen Rohheiten erlaubt.[14]

Er widmet auch den Bibliotheken und den wissenschaftlichen Institutionen, die den Menschen Kentnisse übermitteln, große Aufmerksamkeit. Er hebt unter den Bibliotheken besonders die in New York hervor, die noch in der Kolonialzeit um 1700 gegründet wurde und jährlich das meiste Geld für neue Bücher ausgab.

Als Ludvigh nach Amerika kam, erlebte dort die Religiosität eine neue Blüte. Es gab schon unzählige Sekten und immer neue wurden gegründet. Er meint, es gefalle ihm, daß es hier keine vom Staat unterstützten Konfessionen und eine völlige Religionsfreiheit gebe. Er wundere sich aber darüber, daß die Priester sogar in den aufgeklärten und praktisch denkenden Vereinigten Staaten das Volk in so großem Maße beeinflussen können. Des öfteren äußert er sein Mißfallen darüber, daß sonntags alle in die Kirche gingen, obwohl die Leute das gar nicht aus Überzeugung täten. An diesem Tag sei sogar das Spielen verboten, die Omnibusse führen nicht, weil sie die Andacht stören würden. Ludvigh folgt diesem Gesetz nicht, sein Gott — sagt er — sei die Natur und die Vernunft, einem vernünftigen Menschen könne allein der Atheismus etwas bieten. Er muß aber feststellen, daß „die Massen der Völker in Jahrtausenden sich kaum zur Stufe des Deismus emporschwingen werden".[15] Das Volk sei nämlich eine Herde, das eines Hirten, eines Königs bedürfe, und in diesem Fall sei das Christus — meint Ludvigh. Er wagt sogar zu behaupten, daß die Kirche „das einzige Werkzeug" sei, mit dem Europa die Freiheit der Vereinigten Staaten gefährden könnte. Dieser letzte Gedanke

mag einem überraschend oder übertrieben erscheinen, er war aber zu dieser Zeit in den Staaten im Laufe der Kampagne, die gegen die katholische Kirche geführt wurde, fast schon gemeingültig. Ludvigh vertritt also in diesem Falle nicht einfach seine Meinung, sondern vermittelt die antikatholische Einstellung der Leute in Amerika.

2.2. Wirtschaftsverhältnisse

Ludvigh berichtet in seinem Buch auch über die geographischen und klimatischen Gegebenheiten, informiert seine Leser über die Fruchtbarkeit des Bodens, über die Presie der Grundstücke, also über alles, was einen Auswanderer erwartet, wenn er nach Amerika kommt. An manchen Stellen schwärmt er über die Schönheit der Landschaft:

> Ich [...] war entzückt durch /sic!/ die schöne Landschaft, durch das Purpurgewand der scheidenden Sonne.[16]

Er beschränkt sich aber nicht nur darauf, die Schönheiten des Landes wiederzugeben, er vermittelt auch äußerst präzise geographische Angaben, fast so wie in einem Fachbuch. Nach solch einer Schilderung ist der Leser genauestens informiert, wo er Kohlenminen, fruchtbaren Boden zu welchem Preis findet, wo es sich lohnt, sich niederzulassen. Ludvigh ermutigt die Auswanderer, zu experimentieren. Er unterstützt seine Behauptungen mit Beispielen: Eine deutsche Familie in Columbus habe z. B. einen großen Garten „mit vorzüglichen europäischen Kernobst-Sorten", und jetzt plane sie ungarische Tokaier-Reben anzupflanzen."[17] Er widmet der Schweinezucht in Cincinatti mehrere Seiten, zieht Vergleiche mit der Zucht in Europa und errechnet, daß dieser Produktionszweig den Staaten allein 180.000 Pfd. Sterling bringe.[18]

Über die Preise landwirtschaftlicher Produkte berichtet er, daß der Farmer für Fleisch, Butter und Weizen im Westen viel weniger bekomme als im Osten und im Süden. Im Westen habe man es also viel schwerer. Man könne hier zwar eine Farm von 160.000 Acker Land — was zum anständigen Lebensunterhalt einer Familie ausreiche — für hundert Taler „einrichten" und im zweiten Jahr bereits ernten, aber um auch ein Haus und die notwendigen Gebäude bauen zu können, brauche man bedeutend mehr Geld, als ein Bauer im Nordwesten besitze.

Ludvigh will seine Leser objektiv und gewissenhaft informieren. Das beweist auch eine Aufzählung, in der er die für die Landwirtschaft, Waldwirtschaft, für den Bergbau sowie für die Baumwollplantage geeigneten Gebiete vorstellt. Dabei weist er neben den Vorteilen auch auf die Nachteile hin. Am Ufer des Missisippi meint er:

> Es sind da viele große Farmen, denen nichts fehlt, als gute Wohnhäuser und ein Markt.[19]

Dubuque empfiehlt er den Einwanderern wärmstens, weil es in der Gegend viel Holz gebe und sie gut bewässert sei, sich so der Besiedlung eigne. Hier sei auch „das reichste Blei-Lager der Welt" zu finden. Das Land sei aber für die Landwirtschaft nicht geeignet.[20] Dagegen sei in Iowa die Qualität des Bodens vorzüglich, es fehle nur noch die Bevölkerung. Um Lust zu machen, in das Land zu kommen, fügt er noch hinzu, daß die Vereinigten Staaten „unerschöpfliche Resourcen" hätten, um viele Millionen Menschen glücklich zu machen.[21] Diese letzte Aussage klingt wie Werbung. Er weist auch darauf hin, daß der Anbau von Baumwolle ein gutes Geschäft sei. Virginia empiehlt er den deutschen Landwirten besonders, weil hier der Boden für Tabakanbau ausgezeichnet sei. Ludvigh kann die Marktmöglichkeiten gut einschätzen, aber als Belletrist läßt er sich nicht nehmen, die Märkte mit ihrem bunten Getriebe zu beschreiben:

> Die Märkte in New-Orleans verdienen besonders an Sonntagen des Morgens gesehen zu werden. Jung und alt, reich und arm, schön und häßlich, weiß und schwarz und braun, alle Nationen drängen sich da in buntem Schwalle.[22]

Die Auswanderer sollten nicht nur die Landschaft kennenlernen, sondern auch die Industrie, die Industriestädte, den Handel und den Verkehr, deshalb nimmt deren Beschreibung in Ludvighs Reisebericht einen vornehmen Platz ein. Geschrieben wird darüber, wie bequem die Verkehrsmittel sind — besonders hervorgehoben werden die Eisenbahn und die Schiffahrt. Ludvigh berichtet ausführlich über die Städte, die ihm gefallen. In Philadelphia findet er die regelmäßige Bauart und die „Reinlichkeit" der Häuser und Straßen erwähnenswert, schön ist seiner Meinung nach, daß man nicht von Bettlern belästigt werde. Die Eleganz der hier ansässigen Damen macht auf ihn einen großen Eindruck. Er vergißt aber auch diesmal nicht, auch über die Schattenseiten zu schreiben. In den Städten könne man einerseits Luxus sehen, andererseits seien sie auch Zentren des Elends. Das zeige auch das Stadtbild, das fast überall gleich sei: Auf den Hauptstraßen stünden Backsteinhäuser, in den Nebenstraßen, wo die Leute in „Bretterhäusern" wohnten, wachse noch Gras.

Ludvigh legt großes Gewicht auf die Vorstellung der Industriestädte und hebt ihr eigenartiges Profil hervor. So macht er die Leser mit den Eisenwerken in der Nähe von Cumberland bekannt. Hier befänden sich die Eisenwerke zu Mount Savage, die tausend Menschen Arbeit geben. Auch in Wheeling gebe es mehrere Fabriken — eine Glasfabrik, eine Roll-Mühle und eine Nagelfabrik, die den Einwanderern gute Arbeitsmöglichkeiten bieten. Die Papier- und Mahlmühlen würden außer Wasserkraft auch mit Dampf betrieben. In Pittsburg zeige sich dem Beobachter die wahre Macht des Kapitals. Die Stadt sei wegen der Flüsse und Kohlenberge für Fabriken vorzüglich geeignet, deshalb seien hier auch viele Eisenwerke, Baumwollspinnereien und Glasfabriken entstanden. Genauso sei es in St. Louis, wo Ludvigh sogar die genaue Anzahl der Mühlen angibt. An manchen Stellen unterbricht er seinen Bericht

mit Tabellen und Statistiken. Eine der größten Handelstädte der Welt werde Ludvighs Meinung nach New Orleans sein. Die Sümpfe würden hier verschwinden, und hier würden vielleicht schon am Ende des 19. Jahrhunderts „eine Million Menschen eine der reichsten Städte der Welt bewohnen.[23] Zweifelsohne willl Ludvigh mit diesen Angaben diejenigen informieren, die nicht in der Landwirtschaft arbeiten wollen oder die kein Geld „für den Kauf eines Stückes billigen Bodens" haben.

Ein Reisender muß auch wissen, wo er während seiner Reise absteigen kann. Auch darüber bekommt der Leser Auskunft. In den deutschen Gasthäusern bezahle man im allgemeinen drei Dollar pro Woche — sagt Ludvigh —, die Preise in den meisten amerikanischen Hotels betrügen 1 Dollar pro Tag, und in den großen Hotels im Osten und im Süden 2 Dollar. Wenn das ein Ausländer umrechne, scheinen ihm diese Preise hoch zu sein, nicht so aber einem Amerikaner, „dem ein Dollar nicht mehr ist, als z. B. dem Österreicher ein Gulden Papier oder dem Bayer ein Gulden Münze."[24] Ludvigh findet also Gelegenheit, die Lohnverhältnisse zu vergleichen, und er tut es in einer ganz einfachen Form.

Einen bedeutenden Platz nimmt bei ihm die Schilderung des Verkehrs ein:

> Ich behaupte, daß man hier nicht nur bequem und schnell, sondern auch billig reist und bestätige dies mit der Thatsache, daß mich meine Reise bis hierher, auf Eisenbahn, Dampfbooten und in Postkutschen in einer Entfernung von 1.208 Meilen nicht mehr Fahrgeld gekostet hat als $ 51 und fünfzig Cents.[25]

Das alles noch zu unterstreichen, bringt er weitere Beispiele. Bei all seinen Reisen beschreibt er seine Reiseroute ganz genau, die Entfernungen und was eine Fahrt kostet. Besonders große Aufmerksamkeit widmet er der Binnenschiffahrt. Anhand der Vorstellung der Handelsmarine versäumt er nicht, mitzuteilen, daß in diesem Land während der letzten zwanzig Jahre jährlich eine Anzahl von Segelschiffen und Dampfbooten gebaut worden sei, die „an Schönheit der Form, an Schnelligkeit, an Eleganz und Bequemlichkeit von keinen anderen der Welt übertroffen werden", und diese selbst die Bewunderung der Engländer erregten, die sonst die Vereinigten Staaten nicht besonders schätzten und darüber nicht die beste Meinung hätten.[26] Es soll noch erwähnt werden, daß Ludvigh auch über die Handelsmarine ganz genaue Angaben besaß, er kannte sogar das Tonnengewicht der Schiffe. Die Anzahl der „Packetboot-Linien" und der „Dampfschiffs-Linien" steige von Jahr zu Jahr, sie seien bequem und viele davon hätten schon regelmäßige Fahrpläne. Die Schiffahrt müsse seiner Meinung nach noch verbessert werden, — besonders auf dem Mississippi, wo sie noch wegen der Sandbänke gefährlich sei, — aber „mit der fortschreitenden Civilisation" werde auch diese sicherer werden.[27] Die Verkehrsmittel seien nach Meinung des Autors nicht nur bequem, sondern auch nützlich, weil damit auch der Warentransport abgewickelt werden könne, was wiederum zum Reichtum des Landes beitrage.

2.3. Aktuelle Probleme der Union

Ludvigh lebte lange genug in den Vereinigten Staaten, um auch die jeweiligen Probleme des Landes zu kennen, die die Leute beschäftigten; nämlich die Sklavenfrage — mit der ich mich später befasse — und den mexikanischen Krieg.

In der Zeit, als Ludvigh seine Reise durch die Vereinigten Staaten machte, wurde das Land mit einem bedeutendem Problem konfrontiert, mit dem mexikanischen Krieg, der — bekanntlich — durch die Provokation der Amerikaner ausgelöst wurde. Ludvigh äußert sich diesem Krieg gegenüber nicht feindselig, aber sein Vorbehalt ist aus dem Text deutlich herauszulesen. Er ist zwar sicher, daß die Amerikaner siegen werden, aber zugleich auch besorgt, ob die Erweiterung der Grenzen den Staaten von Nutzen sein werde.[28] Sein Vorbehalt bezüglich des Krieges hindert ihn aber nicht daran, die Anmeldungen der Freiwilligen zu loben, und zu erkennen, daß die amerikanische Flotte in den folgenden zwanzig-dreißig Jahren zu der ersten Flotte der Welt werden könnte.[29]

2.4. Ludvighs Reiseroute und seine Eindrücke über das Land

Wenn wir die Reiseroute von Ludvigh betrachten, läßt sich feststellen, daß er hauptsächlich Städte und Ortschaften besuchte, wo Deutsche wohnten. Sein Ziel war während seiner Reise nicht nur die Materialsammlung zu seinem Buch, er wollte auch für das von ihm herausgegebene Blatt, die „Fackel", weitere Subskribenten gewinnen.

Er begann seine Reise in Philadelphia, dann folgte Reading, wo er sich über die „pennsylvanischen" Deutschen sehr unzufrieden äußert, weil sie sich für die deutsche Literatur überhaupt nicht interessierten.[30] Es gebe hier nur wenige aus Europa unlängst übersiedelte Deutsche und noch weniger unter ihnen, die die „Fackel" lesen würden — schreibt Ludvigh. In Baltimore meditiert er über die deutschen Emigranten, die hier ankommen und „gleich lebendigen Mumien" in den Straßen herumgingen. Sogleich beruhigt er aber den Leser: Man müsse hier zwar auf vieles verzichten, aber wer arbeitsfähig sei, könne hier gut leben. Baltimore war der „Hauptstapelplatz" für deutsche Emigranten, so ist es auch verständlich, daß Ludvigh an dieser Stelle ganz ausführlich über die Möglichkeiten in Amerika spricht.[31] Er berichtet über Deutsche, die in Baltimore recht gut lebten und, obwohl sie nichts studiert hätten, immer wieder die Berufe wechseln könnten. Man brauche hier nämlich nur Mut und Unternehmungsgeist, dazu noch ein wenig Glück, und schon könne man ein sorgloses Leben führen. Wie Ludvigh über all das schreibt, weiß man, daß er damit nicht die dort lebenden Menschen kritisieren, sondern diejenigen ermutigen will, die erst jetzt auswandern wollen.

In Frederick wohnte Ludvigh im Hause einer deutschen Witwe. Er bemerkt, daß sie wohlerzogene Kinder habe. Das sei Ludvighs Erfahrung nach eine Seltenheit in Amerika. Hier ließen nämlich die Eltern ihre Kinder meist wild aufwachsen; den Lehrern wiederum verbiete das Gesetz, die Schüler körperlich zu bestrafen.[32] Das sei auch der Grund dafür, daß es in Amerika so viele zügellose Kinder bzw. unerzogene Erwachsene gebe. Als Gegenbeispiel erzählt er über das deutsche Städtchen Hamburg, wo sich „der deutsche Fleiß" geltend mache und die Gegend um Frederick in prachtvolle Farmen verwandele.[33]

In Wheeling wollte sich Ludvigh nur kurz aufhalten, weil es ihm hier einige Jahre zuvor nicht gelungen war, bei den streng Gläubigen „der Fackel Eingang zu verschaffen". Jetzt wurde er ganz anders empfangen, und die Deutschen baten ihn sogar, eine Rede zu halten. Das sei seiner Meinung nach ein gutes Zeichen, die Menschen würden doch vernünftiger werden.[34]

Er machte in Pittsburg und in Alleghany Halt, wo wiederum viele Deutsche wohnten. Über diese hat der Autor nicht gerade die beste Meinung: nur wenige seien unter ihnen, die gebildet seien, doch sie hielten viel von sich selbst. In Pittsburg erschienen zwei deutschsprachige Zeitungen, eine davon war das älteste deutsche Blatt in den Vereinigten Staaten, der „Readinger Adler", der gerade seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Es war ein Blatt der demokratischen Partei und es gehöre mit der „Hannover Gasette" zu den besseren Zeitungen — wie es Ludvigh betont. Er fügt noch hinzu, daß die meisten Zeitungen seiner Meinung nach in einem erbärmlichen Stil geschrieben würden. Der deutsche Buchhandel sei Ludvighs Meinung nach „kaum der Erwähnung werth", die deutschen Buchhandlungen machten mit den englischen Büchern mehr Geschäft als mit den deutschen.[35] Traurig muß er feststellen, daß wissenschaftliche und belletristische Werke kaum gekauft würden, gefragt seien Bibeln, Gesangbücher, Schulbücher und Kalender. Ludvigh schloß daraus, daß die Deutschen nicht lesen, bzw. die wenigen Gebildeten ihre Bibliothek mitbrachten oder aber zu arm sind, sich hier Bücher kaufen zu können. Fazit: Die Pressefreiheit an sich reiche noch nicht aus, um ein niveauvolles kulturelles Leben zu führen.

> In Deutschland ist der liberale Schriftsteller ein Sklave der Zensur, hier ist er ein Knecht des Volkes: dort sperrt man ihn ein, hier läßt man ihn hungern, steinigt oder lyncht ihn.[36]

Letztere Bemerkung bezieht sich auf die Redakteure im Süden, die für die Aufhebung der Sklaverei eintraten.

Ludvighs nächste Station war Canton. Er wählte dieses Städtchen, weil hier viele Deutsche wichtige Positionen innehatten, und sogar der Bürgermeister war ein Deutscher. Auch hier ergreift er die Gelegenheit, darüber zu schreiben, wie man sich als Einwanderer durchsetzen kann. In Wooster hatte Ludvigh Erfolg mit der „Fackel". Die Deutschen läsen die Zeitung trotz Ermahnung und Verbot des Pfarrers — triumphiert er. Von hier ging es nach

Sandusky City, wo er in einem Wirtshaus die verschiedensten Deutschen traf. „Da gab es Schweizer und würthenberger Bauern in blauen Hemden mit kurzen Hosen und langen Röcken, die schweigend am Ofen ihre Pfeifen rauchten."[37] Eine andere Gruppe hätte sich in schlechtem Englisch unterhalten. Der Verfasser verurteilt diese Deutschen, weil sie in einer deutschen Gesellschaft nicht deutsch sprächen, sie wollten „mehr sein" und mit ihrem Können prahlen.

Die nächste Station war Cleveland, wo Ludvigh mit Bedauern feststellen mußte, daß von den dreizehn öffentlichen Schulen keine einzige für die deutsche Bevölkerung da sei. Das liege aber nicht an den Amerikanern, daran seien einzig und allein die Deutschen schuld, weil sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken wollten.[38] In Columbus wurde das Hospital von einem Deutschen verwaltet und auch in Dayton wohnten viele Deutsche. Unter ihnen befänden sich Advokaten, Ärzte und Apotheker. Es gebe hier auch einige Handwerker und Kaufleute, die an Bildung den Amerikanern nicht nachstünden. Im allgemeinen sei aber die deutsche „Masse" ungeschult und roh. Da die Leute auch in Deutschland „ohne Erziehung in drückenden Verhältnissen" aufgewachsen seien, wollten sie nicht, daß ihre Kinder lernen, obwohl es sich hier dafür die Möglichkeit böte.[39]

Cincinatti sei — nach Ludvigh — eine Hochburg der Deutschen. Sie seien hier lebensfroh und arbeiteten gern. Diejenigen aber, die den oberen Zehntausend angehörten, hätten mehr Geld als Bildung. Sie vermischten sich mit den Amerikanern und täten überhaupt nichts zur Hebung deutscher Literatur und Kunst — stellt Ludvigh ein wenig abschätzend fest. Wenige würden gerne etwas dafür tun, diese hätten aber die finanziellen Mittel nicht. In der Stadt gebe es aber wenigstens eine Liedertafel, einen Lese- und Bildungsverein mit einer Bibliothek und ein deutsches Theater, dem aber nur ein einziger Saal für die Aufführungen zur Verfügung stehe.

> Den Tausenden von Deutschen ist es ein Leichtes Kirchen zu bauen, aber ein Theater zu bauen scheint für sie eine Unmöglichkeit.[40]

Den nächsten Halt machte Ludvigh in Louisville. Hier seien die meisten Deutschen „Kaffewirthe", Schneider, Metzger, Schuhmacher und Tagelöhner von Beruf. Ludvigh kann den Einwanderern Iowa besonders empfehlen, weil das seiner Meinung nach ein „Juwel" sei. Er macht die Leute jedoch darauf aufmerksam, daß das Landleben nur für Bauern geeignet sei, Stadtmenschen würden es hier nicht aushalten, weil es fern von allem geselligen Leben liege.[41] In der Stadt Galena lebe man meist vom Bergbau, es sei in der Umgebung viel Erz zu finden — erteilt Ludvigh den Einwanderern die Information. Das Leben der Bergleute sei aber dem Lottospiel gleich, manchmal müsse man jahrelang graben, um nur ein wenig Erz zu finden. Auch Chicago biete gute Arbeitsmöglichkeiten. Der Meinung des Autors nach komme die Gegend einer Kornkammer gleich, außerdem finde man hier unter den Farmern viele freisinnige „Seelen". Ludvigh fuhr dann über Springfield nach St-Louis weiter, wo er an einem Ball des Concordia-Vereins, welcher von den Deutschen gegründet wurde, teilnahm. Er hielt dieses Ereignis deshalb für erwähnenswert, weil er hier außer einigen Doktoren lauter gebildete Arbeiter getroffen habe.[42]

„Es giebt nur eine freie Stadt, es giebt hier nur ein New Orleans"[43] — verkündet Ludvigh begeistert, wahrscheinlich auch darum, weil er hier alle Exemplare seiner „Fackel" absetzen konnte.

In Charleston wohnten meist Deutsche, die aus dem nördlichsten Teil des alten Vaterlandes gekommen waren. Leider gebe es hier auch keine Einheit zwischen den Hochdeutschen und den Plattdeutschen — stellt er fest —, genauso, wie es zu Hause der Fall gewesen sei. Von hier aus ging die Reise nach Washington, dann nach New York. Hier fand er ähnliche Zustände wie in den anderen von Deutschen bewohnten Städten. Auch hier hätten es die Deutschen in Hinsicht Kunst, Wissenschaft und Literatur zu nichts Erheblichem gebracht, aber es werde auch in der Zukunft nicht anders werden — stellt er pessimistisch fest. In New York endete Ludvighs Reise.

3. Ludvighs Licht- und Schattenbilder

Ein großer Vorzug von Ludvighs Reisebericht ist, daß er diesen als Bürger der Vereinigten Staaten geschrieben hat, wo er lebte. Das Buch ist also nicht aufgrund flüchtiger Eindrücke während einer Reise entstanden, — diese war nicht seine erste Rundreise in den Staaten — er hat seine Eindrücke während seiner dritten Reise aufgezeichnet und sie mit den früheren Erfahrungen verglichen. Als Ergebnis entstand dieses Buch.

Ludvigh, der einen objektiven Reisebericht schreiben wollte, hielt sich mehrere Gesichtspunkte vor Augen. Er wollte sich einerseits zu seiner neuen Heimat bekennen, mit deren grundlegenden Institutionen er zufrieden war. Andererseits wollte er aber nicht den Fehler begehen, die Vereinigten Staaten einseitig, die Einrichtungen voreingenommen beschreiben. Sein Buch war für die eventuellen Neueinwanderer aus deutschem Sprachgebiet als Information gedacht. Deshalb beinhaltet es so viele nützliche, praktische Ratschläge über die von Deutschen bewohnten amerikanischen Gebiete. Er wollte dabei außer den Sonnenseiten des amerikanischen Lebens auch die Schattenseiten darstellen. Wenn er im Buch über die guten und vorteilhaften Gegebenheiten und Möglichkeiten berichtet, schreibt er gleich danach — um das Gesagte auszugleichen — über unangenehme Tatsachen. Das tut er wahrscheinlich aus einem gewissen Verantwortungsgefühl, und daraus kann man folgern, daß er als bekanntes, ja sogar anerkanntes Mitglied der deutschen Gemeinde in Amerika die Möglichkeit aller nachträglichen Vorwürfe vermeiden will, die von den neu ankommenden Einwanderern herrühren könnten. Vorbeugen will er also den Vorwürfen derjenigen, die vielleicht durch Ludvighs Buch in die

Neue Welt „gelockt" wurden. Selbstverständlich geht aus dem Text hervor, was für eine Meinung Ludvigh über das politische und gesellschaftliche System der Vereinigten Staaten hat und das ist die Meinung eines Menschen, der schon mehr als ein Jahrzehnt in Amerika lebte. Diese zusammenfassende Meinung ergibt im Buch ein System von Licht- und Schattenbildern.

Ludvighs Meinung nach hatten die Vereinigten Staaten eine große, blendende Zukunft, und ihre Entwicklung sei nicht aufzuhalten. Er meint, er könne das objektiv beurteilen:

> Wenn man unparteiisch die Vereinigten Staaten betrachtet, so wird man zugeben müssen, daß keine Macht der Erde ihrem Fortschritt Einhalt thun kann, von dem die Geschichte kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat.[44]

Amerika sei das Land der Freiheit. Es gebe hier eine Freiheit, die man auf deutschem Sprachgebiet wegen der Zensur nicht kenne. Seine Aussage unterstützt er mit Beispielen. Er erwähnt die Pressefreiheit, daß eine jede Partei und Organisation eine eigene Zeitung haben könne. In Cincinatti allein gebe es z. B. sechsundvierzig periodische Blätter, „eine Zahl, die ein europäisches Königreich nicht besitze."[45]

Die Religionsfreiheit sei auch eine Errungenschaft der neuen Republik. Hier könne ein jeder eine Glaubensgemeinde gründen und das Evangelium verkünden. Aufgrund der Religionsfreiheit habe jede Sekte das Recht auf ihren Kult — das sei Ludvighs Meinung nach sehr gut, obwohl er selbst gegen alle Religionen ist und für ihn nur eine einzige Kirche existiere, nämlich die Natur, die für ihn Gott verkörpere.[46] Ludvighs Meinung über die vielen Sekten ist nicht eindeutig positiv, aber er meint, „ein Glück ist es für die Republik, daß sie sich gegenseitig in Schach halten."[47] Das Beste in Amerika sei in dieser Hinsicht, daß der Mensch im Sinne der Verfassung frei entscheiden könne, ob er beten wolle oder nicht.[48]

Amerika ist Ludvighs Meinungs nach zwar nicht das Land der Gleichheit, aber die schreienden Ungleichheiten seien hier bereits aufgehoben, „aber für Freiheit und absolute Gleichheit hat die Natur den Menschen nicht geschaffen."[49] Es gebe hier Arme und Reiche, genauso wie in Europa, aber dort stehen Glanz und Elend einander grell gegenüber. Auch hier müsse man hart arbeiten, aber dadurch könne man sich etwas anschaffen, und der Abstand zwischen Armen und Reichen sei nicht so groß wie im alten Vaterland.[50] — stellt Ludvigh von dem zeitgenössischen Amerika fest.

Es gebe hier wirklich eine Demokratie. In Philadelphia z. B. sei ein Park, wo regelmäßig öffentliche Veranstaltungen stattfänden, diese seien das Forum der öffentlichen Meinung.[51] In der Stadt Pittsburg hätten sogar die Neger ihr literarisches Institut.

Amerika sei ferner das Land des billigen und leicht erwerblichen Bodens. Auch die Handwerker und die Tagelöhner hätten nichts zu fürchten, und für Dienstmädchen sei hier einfach ein Paradies.

> Der Bauer, der Geld und Hände mit über den Ozean bringt, hat hier die meisten Vortheile vor allen übrigen Ständen. Der Handwerker, der seinem Fache gewachsen, braucht nicht zu verzagen, findet sich auch nicht sogleich Arbeit, so öffnet sich ihm doch bald ein Weg. [...] Maschinisten, Schlösser, Schmiede, Wagner, Schreiner, Zimmerleute, Maurer, finden hier gutes Fortkommen.[52]

Ludvigh schreibt von den positiven Zügen der Vereinigten Staaten, aber gleichzeitig äußert er sich nicht nur im allgemeinen über Freiheit und Gleichheit oder über die Möglichkeiten persönlicher Erfolge, sondern auch über die Kraft der Republik und ihre außenpolitischen Erfolge. Offenbar ist er nicht begeistert, daß Amerika gegen Mexiko einen Krieg führt, aber er verfolgt die Ereignisse des Krieges, berichtet darüber und spricht in Verbindung damit begeistert von der Flotte und den Möglichkeiten der Flottenentwicklung.

Überall, wo Ludvigh von der Innenpolitik, vor allem von dem Wahlkampf — anläßlich der Präsidentenwahl — schreibt, hebt er nicht mehr das Wahlrecht, die Offenheit des politischen Kampfes hervor, sondern die wirklich harten, oft schon störend wirkenden Intrigen dieses Kampfes. Vielleicht könnte man daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß Ludvigh — von Zeit zu Zeit selbst auch Beteiligter der Wahlkämpfe — von den täglichen politischen Ereignissen nicht die beste Meinung hatte. Velleicht ist es damit zu erklären, daß er sich zwar über die Gleichheit und Freiheit grundlegend positiv äußert, aber die Verbesserung von deren Voraussetzungen für notwendig hält, wenn er sagt: „Es giebt noch nirgends Freiheit und Gleichheit auf Erden und in Europa sowohl wie in Amerika bleibt noch viel zu reformieren übrig."[53]

Worauf schon der Titel des Reiseberichts hinweist, spricht Ludvigh auch über die Schattenseiten der Vereinigten Staaten. Er kritisiert auch seine neue Heimat, und diese Kritik kann in drei Themenkreise gruppiert werden: Er kritisiert einerseits die politischen Zustände, andererseits die wirtschaftlichen Voraussetzungen und schließlich das amerikanische Geistesleben. Er nimmt die Schwächen der Demokratie unter die Lupe wenn er sagt, daß „die Institutionen der Demokratie allein, selbst bei dem unerschöpflichen Reichtum des Landes, nicht hinreichen, ohne Verwirklichung des politisch ausgesprochenen Prinzips der Gleichheit."[54]

Anhand eines Ereignisses — wo ein Redner nach seiner antireligiösen Ansprache gesteinigt wurde — stellt er die Frage, wo hier die Freiheit und Gleichheit seien, womit man ihr Vorhandensein beweisen könne. Und in Form einer weiteren Frage gibt er darauf gleich die Antwort: Könne man sie mit jener Rolle Papier beweisen, „genannt Constitution, die viel herrliches enthält, das aber groeßtheils im Leben des Volkes zur Satyre und zur Lüge wird."[55]

Die Sklavenfrage beschäftigt auch Ludvigh, wie alle anderen Schriftsteller der Zeit, aber er geht an das Problem im Zusammenhang mit der Freiheit und Gleichheit heran. Er bemängelt, daß die Farbigen im Lande der Freiheit auf dem Dampfboot nur „den gesonderten zweiten Platz" in Anspruch nehmen

dürfen. Er muß feststellen, daß die Schwarzen hier keine Rechte haben, aber er meint:

> Zwei verschiedene Racen nie in Harmonie gleiche Rechte genießen und zusammenleben werden, und es wäre allerdings für die Weißen in den Vereinigten Staaten sowohl wie für die freien Schwarzen (deren Freiheit durch den Mangel an gleichen Rechten zur Satyre wird) von großem Vortheil, wenn diese letzteren alle nach Liberia gingen.[56]

Ludvigh ist der Meinung, daß die Sklaverei nur dann verschwinden werde, wenn sich die Sklavenbesitzer vom Wert der freien Arbeit überzeugen würden. Bis dahin hätten die Sklaven keine Rechte, sie dürften nicht einmal lernen. Ludvigh meint, daß es zwar unrecht sei, vor den Sklaven die Quelle des Wissens zu verschließen, aber es wäre doch unvernünftig, sie, die jetzt in Unwissenheit leben, plötzlich zu befreien. Wie er mehrmals betont, sei es Unfug zu glauben, daß die zwei verschiedenen Rassen, nämlich die Weißen und die Schwarzen sich je vermischen würden. Eine Lösung jedoch findet er auch nicht.[57]

Unter den Schattenseiten muß auch der Spekulationsgeist — der sehr groß sei — erwähnt werden.Dieser müßte gezügelt werden. Darüber meint Ludvigh wie folgt: „Der Preis des Bodens sei „so gering, daß mir selbst eine Herabsetzung desselben unnöthig erscheint. Das Quantum, welches im Einzelnen verkauft wird, zu beschränken, würde ich zur Beschränkung der Spekulation allerdings für nützlich erachten."[58] Ihm gefällt nicht, daß man den Boden für wenig Geld kaufen kann, ihn dann solange liegen läßt, bis in der Nähe eine Siedlung oder Eisenbahnlinie gebaut wird, dann um vieles teurer zu verkaufen. Man spekuliert aber nicht nur mit dem Boden, sondern auch auf anderen Gebieten der Wirtschaft und des Handels. Seiner Meinung nach werde sich daran auch nichts ändern und der Spekulationsgeist und das Kapital würden die Arbeit solange monopolisieren, „bis die Arbeiter an Intelligenz nachstehen werden bloß als Maschine handelnd."[59]

Der Verfasser hat von den Amerikanern und vom amerikanischen Charakter keine gute Meinung. In einem Gasthaus beschreibt er z. B. eine amerikanische Gesellschaft folgendermaßen:

> Sie sprachen wenig, tranken viel, kauten Taback, rauchten Cigarren, spuckten weit von sich, schneuzten sich mit der Hand, trockneten die Nase mit seidenen Schnupftüchern, und verschmolzten jeden Satz ihrer Rede mit dem beliebten „God damn".[60]

Auch anderswo übt er wieder scharfe Kritik und sagt, daß der amerikanische Charakter nur zwei Variationen habe, den kauenden und den nicht kauenden, oder den fluchenden und den nicht fluchenden. Die Amerikaner hätten das Geld und die Unabhängigkeit sehr gern, sie seien heftig im Politisieren, tapfer im Krieg, doch sie seien Egoisten, die meisten ungebildet und sie läsen nur, wenn das ihnen Nutzen bringe. Die Folge sei, daß einer nur sprechen müsse, um zu erfahren, wie ungebildet er sei.[61]

Über das geistige Leben äußert sich Ludvigh wie folgt:

> Amerika ist ein herrliches Land, die Verfassung der Vereinigten Staaten gewährt jeder Thätigkeit der menschlichen Kräfte freien Spielraum: man kann hier im Allgemeinen sein Leben leichter gründen, wie im alten Vaterlande, doch es giebt hier kein geistiges, kein hoheres, geselliges Leben und diesen Mangel kann mir selbst nicht die freie Verfassung ersetzen.[62]

Wie schon erwähnt, hält Ludvigh die Religionsfreiheit auch für ein Geschäft mit der Seele, er sträubt sich gegen Kirchenbesuche. Die Religiösität töte den Geist, und die Kirche werde nur durch den Glauben und das Unwissen der Leute aufrechterhalten können. Er tritt gegen den Katholizismus auf, weil seiner Meinung nach die Kirche die Verbündete des Auslandes sei. Die Sekten aber seien ein Segen für die Republik, denn das zerfallene Christentum sei für die Republik nicht so gefährlich wie die Kirche. Auch hier findet er Gelegenheit, zu bezweifeln, ob hier die Gleichheit überhaupt vorhanden sei. Er fragt: Wie könne man von Gleichheit sprechen, wenn der Katholizismus behaupte, daß nur die katholische Religion „die alleinseligmachende ist, und die protestantische ihr nachsteht."[63]

Ludvigh ist ein guter Beobachter. Er geht an den Unvollkommenheiten seiner gewählten Heimat nicht vorbei, er übt sogar manchmal eine ganz harte und bittere Kritik daran. Er muß aber trotz aller Kritiken feststellen:

> Amerika geht einer großen Zukunft entgegen, seine Gebrechen sind viele — aber der Schatten wird durch die Lichtseiten weit überstrahlt, und der Mängel wegen, die ihre Quelle im Volke selbst, nicht in der Regierung haben, die Republik beschimpfen wollen, hieße den ersten Sieg der Demokratie über Despotie verkennen und zum Feinde des Fortschrittes der Völker werden.[64]

4. Zusammenfassung

Das untersuchte Werk „Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände" weist eine spezifische, eigene Form des Reiseberichts auf. Obwohl Ludvighs Schaffen nach 1848 noch unerschlossen ist, kann doch mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß dieses Buch zugleich eines seiner persönlichsten Geständnisse ist. Ludvigh bot das Werk, mit dem er den deutschen Auswanderern ein reales Amerikabild geben wollte, auch die Gelegenheit, seine Erfahrungen während seines Jahrzehntsaufenthalts in der neuen Heimat fragmentarisch zusammenzufassen. Wie er über die Menschheit und ihre Zukunft, über die Religion und das freie Denken, über die republikanische Haltung schreibt, bezeugt sein politisches Bekenntnis und seine Weltanschauung. Man kann sagen, daß Ludvigh in diesem Buch, das zwar in Europa gedruckt, aber sowohl hier wie auch in Amerika erhältlich war, die philosophischen und politischen Grundlagen seiner Weltanschauung am umfassendsten darlegte. Er war außerdem der erste Schriftsteller ungarischer Herkunft, deutscher Muttersprache, der anhand eigener Erfahrungen die amerikanische Republik kritisierte.

Anmerkungen

1. Auszug aus der Dissertation *Samuel Ludvigh, ein vergessener Reise-Schriftsteller: Samuel Ludvigh, Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände.* — Budapest, 1987.
2. Szinnyei József: *Magyar Írók élete és munkái*. Bd.VIII. — Budapest 1909. S. 79.
   Récsei Viktor: *Vasmegyei Írók*. Bio- és Bibliográfiai Gyüjtemény. — Sopron 1888.
3. Ludvigh fiel wegen eines im Jahre 1833 im Ausland publizierten Werkes über Ungarn bei der Zensur in Ungnade. Er mußte einen Revers unterzeichnen, in dem er versprach, nichts mehr zu publizieren, was staatsfeindlich wäre. Das oben genannte Buch wurde 1835 verboten, was aus einem Schreiben der ungarischen Hofkanzlei hervorgeht. (Országos Levéltár, Magyar Udvari Kancellária, Acta Generalie, 1836 : 4384.)
4. Er mußte großes Aufsehen erregt haben, weil im Wiener Allgemeinen Verwaltungsarchiv mehrere Akten über ihn vorhanden sind. (Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Oberste Polizeihofstelle. Betreffend des Erscheinens des bedenklichen Abentheurers Samuel Ludvigh.)
   Ludvigh hielt bei seiner Durchreise in Hamburg zweimal eine Rede, die von der Polizei in Hamburg für friedenstörend und revolutionär gehalten wurde. Sogar der amerikanische Gesandte in Berlin, Donelson korrespondierte 1848 mit dem amerikanischen Konsul zu Hamburg über Ludvigh, der republikanische Reden in Hamburg gehalten habe und deshalb ausgewiesen worden sei.
5. Ludvigh, Samuel: *Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände*. — Leipzig 1848. S. V.
6. ebd. S. VIII.
7. ebd. S. 52.
8. ebd. S. 133.
9. ebd. S. 55.
10. ebd. S. 36.
11. ebd. S. 112.
12. ebd. S. 114.
13. ebd. S. 330.
14. ebd. S. 305.
15. ebd. S. 43.
16. ebd. S. 65.
17. ebd. S. 123.
18. ebd. S. 157.
19. ebd. S. 203.
20. ebd. S. 206.
21. ebd. S. 218.
22. ebd. S. 296.
23. ebd. S. 295.
24. ebd. S. 124.
25. ebd. S. 124.
26. ebd. S. 34.
27. ebd. S. 183.
28. ebd. S. 140
29. ebd. S. 37.
30. ebd. S. 16.
31. ebd. S. 45.

32. ebd. S. 64.
33. ebd. S. 66.
34. ebd. S. 74.
35. ebd. S. 92.
36. ebd. S. 93.
37. ebd. S. 108.
38. ebd. S. 114.
39. ebd. S. 124.
40. ebd. S. 134.
41. ebd. S. 196.
42. ebd. S. 233.
43. ebd. S. 277.
44. ebd. S. 183.
45. ebd. S. 161.
46. ebd. S. 97.
47. ebd. S. 138.
48. ebd. S. 278.
49. ebd. S. 69.
50. ebd. S. 44.
51. ebd. S. 26.
52. ebd. S. 46.
53. ebd. S. 244.
54. ebd. S. 218.
55. ebd. S. 11.
56. ebd. S. 67. (Liberia ist eine von den Amerikanern gegründete Kolonie in Afrika)
57. ebd. S. 144.
58. ebd. S. 153.
59. ebd. S. 82.
60. ebd. S. 109.
61. ebd. S. 104.
62. ebd. S. 211.
63. ebd. S. 89.
64. ebd. S. 341.

Karlheinz F. Auckenthaler (Szeged)

„Vielleicht, wenn ich genügend lange tot bin, werde Ich unter den dramatischen Autoren meinen ersten Rang bekommen."

Albert Drach und das österreichische Volksstück

Der am 17. Dezember 1992 90 Jahre alt gewordene und in Mödling bei Wien lebende Albert Drach, der ein Außenseiter und der österreichischen Literaturszene, steht nach 1964, als ihm mit seinem Roman *Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum* ein einmaliger Wurf gelungen ist, erst seit der Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1988, danach des Manes-Sperber-Preises 1989 und des Franz-Grillparzer-Preises 1993 wieder im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. (Drach ist seitdem verstorben. — Red.) Kaum ein anderer österreichischer Dichter, ausgenommen Peter Handke, ist in den letzten Jahren derart oft porträtiert, interviewt, besprochen und gepriesen worden wie er. Trotz dieser Tatsachen gehört er noch immer nicht dem von Literaturwissenschaftlern aufgestellten „Kanon" an; auch bei einem breiteren Leserpublikum will sich das Urteil, daß Drach einmalig sei und zu den besten seines Faches gehöre, nicht durchsetzen. Anerkennung findet er meist nur bei Kritikern und bei Vertretern der Germanistik in den USA, in Frankreich, Italien, Spanien, Tschechien und Ungarn.

Drach, der Begründer „deutschsprachiger Roman-Avantgarde",[1] der „Meister des perspektivischen, indirekt psychologisierenden Erzählens",[2] der „deftige Erotiker",[3] der „Autor kultiviert-konservativer k. u. k. Literatur",[4] eine „Mischung von Kafka und Thomas Mann",[5] ein „Martin Buber mit der Feder Haseks",[6] der „Kanzleischreiber Gottes",[7] einer, der gegen einen Journalisten[8] klagte, weil dieser ihn mit Herzmanovsky-Orlando in Zusammenhang brachte, und der als Beispiel dafür gilt, wie skandalös Österreich mit seinen Literaten verfährt,[9] ist sicherlich für viele Zeitgenossen ein Ruhestörer, wie er im Buche steht, und einer, der sein Schaffen selbst überschätzt, wenn er behauptet, „daß der Protokollstil", einer Bezeichnung, der viele Rezensenten[10] aufgesessen sind, „für die deutsche Sprache maßgebend sein wird".[11] Drach stellte auch viele seiner Zeitgenossen an den Pranger, als er bei der Dankrede zur Büchner-Preis-Verleihung sagte: „Heutzutage nämlich sei eine 'ehrenwerte Gesellschaft' dabei, den wahren Dichter um seine berechtigte Anerkennung noch zu Lebzeiten zu bringen."[12] Sicherlich muß bei einer solchen Ausage seine lange Geschichte[13] des Nicht-Verstanden-Werdens berücksichtigt werden, die aber in der Literaturgeschichte kein Einzelfall ist.

Man braucht nur an Georg Büchner und Christian Grabbe zu denken, oder in Österreich an Ödön von Horváth, Hermann Broch und Robert Musil.

Wer sich eingehend über Drach informieren möchte, hat seine Schwierigkeiten, denn eine aktuelle literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung[14] hat bisher nicht stattgefunden, und man findet meistens in Porträts, Interviews, Rezensionen, Huldigungen und Lexika biographische Daten und interpretatorische Leerformeln, die dem Dichter mehr schaden als dazu anregen, sich mit ihm zu beschäftigen. Auch die Verkaufspolitik des Hanser Verlags, der seit 1988 nur Drachsche Prosa erscheinen läßt, vermittelt ein einseitiges Bild des Autors. Drach als Dramatiker wäre fast in Vergessenheit geraten, hätte 1991 nicht der junge Wiener Regisseur Stephan Bruckmeier *Das Satansspiel vom göttlichen Marquis* aus dem Jahre 1926 uraufgeführt. Er plant auch für 1994 das groteske Volksstück vom *Meister Siebentot* im Volkstheater (Wien) zu inszenieren. Trotzdem blieb es sehr ruhig um die von Drach selbst sehr hoch eingeschätzte Dramatik, über die er sich in einem persönlichen Gespräch am 29. Oktober 1992 dem Verfasser gegenüber wie folgt äußerte:

> Die Leiterin des Autorenverlags für das Theater ist überzeugt, daß ich einer der größten Dramatiker bin, obwohl ich als Dramatiker niemals den Erfolg hatte, den ich jetzt erst beginne zu haben als Epiker. Und sie hat auch in den neuesten Heften vom Autorenverlag einige wesentliche Stücke angeführt, deren Aufführung sie in nächster Zeit veranlassen will. Ich weiß, daß ich auf dem Theater noch mehr Feinde habe als in der Epik, weil in der Epik sich schon einige vernünftige Leute für mich ausgesprochen haben; auf dem Theater aber sind es noch sehr wenig. Nach der Aufführung vom *Satansspiel vom göttlichen Marquis* in Mödling 1991 haben sich die deutschen Blätter bis hinüber zur Grenze von Frankreich mit mir beschäftigt. Es zeigt sich, daß auch anderswo die Beschäftigung beginnt. **Vielleicht, wenn ich genügend lange tot bin, werde ich unter den dramatischen Autoren einen ersten Rang bekommen.**

Eine solche Ansicht läßt die Frage aufkommen, ob Drach sich nicht überschätzt, wenn er glaubt, daß ihm ein erster Rang unter den dramatischen Autoren gebühre. Er ist felsenfest davon überzeugt, neben seiner einmaligen Leistung in der deutschsprachigen Epik, dem **Protokollstil**, auch in der Dramatik etwas Außergewöhnliches geschaffen zu haben und stellt für sie eine Anzahl von Forderungen auf, die bis heute in den deutschsprachigen Literaturen leider sehr selten erfüllt seien. „Vor allem muß bei der Dramatik etwas vorgehen, ferner muß das Sprechen in der Dramatik auf eine Reihe von Personen verteilt werden. [...] Ein Stück ist ein Stück Leben, in dem immer der Gegenspieler auch vorkommt. Und diesen Gegenspieler muß man vernehmen."[15] Drach wirft den schriftstellerischen Neuankömmlingen vor:

> Das Heutige auf gestrige oder vorgestrige Art oder so, wie sie sich die Zukunft vorstellen, abzuspulen. Das geschieht in der Dramatik, teilweise mit Themenwechsel, teilweise im Eingehen auf die jeweilige politische Forderung, Kunstmode, den im Augenblick empfundenen Druck oder das Loslassen verhaltener Anstrengungen.[16]

Wenn man den Fragen, wie kann Drachs dramatisches Werk gesehen werden und auf welche Quellen und Vorbilder greift er zurück — auf den Grund gehen möchte, sind neben dem Werk die Eigenkommentare dieses Dichters zu hinterfragen, obwohl diese grundsätzlich den Interpretationsspielraum nicht einschränken können. Um die genannten Fragen zu beantworten, werden hier einerseits die in geringer Zahl erschienen Rezensionen und Gespräche zu Drachs Dramatik analysiert, andererseits Drachs veröffentlichte Dramen[17] und die dem Verfasser dieser Zeilen persönlich überlassenen Manuskripte[18] untersucht.

Wie schon in dem Aufsatz *Es blieb nichts übrig als ein Dichter zu werden*[19] dargestellt, fällt es den Literaturkritikern, insbesondere mit Bezug auf die Dramatik, schwer, Drachs Schaffen zu erfassen und zu verstehen. Nach Durchsicht von Rezensionen und Berichten kann festgehalten werden, Drach scheint keinem Vorbild und keiner Richtung eindeutig zugeordnet werden zu können. Für Eva Schobel[20] liegt die Ursache dafür darin, daß die Isolations- und Außenseitergefühle von sich aus werkbestimmend sind. Nach der Meinung Gerhard Melzers hatte Drach zum Zeitpunkt der Entstehung der Skurril-, Abstrakt-, Satans- und Kasperspiele „Inhalte, Weltsicht und Stilmerkmale des 'Absurden Theaters' vorweggenommen",[21] doch bei der Aufführung Mitte der sechziger Jahre wirkten sie bereits veraltet. Auf die Berührungspunkte mit dem absurden Theater weisen auch Otto F. Beer,[22] Klaus Colberg,[23] Elisabeth Stengel[24] und Eva Schobel[25] hin.

Laut Karlheinz Kramberg kann Drach seine Herkunft schwerlich verleugnen:

> Da es in seinen Versen und seiner Prosa, in den Theaterstücken zumal, Anklänge und Nachklänge gibt, welche die Nähe zu Nestroy, Schnitzler, Karl Kraus und den etwas jüngeren Generationsgefährten Elias Canetti sowie den 'bewußtseinsbildenden' Einfluß Weiningers und Freuds unzweifelhaft machen. Sein auch in eigener Sache schadenfroher Humor weist ihn als einen schwarzen Schopenhauerianer aus.[26]

Auch bei anderen finden sich ähnliche Feststellungen wie: „Nestroy-Drach";[27] „Nestroy, Karl Kraus, wohl auch Grabbe bestimmen die lapidare, sarkastische Diktion";[28] „der Stückeschreiber Drach erweist sich als ein eigenständiger Nachfahr jener Wiener Schule, die in Nestroy ihr Vorbild und in Karl Kraus ihren Meister fand."[29] Einige Kritiker betonen auch, daß die Tradition des Wiener Volkstheaters in Drachs Werk hereinspielt, ob durch „Wortwitz, Sprachspiel und scheinbar absurde Dialoge",[30] ob durch volkstümliche Balladen und Couplets im Geschmack des Wiener Singspiels,[31] ob durch die „makabre Kasperliade"[32] oder durch die „Hanswurstkomödie".[33] Eva Schobel[34] weist in ihren Rezensionen auf Drachs möglichen Einfluß auf Bertolt Brecht und Peter Handke hin. Brecht habe aus Interesse über eine gemeinsame Bekannte Drachs *Passionsspiel von der Lüge und der Lächerlichkeit* erhalten und die ans Publikum gerichteten Verse[35] zum ersten Male gesehen und sie dann in seinem *Mahagony*-Stück angewendet. Diese V-Technik hat Drach in

der gedruckten Fassung weggelassen. Eine Wirkung der Publikumsbeschimpfung in der neunten Szene desselben Stückes auf Handkes *Publikumsbeschimpfung*[36] dürfte wegen des gleichen Erscheinungsjahres 1966 auszuschließen sein. Dagegen wäre es vorstellbar, daß Handke das 1965 erschienene *Kasperlspiel vom Meister Siebentot* gekannt haben könnte, weil sowohl Handkes[37] *Kaspar* als auch Drachs *Kasperl* mit den gängigen Alltagsphrasen gefüttert werden und so etwas durch sie hindurch spricht.

Drach, auf seine Verbindungen zu Nestroy, Kraus[38] und Horváth befragt, fühlte sich zwar geehrt, betont aber mit Nachdruck:

> Diese Verbindung zu Nestroy besteht nicht, weil sich meine Kasperlfigur nicht der Volkstöne, sondern der Phrasen bedient, die das Volk nachsagt, ohne zu wissen, was sie bedeuten. Diese Phrasen kommen auch bei meinem *Kasperlspiel vom Meister Siebentot* vor und schließlich in veränderter Form überall bis in *Gottes Tod ein Unfall*. [...] Der Nestroy hat aber schon die Figuren entwickelt. Er hat aber Partei genommen für einen und das ist immer eine fragliche Sache, außer es ergibt sich aus der Handlung selbst. Dann kann man am Schluß Partei nehmen. Das darf nicht eine oktroyierte Sache sein.[39]

Zu Horváth, dessen Verlassenschaftsverwalter er war, meint Drach, daß dessen Sprachproblematik auf dessen ungarische Abstammung und Sprache zurückzuführen sei. Die Entwicklung der Form finde er bei ihm natürlich großartig, am besten in *Eine Unbekannte aus der Seine*. „Aber ich finde keine Verwandtschaft zu ihm. Er ist sicherlich einer der größten."[40]

Angesichts dieser Ablehnung jedweder Beziehungen zu anderen deutschsprachiger Dichtern von Seiten des Autors ist es natürlich schwierig, eine Standortbestimmung von Drachs Dramatik vorzunehmen. Als wir die Dramen zum ersten Male gelesen haben, fiel uns sofort Drachs Zurückgreifen auf die Volksstückstradition, vom Wiener Volkstheater bis zu Ödön von Horváths Volksstückkonzeption, und die von ihm gewählten Gattungsbezeichnungen auf, die von ihm nicht Volksstücke genannt werden, aber es ohne Zweifel sind. Denn das „Volksstück soll die Betroffenen ansprechen, ihnen komplizierte ökonomische, soziale und psychische Zusammenhänge erläutern, sie aber zugleich für die Dauer des theatralischen Ereignisses aus dieser Zeit herausholen, um sie zur Reflexion über die unbewußt ablaufenden Denk-, Sprach- und Gefühlsvorgänge anzuregen."[41] Bei der Analyse der 20 Dramen findet man, ausgenommen von dreien, außergewöhnliche Untertitel- bzw. Gattungsbezeichnungen, die meistens nicht der bekannten literaturwissenschaftlichen Terminologie entsprechen. Drach nennt seine Dramen Panoptikalspiel, Kernsprengungsspiel, Spiel zum Hören, Hörspiel, Hörspielfolge, Szenen, Spiel mit Vorsätzen, Streitgespräch und Verwirrspiel. Als Verkleidungen bezeichnet er im Unterschied zu seiner Prosa und Lyrik, die er Protokolle und Entblößungen nennt, seine Dramen, weil „sich lebendige Menschen in andere Häute begeben, um vorbehaltene Schicksale abzuspielen."[42] So ist die Identität der dargestellten Personen fragwürdig, weil sie in

vielen Farben zu schillern vermag. Diese äußeren und inneren Verkleidungen treffen nicht nur auf die sechs so im Untertitel bezeichneten Dramen, sondern auf alle Stücke Drachs zu. Prägnant sind noch die Bezeichnung „Panoptikalspiel" (pan „alles, jedes" + optikos „zum Sehen gehörend") für *Das I*, und „Kernsprengungsspiel" für *Gottes Tod ein Unfall*. Im *Das I* wird die Geschichte der Zeit seit der Machtergreifung Hitlers erzählt. Eine Gruppe um Gangstl und Hunzgfrast, die sich nicht „Arschgesichter", sondern „Arischgesichter" nennt, erklärt sich zu Herren der Welt, führt Krieg, ermordet die Juden und sitzt nachher selbstzufrieden Gericht über die Mitverschworenen. Auf diese Absicht die ganze Wirklichkeit zu zeigen, macht der Untertitel bereits aufmerksam, was anschließend durch Zitate anderer Schriftsteller ergänzt wird: „Es ist Zeit, die Masken abzureißen ... / Da werden die Gesichter mitgehen." (Büchner); und „Aner is a Mensch, viele san Leit, alle san Viecher" (angeblich Nestroy).[43]

In *Gottes Tod ein Unfall* leben vier moderne Familien, vom Wirtschaftswunderkind bis zur Proletarierin, auf einer viergeteilten Bühne (vgl. Johann Nestroys *Das Haus der Temperamente*). In ihr sinnloses Leben tritt Gott als Fremder und als Anwalt, wird aber nicht erkannt und durch einen Liftunfall[44] aus der Welt geschafft. Dieser Mord läßt die Anarchie unter den mehr oder weniger Schuldbewußten ausbrechen, so daß sie einander zerfleischen. Der Kern der Menschheit wurde vernichtet und sprengte dadurch sein Umfeld (Kernsprengungsspiel). Hier wird das Hereinwirken der Geisterwelt, transzendenter Mächte, spürbar, das sich in derselben satirischen Darstellungsweise bei Nestroy und in abgeschwächter Form bei Raimund findet.

Trotz der offensichtlichen Verwandtschaft mit dem Hanswurst und dem Kasperl des Wiener Volkstheaters läßt sich der Bezug zum Volksstück nicht nur deshalb so schwer zurückverfolgen, weil Drach ihn bewußt verneint, sondern auch weil das Volksstück unterschiedliche Gestalten annimmt: Manchmal scheint es eines seiner Charakteristika zu sein, daß vorhandene Entwicklungslinien abbrechen und es immer wieder neu ansetzt: als Aneignung, Umformung, Parodierung anderer Muster, als belehrendes, unterhaltendes, affirmatives, parodistisches, kritisches Volksstück. Nicht von ungefähr ist mehrfach von Verfall und Neuansatz die Rede. Prononciert gesagt: Die 'Geschichte' des Volksstückes besteht in seiner ständigen Erneuerung.[45]

Für die heutigen Rezipienten kompliziert sich dies auch dadurch, daß er durch den sogenannten Lustspielfilm der Vor- und Nachkriegszeit und das Fernsehen, z. B. *Steiners Komödienstadl* in RTL und die *Löwingerbühne* im ORF, bei der Ankündigung „Volksstück" in eine bestimmte Richtung gelenkt wird und eine andere Konzeption nur schwer als Volksstück erkennt bzw. nicht erkennen will.

Drachs Arbeitsweise in der Stoffaneignung erinnert an die Volkstheater-Praxis. Ein bereits vorhandener Stoff wird neu aufgegriffen und mit Zeitkritik

aktualisiert. Die größte Anzahl seiner Stoffe nimmt er aus der Geschichte (*Das Satansspiel von göttlichen Marquis* — Marquis de Sade; *Rinaldo Rinaldini; Das Satyrspiel vom Zwerge Christian* — Christian Grabbe; *Das I* — Hitler; *Der Vortritt* — Richard Löwenherz; *Stimmen nach Natur und zu Protokoll* — jüdische Geschichte), aus der Bibel (*Das Spiel mit dem Menschensohn*; *A und K*; *Das Paradies außer Sicht*) und aus Märchen und Legenden (*Gottes Tod ein Unfall; Das Kasperspiel vom Meister Siebentot, Das Märchen von der Goldmarie und Pechelse; Wessen Fleisch; Schöne im Waldschlaf oder Das Dornröschen*). Die restlichen Stoffe (*Das Trittabschlagen, Das Skurrilspiel Sowas, Das Passionsspiel von der Lüge und der Lächerlichkeit, Das Abstraktspiel andere Sorgen, Das Absurdspiel Aha*!) greift Drach aus dem Volksleben heraus und veranschaulicht die Wahrheit in allgemein faßlicher Form, wobei er der Poetik von Heinze und Goette zu folgen scheint, die das Volksstück als eine Bühnendichtung bezeichnet, „die ihren Gegenstand in ungezwungenerem Zuschnitt verarbeitet."[46]

Die meisten Dramen haben entweder den Zug zu der von Joseph Anton Stranitzky geschaffenen Hanswurstkomödie oder müssen aus der Perspektive der Kasperliade gesehen werden. Der Unterschied zur älteren Hanswurstgestalt liegt darin, daß diese bei Herzmanovsky-Orlando und bei Drach oft „düstere Züge"[47] trägt. Am deutlichsten ersichtlich wird dies im *Kasperspiel vom Meister Siebentot*: Die Geschichte beginnt mit einer Schaubudenszene (Prolog), bei der ein Kasperl, in dessen Adern Sägemehl steckt, mit dem Blut von sieben Menschen belebt wird und sich dem Teufel verschreibt. Was er hört, behält er und gibt es bei Bedarf wieder. Er speichert Redefetzen, leere Worte, Argumente und Ansichten, später tischt er sie seiner Umwelt neu auf. Er tut auch alles, was Menschen tun, nur lieben kann er nicht. Er wird Schneider und im Krieg Gemeiner im Monturdepot, wo er sieben Fliegen auf einem Schlag erschlägt (vgl. mit dem Märchen vom tapferen Schneiderlein). Im Wirtshaus wird er Politiker und nach dem erfundenen Kampf mit den Riesen Oberbefehlshaber und König. Er setzt auf seinem Weg nacheinander der Hure bis zum Vertreter des Königs den Kasperlhut auf und macht sie zu seinen Puppen, die zappeln, wie er will, wenn er nur an der Schnur zieht. Der einzige, der keinen Hut bekommt, spricht jüdischen Jargon und wird vernichtet. Als Kasperls Betrug durchschaut wird, holt ihn der „Schwarze Mann" (Schaubudenbesitzer, Teufel) zurück. Und mit der Prophezeiung „Und morgen komme ich wieder" endet der Epilog.

Ein Beispiel für eine Kasperliade im Drachschen Sinn ist das Abstraktspiel *Andere Sorgen*. Die Menschen, selbst die bösen, wie es sich zeigt, sind Marionetten in der Hand des Prinzips des Bösen. In den drei Szenen wird das Prinzip durch die Figur des Stabherrn repräsentiert, im Wandel der Zeiten: vorgestern, gestern, heute. Diktatur, Demokratie, eiskalte Wissenschaftlichkeit. Der tyrannische Stabherr wird zweimal von einer Bombe zerstückelt, immer wieder zusammengeflickt und erscheint in immer neuer Gestalt. Nur

seine Diktion wechselt. Er hat immer einen Untergebenen, der, ob es Sinn hat oder keinen, ein riesiges Tintenfaß mit Tinte füllen und den versehentlich vergossenen Tintentropfen mit der Zunge vom Boden auflecken muß.

Die deutlichste Anknüpfung an das Volksstück dürfte in Drachs Sprache liegen. Drach erinnert an den, „in dem sich die Sprache Gedanken macht über die Dinge"[48] und an Horváths Volksstück-Begriff, bei dem die Sprache im Vordergrund steht. Drach schrieb einmal: „Niemand hat das Stirb und Werde gründlicher an sich selbst verübt, als der den Satz erfand."[49]

Eine weitere Verfahrensweise ist die uns in der Literatur Österreichs von Kraus und Horváth her bekannte, schon bei Kürnberger nachweisbare entlarvende Imitation von Phrasen, die in den achtziger Jahren von vielen kritischen Autoren und Autorinnen wiederaufgenommen worden ist.

Beispielhaft ausgeführt ist dies im *Spiel vom Meister Siebentot*. Kasperl wiederholt alle Phrasen, die er immer wieder hört, als Zusammenfassungen und entlarvt sie als Para-Phrase der Masse:

> Amanda tanzt auf einer Trommel, aber die Trommel hat nichts davon. Der Schuster niest den Sonnenschein zurück, aber da ist kein Sonnenschein mehr dabei, darum sind wir gemeine Menschen. Franz hat der Mitzi das Kleid versetzt. Darum muß sie achtgeben, weil einer, der sich's leisten kann, mit keiner Rinnäsigen geht. Aus einer Schande wird keine Ehre, und man muß trotzdem lernen. Man lernt aber nur durch's Leben, und die Anständigkeit führt zu nichts. Wir sind Männer und verstehn uns durch den Dienst. Man braucht aber nichts zu kapieren.[50]

Auch dient die Sprache in allen Stücken als satirisches Medium. Die Groteske *Der Vortritt* behandelt die in Österreich sehr populäre Geschichte von der Gefangennahme des englischen Königs Richard Löwenherz durch den Babenberger Leopold V. während dessen Rückkehr vom dritten Kreuzzug. Hier wird sie zur sprachlichen Satire auf österreichische Politik und Gesellschaft, auf Legendenbildung und kleine menschliche Schwächen.

Bei Drach findet sich auch Ferdinand Raimunds oft verwendetes Prinzip der Stilmischung:

> Diese leistet die Vermittlung von unterschiedlichen Realitätssphären und sozialen Ebenen, von hohem und niederem Stil, von Hochsprache und Dialekt, von Vers und Prosa, sowie die Verbindung verbaler, visueller und musikalischer Wirkungsmittel. Die Stilmischung ermöglicht weiterhin die Verbindung von Ernst und Komik, von märchenhaftem Lehrstück und Possenspiel, von geschlossener und offener Dramaturgie sowie von 'Lokalität' und 'Universalität'.[51]

Diese Verbindung von lokaler Theatertradition und universaler Literatur (Balzac als Dramatiker, Stendhal) ermöglichte Drach etwas Neues zu schaffen. „Volkskunst ist hohe Kunst, wenn das Volk darinnen ist. Es ist keine Kunst mehr, wenn es bloß fürs Volk ist."[52] So schuf er Kunst, in der das Volk durch allgemein gekennzeichnete Figuren (Feldwebel, Schuster, Lehrer, Mädchen, Polizist, Autofahrer, erster Soldat, ...) sich auf verschiedenen Ebenen (Mi-

lieu, Sprache, Fiktion, Wirklichkeit) wiederfindet und die Möglichkeit hat, über diese negative Wirklichkeit der Welt hinauszuweisen, um in die Dimension des Humanen, Moralischen und Metaphysischen vorzustoßen. Auf die Mischung der unterschiedlichen Realitätssphären stößt man in einem ausgeprägten Maße im *Passionsspiel von der Lüge und der Lächerlichkeit*, als die Hauptfigur Adam öfters zwischen Realität und Einbildung nicht mehr unterscheiden kann und z. B. Mentita oder die Stimme von Oben für real hält.

Sexualität wird von Drach in Wort und Tat angesprochen. Nicht ohne Grund wird er als „deftiger Erotiker"[53] bezeichnet, der alles direkt beim Namen nennt oder in zweideutiger Weise darauf anspielt. Auch in den Regieanweisung wird darauf hingewiesen, daß das Sexuelle wie auch bei Nestroy zum Spiel gehört. Couplets und volkstümliche Balladen kommen in mehreren Dramen vor, bedeutend als einleitende Kommentare achtmal im *Spiel vom Meister Siebentot* (S. 9, 13, 22, 29, 39, 47, 57, 68) und als frivole Lieder zehnmal in *Rinaldo Rinaldini* wie:

Mitten auf dem Ozean
Hat mich der Storch gebracht.
Drum sehn mich die Herren an,
Als wüßt ich schon so dann und wann,
Wie man die Kinder macht.
In Chicago, wo die vielen Banditen sind,
Hab ich schon gespielt als ganz kleines Kind.
Drum sind meine Wimpern so lang
Und meine Beine so schlank.

Ich bin Ritter Blaubart.
Wie ist eine Frau zart!
Ich nahm mir sieben.
Sechs sind entschwebt
Und mir nicht geblieben
Die letzte lebt.
Es tut mir so leid,
Schön war diese Zeit.

Die Jungfrau Dodel liebt den Jungmann Schnudel
Und bittet ihn um einen Pudel.
Dem Jungmann Schnudel aber schwillts im Schwindel,
Statt eines Pudels kürt er ihr ein Kindel
Das ist ja ganz gewiß, ganz gewiß,
Ein großes Ägernis, Ärgernis.
Denn Jungmann Schnudel stinkt ab mit Gedudel,
Läßt für das Kindel ihr nicht einmal die Windel.
Hoppauf, Aschenbrödel! Hast getratscht,
Auf dem nackten A., wie es da klatscht!

Aufgrund dieser aufgezeigten Verbindungen muß Albert Drach sicherlich im Zusammenhang mit dem österreichischen Volksstück und dessen Geschichte gesehen werden. In seiner eigenwilligen Komposition bereichert er das österreichische Volksstück um eine neue Nuance, so daß man ihn als Begründer eines **parodistisch-schwarz-absurden Volksstücks** bezeichnen kann. Schwarz, weil sehr viel schwarzer Humor vorkommt, wie:

ELSE: Was habe ich Schlechtes gemacht, Mutter?
FRAU HOLLE: Du hast Pech gehabt, das ist schlecht genug.[54]

Absurdes zeigt sich zum Beispiel in seinem *Skurrilspiel Sowas* auf. In diesem scheint sich der Autor formal an die Antidramaturgie des absurden Theaters zu halten. Doch wenn er auch die Form des Genres annimmt, so ist er dennoch fern dessen Geist. Beckets *Warten auf Godot* oder Ionescos *Nashörner* faszinieren den Betrachter durch die totale Amputation der eindeutigen Ideen. Drachs *Sowas*, in dem ein Mord in drei Varianten gezeigt wird, ist aber ganz konkret dechiffrierbar, nämlich als eine neue Verkleidung des Meister-Siebentot-Themas, in der nur der Held ausgespart bleibt, weil die Handlanger des Bösen auch in der Weltgeschichte nicht auf einen Typ festgelegt, sondern austauschbar und im eigentlichen Sinne namenlos sind wie ihre Opfer.

Wenn man die Rezeptionsgeschichte von Drachs Dramatik verfolgt und sieht, wie wenig man sich mit seinem dramatischen Werk beschäftigt, könnte man dem zustimmen, was der Schriftsteller zu Lothar Lohs[55] sagte: „Ich werde nicht gespielt, weil ich nicht seicht genug bin."[56]

Anmerkungen

1. GRIESER, DIETMAR: *Nur Lumpen sind bescheiden*. — In: *Welt*, 15. Oktober 1988.
2. SCHMIED, WIELAND: *Schamlose Protokolle vom Schauplatz des Lebens*. — In: *Welt*, 9. November 1991.
3. KAINDLSTORFER, GUNTER: *jonathan swift aus mödling*. — In: AZ, 21. April 1990.
4. *Schriftsteller Drach*. Mit Rabatt. — In: *Spiegel*, 9. September 1968.
5. ebd.
6. SANDERS, RINO: *Schmul in den Fängen der Kanzleien*. — In: *Zeit*, 4. Dezember 1964.
7. KAINDLSTORFER, GÜNTER: *Ratzeputz. Der Kanzleischreiber Gottes: Zum 90. Geburtstag des Schriftstellers Albert Drach*. — In: *Presse*. Literaricum, 12. Dezember 1992.
8. LÖFFLER, SIGRID: *Protokollant des Hundsgemeinen*. — In: Profil, 41. (10. Oktober 1988).
9. KLIER, WALTER: *Zum Dichterischen eskalieren ... Albert Drachs „neuer" Roman „Untersuchung an Mädeln"*. — In: *FAZ*. Literarische Beilage 9. Oktober 1990.
10. AUCKENTHALER, KARLHEINZ F.: *Es blieb nichts übrig als ein Dichter zu werden*. Der jüdische Schriftsteller Albert Drach. — In: AUCKENTHALER, KARLHEINZ F. (HRSG.): *Die Zeit und die Schrift. Österreichische Literatur nach 1945*. Szeged 1993, S. 59-72, S. 62.
11. *„... weil ich eine neue Form geschaffen habe" — Albert Drach im Gespräch mit Karlheinz F. Auckenthaler*. — In: *LuK* 269/270 (1992), S. 23-31, S. 23.
12. SCHMITZ, HELMUT: *In ehrenwerter Gesellschaft. Niemand war auf der Büchnerpreis-Feier um (Eigen-) Lob verlegen*. — In: FR, 17. Oktober 1988.
13. Albert Drach arbeitet momentan an einer Erneuerung und Ergänzung seines Berichtes *Meine gesammelten Mißerfolge*, wobei er mit seiner Geburt beginnt und bis jetzt ungefähr beim Eintritt Hitlers in Österreich angelangt ist. (Brief an den Verfasser vom 15. 4. 1993)

14. Die einzig erwähnenswerte größere literaturwissenschaftliche Arbeit über Drach ist eine Diplomarbeit der Universität Wien von Mathias Settele, die 1992 unter dem Titel *Der Protokollstil des Albert Drach. Recht, Gerechtigkeit, Sprache, Literatur* bei Peter Lang erschienen ist. Settele setzt sich mit Drachs Romanen *Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum* und *Untersuchung an Mädeln* auf verschiedenen Ebenen auseinander und sieht vieles, das der Drach-Forschung Impulse geben könnte.
Nach Abfassung dieses Beitrages erschien von Primus-Heinz Kucher ein interessanter Artikel über Albert Drachs Lebens- und Überlebensprotokolle in ÖGL, 337 (1993), S. 19-31.
15. Siehe 12, S. 26.
16. Drach, Albert: *Grundstoffe 8. Literaturgeschichte ohne Namen. Zusätze und Nachsätze.* Manuskript (3 Seiten).
17. **Das Spiel vom Meister Siebentot und weitere Verkleidungen**: 1926-1960
Das Kasperlspiel vom Meister Siebentot. Eine Verkleidung in acht Bildern, das Vorspiel und das Nachspiel inbegriffen.
Das Skurrilspiel SOWAS. Eine Verkleidung in drei Begebenheiten an gleichem Schauplatz zu verschiedenen Zeiten.
Das Satansspiel vom göttlichen Marquis. Eine Verkleidung in vier Akten.
Das I. Ein Panoptikalspiel in fünf Akten.

Gottes Tod ein Unfall. Dramen und Gedichte: ab 1965
Gottes Tod ein Unfall. Ein Kernsprengungsspiel in vier Einstellungen zu je vier Begebenheiten auf je vier Plattformen.
Der Vortritt. Eine Verkleidung in fünf Stücken.
A und K. Oder „Ein Brudermord wieder gutgemacht". Ein Spiel zum Hören in drei Mitteilungen.
Stimmen nach Natur und zu Protokoll. Hörspiel.
Andere Sorgen. Szenenbild zu „heute".

Das Aneinandervorbeispiel und die inneren Verkleidungen: ab 1922
Das Aneinandervorbeispiel vom Leben für eine Verstorbene.
Das Abstraktspiel Andere Sorgen. Drei Szenen bei wechselnden Zeiten und mit veränderten Personen.
Das Absurdspiel Aha!
Das Satyrspiel vom Zwerge Christian.
Das Passionsspiel von der Lüge und der Lächerlichkeit. Eine innere Verkleidung von zehn Bildern.
Das Paradies außer Sicht. Ein Kommentar als Hörspielfolge in drei Stücken.

18. **Unveröffentlichte Manuskripte**:
Das Trittabschlagen. Ein Spiel mit Vorsätzen.
Wessen Fleisch (5. Fassung, 11. — 13.7.1979).
Rinaldo Rinaldine unter den Schildbürgern. Verkleidung bei vier Gelegenheiten.
Das Spiel mit dem Menschensohn. Ein Streitgespräch.
Schöne im Waldschlaf oder Das Dornröschen. Verwirrspiel mit versöhnlicher Lösung.
Das Märchen von Goldmarie und Pechelse. Erzählt für erwachsene Kinder.
19. Siehe Anmerkung 12.
20. Schobel, Eva: *Wütend, weise, widerspenstig.* — In: *Lesezirkel*, 60 (Dezember 1992), S. 17.
21. Melzer, Gerhard: *Albert Drach.* — In: *Kleine Zeitung*, 29. Juli 1986.
Derselbe: *Existenz auf Widerruf. Albert Drachs autobiographischer Bericht „Unsentimentale Reise".* — In: *NZZ* 179 (5. August 1988), S. 33.
22. Beer, Otto F.: *Geschichte als Kasperliade. Ein Dramenband des „Zwetschkenbaum"-Autors.* — In: *Zeit*, 4. Juni 1965.
23. Colberg, Klaus: *Versteckte Hitler-Parabel. Albert Drachs „Kasperlspiel vom Meister Siebentot" uraufgeführt.* — In: *Presse*, 14. September 1967.
24. Stengl, Elisabeth: *Hitler gehört nicht ins Panoptikum. Die ungeeigneten Mittel des Dramatikers Albert Drach.* — In: *Die Welt der Literatur* II/11 (1965).
25. Schobel, Eva: *Wider die Haderlumpen. Über die Verkleidungen des „Sadisten" Drach.* — In: *Presse*, 28./29. April 1990.

26. Kramberg, Karlheinz: *Aber Tote weinen nicht. Albert Drachs „Unsentimentale Reise" — wiedergelesen nach 22 Jahren.* — In: *SZ* 162 (16./17. Juli 1988), S. XVI.
27. Thuswaldner, Anton: *Das Herz der Massen ist leer. Albert Drach, die unbekannte Größe.* — In: *Presse*, 12./13. Dezember 1987.
28. Schmidt, Dietmar N.: *Kasperl, wir folgen dir. Drachs „Meister Siebentot" in Darmstadt uraufgeführt.* — In: *Rheinischer Merkur*, 37 (1967).
29. Kramberg, Karlheinz: *Die Verkleidungen des Albert Drach.* — In: *Süddeutsche Zeitung*, 17./18. Juli 1965.
30. Siehe Anmerkung 21.
31. Siehe Anmerkung 28.
32. Beer, Otto F.: *Böse Kasperln. Drachs Figuren: Zeugen der Entseeltheit unserer Zeit.* — In: *Rheinischer Merkur*, 29. September 1972.
33. Siehe Anmerkung 22.
34. Schobel, Eva: *Die Bestätigung des Hausmeisters ist zu erbringen. Verrückte Geschichten aus einem widerspenstigen Leben: Besuch beim diesjährigen Büchner-Preisträger Albert Drach.* — In: *FR*, 18. Juni 1988.
35. „Doch traut Drach, der die Welt als 'grausame Zufallskomödie' sieht, keinem V- oder sonstigen Theatereffekt gesellschaftsveränderde Wirkung zu." (Siehe Anmerkung 21.)
36. Handke, Peter: *Publikumsbeschimpfung und andere Sprechstücke.* — Frankfurt a. Main 1966.
37. Handke, Peter: *Kaspar.* — Frankfurt a. Main 1967.
38. Drach schrieb ein Essay mit dem Titel *Karl Kraus und die Folgen* (Manuskript, 11 Seiten).
39. Gespräch mit Albert Drach am 29. Oktober 1992.
40. Siehe Anmerkung 40.
41. Aust, Hugo - Haida, Peter - Hein, Jürgen: *Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart.* — München 1989, S. 297.
42. Drach, Albert: *Interview mit sich selbst* (III). „Vielleicht beginnt jetzt meine Zeit". — In: *Die Welt der Literatur* II/19 (1965), S. 456.
43. Drach, Albert: *Das Spiel vom Meister Siebentot und weitere Verkleidungen.* — München 1965, S. 186. Im Folgenden zitiert als SvM mit Seitenzahl.
44. Drach, Albert: *Gottes Tod ein Unfall. Dramen und Gedichte.* — Hamburg - Düsseldorf 1972, S. 79. Im Folgenden zitiert als GTU mit Seitenzahl.
45. Siehe Anmerkung 42, S. 17.
46. Heinze, Paul - Goette, Rudolf: *Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.* — Dresden-Striesen 1891, S. 352.
47. Plard, Henri: *Joseph Roth und das alte Österreich.* — In: Bronsen, David (Hrsg.): *Joseph Roth und die Tradition.* Darmstadt, S. 98-130, S. 102.
48. Kraus, Karl: *Nestroy und die Nachwelt.* — In: Kraus, Karl: *Heine und die Folgen.* Stuttgart 1986, S. 107-129, S. 118.
49. Drach, Albert: *Grundstoffe 2* (Manuskript, 7 Seiten).
50. *Spiel vom Meister Siebentot*, S. 15.
51. Siehe Anmerkung 42, S. 137.
52. Drach, Albert: *Grundstoffe 4* (Manuskript, 4 Seiten)
53. Siehe Anmerkung 3.
54. *Das Märchen von Goldmarie und Pechelse*
55. Lohs, Lothar: *Der Missionar der Lust.* — In: *Standart*, 12. Juli 1991.
56. Im Herbst 1994 wurde dem Verfasser dieses Beitrags eine nicht literaturwissenschaftliche, aber trotzdem lesenswerte Arbeit von Reinhard Schulte, einem Tübinger Buchhändler und Drach-Verehrer, zugesandt:
Schulte, Reinhard: *Albert Drach und sein Theater.* — Tübingen 1993.

Erich W. Schaufler (Budapest)

Die lange Reise

Elias Canettis problematische Suche nach seiner jüdischen Herkunft

> Wie unfaßbar bescheiden sind die Menschen, die sich einer einzigen Religion verschreiben! Ich habe sehr viele Religionen, und die eine, die ihnen übergeordnet ist, bildet sich erst im Laufe meines Lebens.
>
> Elias Canetti, *Provinz des Menschen* 1942

> Be-hilàt ha-avir ha-muràm
> Lo titbà ejnàm be-toaràm[1]
>
> Awraham ben Jizchak

1.

Schon die Titel der drei wesentlichsten Publikationen zur Canetti-Forschung innerhalb der letzten elf Jahre haben gemein, daß ihre Herausgeber bzw. Verfasser einstimmig auf die enge Verbindung zwischen Werk und Autorschaft bei Canetti hinweisen. Kurt Bartsch und Gerhard Melzer überschreiben ihren 1985 herausgegebenen Sammelband mit *Experte der Macht*. Ein Titel, der auf inhaltlicher Ebene auf Canettis großartigen Kafka-Essay wie auf dessen sozialanthropologisches Hauptwerk *Masse und Macht* anspielt, der aber auch den Autor Canetti als eigentlichen Machthaber ausweist. Melzer stellt darin die These eines „unsterblichen Textkörpers"[2] auf, in den er (= der Autor) Menschen wie Gegenstände „rettet" und somit entscheidet, ob jemand weiterlebt oder „verkommt". „Er etabliert sich dabei als Machthaber, der darüber verfügt, wer und was in welcher Gestalt und in welchem Ausmaß Eingang findet in seine symbolische Repräsentation von Welt."[3]

Ausgangspunkt von Friederike Eiglers Untersuchung (1988) ist das autobiographische Werk Elias Canettis, wobei es ihr um die Relation der im Untertitel genannten Begriffe wie „Identität, Verwandlung und Machtausübung" geht. Ihre Strukturanalyse der Autobiographie betreibt sie demzufolge mit Canettis poetologischen Kategorien der *Verwandlung* wie der *Tod-Feindschaft* und auch bei ihr stellt *Masse und Macht* die entscheidende Quelle zum Verständnis Canettis autobiographischen Schaffens dar. Ihr eigentliches Verdienst liegt jedoch darin, daß sie als eine der ersten den Identitätsbegriff bei Canetti problematisiert und umfangreich untersucht hat. „Hinter der Vielfalt der Porträts", so Eigler resümierend, „tritt die Person des Autobiographen nur

scheinbar zurück".[4] Seltsam aber, daß sie kaum auf den Begriff des Spiegels oder den der Doppelung Bezug nimmt, handelt es sich dabei doch um Transformationen des beschriebenen Ich, die gerade für die dritte, autobiographisch gefärbte Schaffensperiode Canettis textkonstruierend sind. Diese bewirken sozusagen erst die vielen Porträts und Geschichten, in denen das beschriebene Ich Teile seiner Identität wiederzufinden glaubt. Seltsam aber auch, daß sie nur am Rande auf Canettis jüdische Identitätsproblematik eingeht. Sie weiß nicht mehr, als der Autor darüber in Interviews und in der Autobiographie ohnehin schon zum besten gegeben hat. Es ist jedoch allgemein auffällig, daß sowohl die Forschung als auch die Rezensenten des deutschen Feuilletons Canettis Judesein nur beiläufig und stets mit einiger Zurückhaltung behandeln. Die sephardische Abstammung allerdings wird meist als Kuriosität seiner Biographie gehandelt und dementsprechend bewundert. Es wird aber kaum erkannt, daß Canettis Recherche[5] auch eine Identitätssuche des beschriebenen Ich zu seinen jüdischen Wurzeln darstellt bzw. daß sich jüdische (Spuren-) Elemente insbsondere im Spätwerk nachweisen lassen.

Gerhard Melzers Aufsatz *Am Rande des Schweigens: Zum 'Geheimnis' im Werk von Elias Canetti* (1991) ist ein erster Dechiffrierungsversuch, das angeblich in den Text eingeschriebene „Geheimnis" zu dekodieren. Er rückt in diesem Zusammenhang die *Stimmen von Marrakesch* ins Zentrum des Interesses und führt anhand der Chiffre „Platz" vor, daß „dieses tektonische Zentrum in gewisser Weise auch das thematische [ist], denn es führt den Reisenden ins Judenviertel von Marrakesch, und das heißt: es spielt — wie verschlüsselt auch immer — auf Canettis *jüdische Identität* an".[6] Was Melzer noch als bloß verschlüsselte Anspielung ausweist, erachtet Axel Steussloff bereits als mögliches Zusatzfundament zur gesamten Texterschließung überhaupt, wenn er sich einleitend fragt, „ob nicht Werk und Autorschaft Canettis insgesamt auf der Folie der jüdischen Kultur und Geschichte gesehen werden können".[7] Obwohl sich Steussloff in seiner umfangreichen Arbeit auf jüdische Spurensuche begibt, bleibt er den Beweis seiner oben aufgestellten Eingangsthese aber über große Strecken hinweg schuldig. Freilich nicht ganz, denn er greift Melzers Auffassung von „Canettis Konzept der versteckten Symbolisierung"[8] auf, geht in der Folge weit über dessen „Platz"-Chiffre hinaus und gelangt dabei zu Ergebnissen, die der Canetti-Forschung bislang völlig uneinsichtig geblieben sind. Nimmt man nämlich die 'Maske' Marrakesch, so Steussloff, ab und blickt 'hinter' die Kulissen des Textes, so zeigt sich, daß Canettis Reise in die Fremde in mehrfacher Hinsicht zu einer Reise in die Herkunft wird.[9]

2.

Zwischen Geburts- (Rustschuk 1905) und Sterbeort (Zürich 1994) Canettis und deren zeitlichen Markierungen erstreckt sich beinahe das gesamte 20. Jahrhundert, das wie kaum ein anderes zuvor Spannungs- und Spaltungs-

tendenzen ausgesetzt war. In Hinblick auf die Literaturtheorie, wie sie Georg Lukács in der Nachfolge Hegels entwirft, wird nach dem Zerfall der mittelalterlichen Seins-Totalität der Roman im ersten Drittel dieses Jahrhunderts zum Ausdruck des Verlusts dieser Totalität als auch zum Medium der Suche nach einer neuen Einheit.[10] Für Lukács ist der neuzeitliche Roman „ein Ausdruck der transzendentalen Obdachlosigkeit" des Menschen oder an anderer Stelle die „Epopöe der gottverlassenen Welt".[11] Der Roman, so Lukács weiter, versuche „das Brüchige der Welt bewußt und konsequent als letzte Wirklichkeit"[12] zu setzen.

Canettis frühe Schaffensperiode, die die Wiener Jahre bis 1938 umfaßt und in der so bedeutende Werke wie der Roman *Die Blendung* und die Dramen *Hochzeit* und *Komödie der Eitelkeit* entstanden sind, ist voll und ganz geprägt von jener „Obdachlosigkeit und Brüchigkeit der Welt". Mittels seines Konzepts einer *Comédie Humaine an Irren* trachtet er, dieser aus allen Fugen geratenen Welt Herr zu werden, indem er von extremen, besessenen Individuen ausgeht, die „in ihrer Geschiedenheit auf die Spitze getrieben werden" (GdW 249). Sowohl der Roman als auch die Dramen sind bei Canetti nicht länger der Ort des Ich-Findens, nicht mehr Medium der Suche nach neuer Einheit, sondern das genaue Gegenteil: Ich- und Seins-Verlust[13] vor dem Hintergrund einer „gottverlassenen Welt", die in Flammen,[14] Naturkatastrophe und Chaos,[15] schreienden Überlebenskämpfen,[16] meist aber im Tod des Ich,[17] verstanden als ein Prozeß des Sich-Auflösens in der Masse, münden. Dieses Polternde ist es schließlich, das auch Thomas Mann nach dem ersten Lesen der *Blendung* in einem Brief an Canetti als besonderes Wesensmerkmal des Werkes hervorhebt: „Ich bin aufrichtig angetan und freudig beeindruckt von seiner krausen Fülle, dem Débordierenden seiner Phantasie, der gewissen erbitterten Großartigkeit seines Wurfes, seiner dichterischen Unerschrockenheit, seiner Traurigkeit und seinem Übermut".[18] Die Genialität Canettis liegt zweifellos im Erkennen, daß der Welt ein „ungeheurer Sinn" (FO 299) eingeschrieben ist, dem scheinbar nur unter den Prämissen der Selbstzerstörung und Dekonstruktion beizukommen ist. Geradezu unheimlich wird aus historischer Perspektive die — man ist geneigt zu sagen: prophetische — Treffsicherheit, die Canettis Frühwerk unterläuft, denn das Ende der *Blendung* wie das der Dramen ist das Schicksal der europäischen Juden zwischen 1933 und 1945. Was freilich nicht bedeutet, daß es dem Autor ursprünglich darum zu tun war. Viel eher schreibt er eine Tradition fort, deren Bogen von Dantes *Divina Comedia* bis Balzacs *Comédie Humaine* reicht. Eine Tradition, der sich Canetti als Viel-Leser durchaus verpflichtet fühlt, der er aber mißtraut, weil sein Weltentwurf nicht auf Rekonstruktion und Kohärenz im Sinne von Lukács abzielt, denn die Welt, die er darstellt, ist eine zerfallene. Doch „nur wer den Mut hatte, sie in ihrer Zerfallenheit zu zeigen, konnte überhaupt noch eine Vorstellung von ihr geben" (GdW 249).

Im November 1938 verläßt Elias Canetti zusammen mit seiner Frau Veza Wien. Über Paris erreichen sie im Jänner 1939 ihre Exil-Heimat London, wo der Autor die nächsten Jahrzehnte verbringen wird. Diese mittlere Schaffensperiode ist vor allem durch die fast ausschließliche Arbeit an *Masse und Macht* (1960) gekennzeichnet. Mit den *Befristeten*[19] legt Canetti zwar noch einmal ein Drama vor, es wird allerdings sein letzter (publizierter) fiktionaler Text bleiben, denn am Ende dieser Phase veröffentlicht Canetti 1967, dreizehn(!) Jahre nach einer tatsächlich unternommenen Reise nach Marokko, die *Stimmen von Marrakesch*, die ob ihrer autobiographischen Färbung den Übergang zu den Werken der Spätphase markieren. Es ist signifikant, daß Canettis Gesamtwerk ein komplexes intra- und intertextuelles Verweissystem darstellt, dem Canettis poetologisches Konzept der *Verwandlung* zugrunde liegt. *Masse und Macht* komt in dieser Hinsicht eine besondere Bedeutung zu, denn mit diesem Werk hat uns Canetti einen probaten Dechiffrierungsschlüssel in die Hand gegeben, der geeignet scheint, das Tor zu seinem jüdischen „Geheimnis" zu öffnen.

Der Untertitel der *Stimmen von Marrakesch* lautet *Aufzeichnungen nach einer Reise*. Ein Titel, der nahelegt, daß der Reisende an einem Ort angekommen ist, was jedoch mit der tatsächlichen Topographie der Stadt selbst nicht viel zu tun haben muß. Werner Helwig hält in diesem Zusammenhang fest, daß das „Marrakesch Betreffende [...], im Text das geringste"[20] sei und Marcel Reich-Ranicki schlägt in dieselbe Kerbe, denn seine Rezension beginnt mit der Behauptung: „Dies Marrakesch ist überall. Elias Canettis hintergründige Reiseskizzen".[21] Den Hintergrund — und das soll im folgenden hier nachgewiesen werden — bilden eine Reihe von Metaphern und Motiven, die sich im allgemeinen jüdischen Glaubensvorstellungen ebenso entfalten wie in jenen Passagen aus *Masse und Macht*, in denen Canetti seine Vorstellungen vom Judentum darlegt.

Es ist keine unproblematische Reise, denn sie ist durch den „fremden Blick auf das Eigene" geprägt. Ein psychologisches Verfahren, das Canetti in der Autobiographie fortsetzt und unmißverständlich Goethe als Vorbild ausweist. Ist es in Canettis Autobiographie die teleologische Ausrichtung, die eindeutig an *Dichtung und Wahrheit* erinnert,[22] so knüpft Canetti mit den *Stimmen von Marrakesch* an die Tradition der Reiseerzählung im 19. Jahrhundert an. In der *Italienischen Reise*, die 20(!) Jahre nach der tatsächlichen Reise nach Italien entstanden und um den Prozeß der Selbstfindung zentriert ist, erkennt Goethe in der Auseinandersetzung mit der Fremde seine Bestimmung als Dichter, derzufolge es zum Entwurf eines Ich in Übereinstimmung mit der Welt kommt, in der sich der einzelne als Teil eines Ganzen verstehen kann.[23] Auch Heinrich Heines *Reise von München nach Genua* ist autobiographisch motiviert, jedoch findet sich bei ihm anstelle klassischer Ganzheitsvorstellungen und progressiver Befreiung das Bild des blutenden Herzens, das sich in der Antinomie von Lust und Leid verzehrt.[24] Canettis *Aufzeichnungen nach einer Reise* stellen, der *Blendung* in dieser Hinsicht durchaus nahestehend, ebenfalls den Versuch dar, die Erfahrung der Befremdung und Verwirrung, die aus der Konfrontation mit einem völlig anderen Kulturkreis resultiert, nachträglich zu verarbeiten. Auffällig jedoch ist, daß dieser Erfahrung nichts Bedrohliches mehr anzuhaften scheint. Schreiben dient weniger der Abwehr; aus einem „Zustand unaufhörlichen Verzeichnens" (FO 297) zur Rettung des Ich wird vielmehr ein autobiographisch zentriertes Erinnern,[25] dem es gelingt, Ich-Verlust und Ich-Rettung, Dekonstruktion und Rekonstruktion spielerisch miteinander zu verknüpfen. Die Verlagerung der Subjekt- und Identitätsproblematik auf das eigene Erzählsubjekt, die mit den *Stimmen von Marrakesch* anzusetzen ist, markiert somit eine Neubegründung der Autorschaft, welche dem Autor erlaubt, seine Ich-Grenzen zu überschreiten, ohne sein Ich fahren zu lassen. So gesehen tritt, anders als dies Barnouw[26] einsichtig zu machen sucht, das autobiographische Moment der Reiseerzählung nicht in den Hintergrund; es erscheint vielmehr als Folie, auf der Canetti ein Schreib- und Reflexionsspiel inszeniert, in dem Rezeption und Produktion, Eigenes und Fremdes, Erfahrung und Fiktion aneinander vermittelt werden".[27] Ursula Ruppel vernimmt in diesem postmodernen Verwirr- und Vermischungsspiel, in dieser „Übermacht der wuchernden Bilder [ein Flüstern]", das auch „durch die Texte von Jean Baudrillard [dringt], der sich ebenso wie beiläufig auf Canetti bezieht".[28] In Anlehnung an den eingangs erwähnten Titel, der Canetti als „Experte[n] der Macht" ausgewiesen hat, könnte man mehr als zehn Jahre danach Canetti als „Verwirrschungs"-Strategen im Sinne des Postmoderne-Diskurses bezeichnen.

So ist die Suche nach seiner jüdischen Herkunft an einen weit entfernten, islamisch geprägten Ort verlegt. Die Erinnerung daran verdichtet sich in Bildern (= Episoden, Beobachtungen, Reflexionen, Produktion, Fremdes, Erfahrung usw.), deren Abfolge dem symmetrischen Aufbau eines Triptychons nicht unähnlich ist; jenen christlichen Altarbildern also, die aus einem Mittelbild und zwei Seitenflügeln bestehen. Analog zur Kapiteleinteilung in den *Stimmen von Marrakesch* würde das Mittelbild die Episoden umfassen, die um den *Besuch in der Mellah*, dem Judenviertel von Marrakesch, angeordenet sind. Ein kleiner Platz im Zentrum der Mellah offenbart sich dem Reisenden als heiliger, ja göttlicher Ort, an dem anzukommen ihm offensichtlich gelegen war. Wenn wir im Bild bleiben, dann beschreibt der linke Seitenflügel das Sich-dem-Ort-Nähern, das Gehen durch die Stadt, wobei sich der Reisende zu einem Suchenden entwickelt, der sich aufgrund seiner Reflexionsgewalt ganz wesentlich vom übrigen Heer der Touristen unterscheidet. Manche Momente dieses Bilderreigens haben durchaus etwas von einem Schöpfungsprozeß in sich eingeschrieben. Die „Schlußtafel", der rechte Seitenflügel also, geht nicht in Tod, Chaos und Flammeninferno auf, wie dies die frühen Werke Canettis nahelegen würden, nein, ganz im Gegenteil: die spürbare und unverhohlene Lebenslust, versinnbildlicht durch die runden

Brotformen, die Frauengestalten nachzeichnen, bestimmt nach dem Besuch der Mellah den Blick des beschriebenen Ich auf die Stadt. Am Ende „überlebt" am Platz nur noch ein Laut eines Bettlers und da dieser Laut für den *Ohrenzeugen* den Namen Gottes zu einem endlosen „ä-ä-ä-ä-ä-" verkürzt (SvM 122) und das Ich scheinbar imstande ist, dem Bild dieses am Boden liegenden Bündels etwas Göttliches abzugewinnen, kommt dieser Bildtafel durchaus Erlösungscharakter zu, und zwar im Sinne des Erkennens und Anerkennens dieser Allmacht, so problematisch dieser Prozeß auch für das Erzählsubjekt weiterhin sein mag.

Schöpfungs-, Offenbarungs- und Erlösungsbilder erkennen wir als die ausgewiesenen Eckpfeiler aller Weltreligionen wieder. Canetti allerdings faßt sie für ihn neu, worin er — wie sich nachweisen läßt — der Tradition jüdischer Mystiker folgt, denn deren neuer Zugang zu den Inhalten widerspiegelt sich nach Gershom Scholem im Erkennen des „Besonderen [...], des unmittelbaren Kontaktes des Einzelnen mit Gott". Offenbarung etwa bleibt dabei „kein einmaliger historischer Akt, sondern sie wird aus einem einmaligen Akt zu einem dauernd sich wiederholenden".[29] Um nichts anderes handelt es sich im Grunde bei den *Stimmen von Marrakesch* wie auch später bei der autobiographischen Trilogie: dem Sich-selbst-im-andern-Erkennen als Triebfeder zum Schreiben, um so sich und die für würdig genug Erachteten vor dem Tod des Vergessens zu retten, geht meist ein Akt der Offenbarung voraus. So offenbart sich dem Erzählsubjekt im *Augenspiel* über die Vermittlung des Dr. Sonne ein vollkommen neuer Zugang zum Judentum. Wenn auch der Vermittler in der Folge enthusiastischer als alles andere aufgenommen wird, so signalisiert der Autobiograph damit doch offensichtlich eine Art (Wieder-) Heimkehr ins Judentum. Diese *innere* Heimkehr vollzieht sich tragischerweise just in dem Moment, als die *äußeren* Umstände ihn dazu zwingen, Wien zu verlassen, und zwar, weil er Jude ist. Als solcher muß er ins Exil und wird durch den sich von alters her wiederholenden Prozeß zum Sinnbild dieser spezifisch jüdischen Wanderschaft.

Eine Eigenschaft, die Canetti den Juden in *Masse und Macht* einschreibt, wo er von ihnen ein Bild einer Menge entwirft, „die Jahre und Jahre durch die Wüste zieht" (MM 197). Dieses Bild der „ewigen Wanderschaft" ist laut Canetti zum „Massensymbol der Juden" geworden, und wir begegnen ihm zu Beginn der *Stimmen von Marrakesch* wieder, wenn das Erzählsubjekt vor der Stadtmauer beim Bab-el-Khemis vorerst zwar vergebens auf die beim dortigen Markt zur Schau gestellten Kamele wartet, aber aufgrund seines Insistierens, einige Tage darauf ihrer habhaft wird und bei dieser Gelegenheit von einem Treiber erfährt, daß die Karawane seit „fünfundzwanzig Tagen unterwegs" sei. Gulumin ist der angebliche Herkunftsort und zwischen dieser Stadt im Süden des Landes und Marrakesch ist nichts als Wüste. Das Motiv des „Wanderns", eingebunden in die in *Masse und Macht* als jüdisch ausgewiesenen Requisiten wie *Wüste* und *Sand*, steht in einem eindeutigen intertextuellen Verweisungsbezug, wonach hinter der 'Maske' Kamelkarawane das (biblische) Volk der Juden erkennbar wird. Freilich mit dem Unterschied, daß die „Reise" für den Großteil der Kamele nicht im gelobten Land, sondern in den Schlachthöfen von Marrakesch ihr jähes Ende nimmt. Denn auf die Frage des Reisenden, wohin es weiter gehe, erhält er die Antwort: „Zum Schlachten" (SvM 11). Der sich in der Folge entspinnende Dialog über den Krieg und die etwas spätere, dritte und gleichzeitig tragischste Begegnung mit Kamelen sind deutliche metaphorische Hinweise „für die deutschen Vernichtungslager und Todeskammern".[30] In dieser letzten und dramatischen Konfrontation mit einem zum Schlachten freigegebenen Kamel kommt es in dem Moment, als der Reisende die ganze Tragik der Situation erkennt, zu dem für Canetti typischen (Tier-)Doppelungseffekt. Denn wie das wild gewordene Kamel seinen Schlächter am Geruch des Kamelblutes, das an ihm haftet (SvM 14) erkennt, so „*hinter*blickt" das Erzählsubjekt in ihm plötzlich den Juden-Henker: „Der Mann kam mir bekannt vor. [...] Ich fragte mich, wo ich ihn schon gesehen hatte" (SvM 15). Und er fragt ihn ohne weitere Umschweife: „Wie tötet man Kamele?" Die prompte Antwort: „Durch einen gezielten Stich in die Halsschlagader", vermag deutlich zum Ausdruck bringen, wie tief der Stachel der (Kriegs-)Vergangenheit sowohl auf Täter- als auch auf Opferseite noch im Fleisch steckt. Es scheint, als wolle Canetti damit gegen das Vergessen anschreiben, indem er einmal noch die Wunde zum Bluten bringt und einen betroffenen, zutiefst verstörten Reisenden zurückläßt, dessen Spaziergänge in der Folge jedoch eine Richtung bekommen. Dieser sucht ganz offensichtlich nach seinen jüdischen Wurzeln, mehr noch: er will sich ihnen stellen, um das Unfaßbare verstehen zu können und um Trauerarbeit zu leisten. Der Besuch des jüdischen Friedhofs kann zweifellos als Geste der Trauer verstanden werden. Eine stille Trauer, die sich im *Inneren* des Reisenden abspielt und alles Laute, jedes Wort darüber draußen läßt. Der *Ohrenzeuge* wird ganz *Augen*zeuge und vor dem inneren Blick des Reisenden verdichten sich all die Machtsymbole, die wir aus *Masse und Macht* kennen:

> Ein junger Mann kam von der Seite auf mich zu, zeigte auf die Mauer, sagte »le cimetière israélite«, und machte sich erbötig, mich hineinzuführen. Es waren die einzigen französischen Worte, die er sprach. Ich folgte ihm rasch durch das Tor. Er war flink und es gab nichts zu reden. Ich fand mich auf einem ungeheuer kahlen Platz, wo nicht ein Halm wuchs. [...] Die Steine, die man sah, und die Knochen, die man sich dachte, alle *lagen*. Es war nicht angenehm, hier aufrecht zu gehen [...] Auf diesem wüsten Friedhof der Juden ist nichts. Er ist die Wahrheit selbst, eine Mondlandschaft des Todes. [...] Es ist die Wüste aus Toten, auf der nichts mehr wächst, die letzte, die allerletzte Wüste. (SvM 55 f.)

Die Verdichtung dieses düsteren Szenarios liegt in der Zusammenführung mehrerer Gedankenstränge aus *Masse und Macht*, indem einmal auf die machtspezifische Bedeutung von *Stehen* und *Liegen* eingegangen wird, das Bild des einzigen Überlebenden kehrt wieder, das im Zusammenhang mit den

Juden, die hier *liegen*, eindeutig auf Canettis Hitler-Essay verweist; wie überhaupt die Wüste, die aus Millionen von Sandkörnen besteht, das Inflationäre[31] dieser Zahl symbolisiert, wobei „in der Behandlung der Juden der Nationalsozialismus den Prozeß der Inflation auf das genaueste wiederholt [...]. Erst wurden sie als schlecht und gefährlich, als Feinde angegriffen; dann entwertete man sie mehr und mehr; da man ihrer selbst nicht genug hatte, sammelte man sie in den eroberten Ländern; zum Schluß galten sie buchstäblich als *Ungeziefer*, das man ungestraft in Millionen vernichten durfte" (MM 207).

Dieser *Mondlandschaft der Toten* hält der Autor „Die Rufe der Bettler" entgegen, die mit dem „einzigen Laut" jenes wesenlosen Bündels, mit dem die *Aufzeichnungen* enden, eine Motivklammer bilden, die im Grunde eine Diskursebene darstellt, auf der das Phänomen Sprache problematisiert wird. Ein Phänomen, das sich mutatis mutandis durch das Gesamtwerk hindurchzieht und mit dem Bild der „Geretteten Zunge"[32] die Initiation für die Autobiographie bildet. Dem in Rede stehenden Kapitel ist eine Reflexion über Sprache vorangestellt, deren Geheimnis das schreibende Ich zu entschlüsseln hofft. „Ist es die Sprache", fragt es, „die ich dort nicht verstand, und die sich nun allmählich in mir übersetzen muß? Da waren Ereignisse, Bilder, Laute, deren Sinn erst in einem *entsteht*; die durch Worte weder aufgenommen noch beschnitten wurden; die jenseits von Worten, tiefer und mehrdeutiger sind als diese. Doch ein Wort blieb, und zwar «Allah», um dieses kam ich nicht herum" (SvM 23). Gesprochen, gemurmelt, gerufen wird es von all den Blinden, die in den Straßen von Marrakesch betteln und um Almosen bitten:

> Alle Blinden bieten einem den Namen Gottes an, und man kann sich durch Almosen ein Anrecht auf ihn erwerben. Sie beginnen mit Gott, sie enden mit Gott, sie wiederholen seinen Namen zehntausendmal am Tage. Alle ihre Rufe enthalten seinen Namen in abgewandelter Form, aber der Ruf, auf den sie sich einmal festgelegt haben, bleibt immer derselbe. Es sind akustische Arabesken um Gott, aber wieviel eindrucksvoller als Gott. (SvM 24 f.)

Dieses magisch-orale Umkreisen des Gottesnamen gemahnt an die jüdische Ehrfurcht vor dem Namen Gottes, die so weit ging, daß er weder gesprochen noch geschrieben werden durfte. Ihm ist sozusagen das höchste Geheimnis eingeschrieben. Die jüdische Mystik tat ihr übriges, indem sie ihn im Tetragramm JWHW verschlüsselte, das ausschließlich der Rabbiner zu dekodieren wußte und sich in der Exegese der Tora offenbarte. Canetti führt diese jüdisch-mystische Auffassung fort und überträgt den Namen Gottes in das arabische Wort Allah, dem sich das Erzählsubjekt ununterbrochen ausgesetzt weiß. Zusammen mit der zu Beginn des Kapitels aufgeworfenen Sprachproblematik und dem sich daran entwickelnden „Gottesbegriff" knüpft der Autor aber auch an eine andere jüdisch-kabbalistische Tradition, nämlich die der Sefiroth an: „Die Welt der Sefiroth ist die verborgene Urwelt der Sprache, die Welt der Namen Gottes. Sie sind die schöpferischen Namen, die Gott in die Welt

hineinrief, mit denen er sich selber benannte".[33] Im Erkennen dieser Namen stößt der Reisende nach alter Vorstellung auf eine verborgene Sprach-Urwelt, die um die Dimension der Schrift im Kapitel über die öffentlichen Platz-Schreiber erweitert wird. Die Zusammengehörigkeit von Schrift und Sprache findet in jenem Kapitel ihre größte Dichte:

> Der Schreiber hatte mit seiner Tätigkeit noch gar nicht begonnen. Er hatte sich wohl vortragen lassen, worum es ging, und überlegte nun, wie es sich am besten in Worte der geschriebenen Sprache fassen ließe. Die Gruppe wirkte so geschlossen, als hätten sich alle Beteiligten schon immer gekannt und säßen seit jeher in derselben Stellung da. (SvM 92 f.)

Diese Zusammengehörigkeit von Schrift und Sprache evoziert die Gleichzeitigkeit, das „Gleichursprüngliche" und „erinnert ohne Frage an die Fiktion oder das Dogma einer 'mündlichen Thora' bzw. an die Vorstellung von der fiktiven Mündlichkeit der Schrift. [...] Darüber hinaus verbirgt sich in der Passage eine Absage an den innerhalb der abendländischen Philosophiegeschichte vorherrschenden 'Phonozentrismus', der dem gesprochenen Wort einen Vorrang gegenüber der Schrift einräumt, da es als der reinste Ausdruck der Reflexionsstruktur der sich auf sich richtenden Vernunft gedacht wird, wie sie durch Aristoteles' Begriff der 'noesis noeseos' (Sich-Selbst-Denken des Denkens) auf den Weg gebracht worden ist. So kommt Canetti durchaus einem Gedanken nahe, den Derrida in seiner *Grammatologie* als ein Verhältnis wechselseitiger und unaufhörlicher Supplementarität von Stimme und Schrift gekennzeichnet hat".[34] Die Suche des beschriebenen Ich nach dem einen Einen im Sinne von Aristoteles ist demnach ein Stück weitergekommen, da zwischen ihm und jenem letzten Erkennen nur mehr die Instanz der allahrufenden Blinden dazwischengeschaltet zu sein scheint. Ein Postulat der Blindheit, das darauf beruht, daß für die Blinden alle „Geber, die verschieden sind [...], Gleiche" werden (SvM 26), mag dafür ein Beweis sein. Das Bild des Reisenden, der sich als Geber von Almosen in Form von Geldstücken[35] ein „Anrecht auf Gott" erwirbt, ist demnach eine Transformation der Vorstellung vom Paradies, dem Ort der Einebnung aller gesellschaftlicher und sozialer Differenzen, ein Zustand also des Eins-Seins mit sich und Gott.

Canetti wird das Paradies-Motiv im ersten Band seiner Autobiographie erneut aufgreifen, wo es in gewisser Hinsicht für den Verlauf der Genese des Kindes Elias Schak Kaneti [sic!][36] bestimmend wird, denn der paradiesische Zustand des Sich-Eins-Wissens mit sich und seiner Tradition markiert den Anfang der *Lebenserinnerung*, währt aber nur einige Jahre und endet jäh im Garten der Zürcher Pension Yalta, dem Ort der „Vertreibung aus dem Paradies". Die darin verschlüsselte Brüchigkeit — Walter Benjamin diagnostiziert in diesem Zusammenhang eine „Erkrankung der Tradition"[37] — setzt freilich schon im Rustschuk-Kapitel ein und wird exemplarisch an den Früchten dargestellt, die die Mutter ihrem Sohn am Sabbat, entgegen allen jüdischen Vorschriften, im Garten ihres Vaters pflückt (GZ 26). Doch auch der plötz-

liche Tod des Vaters scheint eine solche Bruchlinie zu markieren, denn folgt man der These Lacans in seinem Aufsatz über „Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion", der psychoanalytische und linguistische Überlegungen zu einer Theorie verdichtet, so ist deren Kernpunkt die Internalisierung des väterlichen Gebots durch das Kind.[38] Im Namen des Vaters wird die Ordnung einverleibt. Der Vater ist in diesem Modell weder der Zeugende, noch das Objekt einer erlebten Beziehung, sondern der Träger eines Wortes, das das Gesetz bedeutet.[39]

Das jüdische Gesetz ist die Tora, die für Gershom Scholem „nicht nur das historische Gesetz von Gottes Volk [ist ...], sie ist vielmehr das kosmische Gesetz aller Welten, das der göttlichen Weisheit entsprang".[40] Die väterliche Autorität, die traditionsgemäß eine zentrale Rolle im Judentum spielt, fungiert nach Stéphane Mosès „als Ursprung und Gewähr der Gültigkeit des göttlichen Gesetzes".[41] Mit dem frühen Tod des Vaters ist die reibungslose Fortsetzung bzw. die Gewähr des rein äußerlichen Weiterbestehens des jüdischen Gesetzes unterbrochen, und die Mutter scheint nicht sonderlich daran interessiert gewesen zu sein, diese Lücken in der Traditionskette auch nur annähernd zu schließen. Marianne Krüll konnte in ihrem Buch *Freud und sein Vater*[42] die in Rede stehende Traditionserkrankung am Beispiel der Familie Freud dingfest machen: vom frommen Großvater aus Galizien, zum schon halb emanzipierten Sohn, Sigmund Freuds Vater, der westwärts auswandert, sich in Mähren niederläßt, um später nach Wien zu ziehen, bis zu Sigmund, dem Enkelsohn, der sich mit den entgegengesetzten Anforderungen seines Vaters auseinanderzusetzen hat; dieser träumt davon, daß sein Sohn es in der nicht-jüdischen Gesellschaft zu etwas Bedeutendem bringe, erwartet aber zugleich, daß er dem Judentum treu bleibe. Diese vom Vater gehaltene doppelte Sprache — welche die immanenten Widersprüche jener Übergangsgeneration im Prozeß der Assimilation zum Ausdruck bringt — mußte notwendigerweise zu einer Vertrauenskrise führen, bei der der Glauben an die Kohärenz der vom Vater überlieferten Werte in Frage gestellt wurde.[43]

Die Geschichte vom Essen der verbotenen Früchte, von der das Alte Testament berichtet, findet sich also in leicht veränderter Form im Rustschuk-Kapitel wieder. Eine Tat mit folgenschweren Konsequenzen, denn in beiden Fällen hat sie die Vertreibung aus dem Paradies zur Folge. Gerade diesem Schicksal aber versucht das beschriebene Ich in den *Stimmen von Marrakesch* zu entgehen, indem es — im biblischen Sinne — widersagt, und zwar genau dann widersagt, wenn der Reisende ans Ziel seiner Herkunft oder besser: seiner Ich-Identität angekommen zu sein scheint. Der ausgewiesene Ort ist ein kleiner Platz im Herzen der Mellah: „Mir war zumute, als wäre ich nun wirklich woanders, am Ziel meiner Reise angelangt. Ich möchte nicht mehr weg von hier, vor Hunderten von Jahren war ich hier gewesen, aber ich hatte es vergessen und nun kam mir alles wieder. Ich fand jene Dichte und Wärme des Lebens ausgestellt, die ich in mir selber fühle. Ich *war* dieser Platz, als

ich dort stand. Ich glaube, ich bin immer dieser Platz" (SvM 51). Die *Verwandlung* des Erzählsubjekts in den Platz selbst gibt eine Vorstellung von der immensen Wichtigkeit und Bedeutung, die der Autor in den Akt des Angekommen-Seins, des (Sich-)Gefunden-Habens legt, der letztlich ein Sich-Eins-Wissen mit dem Judentum nahelegt. Die Euphorie darüber ist jedenfalls so groß, daß er „immer wieder auf den kleinen Platz zurückkehrt, um sich zu vergewissern, daß er noch da ist." (SvM 51) So fragil dieses Ziel auch zu sein scheint, er möchte es keinesfalls leichtfertig aus der Hand gehen. Vor diesem Hintergrund ist es nur zu einsichtig, daß der Reisende beim zweiten Besuch in der Mellah die ihm angebotenen Früchte zurückweist: „Ich wurde wiederholt zum Trinken aufgefordert und man stellte eingemachte Früchte hin, wie meine Mutter sie zu machen pflegte. Ich trank, aber die Früchte lehnte ich höflich ab." (SvM 67) Axel Steussloff interpretiert die Ablehnung der Früchte damit, daß „sich der Reisende nur halbherzig auf seine jüdische Herkunft einzulassen vermag".[44] Mag sein, dem widerspricht aber die Gestimmtheit des Mellahteiles, wie überhaupt die der gesamten *Reiseaufzeichnungen*. Natürlich ist diese lebenslange Suche nach seiner jüdischen Herkunft und Identität eine äußerst problematische, weil nie abzuschließende. Wie könnte sie es nach Auschwitz auch sein? Doch hier — in den *Stimmen von Marrakesch* — scheint ein Heilungsprozeß im Sinne Benjamins Diktum von der „erkrankten Tradition" initiiert worden zu sein, der dieses Werk trotz aller Verwirrungen in seinem Grundton färbt. Mit dieser Aussöhnung geht eine Wende einher, die nicht nur für den Schlußteil der *Stimmen von Marrakesch* beobachtet werden kann, sondern sich darüber hinaus in die mehr als eineinhalb Jahrzehnte währende Arbeit an der Autobiographie einschreibt. Sie geht voll und ganz in der Figur des Dr. Sonne auf, hinter dessen Namen, der sicher nicht von ungefähr auf die Aufklärung anspielt, der jüdische Lyriker Awraham ben Jizchak[45] steht. In ihm wie den *Reiseaufzeichnungen* entlädt sich jene positive Energie, die Canetti, damals noch sichtlich verstört, von Marrakesch mit nach Hause nimmt:

> Seit meiner Reise sind manche Worte mit so viel neuer Bedeutung geladen, daß ich sie nicht aussprechen kann, ohne die größten Störungen in mir hervorzurufen. Ich sage zu jemand etwas über 'Bettler' und kann am nächsten Tag keine Silbe mehr über Bettler schreiben. Ich lese in einem fremden Buch den Namen 'Marrakesch' und die Stadt verhüllt sich und will mir nicht mehr erscheinen. Es ist mir unangenehm über 'Juden' zu sprechen, weil sie dort so eigentümlich waren. In allen, was ich sah, ist eine Energie, die sich sparen will, um sich dann auf eine einzig mögliche und bestimmte Weise zu entladen. (SvM 165)

Bettler, Marrakesch und *Juden* sind die ausgewiesenen Verstörungen und ergeben in Summe jenes Spiegelbild, in das der Autor schaut.

Siglen

GZ *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend.* Einmalige Sonderausgabe. — Frankfurt/M. 1993. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 1200.)

FO *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921-1931.* 2. Aufl. — Frankfurt/M. 1982. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 5404.)

AS *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931-1937.* — Frankfurt/M. 1988. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 9140.)

PM *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942-1972.* 4. Aufl. — Frankfurt/M. 1981. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 1677.)

GdW *Das Gewissen der Worte. Essays.* 3. Aufl. — Frankfurt/M. 1982. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 5058.)

SvM *Die Stimmen von Marrakesch. Aufzeichnungen nach einer Reise.* — Frankfurt/M. 1984. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 2103.)

MM *Masse und Macht.* — Frankfurt/M. 1985. (= Fischer Taschenbuch. Bd. 6544.)

Anmerkungen

1. Im Lichtkreis der emporgehobenen Luft / Versinkt ihre Farbe nicht in ihrer Gestalt.
2. Melzer, Gerhard: *Der einzige Satz und sein Eigentümer.* Versuch über den symbolischen Machthaber Elias Canetti. — In: Bartsch, Kurt - Melzer, Gerhard (Hrsg.): *Experte der Macht. Elias Canetti.* Graz 1985. S. 63.
3. Ebda.
4. Eigler, Friederike: *Das autobiographische Werk von Elias Canetti. Verwandlung, Identität, Machtausübung.* — Tübingen 1988. (= Stauffenburg Colloquium. Bd. 7.) [Vorher: St. Louis/USA, Phil. Diss. 1987.] S. 149.
5. Im Sinne von Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu.*
6. Melzer, Gerhard: *Am Rande des Schweigens.* Zum „Geheimnis" im Werk von Elias Canetti. — In: Stevens, Adrian - Wagner, Fred (Hrsg.): *Elias Canetti.* Londoner Symposium. Stuttgart 1991. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik. Bd. 245.) S. 97.
7. Steussloff, Axel Gunther: *Autorschaft und Werk Elias Canettis: Subjekt — Sprache — Identität.* — Würzburg 1994. (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft. Bd. 135.) [Vorher: Freiburg/Breisgau, Phil. Diss. 1993.] S. 11.
8. Melzer (1991), S. 97.
9. Vgl. Steussloff (1994), S. 175.
10. Vgl. dazu Lützeler, Paul Michael: *Zeitgeschichte in Geschichten der Zeit. Deutschsprachige Romane im 20. Jahrhundert.* — Bonn 1986, und Durzak, Manfred (Hrsg.): *Gespräche über den Roman. Formbestimmungen und Analysen.* — Frankfurt/M. 1976.
11. Lukács, Georg: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik.* — Berlin 1965. S. 15.
12. Ebda. S. 69.
13. Vgl. Széll Zsuzsa: *Ichverlust und Scheingemeinschaft. Gesellschaftsbild in den Romanen von Franz Kafka, Robert Musil, Hermann Broch, Elias Canetti und George Saiko.* — Budapest: Akadémiai Kiadó 1979.
14. Siehe *Blendung*!
15. Siehe *Hochzeit*!
16. Siehe *Komödie der Eitelkeit*!
17. Wie in den *Befristeten*.

18. Verlagsprospekt Reichner. — In: *Philobiblon,* IX. Jahrgang, Wien 1936. o. S.
19. Uraufführung in Oxford 1956.
20. Helwig, Werner (1970), S. 787.
21. Reich-Ranicki, Marcel: *Dies Marrakesch ist überall. Elias Canettis hintergründige Reiseskizzen.* — In: *Die Zeit* (Hamburg) v. 8. 11. 1968.
22. Vgl. Eigler (1988), S. 31 ff. und Schaufler, Erich Wilhelm: *Elias Canettis Autobiographie in der deutschen Presse.* Lewiston, Queenston, Lampeter 1992. (= Studies in German Language and Literature. Bd. 11.) [Vorher: Graz/Stmk., Phil. Dipl. 1990.] S. 54 ff.
23. Vgl. Steussloff (1994), S. 176.
24. Heine, Heinrich: *Reisebilder, nach der von Oskar Walzel herausgegebenen Heine-Ausgabe des Insel-Verlages aus den Jahren 1910 — 1929.* — Frankfurt/M. 1980. S. 249 ff.
25. Siehe dazu auch GdW 64!
26. Barnouw, Dagnar: *Elias Canetti.* — Stuttgart 1979. (= Sammlung Metzler. Bd. 180.) S. 105.
27. Steussloff (1994), S.174 f.
28. Ruppel, Ursula: *Der Tod und Canetti.* Essay. — Hamburg 1995. S. 8.
29. Scholem, Gershom: *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen.* 4. Aufl. — Frankfurt/M. 1991. (= Suhrkamp Taschbuch Wissenschaft. Bd. 330.) S. 10.
30. Steussloff (1994), S. 178.
31. Siehe MM 202 ff.: *Inflation und Masse.*
32. *Sprache* und *Zunge* sind im Hebräischen ein und dasselbe Wort.
33. Scholem (1991), S. 235.
34. Steussloff (1994), S. 184.
35. Ein Motiv, das sich auch in der BL wie im AS findet.
36. Diese phonetische Schreibweise des Namens Elias Jacques Canetti findet sich im Geburtenregisterauszug der Stadt Rustschuk unter der Nummer 477.
37. Benjamin, Walter - Scholem, Gershom: *Briefwechsel.* — Frankfurt/M. 1980. S. 272.
38. Lacan, Jacques: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse.* — In: Lacan, Jacques: *Schriften I.* Frankfurt/M. 1973. S. 71-169.
39. Vgl. ebda
40. Scholem (1991), S. 15.
41. Mosès, Stéphane: *Zur Frage des Gesetzes: Gershom Scholems Kafka-Bild.* — In: Grözinger, Karl E. - Mosès, Stéphane - Zimmermann, Hans Dieter (Hrsg.): *Franz Kafka und das Judentum.* Frankfurt/M. 1987. S. 15.
42. Krüll, Marianne: *Freud und sein Vater. Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung.* — München 1979.
43. Zitiert nach Mosès (1987), S. 15.
44. Steussloff (1994), S. 201.
45. Siehe Schaufler (1992), S. 189 ff.

Judit Domány (Budapest)

Semantische Räume und Rollen in Eichendorffs Erzählung *Das Marmorbild*

1.

Eichendorffs Novelle *Das Marmorbild*[1] wurde vielmals und auf verschiedene Weise analysiert und interpretiert. In der Forschung sind zwei Hauptrichtungen zu erkennen. Einerseits ist ein Konsens erreicht worden, daß Eichendorffs *Marmorbild* nach einem Polarisierungsprinzip aufgebaut worden sei, demzufolge in der Erzählung der heidnischen Welt die christliche Welt, der antiken Mythologie die christliche Religion und der verführerischen Venus das Bild der christlichen Jungfrau Maria entgegengesetzt worden ist. Wiethölter[2] nennt diese Richtung konservativ. Andererseits gibt es Ansätze, die *Das Marmorbild* als eine Lebensgeschichte, die Entwicklungsgeschichte einer und derselben Figur, des Protagonisten Florio, auffassen.[3] Die Projektion und die Spiegelung der inneren Welt des Protagonisten sei nach den Vertretern dieser Richtung ein Aufbauprinzip der Novelle, das stärker zur Geltung komme als das Polarisierungsprinzip. Es gibt weitere Forschungsprobleme, die immer noch ungelöst zu sein scheinen. In der Forschungsliteratur finden wir verschiedene Auffassungen über die Identität der Figuren und der Figurenkonstellation. Zuletzt gibt es im *Marmorbild* mehrdeutige Textstellen, die zwar mehrmals kommentiert worden sind, jedoch einer Interpretation im Zusammenhang mit anderen Fragen der Interpretation der ganzen Erzählung bedürfen.

1.1. Übersicht über die Forschungsliteratur

Lent[4] gibt ein umfassendes Bild über Eichendorffs Rezeption der antiken Mythologie. In den Werken Eichendorffs, so auch im *Marmorbild*, erscheine eine dämonisierte Welt der antiken Mythologie, in der das dionysische Prinzip herrscht. Dieser Welt sei die christliche Welt, der Gestalt der Venus das Bild von Maria entgegengesetzt worden. Schwarz[5] zeigt, wie Eichendorffs Polaritätsidee in der Erzählung *Das Marmorbild* zur Geltung kommt. Die Polarität in der Darstellung der Tageszeiten läßt „existentielle, weltanschauliche und künstlerische Gegensätze“[6] erkennen. Die Tageszeiten funktionieren als Weltdimensionen wie Gebundenheit und Freiheit usw. Köhnke[7] vertritt ebenfalls die Meinung, daß die Struktur im *Marmorbild* durch polare Entgegenstellungen bestimmt ist. Er führt diese Polaritätsidee auf Weschta[8] zurück. In der Interpretation von Köhnke ist Venus der Figur von Bianka, Donati der Figur

von Fortunato gegenübergestellt. Seidlin[9] schreibt über eine emblematische Funktion der Eichendorffschen Landschaft, wobei Emblem als „Zeichen mit bestimmtem, eng umgrenztem abstraktem Sinngehalt“[10] verstanden wird. Die Handlung des *Marmorbildes* — „Suche, Verführung und schließlich Erlösung ihres Helden Florio“[11] — ist von den Landschaften abzulesen. Die Landschaftsbilder spiegelten Suche und Heimkehr, Gottesnähe und Gottesferne usw. Diese Spiegelungen seien aber keine Projektionen, sondern gründen sich auf dem Prinzip der Analogie, „die in der scholastischen Philosophie eines Thomas von Aquin das Kettenglied zwischen Göttlichem, Menschlichem und Natürlichem liefert.“[12] Beller[13] sieht das Aufbauprinzip der Novelle *Das Marmorbild* nicht in der Polaritätsidee, sondern im Allegorischen. Florios Weg zwischen Erinnerung und Verführung sei „kein Schwanken zwischen zwei einander entgegengesetzten Polen“[14] sondern er ist unter dem Eindruck der ersten Liebeserfahrungen entstanden, die ihn zu verführen drohen. Der Projektion eines Erlebnisses in ein Idol entspräche ein Prozeß, der über das Bild zur Allegorie führe. Die Allegorie erscheine „als eine Kontamination der Mythen von Narziß und Venus im Zeichen der Symbole von Spiegel und Kreis“.[15]

Lindemann[16] summiert die Handlung des *Marmorbildes* als eine Verführung und Heilung von Florio, der von Bianca und Fortunato „in die Gesellschaft und damit in den Bereich christlichen Denkens“ zurückgeführt und „von seiner dämonischen Sucht geheilt“[17] wird. Das Dämonische sei für Eichendorff jedes positiven Aspekts entkleidet worden. Die Natur scheine die Seelenregung des Helden zu objektivieren. Die Aufgabe des Künstlers wird „in einer priesterlich vermittelnden Funktion“[18] gesehen. Pikulik[19] verwendet Erklärungsmodelle und Kategorien der Tiefenpsychologie. In seiner psychologischen Deutung verkörpere Fortunato die Funktionen des Kontrollbewußtseins und des Über-Ich, Donati dagegen „die Fremdheit sowohl wie die Zudringlichkeit der seelischen Tiefenwelt.“[20] Diese zwei widerstrebenden Kräfte streiten um Florio. Die mythologischen Bilder im *Marmorbild* haben „kein sachliches Äquivalent in der Realität der Außenwelt und in der Rationalität des Bewußtseins“, sie seien keine Allegorien, „da sie weder den rationalen noch den statisch fixierten Charakter der Allegorie besitzen.“[21] Die „proteushafte Wandlungsfähigkeit“ des Bildes der Venus kann zwar psychologisch kategorisiert werden, ohne daß sie logisch begriffen werden könnte. Der Mythos geräte schon wegen des Fehlens der Transzendenz zum Christentum in Widerspruch. Das psychologische Verstehen des Eros führe nicht zu einer Legitimation des Eros, sondern eher zu seiner Tabuisierung. Eichner[22] kommentiert letztere Feststellung von Pikulik: Eine sexuell reizvolle Frau dürfe Eichendorffs christliche Helden „anscheinend prinzipiell“ nicht heiraten.[23]

Woesler[24] stellt fest, daß die Göttin Venus die herausragendste mythologische Gestalt in Eichendorffs Werk ist, weil sie auch Projektion von Liebe, von Sexualwünschen und -trieben verkörpert. Wiethölter[25] verweist in seiner diskursanalytischen Interpretation des *Marmorbildes* auf die Verbindung der Venus mit der jungfraulichen Maria. Das Bild Mariä sei erotisch aufgeladen. Weder die Handlung, noch der Text der Erzählung „mit seinen sprachlichen Verschiebungen und seiner Vorliebe für das Mehrsinnige“[26] läßt sich einem dogmatischen Schematismus unterwerfen.

1.2. Zielsetzung

In dieser Arbeit wird von der Hypothese ausgegangen, daß Eichendorffs Novelle *Das Marmorbild* als eine Bildungsgeschichte aufgefaßt werden kann. Dem Protagonisten Florio werden verschiedene Rollen dargeboten, die er annehmen oder ablehnen soll. Die Figuren im *Marmorbild* entsprechen demnach den verschiedenen sozialen Rollen. Der Protagonist Florio soll im Laufe seines Initiations- bzw. Bildungsprozesses seine soziale Haltung ausarbeiten, d. h. für sich eine sexuelle Rolle wählen und daneben auch eine sexuelle Partnerin finden. Die Partnerin soll eine für den Protagonisten annehmbare Frauenrolle spielen. Die Zielsetzung dieser Arbeit ist es, die Rollen, die von den verschiedenen Figuren der Erzählung vertreten sind, in Zusammenhang mit den semantischen Räumen[27] zu interpretieren. Bei der Identifizierung der Figuren im *Marmorbild* scheint es einen wesentlichen Unterschied zu machen, ob die „Figur“ in der Wirklichkeit oder nur in der Phantasie des Protagonisten existiert. Deshalb versuche ich, den Bildungsprozeß des Protagonisten im System des semantischen Raumes des Realen und des semantischen Raumes des Phantastischen zu untersuchen.

2. Charakterisierung der semantischen Räume

Der semantische Raum des Realen kann im Sinne der Definition von Titzmann[28] definiert werden als ein Teilsystem der im *Marmorbild* dargestellten Welt, das nach dem kulturellen Wissen[29] der Menge der Personen, die zum semantischen Raum des Realen gehören, für wirklich, für in der Zeitphase existierend gehalten wird, in der der semantische Raum des Realen existiert. Der semantische Raum des Phantastischen kann im Sinne derselben Definition von Titzmann definiert werden als ein Teilsystem der im *Marmorbild* dargestellten Welt, das nach dem kulturellen Wissen der Menge der Personen, die zum semantischen Raum des Realen gehören, für nicht wirklich, für irreal, für in der Zeitphase nicht existierend gehalten wird, in der der semantische Raum des Realen existiert.

2.1. Topographische Räume und semantische Räume

Die semantischen Räume des Realen und des Phantastischen sind orts- und zeitgebunden. Die Schauplätze der Erzählung sind offene und geschlossene

topographische Räume. Die geschlossenen Räume sind von ihren Umgebung mit Mauern, Gittern usw. abgetrennt, jedoch ermöglichen Tore und Türe die Kommunikation mit der Umgebung. Solche geschlossenen topographischen Räume sind die Stadt Lucca, der Palast der Frau Venus, mit einem Garten umgeben und das Landhaus von Pietro, auch mit einem Garten umgeben. Innerhalb der geschlossenen Räume sind kleinere geschlossene Räume, wie Florios Zimmer in der Herberge, das Haus der zwei Damen in Lucca (M 404, 15-31, 406, 9-11), das prächtige Gemach im Schloß der Frau Venus, und auch Donatis Wohnung, die mit Fenstern versehen sind. Sind diese Fenster geöffnet, so können verschiedene „Ausstrahlungen" der Umgebung in Form von Bildern, Tönen, Düften usw. — Zeichen aus einem anderen semantischen Raum — in die kleinen geschlossenen Räume eindringen.[30] Der geschlossene Raum von Lucca ist von einem großen, offenen topographischen Raum umgeben, der verschiedene kleinere topographische Teilräume enthält: das ist die Umgebung von Lucca, die Natur, mit ihren Tälern, Bergen, Grotten, Kaskaden, Wäldern und dem Fluß. Die Zeitgebundenheit der semantischen Räume bedeutet, daß die Geltungsperiode der beiden semantischen Räume auf bestimmte Zeitperioden, genauer, auf bestimmte Tageszeiten begrenzt ist. Der semantische Raum des Realen ist mit dem Morgen, mit der Sonne, mit dem Tageslicht verbunden. Dieser semantische Raum kommt zur Geltung bzw. ist zugänglich am Morgen und am Tage. Der semantische Raum des Phantastischen ist in der Nacht, im Mondschein zugänglich. Die Nacht wird semantisch nicht nur mit der Tageszeit selbst, sondern auch mit den Motiven des Mondes und der Sterne gekennzeichnet. Wenn z. B. der Mond tagsüber am Himmel steht (M 400, 12), kann die Ordnung des Phantastischen zur Geltung kommen. Es gibt zwei Zeitphasen, die die Geltungsperioden der beiden semantischen Räume voneinander abgrenzen und gleichzeitig eine Übergangszone zwischen den semantischen Räumen bilden: der Abend mit dem Sonnenuntergang und dem Aufgang der Sterne und der Tagesanbruch mit dem Sonnenaufgang. Die Stadt Lucca kann als ein semantisierter Raum[31] des Realen aufgefaßt werden. Es gibt innerhalb des topographischen Raumes der Stadt Lucca zwei kleinere, geschlossene topographische Räume, die nicht zum semantisierten Raum des Realen gehören: Florios Zimmer in der Herberge und das Innere des Hauses der zwei Damen. Diese zwei kleineren Räume verhalten sich wie der große offene topographische Raum mit seinen Teilräumen inbegriffen.

Der große offene topographische Raum, die Landschaft, die die Stadt Lucca umgibt, und dessen Teilräume: der „weite grüne Platz" (M 386, 17-18) vor den Toren von Lucca, das Lustschloß der Venus mit dem Weiher im Lustgarten, das Landhaus von Donati und der Garten um das Landhaus von Pietro, können den Tageszeiten entsprechend sich am Morgen und am Tage als ein semantisierter Raum des Realen, in der Nacht, bzw. im Mondschein dagegen als ein semantisierter Raum des Phantastischen verhalten. Die Landschaft verändert sich abhängig davon, ob sie in der Macht des Realen oder des Phantastischen steht, d. h. ob sie als ein topographischer Ort im semantischen Raum des Realen oder im semantischen Raum des Phantastischen gesehen wird. Das Innere des Landhauses von Pietro gehört zum semantischen Raum des Realen, aber der Maskenball ist eine Angelegenheit, wo innerhalb des semantischen Raumes des Realen die Regel des semantischen Raumes des Phantastischen gelten, z. B. ist die Identität der Personen verhüllt. Dieser künstliche Raum, in dem der semantische Raum des Phantastischen in kontrolliertem Rahmen zur Geltung kommen kann, wird motivisch durch die Lichter charakterisiert, „die gleich Sternenkreisen, in kristallenen Leuchtern über dem lustigen Schwarme schwebten" (M, 406, 36 — 407,1).

Der offene topographische Raum kann auch als ein neutrales Grenzgebiet dienen, in dem der semantische Raum des Realen und der semantische Raum des Phantastischen — in der entsprechenden Zeitphase (am Abend) — einander berühren. Das Ineinanderfließen der verschiedenen semantischen Räume erscheint auf der Textebene in Form von mehrdeutigen Stellen.[32] In der Szene bei den Zelten am grünen Platz geschieht ein nahtloser Übergang des semantischen Raumes des Realen in den semantischen Raum des Phantastischen:

> Es begann nun ein wunderliches Gewimmel von Wagen, Pferden, Dienern und hohen Windlichtern, die seltsame Scheine auf das nahe Wasser, zwischen die Bäume und die schönen wirrenden Gestalten umherwarfen. Donati erschien in der wilden Beleuchtung noch viel bleicher und schauerlicher, als vorher. Das schöne Fräulein mit dem Blumenkranze hatte ihn beständig mit heimlicher Furcht von der Seite angesehen. Nun, da er gar auf sie loskam, um ihr mit ritterlicher Artigkeit auf den Zelter zu helfen, drängte sie sich an den zurückstehenden Florio, der die Liebliche mit klopfendem Herzen in den Sattel hob. Alles war unterdes reisefertig, sie nickte ihm noch einmal von ihrem zierlichen Sitze freundlich zu, und bald war die ganze schimmernde Erscheinung in der Nacht verschwunden. (M 393, 20-33)

Problematisch ist der letzte Satz. In einer Lesart können wir „die ganze schimmernde Erscheinung" im Sinne von optischer Erscheinung, auf das „wunderliche[s] Gewimmel von Wagen, Pferden, Dienern und hohen Windlichtern, die seltsame Scheine auf das nahe Wasser, zwischen die Bäume und die schönen, wirrenden Gestalten umherwarfen" beziehen. Eine frühere Textstelle (M 387, 17-21) bestätigt diese Deutung: Florio, den „größere[n], funkelnde[n] Strom von Wagen und Reitern" betrachtend „schweifte wohl eine Stunde lang allein zwischen den ewig wechselnden Bildern umher." Plausibel ist aber auch, die ganze schimmernde Erscheinung, auf das Subjekt des vorangehenden Nebensatzes (sie) zu beziehen. In dieser letzteren Lesart kann aber „das schöne Mädchen" in den semantischen Raum des Phantastischen eingeordnet werden, denn die „wunderbare Schöne", die in ihrem Gesang von Florio belauscht wird und die als Griechin verkleidet, also als eine Doppelgängerin von Bianka am Maskenball teilnimmt, besteigt „in einem schnell umgeworfenen schimmernden Jagdkleide einen schneeweißen Zelter"

(M 411, 32-34), und dann „Wie festgebannt von Staunen, Freude und einem heimlichen Grauen, das ihn innerlichst überschlich, blieb er [d. h. Florio, Anm. d. Verf.] stehen, bis Pferde, Reiter und die ganze seltsame Erscheinung in der Nacht verschwunden war." (M 411, 33-37)

In dieser Phase der Erzählung sind weder die semantischen Räume des Realen und des Phantastischen voneinander klar abgetrennt, noch unterscheiden sich die Frauengestalten voneinander, die zum semantischen Raum des Realen bzw. zum semantischen Raum des Phantastischen gehören. Das Bild des schönen Mädchens erscheint in Florios Traum:

> Da war es ihm, als führe er mit schwanenweißen Segeln einsam auf einem mondbeglänztem Meer. (1) Leise schlugen die Wellen an das Schiff, Sirenen tauchten aus dem Wasser, die alle aussahen wie das schöne Mädchen mit dem Blumenkranze vom vorigen Abend. (2) Sie sang so wunderbar, traurig und ohne Ende, als müsse er vor Wehmut untergehn. (M 395, 13-18)

Der semantische Raum des Traumes von Florio wird mit dem semantischen Raum des griechischen Sirenenmythos erweitert. Das schöne Mädchen wird mit den Sirenen gleichgesetzt, ihr Bild wird durch die Steigerung („die alle aussahen wie das schöne Mädchen") unpersönlich gemacht. Gleichzeitig wird angedeutet, daß „das schöne Mädchen" eine tödliche Gefahr für Florio bedeutet: Sirenen bewirken den Tod der Schiffer, die ihren wunderschönen Gesang hören.[33] Dieses Traumbild wird in der Beschreibung der Landschaft gespiegelt. (M 395, 24-27) Wir finden auch hier (M 395, 24-27) scheinbare Widersprüche auf der syntaktischen Ebene des Textes: das Subjekt des Hauptsatzes (2) wird mit einem Personalpronomen (sie) ausgedrückt, das sich aber nicht auf das Subjekt des vorangehenden Satzes (Sirenen) bezieht, sondern auf das schöne Mädchen, mit dem die Sirenen verglichen werden. Später erfahren wir, daß Florio im Traum Sirenen gehört hatte.[34] Die Identität des schönen Mädchens ist hier für Florio noch nicht fragwürdig. Erst ein bißchen später, nachdem er das Lied *Wie kühl schweift sich's bei nächt'ger Stunde* ... gesungen hat, wird das Bild des schönen Mädchens in den Raum des Phantastischen erhoben:

> Die Musik bei den Zelten, der Traum auf seinem Zimmer, und sein, die Klänge und den Traum und die zierliche Erscheinung des Mädchens, nachträumendes Herz hatte ihr Bild unmerklich und wundersam verwandelt in ein viel schöneres, größeres und herrliches, wie er es noch nirgend gesehen. (M 396,28 — 397,2)

Das Bild des Mädchens ist eine Idealisierung: eine Übertragung des Erlebten aus dem Raum des Realen in den Raum des Phastastischen. Die „reizende Kleine" (M 396, 26) wird in Florios Traum in ein körperloses Bild verwandelt, denn Sirenen werden in der griechischen Mythologie als vogelartige Wesen mit Frauenköpfen vorgestellt, die mit ihrem Gesang und nicht mit ihrer körperlichen Schönheit die Schiffer verzaubern.

2.2. Der semantische Raum des Phantastischen

Der semantische Raum des Phantastischen ist ein offener Raum, der von einem spezifischen Motivbestand charakterisiert wird und der auch mythologische Motive enthält. Die Funktion dieser mythologischen Elemente ist es, die Figuren und/oder die Situationen der im *Marmorbild* dargestellten Welt dadurch zu charakterisieren, daß sie die im Mythos dargestellte Welt oder einen Teil dieser Welt hervorrufen und auf die Parallelismen oder Gegensätze des Mythos und der im *Marmorbild* dargestellten Figuren bzw. Situationen aufmerksam machen. So wird z. B. die Frau in verschiedenen Rollen im semantischen Raum des Phantastischen mit dem Mythos der Nausikaa,[35] der Sirenen,[36] der Frau Venus, des Narziß, der Diana charakterisiert.[37] Fortunato, der im Kahn stehend ein frommes Lied singt, wird dem Orpheus gleichgesetzt, der die gefährlichen Sirenen besiegt.[38] Diese bildhaft dargestellten mythologischen Parallelismen im semantischen Raum des Phantastischen haben eine ähnliche Funktion wie die Erklärungen des fiktiven Erzählers im semantischen Raum des Realen. Ein typisches Motiv des semantischen Raumes des Phantastischen ist neben dem Motivkreis der Nacht das Kreismotiv, das in verschiedenen lexikalischen Realisationen vorkommt, wenn auch eine reizende Frau im semantischen Raum des Phantastischen auftritt.[39] Aber auch andere Elemente des semantischen Raumes des Phantastischen können als semantische Interpretationen der Handlung funktionieren. Die Gefahr, die eine reizende Frau für den Protagonisten bedeutet, wird im semantischen Raum des Phantastischen durch Bilder kodiert. Das schöne Mädchen mit dem Blumenkranze ist ein reizendes jungfräuliches Wesen, wie die Sirenen, aber ebenso gefährlich wie sie. (M 395, 15-18) Kastanienbäume strecken ihre Riesenarme vor Pietros Landhaus, drohend, wie später im Schloß der Venus, wo es heißt: „Die beiden Arme, welche die Kerzen hielten, rangen und reckten sich immer länger, als wollte ein ungeheurer Mann aus der Wand sich hervorarbeiten." (M 420, 27-30) Diese Bilder im semantischen Raum des Phantastischen entsprechen den verbalen Warnungen von Fortunato im semantischen Raum des Realen.

2.3. Die semantischen Räume und die sozialen Rollen

2.3.1. Die Frau

Es gibt eine Frauenfigur im semantischen Raum des Realen, Bianka, die in verschiedenen Zeitphasen dargestellt wird. Sie erscheint zum ersten Mal am grünen Platz vor den Toren von Lucca als Ballspielerin, und in dieser Phase ist sie noch nicht eindeutig in den semantischen Raum des Realen eingeordnet. Sie wird erst nach dem Maskenball bei ihrem Eigennamen genannt. Sie gehört motivisch eher in den semantischen Raum des Phantastischen, weil sie mit dem Kreismotiv gekennzeichnet wird, obwohl sie motivisch als eine mit

Fortunato verwandte Figur dargestellt wird — sie spielt Federball und Fortunato trägt ein Barett mit Federn. Sie wird hier mit denselben Mitteln charakterisiert, mit denen die anderen Frauenrollen, die eindeutig zum semantischen Raum des Phantastischen gehören, charakterisiert werden. Bianka als Ballspielerin wird in die Rolle der Nausikaa, einer Jungfrau, die heiraten möchte, versetzt, und sie erblickt in der Person von Odysseus — Florio, der ihr den verlorenen Ball wiedergibt — den potentiellen Bräutigam.[40] Bianka, die in dieser Phase der Erzählung weder beim Eigennamen genannt, noch von Pietro begleitet wird, genießt eine Freiheit, die im semantischen Raum des Realen einem Mädchen oder einer Frau nicht zusteht. Daß sie als eine Frau charakterisiert wird, die auch zum semantischen Raum des Phantastischen gehören könnte, kann so verstanden werden, daß das freie sexuelle Verhalten der Frau als etwas Phantastisches gilt, was im semantischen Raum des Realen nicht ohne Vorbehalt angenommen wird.

2.3.2. Der Mann

Fortunato vertritt die Werte des semantischen Raumes des Realen, obwohl seine Macht, dank seiner Kunst, in den Raum des Phantastischen reicht. Er ist keiner Frau untergeordnet. Er kann als Künstler den semantischen Raum des Phantastischen beeinflußen. Sein Gesang ruft irgendwie Donati herbei, und er ist sogar fähig, den Untergang einer ganzen Welt im Raum des Phantastischen zu bewirken. Donatis Existenz wird auf den semantischen Raum des Phantastischen begrenzt. Er ist kein gleichrangiger Partner von Fortunato, denn er ist einer Frau, der „schönen Dame" untergeordnet, die in der Hierarchie der Figuren im semantischen Raum des Phantastischen eine gleichrangige führende Position hat, wie Fortunato in der Hierarchie der Figuren innerhalb des semantischen Raumes des Realen.

Donati vertritt eine Rolle des Mannes, die im semantischen Raum des Realen nicht toleriert wird. Ein Beweis dafür ist, daß alle Personen, deren Existenz auf den semantischen Raum des Realen beschränkt wird, bei seiner Erscheinung fliehen. Er darf den semantisierten Raum des Realen nicht betreten und er verschwindet mit dem Untergang der Welt des Phantastischen.

2.4. Florios Erkenntnisprozeß

Florio gerät im Laufe seines Bildungsprozesses aus dem semantischen Raum des Realen in den semantischen Raum des Phantastischen, und kehrt von dort nach seinem Selbsterkenntnis in den semantischen Raum des Realen zurück. Das Ausgangsstadium ist der Status des Kindes. Florio spielt eine unangemessene sexuelle Rolle. Er ist schüchtern, er reitet „still wie ein träumendes Mädchen" (M 394, 10) zwischen Fortunato und Donati. Seine Gefühle sind mit seiner Aktivität nicht in Einklang: er wollte Fortunato, dem erwachsenen Mann und berühmten Sänger seine Liebe erklären, und er küßt seine unbekannte Nachbarin (die Ballspielerin Bianka), als er, wie jeder in der Gesellschaft im Zelt, bloß „seinem Liebchen mit einem kleinen improvisierten Liedchen zutrinken" (M 388, 25-26) sollte. Seine erste sexuelle Erfahrung (der Kuß) weckt seine erotische Phantasie. Er transponiert das Bild des Mädchens aus dem semantischen Raum des Realen in den semantischen Raum des Phantastischen. (M 396, 26 — 397, 2) Die Kunst (Poesie, Musik), das Träumen und die Liebe (die erwachte sexuelle Phantasie) sind es, die den Protagonisten Florio aus dem semantischen Raum des Realen in den semantischen Raum des Phantastischen überführen, und wiederum die Kunst, die fromme Poesie sind es, die ihn von dort in den semantischen Raum des Realen zurückbringen. Florio findet während seines nächtlichen Spazierganges eine Marmorstatue, ein Kunstwerk, das die idealisierte schöne Frau darstellt. Die Marmorstatue kann als eine Idealisierung der weiblichen Schönheit aufgefaßt werden, die im semantischen Raum des Realen in materieller, aber nicht lebendiger Form erscheint. Florio transponiert auch diese Idealisierung als lebendige Frau in den semantischen Raum des Phantastischen. Später sucht er die Frau nur in der Welt des Phantastischen.

Der Protagonist wird am Maskenball mit den Erwartungen der realen Welt konfrontiert, als Pietro ihn wie einen potentiellen Bräutigam über seinen Lebensplan fragt. Diese Prüfung und die Darstellung von Bianka, die keinen Kranz mehr trägt, verwirrt ihn, und er flieht in die Welt des Phantastischen zurück. Als Florio in einer Nacht in das Innere des Venusschlosses eingeführt wird, befindet sich Fortunato zur gleichen Zeit im Garten des Schlosses, in einem Kahn am Weiher. Fortunato gehört zum semantischen Raum des Realen. Die Kommunikation zwischen den beiden semantischen Räumen ist durch ein geöffnetes Fenster möglich. Die Töne des Gesanges von Florio sind Zeichen, die aus dem semantischen Raum des Realen in den semantischen Raum des Phantastischen eindringen. Diese Zeichen tragen zur Vernichtung des semantischen Raumes des Phantastischen bei und bewirken Florios Selbsterkenntnis und seinen Rückkehr in den semantischen Raum des Realen. Die Krönung des Bildungsprozesses ist es, als Florio in der als Knabe verkleideten Gestalt von Bianka sein Frauenideal erkennt. Florio ist vom Banne des Phantastischen befreit: er hat das Frauenideal des semantischen Raumes des Realen verinnerlicht.

3. Zusammenfassung

In Eichendorffs *Marmorbild* wird eine polarisierte Welt dargestellt, die aber nicht als eine Menge von Gegensatzpaaren gedeutet werden sollte. Die semantischen Räume des Realen und des Phantastischen gehen nahtlos ineinander über. Diese Räume haben einen gemeinsamen Durchschnitt, ein Grenzgebiet, das auf der Textebene in Form von mehrdeutigen Stellen erkennbar ist. Im Grenzgebiet des Realen und des Phantastischen wird auch die Identität der

Figuren ambivalent. Die Entsprechungen der semantischen Räume des Realen und des Phantastischen tragen zur Charakterisierung und Bewertung der dargestellten sozialen Rollen bei.

Anmerkungen

1. Zitiert wird nach EICHENDORFF, JOSEPH VON: *Das Marmorbild.* Eine Novelle. — In: FRÜHWALD, WOLFGANG – SCHILLBACH, BRIGITTE – SCHULZ, HARTWIG (Hrsg.): *Joseph von Eichendorff: Werke in fünf Bänden.* Bd. 2. Stuttgart 1985. (= Bibliothek deutscher Klassiker 8) S. 385-428, im weiteren M.
2. WIETHÖLTER, WALTRAUD: *Die Schule der Venus. Ein diskursanalytischer Versuch zu Eichendorffs „Marmorbild".* — In: MICHAEL KESSLER – HELMUT KOOPMANN (Hrsg.): *Eichendorffs Modernität.* Tübingen 1989. (= Stauffenburg-Colloquium. Bd. 9.) S. 171-201., hier 171.
3. BELLER, MANFRED: *Narziß und Venus. Klassische Mythologie und romantische Allegorie in Eichendorffs Novelle „Das Marmorbild".* — In: *Euphorion.* Jg. 62 (1968) S. 117-142.
4. LENT, DIETER: *Die Dämonie der Antike bei Eichendorff.* Diss. — Freiburg i. Br. 1964.
5. SCHWARZ, PETER: *Die Bedeutung der Tageszeiten in der Dichtung Eichendorffs.* — Bamberg 1964.
6. Ebd., S.241.
7. KÖHNKE, KLAUS: *„Hieroglyphenschrift." Untersuchungen zu Eichendorffs Erzählungen.* — Sigmaringen 1986. Bes. S. 50-71.
8. WESCHTA, FRIEDRICH: *Eichendorffs Novellenmärchen Das Marmorbild.* — Prag 1916 (= Prager deutsche Studien. Bd. 25.), zitiert nach Köhnke 1986, S. 56.
9. SEIDLIN, OSKAR: *Eichendorffs symbolische Landschaft.* — In: STÖCKLEIN, PAUL (Hrsg.): *Eichendorff heute.* München 1960. S. 219-241.
10. Ebd., S. 221.
11. Ebd., S. 223.
12. Ebd., S. 238.
13. S. Anm. 3.
14. Ebd., S. 117ff.
15. Ebd., S. 125. Die strukturbildende Funktion des Motivs des Kreises im *Marmorbild* wurde von Marhold ausführlich analysiert. — MARHOLD, HARTMUT: *Motiv und Struktur des Kreises in Eichendorffs Novelle „Das Marmorbild."* In: *Aurora.* Jg. 47. (1987) S. 101-125. Eine detaillierte Analyse des Motivs und der Struktur des Spiegels im *Marmorbild* scheint in der mir zugänglichen Forschungsliteratur noch zu fehlen.
16. LINDEMANN, KLAUS: *Von der Naturphilosophie zur christlichen Kunst. Zur Funktion des Venusmotivs in Tiecks „Runenberg" und Eichendorffs „Marmorbild".* — In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch.* Jg. 15 (1974) S. 101-121.
17. Ebd., S. 102.
18. Ebd., S. 119.
19. PIKULIK, LOTHAR: *Die Mythisierung des Geschlechtstriebes in Eichendorffs „Das Marmorbild".* — In: *Euphorion.* Jg. 71 (1977) S. 128-140.
20. Ebd., S. 131.
21. Ebd., S. 134.
22. EICHNER, HANS: *Zur Auffassung der Sexualität in Eichendorffs erzählender Prosa.* — In: KESSLER, MICHAEL – KOOPMANN, HELMUT (Hrsg.): *Eichendorffs Modernität.* Tübingen 1989 (= Stauffenburg-Colloquium. Bd. 9.) S. 37-52.
23. Ebd., S. 48.

24. WOESLER, WINFRIED: *Eichendorff und die antike Mythologie.* — In: KESSLER, MICHAEL – KOOPMANN, HELMUT (Hrsg.): *Eichendorffs Modernität.* Tübingen 1989 (= Stauffenburg-Colloquium. Bd. 9.) S. 203-221.
25. S. Anm. 2.
26. Ebd., S. 183.
27. Vgl. die Theorie von Lotman. — In: LOTMAN, JURIJ M.: *Die Struktur literarischer Texte.* Übers. von Rolf-Dietrich Keil. 4. Aufl. München 1993.
28. TITZMANN, MICHAEL: *Strukturale Textanalyse:* Theorie und Praxis der Interpretation. 3. Aufl. — München 1993. S. 373.
29. Für eine Definition des kulturellen Wissens s. ebd., S. 268.
30. Florio erblickt das Haus der zwei Damen in der Nacht. In dieser Zeitphase ist das Fenster des Hauses geöffnet, und aus dem Inneren des Hauses, das ein semantischer Raum des Phantastischen ist, können Zeichen in den semantisierten Raum der Stadt Lucca eindringen: Florio kann zwei Frauengestalten sehen und hören, ohne ihre Identität bestimmen zu können. Am Tag ist der geschlossene Raum des Phantastischen innerhalb des Hauses von seiner Umgebung völlig isoliert: das Fenster ist zu. Am Tage kann kein Element des semantischen Raumes des Phantastischen in den Raum von Lucca eindringen.
31. Für eine Definition des semantisierten Raumes vgl. TITZMANN a. a. O. (Anm. 27).
32. BELLER a. a. O., S. 120 ff.
33. Vgl. Hom. Od. 12, 39 ff. — In: *L´Odyssée, „Poésie homérique"*, tome II.: chants VIII-XV. Texte établi et traduit par Victor Bérard. 2. Aufl. Paris: Les Belles Lettres 1992, S. 112.
34. „Auch da draußen war es überall in den Bäumen und Strömen noch wie im Verhallen und Nachhallen der vergangenen Lust, als sänge die ganze Gegend leise, gleich den Sirenen, die er im Schlummer gehört." (M 395, 24-27)
35. Vgl. Hom. Od. 6, 113ff. — In: *L´Odyssée, „Poésie homérique"*, tome I.: chants I-VII. Texte établi et traduit par Victor Bérard. 9. Aufl. Paris: Les Belles Lettres 1989, S. 172.)
36. Vgl. Anm. 33.
37. Vgl. Anm. 3.
38. Vgl. APOLLONIUS RHODIUS: *Argonautica* IV., 885ff. — In: APOLLONIUS RHODIUS: *The Argonautica.* With an english translation by R. C. Seaton. 4. Aufl. Cambridge, Massachusetts, London 1955. S. 354-357.
39. MARHOLD 1987, vgl. Anm. 15.
40. Vgl. Anm. 35.

Zsuzsanna Biró (Budapest)

Grammatik-Lexikon des Deutschen (in Vorbereitung)

Darstellung der Ergebnisse einer Befragung ungarischer Lehrer für DaF

Sowohl Lehrende als auch Lernende des Deutschen greifen je nachdem zu einer bestimmten Art von Nachschlagewerk, ob sie das Problem, auf das sie beim Selbststudium oder bei ihrer Vorbereitung für den Unterricht gestoßen sind, nun als „lexikalisch" oder aber als „grammatisch" bewerten. Für Schwierigkeiten mit Wörtern, besonders mit Wortbedeutungen sei ein Wörterbuch, für Regeln der Produktion und Rezeption von Sätzen, eventuell auch von Texten, sei ein Grammatikbuch zuständig — diese Auffassung wird von der Mehrheit der Benutzer dieser Handbücher vertreten. Zu einem der eigentümlichen Charakteristika des Grammatik-Lexikons des Deutschen (im folgenden: GLD) zählt aber, daß es — in gewisser Hinsicht — sowohl ein Wörterbuch als auch eine Grammatik der deutschen Sprache enthalten wird. Über die wichtigsten Merkmale dieses geplanten Nachschlagewerks wird im Abschnitt 1 berichtet.

1. Merkmale des in Vorbereitung stehenden Grammatik-Lexikons

Das GLD wird von Vilmos Ágel, Dozent am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik der Eötvös-Loránd-Universität, in ungarischer Sprache erstellt. Er hatte Anfang 1995 an demselben Lehrstuhl ein wissenschaftliches Projekt für das GLD ins Leben gerufen, dessen Mitarbeiter drei Studentinnen der Germanistik, Edit Görbicz, Ágnes Fekete und Zsuzsanna Biró, sind. In der ersten Phase, vom Februar bis zum September 1995, bestand unsere Arbeit einerseits in Vorbereitungsstudien, die als empirische Grundlagen zur Festlegung der Liste der Stichwörter gedient haben. Andererseits sollten wir die ungarischen Entsprechungen für deutsche grammatische Termini bestimmen, wobei wir die gebräuchliche Terminologie ungarischer Grammatiken sowohl zum Deutschen wie zum Ungarischen untersucht haben.

Eine besondere Rolle kam (und kommt noch weiterhin) in den Vorarbeiten für das GLD dem Sammeln von Originalbelegen zu. Es war Harald Weydt, der darauf hingewiesen hat, was für Konsequenzen es haben kann, wenn man in einer Grammatik sprachliche Erscheinungen ausschließlich durch erfundene

Beispielsätze zu illustrieren versucht. Er hat auch Vorschläge gemacht, wie die daraus folgenden Widerspüche aufgehoben werden könnten.[1] Demgemäß soll in dem GLD — so weit wie möglich — auf konstruierte Beispiele verzichtet werden, d. h. alle thematisierten Erscheinungen der deutschen Sprache werden in den Wortartikeln dieses Nachschlagewerks prinzipiell nur mit Hilfe authentischer Belege veranschaulicht. Diese Belegsammlung wird das Team des Projekts aus Zeitungen, Zeitschriften, Textkorpora sowie aus Werken der deutschen Belletristik zusammenstellen.

Das GLD wird ungefähr auf 1000-1200 Seiten in ca. 250 Wortartikeln Phänomene der deutschen Sprache behandeln, die sich nach ihrem Inhalt und Umfang markant voneinander unterscheiden sollen. Im folgenden werden die weiteren Charakteristika des GLD unter den Stichworten „Praktikabilität", „Benutzerorientiertheit" und „Kontrastivität" geschildert, mit denen wir einige der Schwerpunkte für die Erarbeitung des Konzepts hervorheben wollen.

1.1. Praktikabilität

Im GLD erfolgt die Anordnung der Stichwörter streng nach dem Alphabet — wie es ja für Lexika typisch ist. Unter den Stichwörtern werden sich etwa 150 auf grammatische Themen beziehen wie z. B. **„hangsúly: alapszabályok"** („Akzent: Grundregeln"), **„hangsúly: buktatók"** („Akzent: Schwierigkeiten"), **„igeidők"** („Tempora"), **„partikulák"** („Partikeln"); ungefähr 80 bis 100 Stichwörter bezeichnen hingegen Wortartikel, in denen Wörter, Wortpaare bzw. Wortgruppen behandelt werden, die aufgrund der empirischen Untersuchungen der Vorbereitungsphase als „aus kontrastiver Sicht besonders problematisch" ermittelt worden sind: z. B. **„főnévválasztás buktatói"** („Zweifelsfälle bei der Wahl von Nomen": z. B. „Frist/Termin"), **„igeválasztás buktatói"** („Zweifelsfälle bei der Wahl von Verben: z. B. „checken/prüfen/überprüfen"), **„bis/während/solange"**, **„man"**, **„lassen"** etc. Dadurch, daß die grammatischen und lexembezogenen Wortartikel — kraft der alphabetischen Anordnung ihrer Stichwörter — für die Benutzer des Lexikons auf dieselbe Art und Weise zugänglich sein werden, wird nicht nur ein „direkter Weg" zu konkreten Problemen gesichert, sondern auch die Praktikabilität des Nachschlagewerks insofern erhöht, als man eine Grammatik und ein „Wörterbuch der Zweifelsfälle" in einem Band in die Hand bekommt.

Die Wortartikel des GLD werden alle Fragen bearbeiten, die im Hinblick auf die moderne deutsche Sprachbeschreibung relevant erscheinen. Erstellt werden die Wortartikel aufgrund der Durchforstung der Spezialliteratur, mit der über die vorhandenen deutschsprachigen Grammatiken hinaus grundsätzlich die einschlägige Literatur zu den einzelnen Themen gemeint ist. Dieses Nachschlagewerk versteht sich demgemäß auf der einen Seite als eine neue deskriptive Grammatik der deutschen Sprache, wobei wir aber das Wort „Grammatik" in einem weiteren Sinn verwenden wollen: Es werden nämlich

nicht nur Erscheinungen und Probleme der deutschen Morphosyntax, Wortbildung, Satz- und Textgrammatik, sondern auch Fragen der deutschen Aussprache und Orthographie, Pragmatik, Lexikologie sowie praxisrelevante Fragen der Linguistik thematisiert (z. B. **„tegezés-magázás"** („Anredeformen"), **„hétköznapi beszédhelyzetek"** („Sprechsituationen"), **„stílusrétegek"** („Sprachstile"), **„divatszók"** („Wörter des Jahres"), **„hamis barátok"** („falsche Freunde"), etc.). Folglich kann das GLD als eine linguistisch-deskriptive und als eine didaktisch-erklärende Grammatik der deutschen Sprache zugleich betrachtet werden.

1.2. Benutzerorientiertheit

Das GLD möchte einen so breiten Benutzerkreis wie möglich ansprechen, was es unter anderem durch seinen enzyklopädischen Charakter zu erreichen hofft. Es rechnet zu seinen zukünftigen Benutzern vorwiegend Deutschlerner ab dem Alter von 14 Jahren, Deutschlehrer an Grund-, Mittel- und Hochschulen, Sprachkursleiter, Privatlehrer sowie alle, die die deutsche Sprache berufsmäßig gebrauchen: Dolmetscher, Fremdenführer, Übersetzer, etc. Solche prognostische Überlegungen sind umso wichtiger, als man sich bereits beim Entwurf des Konzepts vor Augen halten muß, an wessen Bedürfnissen sich das betreffende Nachschlagewerk orientieren soll und wie diese Erwartungen ganz konkret zu beschreiben wären.

Was die Unterschiede in Vorkenntnissen und Interessen betrifft, wird die „Zielgruppe" des Lexikons ziemlich heterogen sein. Um dieser Heterogenität Rechnung tragen zu können, sollte eine Darstellungsweise für die Wortartikel des Lexikons ausgearbeitet werden, mit deren Hilfe die einzelnen sprachlichen Erscheinungen von verschiedenem Schwierigkeitsgrad differenziert ausgeführt werden können. Zu diesem Zweck haben wir uns dafür entschieden, drei Anforderungsstufen zu unterscheiden, wobei wir von drei Gruppen der Benutzer ausgegangen sind: erstens von Lernenden in der Anfangsphase, zweitens von fortgeschrittenen Lernern und drittens von denjenigen Interessierten, unter ihnen vor allem Lehrenden, die sich in erster Linie über einige spezifische Fragen der deutschen Grammatik informieren möchten. Jeder Wortartikel wird also seinem Anforderungsgrad entsprechend einer der drei Schwierigkeitsstufen zugeordnet, oder, falls ein Wortartikel ein komplexeres Thema darzustellen hat, selber nach diesen Stufen gegliedert.

Um das Verfahren dieser „abstufenden" Darstellung innerhalb eines grammatischen Artikels von der Seite des Inhalts her veranschaulichen zu können, nehmen wir aus dem GLD den Wortartikel mit dem Stichwort **„passzív/történő szerkezet"** („Passiv") als Beispiel: Zum ersten bietet er alle grundlegenden Informationen über das Wesen und die Bildung der Grundtypen des Passivs, des unpersönlichen Passivs, des Akkusativ- und Dativpassivs, dar (1. Schwierigkeitsstufe); danach erfolgt die Darstellung von Fragen, die allgemein für ungarische Lerner Schwierigkeiten bereiten (können), wie die Wahl der

Präpositionen *von/durch/mit* beim Agensanschluß oder die Gebrauchs- und Übersetzungsmöglichkeiten der Passivkonstruktionen (2. Schwierigkeitsstufe); schließlich kommt es zur Darstellung der gesamten „Passiv"-Problematik, indem alle weiteren Passivformen (*gehören*-Passiv, *bleiben*-Passiv, etc.) gleichermaßen in Betracht gezogen werden (3. Schwierigkeitsstufe). Formal werden die Wortartikel — dieser „abstufenden" Darstellungweise zum Trotz — natürlich als eine Einheit angesehen und auch in diesem Sinne erstellt. Damit jedoch die einzelnen Teile mit verschiedenen Anforderungsgraden abgehoben werden, werden optische Mittel (z. B. Farben oder Piktogramme) zu ihrer Markierung benutzt.

1.3. Kontrastivität

Da das GLD in der ungarischen Sprache für Benutzer mit Ungarisch als Muttersprache verfaßt wird, erschien es uns unerläßlich, den Aspekt der „Kontrastivität" zu einem „führenden Prinzip" zu erheben. Demzufolge versteht sich das GLD als eine kontrastiv ausgerichtete Grammatik, ohne sich als eine sog. „kontrastive" oder „konfrontative Grammatik" — im Sinne der Klassifikation von Gerhard Helbig [2] — bezeichnen zu wollen. „Kontrastivität" soll hier zweierlei bedeuten: Einerseits bezieht es sich auf die Vorbereitungsstudien, andererseits auf die Selektion unter den Fragen, die in diesem Nachschlagewerk zum Thema gemacht werden wie auch auf das Ausmaß ihrer Bearbeitung.

Neben der systematischen Beschreibung und Erklärung von Erscheinungen der deutschen Sprache wird in diesem Lexikon ein ebenso großer Wert auf die Thematisierung von Lehr- und Lernschwierigkeiten gelegt, denen ungarische Lehrer und Lerner des Deutschen auf Schritt und Tritt begegnen. Unter dem Aspekt der „kontrastiven Relevanz" lassen sich einige Probleme, denen in Grammatiken an deutsche Muttersprachler im allgemeinen ein breiter Raum geschenkt wird, in einer Grammatik für DaF in wesentlich geringerem Umfang abhandeln, was umgekehrt natürlich gleichfalls erfolgt; bestimmte Themen können gänzlich wegfallen, sowie völlig neue Fragen und Gesichtspunkte zum Vorschein kommen.

Die Schwierigkeiten, mit denen Lernende mit ungarischer Muttersprache am häufigsten konfrontiert werden, behandelt das GLD in getrennten Wortartikeln unter Stichwörtern wie: **„kiejtés: buktatók"** („Aussprache: Schwierigkeiten"), **„igeképzés: igekötő-gondok"** („Bildung von Verben: Probleme bei der Wahl von Präfixen"), **„vonzatbuktatók"** („Schwierigkeiten mit der Valenz"), etc. sowie in allen der ca. 100 Wortartikel, für die die Liste der zu bearbeitenden Fälle aufgrund mehrerer empirischen Untersuchungen erstellt wurde. Unter diesen Vorbereitungsstudien, die im Laufe des Frühjahrs und Sommers im Jahre 1995 durchgeführt worden sind, sind die folgenden zu erwähnen:

- Analyse von deutschsprachigen und ungarischen Lehrwerken und Grammatiken für DaF,
- Analyse von Curricula für das Fach Deutsch sowie von den Anforderungen, die in Ungarn an Abiturienten bzw. an Prüfende für ein staatliches Sprachexamen in Deutsch gestellt werden,
- Durcharbeitung der kontrastiven Literatur in deutsch-ungarischer Relation (vorwiegend der Werke von János Juhász 1970, 1984), [3]
- Durcharbeitung einiger einsprachiger Wörterbücher und Lexika aus der Perspektive eines ungarischen Lerners des Deutschen,[4]
- Durchführung einer Lehrerbefragung in Ungarn zum Zweck der Ermittlung von Lern- und Lehrschwierigkeiten, die im Deutschunterricht am häufigsten auftreten.

Von den aufgezählten Studien wird die letztgenannte empirische Untersuchung im weiteren in den Mittelpunkt der vorliegenden Darstellung gerückt und es werden die wichtigsten Ergebnisse dieser Erhebung präsentiert.

2. Befragung ungarischer Lehrer für DaF im Rahmen des Grammatik-Lexikon-Projekts

Die Datenermittlung, die im April und im Mai 1995 durchgeführt worden ist, erfolgte mit Hilfe eines Fragebogens, der von Vilmos Ágel und Zsuzsanna Biró erarbeitet und aufgrund der kritischen Bemerkungen und Vorschläge von drei Studentinnen, Ágnes Fekete, Edit Görbicz und Judit Kenesei, sowie von zwei Dozentinnen am Lehrstuhl für Fachdidaktik des Germanistischen Instituts, Erzsébet Ghiczy und Ágnes Dávid, in seine endgültige Fassung gebracht wurde. Beteiligt waren an der Befragung in erster Linie GermanistikstudentInnen, die neben ihrem Studium bereits Unterricht erteilen, sowie DeutschlehrerInnen an Grund- und Mittelschulen bzw. einige DozentInnen an pädagogischen Hochschulen und an Universitäten. Außer dem Germanistischen Institut und der Fakultät für Lehrerausbildung der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest wurden Fragebögen unter StudentInnen und DozentInnen auch am deutschen Seminar der Hochschulen in Eger, Székesfehérvár, Szombathely und der Jannus-Pannonius-Universität in Pécs verteilt; DeutschlehrerInnen wurden die Fragebögen dagegen in der Nummer II/1995 der Zeitschrift „DUfU" („Deutschunterricht für Ungarn") bekanntgegeben und als Beilage an etwa 200 Schulen überall im Lande verschickt. Der Fragebogen mit 16 offenen und einer geschlossenen Frage sollte bis zum 30sten April zurückgesandt werden. Die Anonymität war den an der Befragung Beteiligten gesichert. Es sind insgesamt 138 ausgefüllte Fragebögen eingegangen, was etwa ein Drittel der verschickten Fragebögen ausmacht.

Die 17 Fragen, die ungarische Lehrende des Deutschen in diesem Fragebogen zu beantworten hatten, bestanden

- aus „lehrerbezogenen" Fragen, die Daten über die befragte Person ermittelten (**1-5, 17.**),
- aus Fragen in bezug auf die Urteile der/des Befragten über die existierenden Grammatiken der deutschen Sprache sowie über die Übersetzungsmöglichkeiten deutscher grammatischer Termini ins Ungarische (**14-16.**) und
- aus Fragen, auf die die Lehrenden aufgrund ihrer in der Praxis erworbenen Erfahrungen über die am häufigsten vorkommenden Lernschwierigkeiten ihrer Schüler Antwort geben sollten (**6-13.**).

Die Darstellung und Analyse der erhobenen Daten wird im weiteren — entsprechend der hier angeführten Aufteilung des Fragebogens nach den drei Typen der gestellten Fragen — in drei Abschnitten erfolgen.

3.1. Die „lehrerbezogenen" Fragen

Im Fragebogen waren alle Fragen auf ungarisch gestellt und sollten auch auf ungarisch beantwortet werden. Wir geben jedoch — der Einfachheit halber — nur die deutschen Übersetzungen an:

1. Wie haben Sie sich deutsche Sprachkenntnisse erworben?
2. In welchen Altersklassen unterrichten Sie Deutsch?
3. Seit wieviel Jahren lehren Sie Deutsch?
4. Welche Handbücher benutzen Sie regelmäßig zur Grammatikvermittlung im Deutschunterricht?
5. Welche Grammatiken bzw. Übungsbücher zur deutschen Grammatik empfehlen Sie Ihren Schülern zum selbständigen Lernen und zur Vorbereitung auf die Deutschstunden?

17. Welche Wörter bzw. grammatische Erscheinungen bereiten Ihnen immer noch Schwierigkeiten, obwohl Sie sie schon unzählige Male nachgeschlagen haben?[5]

Fragen 1-5.

Die erste „lehrerbezogene" Frage betrifft die Art und Weise, wie sich die Lehrenden deutsche Sprachkenntnisse angeeignet haben. Mit Hilfe dieser Frage wollten wir einerseits unter den befragten Lehrern den Anteil der Muttersprachler bestimmen, andererseits Daten über die Anzahl der Befragten, die über ein Universitätsdiplom oder ein Hochschuldiplom verfügen, wie auch die Zahl der Antwortenden, die an der Umschulung von Russischlehrern teilgenommen haben, für eine spätere Analyse bereitstellen. Da diese

Daten für die weiteren Ausführungen nicht von Belang sind, wird an dieser Stelle auf eine statistische Auswertung verzichtet.

Für die vier anderen Fragen werden die Daten in zwei Tabellen (Tab.1 und 2) vorgelegt:

Tab. 1

Altersstufen	Zahl der Antworten[6]	Zahl der Jahre	Zahl der Antworten[7]
über 18	25	1-5 Jahre	115
zwischen 14 und 18	5	6-10 Jahre	10
zwischen 10 und 14	94	10-15 Jahre	1
zwischen 7 und 10	55	15-20 Jahre	4
zwischen 4 und 7	9	mehr als 20 Jahre	8

Diese Darstellung zeigt eindeutig, in welcher Altersgruppe zur Zeit die größte Nachfrage für Deutschlehrer in Ungarn besteht. Mit der Gründung der heute schon zahlreich gewordenen sechs- bzw. achtklassigen Gymnasien ist die Anzahl der Gymnasiallehrer, die auch Schüler unter 14 unterrichten, im Fach DaF beachtlich angestiegen. Für Deutschlehrer an den achtklassigen Grundschulen ist es ebenfalls charakteristisch, daß sie immer öfter einer jüngeren Altersstufe Unterricht erteilen sollen als jener, für die sie eigentlich ihre Ausbildung gemacht haben. Einige Probleme, die zum Teil aus dieser Situation resultieren, zeichnen sich in den Antworten des Fragebogens auf die Fragen 4 und 5 offenbar ab.

Tab. 2

Deutschsprachige Werke zur deutschen Grammatik	Zahl der Angaben[8]	Ungarische Werke zur deutschen Grammatik	Zahl der Angaben
Helbig - Buscha (1991a)	28 / 10	Karácsony-Tálasi (1984)	75 / 65
Duden Band 4 (1995)	16 / 3	Szabó (1993a)	22 / 19
Dreyer - Schmitt (1985)	8 / 5	Markó Ivánné (1972)	16 / 24
Dallmann - Hessky (1988)	7 / 13	László - Szanyi (1991)	11 / 4
Kocsány - László (1991)	7 / 3	Hámoriné Sz. É. (1991)	7 / 12
Engel (1988)	3 / 1	Szabó (1993b)	5 / 5
Juhász (1984)	3 / 1	Kiss (1993)	4 / 0
Griesbach (1966)	3 / 0	Lőrinczéné (1995)	3 / 6
Brenner - Jentsch (1991)	2 / 4	Bassola (1991)	3 / 5
Hentschel - Weydt (1990)	2 / 0	Fodorné B. E. (1991)	3 / 2
Helbig - Buscha (1991b)	0 / 4	Markó Ivánné (1992)	3 / 1

Betrachten wir die Tabelle 2 mit den Angaben für die von ungarischen Deutschlehrern am häufigsten gebrauchten Grammatiken und Übungsbücher zur deutschen Grammatik, so sollte es gleich in die Augen springen, wie rapide die Zahl dieser Angaben sinkt: An der ersten Stelle steht das Grammatikbuch von Karácsony und Tálasi (1984), das mit dem staatlichen Lehrwerk für DaF (Szanyi) zusammen auch heute noch das meist verbreitete Material zum Deutschunterricht darstellt.[9] Nach diesem Werk, das noch von mehr als der Hälfte der befragten Lehrenden angegeben worden ist, kommen die Grammatik von Helbig und Buscha (1991) und das Übungsbuch von Katalin Szabó (1993), die aber nur ein Viertel der Antwortenden genannt hat. Es gibt auch weiter nur fünf Werke, die jeweils mindestens 10 Lehrende gewählt haben und die Zahl der Angaben geht dann ziemlich rasch bis auf drei zurück. Von den insgesamt 47 angegebenen Titeln sind in der Tabelle allein 22 angeführt worden. Die übrigen haben nämlich höchstens 2 Lehrer genannt, was wiederum deutlich macht, in welchem Maße die Verwendung dieser Handbücher vereinzelt ist, bzw. wie viele (oder eher wenige!) Nachschlagewerke zur deutschen Grammatik den Deutschlehrern in Ungarn bekannt sind bzw. regelmäßig von ihnen benutzt werden.

Um auf die oben schon angeschnittene Problematik zurückzugreifen, soll also hier auf eine Erscheinung bzw. auf eine Tendenz, die sich aus diesen Antworten abzeichnet, hingewiesen werden: auf der einen Seite auf die Mängel an Kenntnissen über das tatsächlich existierende Lehrmaterialienangebot, auf der anderen Seite auf die Neigung mancher Lehrenden, auf einem betimmten Lehrwerk bzw. Nachschlagewerk zu „beharren". Dies zu registrieren halten wir für umso wichtiger, als es nicht nur auf „einige", sondern auf etwa 42 % der befragten Deutschlehrer zutrifft, daß sie bei ihrer Vorbereitung auf den Unterricht, wenn überhaupt, dann auch höchstens ein einziges Nachschlagewerk zur deutschen Grammatik regelmäßig in die Hand nehmen.[10]

3.2. Die Urteile ungarischer Deutschlehrer über die vorhandenen Grammatiken des Deutschen

14. Welche grammatischen Erscheinungen werden Ihrer Meinung nach in den bisher auf ungarisch oder auf deutsch erschienenen Grammatiken überhaupt nicht bzw. nicht hinreichend erklärt?
15. Welche ungarischen Entsprechungen deutscher terminologischer Ausdrücke zur Grammatik halten Sie für treffend und welche nicht?
16. Welches wären Ihre Vorschläge für die Übersetzung von deutschen grammatischen Termini, die bis jetzt noch überhaupt keine ungarischen Äquivalente haben, bzw. deren ungarische Äquivalente Sie nicht treffend genug finden?[11]

Frage 14

Aus den Antworten auf die Frage 14 sollten Erscheinungen der deutschen Sprache ermittelt werden, die zwar einerseits Deutschlehrern in Ungarn erhebliche Lehrschwierigkeiten bereiten, die jedoch andererseits in den bis jetzt erstellten Grammatiken — nach der Beurteilung der Antwortenden — nicht gründlich genug erörtert worden sind. Obwohl wir von den Befragten mehr Reflexion über die existierenden Nachschlagewerke erwarteten als wir tatsächlich erhalten haben, scheint die Darstellung der Ergebnisse jedoch aufschlußreich.

Im Hinblick auf die Anzahl der Angaben sind die folgenden Phänomene hervorzuheben: Schwierigkeiten mit dem Gebrauch der verschiedenen **Tempora**, des **Passivs** und des **Konjunktivs**, der Funktionen und der Verwendung der **Modalverben** sowie der **Partikeln**; Probleme mit der (vor allem vom Ungarischen abweichenden) **Valenz** des Verbs, Nomens und Adjektivs; Schwierigkeiten in bezug auf die **Negation**, Probleme mit dem **Wortakzent**; die **Deklination von Nominalphrasen** (im weiteren NP) nach Indefinitpronomina und unbestimmten Artikeln; Fragen der **Satzgliedstellung**; Schwierigkeiten mit der Rezeption und dem Gebrauch der **nachgestellten Attribute**; die Verwendung der **Präpositionen** wie auch Fragen in bezug auf **Interferenzerscheinungen** im allgemeinen.

Es wurden auch einige Wörter bzw. Wortpaare angegeben wie: Gebrauch der Konjunktionen *bis*, *solange* und *während*; des Verbs *lassen*, von *sein* und *es gibt*; von *viel* und *viele* sowie die Stellung von *sich*, *nicht* und *auch* in Sätzen — insbesondere in einem subordinierten Nebensatz.

3.3. Die häufigsten Lernschwierigkeiten ungarischer Lerner des Deutschen

Die folgende Gruppe der Antworten enthält teils Reflexionen der befragten Lehrer über ihre eigenen Lernschwierigkeiten (Frage 17), teils Berichte über die Beobachtungen der Lehrenden, die die Lernschwierigkeiten ihrer Schüler betreffen (Fragen 6-13.). Zuerst werden alle Daten dargelegt, die angesichts der Zahl der Angaben relevant erscheinen, danach sollen einige Schlußfolgerungen gezogen werden, die sich aus der Analyse der Ergebnisse dieser Lehrerbefragung ergeben.

Fragen 6-13

Erfragt wurden verschiedene Probleme, die von ungarischen Lernenden des Deutschen nur mit größter Mühe bewältigt werden und so des öfteren auftreten. Von den Fragen bezog sich weiter

- die Frage 6 auf Lernschwierigkeiten, die mit einzelnen Wörtern verbunden sind,

- die Frage 7 auf Lernschwierigkeiten im Bereich der Wortbildung (Derivation),
- die Frage 8 auf Schwierigkeiten in bezug auf die Bildung von einfachen Sätzen,
- die Frage 9 auf Probleme bei der Bildung von nominalen Syntagmen,
- die Frage 10 auf Schwierigkeiten bei der Satzbildung, was den Ausdruck von Tempus, Modus und Genus des Verbs angeht,
- die Frage 11 auf Probleme bei der Bildung von zusammengesetzten Sätzen,
- die Frage 12 auf Lernschwierigkeiten in der Aussprache und in der Orthographie und
- die Frage 13 auf Probleme pragmatisch-kommunikativer Natur, mit denen die Lernenden beim Gebrauch der deutschen Sprache in alltäglichen Situationen regelmäßig konfrontiert sind.

Tab. 3

Schwierigkeiten bei der Bildung von Verben	**Schwierigkeiten bei der Bildung von Substantiven**	**Schwierigkeiten bei der Bildung von Adjektiven**
Ableitung von Verben mit Hilfe eines Präfixes: Bedeutungswandlung des Stammlexems; Betontheit/Nicht-Betontheit der Vorsilbe	Gebrauch von Fugenelementen in Komposita	Gebrauch der Wortbildungsmorpheme: *-ig*; *-lich*; *-bar*; *-sam*; *-los*; *-voll*; *-weise*; *un-*
Verben, von Substantiven abgeleitet: Möglichkeiten der Bildung (Typus: *faxen, buchen*)	deverbale Substantive: die richtige Wahl aus den möglichen Wortbildungsmustern: laufen: Lauf singen: Gesang vorlesen: Vorlesung lernen: Lernen etc.	richtige Verwendung von Morphempaaren wie *-lich/-ig*; *-mäßig/gemäß*
	Verwendung der Wortbildungsmorpheme: *-ung/-keit/-heit*	Ableitungen von Stoffnamen
	Gebrauch der substantivierten Adjektive: Deklination	
	Ableitungen von geographischen Namen	

Was die problematischen Wörter bzw. Wortarten betrifft (**Frage 6**), scheint die Verwendung von Modalverben und von bestimmten Partikelwörtern (Konjunktionen, Präpositionen, Modalwörtern, etc.) im allgemeinen die größten Probleme zu bereiten. Aufgrund der hohen Anzahl der Angaben sind die folgenden sprachlichen Elemente zu nennen: *müssen/sollen; können/dürfen; wissen/können/kennen; bis/während/solange, erst/nur; kein/nicht; wenn/wann/als; noch nicht/nicht mehr; an/auf; von/über; zwischen/unter; es/das; schon.*

Die auf die **Frage 7** gegebenen Antworten werden tabellarisch präsentiert (Tabelle 3), wobei die Lernschwierigkeiten bei der Bildung von Substantiven, Verben und Adjektiven in getrennten Spalten aufgelistet werden:

In bezug auf die Bildung von NPen sind die Lernschwierigkeiten (**Frage 9**) um drei Problemkreise zu gruppieren:
a./ Schwierigkeiten, die mit der **Genuszuweisung** zusammenhängen;
b./ Probleme, die auf die Unsicherheit bei der **Verwendung von Präpositionen** zurückzuführen sind: Auswahl, Rektion, Doppeltrektion mit Funktionsunterschied (*über* + Akk./Dat.) und ohne Funktionsunterschied (*wegen* + Gen./Dat.), Homonymie, Gebrauch der kontrahierten Formen, Funktionen und Gebrauch des Präpositionalobjekts im allgemeinen;
c./ die Problematik der **Deklination von NPen,** (die sich übrigens als gravierend herausgestellt hat): Deklination nach Indefinit- und Possesivpronomen, Deklination von mehreren aufeinanderfolgenden Adjektiven, die „gemischte" und „schwache" Deklination, Flexion der „schwachen" Substantive, Deklination im Genitiv.
Die Angaben auf die **Fragen 8, 10 und 11**, die alle mit Lernschwierigkeiten bei der Satzbildung in Verbindung stehen, werden wiederum in einer Tabelle (Tabelle 4) zusammengefaßt:

Mit der **Frage 12** wurden Lernschwierigkeiten im Bereich der Aussprache und Orthographie erfragt. Die am öftesten genannten Antworten werden in Tabelle 5 dargestellt.

Für Lernschwierigkeiten im Bereich der Pragmatik (**Frage 13**) wurden die folgenden Beispiele gebracht:
a./ textsortenbezogen: **Schreiben von Briefen** (sowohl privat als auch offiziell); **Stellen eines schriftlichen Antrags;**
b./ situationsbezogen: das **Erteilen und Erfragen von Auskunft; Redewendungen für höflich-freundliche Gespräche** in formellen Situationen; knappe, **situations- und kontextadäquate Antworten.**

Frage 17

Die Auswertung der Antworten auf die Frage 17 hat — wie bereits erwähnt (siehe unter 3.1.) — zur Kontrolle der oben angeführten Daten gedient. Die

Tab. 4

Lernschwierigkeiten bei der Bildung von einfachen Sätzen	Lernschwierigkeiten bei der Bildung von zusammengesetzten Sätzen
Gliedfolge: Stellung des Subjekts; Folge der Ergänzungen und Angaben; Stellung des Negationswortes, des Reflexivpronomens und der Partikeln	Subordinierung
Prädikat: komplexes Prädikat; von der ung. abweichende Valenz des Hauptverbs	Gliedfolge: Stellung des Subjekts, des Relativpronomens, Folge der Teile des komplexen Prädikats
Kongruenz: zwischen Subjekt und finitem Verb im Falle der Diskrepanz zwischen Form und Sinn	Konjunktionen: falscher Gebrauch von *daß* (Typ: ..., *daß worüber*); Verwendung und Deklination der Relativpronomina
Rahmenkonstruktion: Gebrauch; Ausklammerung; Satznegation im Rahmen; Hervorhebung	Infinitivsätze: Infinitivsätze mit *zu*, Stellung von *zu*, wann ist ein Infinitivsatz mit *zu* fakultativ, wann obligatorisch; Gebrauch von Konstruktionen mit *um + zu*; Verwendung des Korrelat *-es*
Verwendung von Kopulaverben	Koordinierung
Genus verbi: Funktion und Gebrauch des Passivs; Agensanschluß mit *von* oder *durch*	Gliedfolge: markiert und unmarkiert
Modus: Funktionen des Konjunktivs; Gebrauch der „indirekten Rede"	Probleme mit der Wiederholung des Subjekts
Tempus: Funktionen und Gebrauch der Vergangenheitsformen Präteritum/Perfekt/Plusquamperfekt; Vorzeitigkeit, Nachzeitigkeit; Verwendung des Futur II	

Lernschwierigkeiten, die die Lehrenden selbst zu überwinden suchen, entsprechen im Grunde genommen denen ihrer Schüler, nur ist die Liste der Probleme natürlich kürzer: In der Mehrheit betreffen sie die **Präfixverben**, den **Konjunktiv** und das **Passiv**; den Gebrauch von **Modalverben**; die **Verbvalenz** und die **Deklination der NP**.

Wie wir schon des öfteren betont haben, konnten — aus Raumgründen — nicht alle, sondern nur die aus statistischer Sicht relevanten Daten dieser

Tab. 5

Lernschwierigkeiten im Bereich der Aussprache	Lernschwierigkeiten im Bereich der Orthographie
Wortakzent: bei Fremdwörtern bzw. Lehnwörtern; bei Präfixverben	Klein- und Großschreibung
Satzintonation: Intonation von Fragesätzen	Silbentrennung
Aussprache der Wortendungen: *-ig*; *-en*; *-er*; Fehlen der Reduktion	Rechtschreibung der Geminaten
Unterscheidung zwischen *ich*- und *ach*-Laut	Rechtschreibung der Diphthonge
Aussprache der Diphthonge	Rechtschreibung: *s/sch*; *z/s*; *ss/ß*; *v/w*; *f/v*; *e/ä*; *h/ch*
Realisierung des Dehnungs-*h*	Dehnungs-*h*

Ermittlung dargestellt werden. Für die Bestimmung der im GLD zu erklärenden Fragen fand aber fast jedes Phänomen, das nur in einem der Fragebögen erwähnt worden ist, Berücksichtigung.[12] Die Bestimmung der Stichwörterliste für das GLD beruht also nur zum Teil auf den erhobenen Daten dieser Befragung; sie basiert gleichermaßen auf den Ergebnissen der weiteren Untersuchungen aus der Vorbereitungsphase sowie auf der Auflistung der Probleme, die eine an der Abteilung für Didaktik des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität durchgeführte Fehleranalyse als Resultat ergeben hat.

Wollten wir zum Schluß eine kurze Analyse der hier angeführten Daten vorlegen, dann scheint die Hervorhebung von drei der möglichen Gründe für die Schwierigkeiten beim Lehren und Lernen von Fremdsprachen besonders wichtig. Wie aus den Angaben ersichtlich sein sollte, sind die Probleme größtenteils auf Interferenzerscheinungen in deutsch-ungarischer Relation zurückzuführen. Für dies könnten einerseits zahlreiche der Zweifelsfälle in bezug auf Wörter, Wortgruppen und Wortpaare — wie *müssen/können*, *bis/während/solange*, *an/auf*, *es/das* —, andererseits komplexere Themen — wie die Negationsproblematik, Schwierigkeiten mit den Vergangenheitsformen, Probleme in der Aussprache und Orthographie — als Beispiele herangezogen werden. Es lassen sich aber nicht alle Daten mit Hilfe des Phänomens der Interferenz erklären.

Eine weitere Quelle für sprachliche Schwierigkeiten stellt die dynamische Veränderung der deutschen Sprache dar, was beim Erlernen und Lehren einer Fremdsprache in gewisser Hinsicht noch mehr ins Gewicht fällt als dies für

die Kommunikation unter Muttersprachlern gilt. Da sich Sprecher des Deutschen, die keine Muttersprachler sind, bei Zweifelsfällen nicht oder nur in geringem Ausmaß auf ihr „deutsches" Sprachgefühl verlassen können, ist ihr Sprachverhalten oftmals als „rapsodisch" zu charakterisieren, d. h. sie kennen und akzeptieren im konkreten Einzelfall jeweils nur zwei Möglichkeiten: entweder sie halten eine Wahl für „richtig", und dann verwenden sie eine bestimmte sprachliche Form, oder sie bewerten sie als „falsch", und dann vermeiden sie die Verwendung der betreffenden Form im konkreten Fall sowie in jeder ähnlichen Situation. Infolgedessen bereiten Erscheinungen, die — entweder „noch nicht" oder „nicht mehr" — als regelgeleitet empfunden werden, ungarischen Lernenden der deutschen Sprache erhebliche Schwierigkeiten. Beispiele dafür wären die Unsicherheiten mit der Deklination im Genitiv, dem Gebrauch von Fugenelementen, der Wortstellung in Nebensätzen, der Verwendung der Rahmenkonstruktion, etc.

Schließlich sollten noch die Faktoren der Vermittlung von Fremdsprachen in Erwägung gezogen werden, die ebenfalls dazu beitragen können, daß die Aneignung mancher grammatischer Pensa zwar von den Lernern einer Fremdsprache viel Mühe verlangt, ihnen jedoch zu wenig Erfolg bringt. Dabei soll in erster Linie auf die angewandte Methode bei der Grammatikvermittlung im Deutschunterricht sowie auf die Darstellungsweise sprachlicher Erscheinungen in den Grammatiken verwiesen werden. Offensichtlich können derartige Unangemessenheiten, z. B. Lernschwierigkeiten bezüglich der Deklination der NP oder der Verwendung der Tempus- und Genusformen des Verbs wie auch bestimmten Fragen der Wortstellung, zugrundegelegt werden. Ein wichtiges Vorhaben des GLD ist es, eben diesen Problemen vorzubeugen, wie auch die Überwindung der oben dargestellten, durch Interferenzerscheinungen verursachten sowie aus der „elastischen Stabilität" der deutschen Sprache resultierenden Lernschwierigkeiten zu fördern.

4. Ausblick

Die empirischen Studien der Vorbereitungsphase sind bereits abgechlossen, die Liste der Stichwörter und die zu bearbeitenden Phänomene innerhalb der einzelnen Wortartikel sind zu 95% festgelegt worden. Die ungarische Terminologie zur Beschreibung der grammatischen Erscheinungen der deutschen Sprache ist ebenfalls zum Großteil fertig, aber wir stehen auch weiterhin für Vorschläge offen.

Mit der Erstellung der thematischen Artikel wurde im Herbst 1995 begonnen, voraussichtlich wird das Lexikon im Jahre 1998 fertiggestellt werden.

Die bisher durchgeführten Untersuchungen haben ergeben, daß es aus kontrastiver Sicht noch zahlreiche Phänomene der deutschen Sprache gibt, die bis jetzt entweder überhaupt nicht oder nicht ausführlich genug erforscht worden sind. Wir halten es für ein bedeutendes Anliegen unseres Projekts,

einige dieser Erscheinungen zu untersuchen bzw. Studenten, die eines dieser Phänomene zum Thema ihrer Diplom- oder Promotionsarbeit machen wollen, zur Forschung anzuregen.

Für Bemerkungen und Vorschläge jedes Interessierten sind wir sehr dankbar.

Anhang

Liste der in Tabelle 2 erwähnten Nachschlagewerke:

Deutschsprachige Grammatiken und Übungsbücher zur deutschen Grammatik:

Brenner, H. R. - Jentsch, H. R.: *Und was meinen Sie? Grammatik zum Üben*. Pécs 1991.

Dallmann, S. - Hessky R.: *Bausteine*. Budapest 1988.

Dreyer, H. - Scmitt, R.: *Lehr- und Übungsbuch der deutschen Grammatik*. Ismaning bei München 1985.

Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. (Hrsg. u. bearb. von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit P. Eisenberg, H. Gelhaus, H. Henne, H. Sitta u. H. Wellmann.) 5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim - Leipzig - Wien - Zürich 1995 (= DUDEN; Bd. 4).

Engel, U.: *Deutsche Grammatik*. 2., verbesserte Aufl. Heidelberg 1988.

Griesbach, H.: *Moderner deutscher Sprachgebrauch. Ein Lehrgang für Fortgeschrittene*. München 1966 (= Schulz - Griesbach: *Deutsche Sprachlehre für Ausländer*. Mittelstufe).

Helbig, G. - Buscha, J.: *Deutsche Grammatik: Ein Handbuch für den Fremdsprachenunterricht*. 13., durchges. Aufl. Berlin - München - Leipzig 1991a.

Helbig, G. - Buscha, J.: *Übungsgrammatik Deutsch*. 6., durchgesehene Aufl. Berlin - München - Leipzig 1991b.

Hentschel, E. - Weydt, H.: *Handbuch der deutschen Grammatik*. Berlin - New York 1990.

Juhász J.: *Richtiges Deutsch. 16 Gespräche über typische Fehler in der Umgangssprache für Ungarn*. Budapest 1984.

Kocsány P. - László S.: *Die Wortklassen des Deutschen. Eine praktische Darstellung mit Übungen für Fortgeschrittene*. Budapest 1991.

Ungarische Grammatiken und Übungsbücher zur deutschen Grammatik:

Bassola P. - Orosz M. - Polákovits S.: *Rendszerező német nyelvtan és gyakorlatok* (Deutsche Grammatik und Übungsbuch). Budapest 1991.

Fodorné B. E.: *Bewährungsprobe. Gyakorlatok középhaladóknak* (Übungen für die Mittelstufe). Budapest 1991.

Dr. Hámoriné Sz. É.: *Német nyelvtani gyakorlókönyv* (Übungsbuch zur deutschen Grammatik). Budapest 1991.

Karácsony L. - Dr. Tálasi Istvánné: *Német nyelvtan a középiskolák számára* (Deutsche Grammatik für die Mittelschulen). 11. Aufl. Budapest 1984.

Kiss P.: *Gyakorlati német nyelvtan* (Praktische deutsche Sprachlehre). Eger 1993.

László S. - Szanyi Gy.: *Magyar-német igei vonzatok* (Valenz von Verben in ungarisch-deutscher Relation). 4. Aufl. Budapest 1991.

Lőrincze Lajosné: *Német nyelvtan alapfokon* (Deutsche Grammatik für die Grundstufe). 3. Aufl. Budapest 1995.

Markó Ivánné: *Német ige, német mondat. Gyakorlókönyv haladók számára* (Deutsches Verb, deutscher Satz. Übungsbuch für Fortgeschrittene). Budapest 1972.

Markó Ivánné: *Der, die, das. A német nyelvtan gyakorlati útmutatója* (Praktischer Leitfaden zur deutschen Grammatik). Budapest 1992.

Szabó K.: *Wer? Was? Wo? Wie? Szófajok. Német leíró nyelvtan és nyelvtani gyakorlatok* (Wortarten. Deutsche beschreibende Grammatik mit Übungen). 3. Aufl. Budapest 1993a.

Szabó K.: *Was? Wann? Womit? Wozu? Mondattan* (Satzlehre) Budapest 1993b.

Anmerkungen

1. Weydt, Harald: *Über den Umgang mit Sprachmaterial in Grammatiken*. In: Ágel Vilmos – Brdar-Szabó Rita: *Grammatik und deutsche Grammatiken. Budapester Grammatiktagung 1993*. Tübingen 1995, S. 247-252. (= Linguistische Arbeiten; Bd. 330)
2. Helbig, Gerhard: *Grammatiken und ihre Benutzer*. In: Ágel Vilmos – Hessky Regina: *Offene Fragen — offene Antworten in der Sprachgermanistik*. (Lizenzausgabe für Ungarn mit Genehmigung des Max Niemeyer Verlag Tübingen). Budapest 1992, S. 135-151. (= Germanistische Linguistik; Bd. 128)
3. Juhász János: *Probleme der Interferenz*. Budapest – München 1970; Juhász János: *Richtiges Deutsch. 16 Gespräche über typische Fehler in der Umgangssprache für Ungarn*. 2. Aufl. Budapest 1984.
4. Es wurden unter anderen die folgenden Werke untersucht:

   Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. (bearb. von Dieter Berger u. Günther Drosdowski). 3., neu berarb u. erw. Aufl. Mannheim – Wien – Zürich 1985.
   Dückert, Joachim – Kempcke, Günter (Hrsg.): *Wörterbuch der Sprachschwierigkeiten*. Zweifelsfälle, Normen und Varianten im gegenwärtigen deutschen Sprachgebrauch. 2., durchges. Aufl. Leipzig 1986.
   Bussmann, Hadumod.: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart 1983.
5. Die Frage 17 dient als „Kontrolle" der vorangehenden Antworten (6-13. Frage) zum Zweck einer klaren Trennung zwischen Problemen, denen die/der Befragte als Lernende/r bzw. als Lehrende/r begegnet ist. Eigentlich sind nur diese Antworten als unmittelbare Äußerungen über Schwierigkeiten, mit denen ein Lerner des Deutschen mit ungarischer Muttersprache während des Lernvorgangs konfrontiert werden kann, zu bewerten. Alle weiteren Aussagen betreffs der Fragen 6-13. beziehen sich nur mittelbar — durch die Reflexionen der/des Lehrenden — auf die Lernschwierigkeiten ungarischer Lerner der deutschen Sprache. Bei diesen Antworten können die Probleme des Lehrens von denen des Erlernens des Deutschen nicht immer präzise auseinandergehalten werden, was uns aber im Hinblick auf die Zielsetzung der Untersuchung nicht relevant erschien. Die Auswertung der Antworten auf die Frage 17 wird folglich mit denen der oben erwähnten Fragen (6-13.) gemeinsam unter 3.3. geschehen.
6. Daß die Gesamtzahl nicht die Zahl der ausgewerteten Fragebögen, also 138, sondern wesentlich mehr ergeben hat, kann damit erklärt werden, daß die/der Antwortende nicht unbedingt in einer einzigen Altersstufe Unterricht erteilt. Dies hat 69 der Befragten betroffen, von denen 13 Lehrende — fast 10 % — mindestens in drei Altersklassen Deutsch unterrichten.
7. Die hohe Zahl der Antwortenden, die nicht länger als 5 Jahre in der Unterrichtspraxis tätig sind, ist teils auf den verhältnismäßig großen Anteil von Studenten bei dieser Befragung zurückzuführen, teils aber — mindestens dem Anschein nach — mit der größeren Bereitschaft jüngerer Lehrender zur Teilnahme an Umfragen zu erklären.
8. Die erste Ziffer gibt jeweils die Zahl der Angaben in bezug auf die Frage 4, die zweite Ziffer die Gesamtzahl der Antworten auf die Frage 5 an.
9. Dafür, daß so viele Lehrende im Fach DaF das staatliche Lehrwerk bevorzugen, ist der Grund größtenteils finanzieller Natur: Wenn man für Lehrwerke in allen Fächern — außer der an Gymnasien allgemein obligatorisch zu lernenden 2 modernen Fremdsprachen — pro Gymnasialschüler per Jahr im Schnitt etwa 5000 Ft rechnet, dann erscheinen die Preise der Lehrwerke für die 2 Fremdsprachen insgesamt, die nicht selten, vor allem, wenn sie nicht in Ungarn herausgegeben worden sind, über 4000 Ft betragen, recht teuer. Kein einziger Lehrer in Ungarn ist heute imstande, dies außer acht zu lassen und sich nicht zu überlegen, ob die hohen Preise der betreffenden Lehrwerke dem von ihnen „qualitätsmäßig" Angebotenen entsprechen.
10. Da es den Rahmen der vorliegenden Darstellung völlig sprengen würde, kann an dieser Stelle auf Fragen der Zusammenhänge zwischen der Quantität und Qualität der angegebenen Nachschlagewerke und den demographischen Daten nicht eingegangen werden. Es sei jetzt nur so viel angemerkt, daß sich zwischen der Qualifiziertheit der/des Befragten und ihrer/seiner Kenntnisse betreffs des Angebots an Lehrmaterialen für DaF unverkennbar Korrelationen nachweisen lassen. Ebenfalls korreliert der Grad der Qualifikation der Antwortenden damit, ob sie sich mit Hilfe derselben Handbücher auf die Deutschstunden vorbereiten, die sie auch ihren Schülern zum Üben empfehlen oder aber ob sie zwischen den selbstbenutzten und den empfohlenen Werken differenzieren.
11. Eine Darstellung der Antworten auf die Fragen 15 und 16 haben wir aus zwei Gründen ausgeklammert: einerseits, weil wir auf diese Fragen verhältnismäßig wenig Antworten erhalten haben, andererseits, weil die Auflistung der einzelnen Vorschläge der Befragten auf die Aufmerksamkeit nur eines sehr engen Kreises der Leserschaft dieses Jahrbuchs rechnen könnte.
13. Unter diese Erscheinungen fallen solche wie z. B. die Verbzweit-Stellung nach der Konjunktion *weil*, Probleme mit dem Skopus von *nicht* und *auch*, der Verwendung der Diminutivmorpheme *-chen/-lein*, etc.

Claudia Polzin (Bonn)

Sprachtypologie und Sprachvergleich

Kontrastive Untersuchungen zur deutschen und ungarischen Wortbildung

0. Vorbemerkungen

Die Wurzeln sprachtypologischen Denkens werden vielfach in Verbindung zur historisch-komparativen Tradition gesetzt, deren Methode lange Zeit die Entwicklung der Sprachwissenschaft geprägt hat und die sich auch in der besonders im 19. Jahrhundert populären genealogischen Klassifikation von Sprachen niederschlägt.[1] Der morphologisch orientierte, synchron ausgerichtete Zweig der Sprachtypologie entwickelte sich dann jedoch (HAARMANN 1976:10)[2] neben der historischen Sprachbetrachtung; aus dem gemeinsamen Ursprung sind also zwei unterschiedliche Richtungen entstanden. Auch die Kontrastive Grammatik bzw. Kontrastive Linguistik kann, grob gesehen, in diese Entwicklungslinie eingereiht werden (REIN 1983:3-11; vgl. unten Kapitel 3).[3] Das Hauptanliegen der Sprachtypologen des 19. Jahrhunderts lag allerdings ohne Zweifel in der Klassifikation, und auch später galt die Aufmerksamkeit eher der Charakterisierung, der Einordnung oder aber der Entwicklung von Sprachen;[4] der Sprachvergleich taucht lediglich implizit in diesen Ansätzen auf. Gleichwohl werden sprachtypologische Gesichtspunkte häufig bei Vergleichen zwischen Sprachen(paaren) herangezogen.

1. Zur Diskussion über Sprachtypologie: Positionen

Typologische Fragestellungen begegnen uns in der Sprachwissenschaft mindestens ab Beginn des 19. Jahrhunderts mit den Arbeiten Friedrich von Schlegels (1808) und seines Bruders August Wilhelm (1818).[5] Während ersterer in seiner Klassifikation noch zwei Typen postulierte (1808:45), ging sein Bruder von einer dreigliedrigen Einteilung aus und unterschied neben Sprachen ohne jegliche grammatikalische Struktur affigierende und flektierende Sprachen (1818 = 1971:14f.). Diese letzte Klasse beinhaltete A. W. v. Schlegel zufolge die synthetischen und die aus deren Zerfall entstandenen analytischen Sprachen (1818 = 1971:16f.).

Die Zahl der Typen erweiterte sich bei Wilhelm von Humboldt[6] auf vier und umfaßte neben der „Isolirung [sic] der Wörter, Flexion und Agglutination“ (1835:109) die „Einverleibung“ (ebd.: 146). Die Agglutination charakterisierte er als eine intendierte, aber ungenügende Flexion, als im

Unterschied zur organischen Entwicklung der flektierenden Sprachen eher mechanisches Aneinanderreihen von Affixen. Die grammatische Struktur agglutinierender Sprachen erschien ihm in dieser Perspektive entsprechend als defizitär (1825/26 = 1906:283; 1835 = 1907:117-119).

Hier offenbaren sich zwei zentrale Merkmale der frühen Sprachtypologie: In ihrem frühen Stadium beinhaltete sie neben dem Ziel der Klassifikation von Sprachen nach ihrem grammatischen Bau ohne Rückgriff auf historisch-genetische Zusammenhänge stets eine Wertung.[7] Deutlich geworden sein dürfte auch, daß sprachtypologische Klassen zunächst mit Klassen von realen Sprachen gleichgesetzt wurden: Sprachen wurden als Ganzes einzelnen Typen zugeordnet, und auf dieser Grundlage erfolgte die Sprachbeschreibung.

Entscheidende Impulse bei der Durchsetzung eines differenzierteren Begriffs des Sprachtyps kamen zweifellos aus der strukturalistischen Schule.[8] Nachdem Jakobson bereits 1929 die gegenseitigen Beziehungen zwischen sprachlichen Phänomenen als Untersuchungsobjekt postuliert hatte,[9] scheint die Ablösung vom starren Typenbegriff endgültig bei Skalička vollzogen, der von einer Möglichkeitsrelation zwischen zwei sprachlichen Erscheinungen ausging, indem er annahm, daß bei der Existenz eines bestimmten Phänomens in einer Sprache die Wahrscheinlichkeit des Auftretens bestimmter anderer Phänomene größer ist als bei seiner Nichtexistenz. Auf der damit möglichen empirischen Beobachtbarkeit von Gruppen häufig miteinander auftretender sprachlicher Phänomene basiert auch Skaličkas Definition des Sprachtyps als „eines Bündels von aufeinander abgestimmten Erscheinungen" (1966 = 1979:335).[10] Hier wird der Sprachtyp also als ein in der Realität nicht in reinem Zustand existierendes Extrem begriffen, dem sich die Sprachen in unterschiedlichem Maß nähern; die Möglichkeit eines Nebeneinanders von Elementen mehrerer Typen in einer Sprache wird explizit anerkannt. Dieser Begriff deckt sich im übrigen mit der von Coseriu in seiner Einteilung der sprachlichen Gliederungsebenen vertretenen Auffassung.[11]

Im Laufe ihrer Entwicklung hat die Sprachtypologie ein Begriffsinventar auf- und ausgebaut, das ihr als Arbeitsinstrument dient — ein Prozeß, der jede wissenschaftliche (Teil-)Disziplin begleitet. Auffallend an der sprachtypologischen Terminologie (und auch Gegenstand vieler kritischer Arbeiten) ist jedoch, neben der relativen Unbestimmtheit der Begriffe (z. B. Ineichen 1979:55-57), ihr unterschiedlicher Sinngehalt in verschiedenen Ansätzen. So stellen etwa bei A. W. v. Schlegel die analytischen Sprachen eine Subkategorie der flektierenden dar (1818 = 1971:16f.), während in neueren Arbeiten (z. B. Sgall 1971; 1979) der Begriff analytisch häufig synonym mit isolierend gebraucht wird. Hinzu kommt, wie Vennemann in seinen Überlegungen zu den Begriffen isolierend, agglutinierend, flektierend, synthethisch und analytisch[12] bemerkt, daß diese Begriffe, „deren Beliebtheit wohl nur ihrer begrifflichen Instabilität zuzuschreiben ist" (1979:328), sich auf verschiedene Ebenen des Sprachbaus beziehen und auch insofern verschwommene Konturen

haben.[13] Bei der traditionellen Gegenüberstellung analytisch versus synthetisch ist die Problematik etwas anders gelagert; die Agglutination wird zwar, so scheint es, durchweg als Affigierung verstanden, doch scheiden sich die Meinungen häufig an der Frage, ob ein Element als Affix oder selbständiges (Hilfs-)Wort zu klassifizieren ist. In diesem Zusammenhang gibt Sgall zu bedenken, daß zwischen dem neufranzösischen, gewöhnlich als analytisch betrachteten *je te le donne* und dem italienischen *damelo*[14] kein nennenswerter Unterschied besteht, „wenn die orthographische Konvention nicht überschätzt wird" (1979:14). Ein ähnlicher Standpunkt ist auch in Tesnières These erkennbar, allein die französische Orthographie sei analytisch, das Sprachbewußtsein aber habe, wie auch schon die Aussprache solcher Einheiten zeige, hier eindeutig eine synthetisierende Tendenz.[15]

Aus den obigen Ausführungen geht deutlich die mit den sprachtypologischen Hauptbegriffen verbundene Problematik hervor. Hier zeigt sich auch, wo mögliche Schwierigkeiten auftreten können, wenn sprachtypologische Aussagen unreflektiert zu Zwecken des Sprachvergleichs herangezogen werden — wobei die traditionellen Typen, werden sie als „Etiketten" betrachtet (Ineichen 1979:55), durchaus eine sinnvolle Funktion haben können: einzelne reale Sprachen kommen jeweils einem bestimmten Typ besonders nahe, wobei systematisch-strukturelle Kriterien herangezogen werden (vgl. auch Sgall 1971:81).

Neben der Diskussion um die unbestimmten bzw. unscharfen Begriffe scheint auch eine andere Problematik weniger berücksichtigt worden zu sein: Was für eine Rolle spielen die Gliederungsebenen einer Sprache, d. h. neben der System- besonders die Normebene (Coseriu 1988; 1979), im Zusammenhang mit sprachtypologischen und sprachvergleichenden Fragestellungen?

2. Das Ungarische in typologischer Sicht

Über die Zuordnung des Ungarischen zu den synthetischen bzw. agglutinierenden Sprachen herrscht weitgehende Übereinstimmung.[16] Die finnisch-ugrischen Sprachen galten lange Zeit hindurch als der „Prototyp des agglutinierenden Typus",[17] und in der Tat lassen sich bei einem konkreten Bezug der von Skalička zusammengestellten Merkmalslisten (1965 = 1979:259) auf die ungarische Sprache schnell viele Phänomene finden, die auf den agglutinierenden Charakter des Ungarischen verweisen, etwa die große Zahl der Affixe, Kasusendungen, adverbielle und possessive Endungen, Vokalharmonie, Zahlwort mit Singular, um nur einige zu nennen. Eine Deklination im eigentlichen Sinne existiert nicht; die grammatischen Verhältnisse werden mit Hilfe von bestimmten Affixen ausgedrückt.[18]

Im Bereich der Wortbildung ist dementsprechend zwischen verschiedenen Arten von Wortbildungsmitteln zu differenzieren. Neben dem „képző" („Ableitungs- oder Wortbildungssuffix"),[19] das direkt nach dem Wortstamm steht und immer dessen Bedeutung, teilweise auch die Wortart ändert, gibt es das

„jel" („Grundsuffix" oder „Flexionszeichen"), das keine neuen Bedeutungseinheiten schafft, sondern nur den Begriffsinhalt modifiziert und auch auf die syntaktische Rolle zumeist keinen Einfluß hat und schließlich das „rag" („Kasussuffix"), dessen Funktion in der Markierung der syntaktischen Beziehungen des jeweiligen Wortes besteht (z. B. die Personalendungen oder das Inessivsuffix *-ban/-ben*). Damit sind, wie Szabó bemerkt,[20] genaugenommen zwei Arten der Wortbildung zu unterscheiden, nämlich die „lexikológiai képzés", bei der tatsächlich neue Bedeutungseinheiten entstehen, und die „grammatikai képzés", bei der lediglich Modifizierungen grammatischer Art vorgenommen werden.

Ohne hier die verschiedenen Wortbildungsmittel und -prozesse näher erörtern zu können, kann doch von dem synthetischen Charakter des Ungarischen auch im Bereich der Wortbildung ausgegangen werden (vgl. Bárczi 1966²:386f.). Vor diesem Hintergrund ist auch die Feststellung von Tompa zu sehen, der „aus der Vielfalt der Suffigierung" schließt, „[...] daß die ung. Ausdrucksmittel zumeist **kürzer** und **bündiger** sind als die des Dt."[21] Ähnliches meint zweifellos auch Fábián, wenn er schreibt: „Az indoeurópai nyelveknek több szóból álló szerkezeteit mi gyakran egyetlen szóval tudjuk kifejezni."[22]

Diesen Aussagen, besonders der von Tompa, der sich explizit auf das Deutsche als Vergleichssprache bezieht, soll im weiteren anhand eines ausgewählten Bereichs aus der Wortbildung in kontrastiver Perspektive nachgegangen werden, wobei zunächst das Deutsche als Ausgangs- und das Ungarische als Zielsprache betrachtet wird. Dabei wollen wir die Frage nach der Rolle der Gliederungsebenen — insbesondere der Norm — beim Sprachvergleich wieder aufgreifen.

3. Sprachvergleich in der Kontrastiven Linguistik

Der Begriff der Norm wurde von Coseriu ausgehend von der Feststellung entwickelt, daß sich in der Saussureschen Dichotomie von *langue* und *parole* genaugenommen zwei Arten von *langue* verbergen, und zwar zum einen *langue* als „normales System", zum anderen als „funktionales System" (1979³:50). Dem trägt Coserius Begriff der Norm Rechnung, die er zwischen der (abstrakten) Ebene des Systems und der (konkreten) Ebene der Rede als ebenfalls abstrakte Instanz ansetzt. Dabei umfaßt das System alle in einer Sprache funktionierenden Oppositionen; es stellt die Summe aller nur denkbaren Möglichkeiten dar, in einer gegebenen Sprache gemäß der Kombinationsregeln eine Äußerung zu realisieren. Die Norm hingegen begrenzt die theoretisch vom System her gegebenen Möglichkeiten und setzt Realisierungsgrenzen; diese sind jedoch wandelbar und entstehen durch Konventionen innerhalb der jeweiligen Sprechergemeinschaft (Coseriu 1979³:56). Auf Normebene ist also das in einer Einzelsprache als traditionell, allgemein üblich Angesehene (Fixierte) anzusiedeln.

Die Kontrastive Linguistik auf ihrem heutigen Entwicklungsstand[23] beschäftigt sich mit dem Sprachvergleich im Hinblick auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Sprachen(paaren) unter Miteinbeziehung der sprachlichen Gliederungsebenen. Sie wird von der Einsicht geleitet, daß, wenn die Kontrastierung sich lediglich auf das Sprachsystem bezieht, die sprachliche Realität verzerrt erfaßt wird, da so unter Umständen völlig gebräuchliche Formen neben vom System her zwar möglichen, aber tatsächlich vollkommen ungebräuchlichen stehen. Werden die sprachlichen Gliederungsebenen, insbesondere die jede Kommunikation steuernde Normebene ignoriert, kann dem Sprachvergleich, der sich dem Lager der angewandten Sprachwissenschaft zurechnet, nur begrenzte Aussagekraft zukommen, weil so mögliche Restriktionen und Fixierungen, denen das Sprachsystem unterliegt, unerkannt bleiben. Eine kontrastiv-linguistische Untersuchung hingegen, die diesen Prinzipien Rechnung trägt, kann einen Einblick in die Struktur **und** das Funktionieren unterschiedlicher Sprachen liefern und damit einen entscheidenden Beitrag beim Sprachvergleich leisten.[24]

4. Ein Beispiel aus der Wortbildung: Kontrastive Untersuchungen deutsch — ungarisch

In der deutschen Gegenwartssprache ist in den letzten Jahren eine sehr ausgeprägte Tendenz zur Wortbildung mit adjektivischen Zweitgliedern zu beobachten, die sich auch in einer intensiven Diskussion in der Literatur niederschlägt.[25] Besonders beim Adjektiv besteht ganz offensichtlich ein deutlich erkennbares Streben zur Erweiterung des Derivationssystems durch Elemente wie etwa *-fähig*, *-freundlich* u.ä., die einen stark reihenbildenden Charakter aufweisen.[26] Es soll hier nicht auf die für die vorliegende Fragestellung marginale Diskussion um den Status dieser adjektivischen Zweitkonstituenten eingegangen werden; ob es sich hier um Suffixoide, Kompositionselemente oder Suffixe handelt, ist für den auf Äquivalenz ausgerichteten Sprachen(paar)vergleich ebenso zweitrangig wie die Einordnung der entsprechenden Wortbildungen. Die Begriffe Suffixoidbildungen bzw. Suffixoid, mit denen hier auf diese Bildungen bzw. ihre Konstituenten referiert wird, sollen daher lediglich auf den im Vergleich zu traditionellen Suffixen besonderen Charakter dieser Elemente hinweisen.

Wichtiger sind dagegen Überlegungen zu Eigenschaften und Leistungen von Suffixoidbildungen. Hier springt schnell ihr im Vergleich mit der entsprechenden syntaktisch bzw. syntagmatisch expliziten Konstruktion starker Verdichtungsgrad ins Auge. Komplexe Zusammenhänge werden hier zu formal einheitlichen, syntaktisch einfachen und vielseitigen Ausdrücken verdichtet; die im Kommunikationsprozeß vermittelte Informationsmenge wird so gesteigert, ihre Vermittlung beschleunigt. Es erstaunt daher nicht, daß die publizitäre Sprache ein beliebter Anwendungsbereich dieser ausdrucksstarken

und zugleich einfach handhabbaren Bildungen darstellt (vgl. die Listen in WILSS 1986:137-151), aber auch in der Literatursprache hinterläßt die Komprimierungstendenz ihre Spuren.

Als kleiner Ausschnitt aus dem beschriebenen Paradigma dürfen die sog. „eingeformten Modalitätsprädikationen" (KÜHNHOLD et al. 1978:456ff.) gelten, Wortbildungen, die sich in eine Paraphrase mit passivisch-modaler Aussage transformieren lassen. Klassifiziert nach ihren unterschiedlichen semantischen Merkmalen, begegnen hier vor allem die Suffixoide *-fähig*, *-fest*, *-freundlich* (Ausdruck der Eignung, Tauglichkeit; z. B. *lager-*, *variations-*, *transportfähig*), *-fertig*, *-bereit*, *-reif* (Ausdruck temporaler Merkmale; z. B. *versand-*, *tischfertig*; *aufführungsreif*), *-wert*, *-würdig*, *-bedürftig* (Ausdruck der Wertung, Empfehlung oder Erwartung; z. B. *revisionsbedürftig*; *verachtenswert*) sowie *-pflichtig* (Ausdruck der Obligation; z. B. *registrierpflichtig*).

Als ungarische Äquivalente zur Wiedergabe solcher Bildungen kommen zunächst die Suffixe *-ható/-hető* und *-andó/-endő* in Frage, wobei ersteres hinsichtlich der Modalität das Spektrum der Möglichkeit, letzteres das der Notwendigkeit abdeckt.[27] Zwischen den beiden Suffixen besteht jedoch ein funktionaler Unterschied; während ersteres äußerst produktiv und nicht an ein bestimmtes sprachliches Register gebunden ist, kann bei letzterem nur von einer eingeschränkten Produktivität gesprochen werden, zudem besitzt es eine stilistische Markierung: im heutigen Ungarisch ist es lediglich in sprachlichen Teilbereichen, insbesondere in Verträgen und Abhandlungen, der Amts- und Verwaltungssprache und einigen Fachsprachen verbreitet. Neben diesen Suffixen besteht eine weitere Möglichkeit des Modalitätsausdrucks in Syntagmen aus unpersönlichen verbalen (z. B. *kell*; *lehet*) oder adjektivischen (z. B. *szabad*; *érdemes*) Prädikaten in Verbindung mit dem Infinitiv. Durch die Verbindung mit Modalbestimmungen (z. B. *jól*; *azonnal*) können, wie auch bei den suffigierten Bildungen, inhaltliche Nuancen ausgedrückt werden. Die letztgenannten Syntagmen sind allerdings nicht mehr der Wortbildung im eigentlichen Sinn zuzurechnen. Was den Ausdruck von Passivität angeht — wir suchten nach systematischen Entsprechungen deutscher modal-passivischer Wortbildungen — so erweist sich, daß das Suffix der passiven Verben *-atik/-etik* in der heutigen ungarischen Alltags- und Literatursprache, bis auf einige Ausnahmen in festgefügten Wendungen (z. B. *kéretik*; *mondatik*), vollkommen ungebräuchlich ist. In Texten kann die fehlende Passivform teilweise mit Hilfe des reflexiven Suffixes *-ódik/-ődik*, das in einigen Fällen auch passive Bedeutung annehmen kann,[28] ersetzt werden, und besonders in neuerer Zeit werden weitschweifige, umschreibende Formen mit *nyer* oder *kerül* immer häufiger,[29] doch wird gerade in der Alltags- und Umgangssprache auch oft auf eine passive Form verzichtet und eine aktive Formulierung mit unbestimmtem Subjekt gewählt (also z. B. statt *megtiltatott*: *megtiltották*).

Werden die bis jetzt zusammengetragenen Erkenntnisse in einer textuellen Untersuchung überprüft (vgl. oben Kapitel 3) zeigen sich eindeutige Ergebnisse:[30] die suffigierten Formen auf *-ható/-hető* und *-andó/-endő* stellen hier den weitaus geringeren Anteil der Übersetzungslösungen, während Adjektivalphrasen in unterschiedlicher Ausprägung dagegen häufig ermittelt wurden. Auch verbale Äquivalente (Verbalphrasen wie *említést nem érdemelt*, BRA-U: 281,[31] nichts Erwähnenswertes, BRA-D: 250, und verbale Fügungen aus Hilfsverb und Verb wie *bámulni kellett*, S-U: 150, staunenswert , S-D: 142) sind mit einer größeren Anzahl von Belegen im Korpus vertreten als suffigierte Formen.

Eine nähere Betrachtung der Adjektivalphrasen ergibt, daß hier im Ungarischen eine ähnliche Reihenbildung wie im Deutschen besteht, in der die Elemente *érdemes* und *méltó* eine zentrale Rolle spielen. Besonders ersteres scheint äußerst vielseitig einsetzbar zu sein; es taucht sowohl in Fügungen aus Substantiv + Adjektiv auf, wie etwa

közlésre érdemes (U-U: 14): *mitteilenswert* (U-D: 16),
díjra érdemes (R-U: 209): *preiswürdig* (R-D: 195),
megóvásra érdemes (R-U: 263f.): *schonungswürdig* (R-D: 245),
fölolvasásra érdemes (BRA-U: 308): *vortragenswert* (BRA-D: 274)

kann aber ebenso mit dem Infinitiv verbunden werden, z. B.

érdemes élni (U-U: 259): *lebenswert* (U-D: 250),
érdemes meghallgatni (BRA-U: 89): *hörenswert* (BRA-D: 82),
érdemes meggondolni (R-U: 357): *bedenkenswert* (R-D: 332);

es findet sich schließlich sowohl in Verbalphrasen, z. B.

nem érte meg a közlést (S-U: 201): *nicht mitteilenswert* (S-D: 187)

als auch in partizipialen Ausdrücken wie

támogatást érdemlő (U-U: 103): *förderungswürdig* (U-D: 108),
említést érdemlő (U-U: 56): *erwähnenswert* (U-D: 58),
a megőrzést érdemlő értékek (R-U: 262f.): *das Bewahrenswerte* (R-D:244).

Das adjektivische *méltó* erscheint dagegen nur in Verbindung mit Substantiven, beispielsweise:

díjra méltó (R-U: 204): *preiswürdig* (R-D: 191),
irigylésre méltó (BRA-U: 305; SCH-U: 50): *beneidenswert* (BRA-D: 262; SCH-D: 45f.)
megvetésre méltó (JL-U: 65): *verachtenswert* (JL-D: 85).

Sollen andere semantische Varianten ausgedrückt werden, wird einfach das entsprechende Adjektiv ausgetauscht, wie etwa

vígasztalásra kész (BUH-U: 81): *trostbereit* (BUH-D:90),

golfpályának igen alkalmas (U-U: 259f.): *golfgünstig* (U-D: 269),
szerződésre érett (BRA-U: 116f.): *auftragsreif* (BRA-D: 109)

zeigen.

Alles in allem verdeutlicht diese textuelle Untersuchung, daß eine der deutschen Reihenbildung mit adjektivischen Zweitkonstituenten vergleichbare Regelmäßigkeit auch im Ungarischen existiert, die allerdings auf analytischem Wege sprachlich umgesetzt wird. Hier zeigt sich also infolge der komprimierenden Tendenz im Deutschen, der eine analytische Umsetzung im Ungarischen gegenübersteht, ein neuer Aspekt beim Vergleich der beiden Sprachen, der, hätte sich die Untersuchung allein auf die Systeme beider Sprachen beschränkt, unberücksichtigt geblieben wäre.[32]

5. Schluß

Es darf also festgehalten werden, daß die typologische Bestimmung synthetisch versus analytisch beim Sprachvergleich und vor allem bei Fragestellungen, die die Sprachverwendung bzw. die Kommunikation betreffen, nur eine begrenzte Aussagekraft besitzt. Die diebezügliche Aussage von Tauli scheint damit nichts von ihrer Geltung verloren zu haben:

> First and foremost, the relativity of the concepts of analysis and synthesis is to be taken into consideration. [...] In discussing the types of morphological expressions the concepts of analysis and synthesis cannot, however, be dispensed with.[33]

So kann Haarmann, wenn er über das Verhältnis zwischen Sprachtypologie und Kontrastiver Linguistik die Auffassung vertritt, der Unterschied bestehe in einer je eigenen Schwerpunktbildung dergestalt, daß erstere sich mehr mit den Übereinstimmungen sprachlicher Strukturen, letztere dagegen mehr mit den Kontrasten befasse (1976:20f.), hinzugefügt werden, daß ein weiterer entscheidender Unterschied in der divergierenden Einstellung zur Normebene liegt. Der Sprachvergleich, der neben allgemeinen Aussagen über sprachliche Strukturen auch an kommunikativ-pragmatischen Fragestellungen interessiert ist, wird jedoch sowohl (übereinzelsprachliche) Klassifizierungen mit Hilfe der traditionellen typologischen Kategorien als auch Kenntnisse über die einzelsprachlichen Gliederungsebenen sinnvoll zu nutzen wissen.

Anmerkungen

1. So z. B. Ramat, P.: *Linguistic Typology*, Berlin 1987, S. 191; zur genealogischen Klassifikation vgl. auch Müller, B.: *Die typologische Klassifikation der romanischen Sprachen. Methode und Entwurf*, in: Bausch, K.-R. - Gauger, H.-M. (Hrsg.): *Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung. Festschrift zum 60. Geburtstag von M. Wandruszka*, Tübingen 1971, S. 242-253.
2. Haarmann, H.: *Grundzüge der Sprachtypologie. Methodik, Empirie und Systematik der Sprachen Europas*, Stuttgart u. a. 1976.

3. Vgl. Rein, K.: *Einführung in die Kontrastive Linguistik*, Darmstadt 1983.
4. Für eine Übersicht über die verschiedenen Auffassungen in der Typologie vgl. Skalička, V.: *Über den gegenwärtigen Stand der Typologie* (1958). In: Skalička, V.: *Typologische Studien*, (Hrsg. von Hartmann, P., Braunschweig - Wiesbaden 1979, S. 312-328, bes. S. 316ff.
5. Schlegel, F. von: *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde*, Heidelberg 1808; Schlegel, A. W. von: *Observations sur la langue et la littérature provençales*, Paris 1818 (Neudruck Tübingen 1971).
6. Vgl. bes. Humboldt, W. v.: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes* (1835). In: *Gesammelte Werke*, hrsg. von Leitzmann, A., Bd.7/I, Berlin 1907, S. 1-344; vgl. auch *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier* (1825/26, in ebd. Bd. 5, Berlin 1906, S. 254-308).
7. Vgl. neben Humboldt etwa die Schlegelsche Einschätzung der flektierenden Sprachen als „langues les plus cultivées" (1818 = 1971: 86); ebenso Schleichers Theorie vom Verfall der Sprachen, nachdem sie den flektierenden Idealzustand erreicht haben (Schleicher, A.: *Compendium der Vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen*, Bd.1, Weimar 1862, S. 3).
8. Einen kurzen Überblick über die einzelnen Etappen dieser Entwicklung geben z. B. Sgall, P.: *On the Notion „Type of Language"*. In: *Travaux linguistiques de Prague* 4, 1971, S. 75-87 (S. 76-79) u. Skalička, V.: *Über den gegenwärtigen Stand der Typologie* (1958). In: Skalička V. 1979, S. 312-328. Bereits bei H. Schuchardt ist eine Weiterentwicklung des Klassifikationsgedankens erkennbar, wenn er in seinem Werk „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten" schreibt: „Ein rein mechanisches Abwägen aller verschiedenen Merkmale ist im einzelnen unausführbar, unstatthaft überdies deswegen weil [sic] ja der Wert dieser Merkmale nicht gleich ist" (zit. nach: Schuchardt-Brevier, Hugo: *Ein Vademekum der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Festgabe zum 80. Geburtstag des Meisters, zusammengestellt und eingleitet von Leo Spitzer, Halle/Saale 1922:165.).
9. Vgl. Jakobson, R.: *Remarques sur l'évolution phonologique du russe*. In: *Travaux du cercle linguistique de Prague* 2, 1929, u. Jakobson, R.: *Les études typologiques et leur contribution à la linguistique historique comparée*. In: *Essais de linguistique générale*, Paris 1963.
10. Skalička, V.: *Ein „typologisches Konstrukt"* (1966) In: Skalička, V. 1979, S. 335-341.
11. Vgl. Coseriu, E.: *System, Norm und Typus*. In: Coseriu, E.: *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*, Tübingen 1988, S. 293-302 u. Coseriu, E.: *System, Norm und Rede*. In: *Sprache. Strukturen und Funktionen*. Zwölf Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft, hrsg. von Petersen, U., Tübingen 1979, S. 45-59.
12. Vgl. Vennemann, T.: *Isolation — Agglutination — Flexion? Zur Stimmigkeit typologischer Parameter*, in: Heinz, S. - Wandruszka, U. (Hrsg.): *Fakten und Theorien. Beiträge zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft*. Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag, Tübingen 1982, S. 327-334.
13. Vgl. auch Sapir, der in seiner gestaffelten Typologie auf drei Ebenen Unterscheidungen trifft (Sapir, E.: *Language. An Introduction to the Study of Speech*, New York 1921), was zu einem relativ feinstufigen System führt, in dem den Begriffen ebenfalls ein anderer Inhalt zukommt.
14. Ähnliches gilt natürlich auch für den spanischen Imperativ; z. B. *cómpremelo*: 'kaufen Sie es mir'.
15. Vgl. Tesnière, L.: *Synthétisme et analytisme*. In: *Charisteria Guilelmo Mathesio oblata*, Pragae 1932, S. 62-64.
16. Vgl. neben den bereits aufgeführten Werken auch Szathmári I.: *La langue hongroise*, in: *Handbuch der Orientalistik, Achte Abteilung*, hrsg. von Sinor, D., vol.1: *The Uralic Languages*, Leiden u.a. 1988, S. 197-216 (S. 202); Lotz J.: *Das ungarische Sprachsystem*, Bloomington 1988 (Nachdr. der ersten Ausg. 1939), S. 29 u. Bárczi G.: *A magyar nyelv életrajza*, 2. kiadás, Budapest 1966, S. 386f.

17. Vgl. Skalička, V.: *Über die Typologie der finnisch-ugrischen Sprachen* (1965). In: Skalička V. 1979, S. 258-262 (258).
18. Hier sind schwankende Bezeichnungs (Interpretations-?)weisen feststellbar. So spricht etwa Szathmári von 28 Kasus im heutigen Ungarisch (1988: 203-209), Tompa (1961) dagegen verzichtet ganz auf diesen Begriff (Tompa J.: *A mai magyar nyelv rendszere*, Bd.1: *Bevezetés, hangtan, szótan*, Budapest 1961).
19. Den folgenden Ausführungen liegt besonders die Arbeit von Balázs G.: *Érettségi témakörök, tételek. Magyar nyelv*, Budapest 1994, S. 43f. zugrunde. Die dt. Begriffe stammen von Tompa J.: *Ungarische Grammatik*, The Hague - Paris 1968 u. Lotz 1988 (1939).
20. Szabó Z.: *A képzők leíró vizsgálatának néhány lehetőségéről*. In: *Nyelv- és irodalomtudományi közlemények* 11, Kolozsvár 1967. S. 9.
21. Tompa J.: *Kleine ungarische Grammatik*, Budapest 1985, S. 51 (Hervorhebg. u. Abkürzg. im Orig.).
22. In: Deme L. - Köves B. (Hrsg.): *Magyar nyelvhelyesség*, 2. Aufl. Budapest 1961 [1957[1]], S. 136.
23. Einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Kontrastiven Linguistik von einer ausschließlich *langue*-orientierten Disziplin zu einer Mitberücksichtigung der *parole* gibt Schmitt, Ch.: *Übersetzen und Kontrastive Linguistik*. In: Schmitt, Ch. (Hrsg.): *Neue Methoden der Sprachmittlung*, Wilhelmsfeld 1991, S. 52-55.
24. Vgl. z. B. Coseriu, E.: *Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik*. In: Nickel, G. (Hrsg.): *Reader zur kontrastiven Linguistik*, Frankfurt/Main 1972, S. 39-57; Coseriu, E.: *Kontrastive Linguistik und Übersetzung: ihr Verhältnis zueinander*. In: Kühlwein, W. - G. Thome - Wilss, W. (Hrsg.): *Kontrastive Linguistik und Übersetzungswissenschaft*, München 1981, S. 183-199.
25. Vgl. z. B. Engel, U.: *Deutsche Grammatik*, Heidelberg 1988; Erben, J.: *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*, 3. Aufl., Berlin 1993; Fleischer, W. - Barz, I.: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen 1992; Kühnhold, I. - Putzer, O. - Wellmann, H.: *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache*, Bd. 3: *Das Adjektiv*, Düsseldorf 1978; Schröder, M.: *Entwicklungstendenzen in der Wortbildung*. In: Sommerfeldt, K.E. (Hrsg.): *Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig 1988, S. 174-192; Wilss, W.: *Semiotische und übersetzungsmethodische Aspekte deutscher Wortzusammensetzungen vom Typ Substantiv + Adjektiv*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 9, 1981, S. 77-93; Wilss, W.: *Wortbildungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Theoretische Grundlagen — Beschreibung — Anwendung*, Tübingen 1986.
26. Vgl. z. B. Wilss (1986); Erben (1993[3]).
27. Vgl. zu diesen Ausführungen u. a. Balázs (1994); Bencédy J. (Hrsg.): *A mai magyar nyelv*, Budapest 1968; Kiefer, F.: *What is possible in Hungarian?* In: *Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae* 31, 1982, S. 147-185; Kiefer F.: *A -hat/-het képző jelentéstanához. Az episztemikus -hat/-het*. In: *Általános nyelvészeti tanulmányok* 16, 1985, S. 131-153; Rácz E. - Takács E.: *Kis magyar nyelvtan*, 10. Aufl., Budapest 1993; Tompa 1961; 1968; 1985.
28. Ich beziehe mich auf Ergebnisse der Untersuchung von Á. Kepecs; vgl. Kepecs Á.: *A contrastive analysis of English passive structures and their Hungarian equivalents*. In: Stephanides E. H. (Hrsg.): *Contrasting English with Hungarian*, Budapest 1986.
29. Hiermit beschäftigen sich z. B. Rácz E.: *A mai magyar nyelv változásai*. In: *Magyar nyelv* 83/1, 1987, S. 1-7 u. Szathmári I.: *Személytelen formák a mai magyar nyelvben*. In: *Magyar nyelv* 82/4, 1988, S. 385-392.
30. Die Angaben basieren auf einer von mir durchgeführten Untersuchung an elf Romanen bzw. Erzählungen der neueren deutschen Gegenwartsliteratur und ihren ungarischen Translaten.
31. Die Siglen (auch für die weiteren Abschnitte) sind folgendermaßen aufzulösen (in alphabetischer Reihenfolge nach dem Nachnamen des Autors):

    Böll, H.: *Billiard um halbzehn*, Köln 1972 [1959[1]]. (=BUH-D)

    Böll, H.: *Billiard fél tízkor*, übers. von K. Doromby, Budapest 1987 [1961[1]]. (=BUH-U)

    Grass, G.: *Die Rättin*, Darmstadt - Neuwied 1986. (=R-D)

    Grass, G.: *A Patkánynő*, übers. von A. Bor, Budapest 1988. (=R-U)

    Grass, G.: *Unkenrufe*, Göttingen 1992. (=U-D)

    Grass, G.: *Békaszó*, übers. von A. Bor, Budapest 1993. (=U-U)

    Walser, M.: *Jenseits der Liebe*, Frankfurt/M. 1976. (JL-D)

    Walser, M.: *Túl a szerelmen*, übers. von E. Gergely, Budapest 1977. (=JL-U)

    Walser, M.: *Seelenarbeit*, Frankfurt/M. 1979. (=S-D)

    Walser, M.: *Lélekedzés*, übers. von A. Bor, Budapest 1982. (=S-U)

    Walser, M.: *Das Schwanenhaus*, Frankfurt/M. 1980. (=SCH-D)

    Walser, M.: *A hattyús ház*, übers. von A. Bor, Budapest 1985. (=SCH-U)

    Walser, M.: *Brandung*, Frankfurt/M. 1985. (=BRA-D)

    Walser, M.: *Hullámverés*, übers. von A. Bor, Budapest 1987. (=BRA-U)

32. Zur weiteren Fundierung dieser beobachteten Entwicklungstendenz wäre es sicherlich sinnvoll, über die Textsorte Roman hinausgehend beispielsweise publizitäre Sprache zu analysieren; darüber hinaus sollte der vorliegenden unidirektionalen Perspektive Deutsch Ungarisch mindestens die umgekehrte Sichtweise Ungarisch Deutsch folgen.
33. Tauli, V.: *Morphological Analysis and Synthesis*. In: *Acta Linguistica* 5, 1945-49, S. 80.

Rezensionen

Lexikon literaturtheoretischer Werke. Hrsg. Rolf Günter Renner und Engelbert Habekost. Stuttgart: Kröner 1995. (Kröners Tachenausgabe. Bd. 425.) 520 S.

Lexika sind meistens Bücher, die ihrem Wesen nach mehrere Bücher enthalten, man erwartete also vielleicht eine gewisse „Potenzierung" à la Schlegel — der Leser hält in diesem Falle tatsächlich (um den Ausdruck ein bißchen zu profanieren) ein „Buch der Bücher" in der Hand. Das *Lexikon literaturtheoretischer Werke*, das in der bekannten und vielbenutzten Handbücherreihe des Kröner Verlags gerade erschienen ist, ist wirklich ein Buch, das sich zum Ziel setzt, über Bücher zu informieren, und zwar setzt es sich zum Ziel, über die wichtigsten Werke der Literaturtheorie von der Antike bis zur Gegenwart einen zugleich auch geographisch breiten Überblick zu geben. Wie Rolf Günter Renner im Vorwort zum Lexikon auch hervorhebt: „[...] bietet das Lexikon nicht nur einen historischen Längsschnitt, sondern auch einen Querschnitt, der theoretische Ansätze aus unterschiedlichen Sprachräumen vorstellt." Natürlich kann ein solcher Ansatz doch nur begrenzt bleiben, der „eurozentrische Akzent" und die Dominanz der „westlichen Tradition" fallen beim ersten Durchblättern auf, aber das liegt wahrscheinlich nicht nur an der persönlichen Orientierung der Herausgeber und der vielen (190!) Mitarbeiter, sondern vielleicht an der Sache (d. h. am Stand der Literaturtheorie) selbst.

Man könnte auch über die Anzahl der im Lexikon behandelten Werke scherzen: warum eben rund 400, und nicht eher z. B. 387 oder 500 oder ... — andere Zahlen wären ebenso berechtigt. Natürlich ist bei solch einem Unternehmen eine Selbstbeschränkung notwendig und unerläßlich, und sie hängt einerseits von den Zielsetzungen des Handbuchs, andererseits von den Kriterien zur Auswahl der ins Lexikon aufgenommenen Werke ab. Die Herausgeber setzen sich zum Ziel, „eine erste Orientierung [zu] geben und wichtige Ansatzpunkte für die theoretische Reflexion im Bereich der Literaturwissenschaft vor[zu]stellen." Daraus ergab sich folgerichtig für sie, „vorrangig solche Texte zu berücksichtigen, von denen sich die literaturtheoretische Diskussion der Gegenwart herleitet, die sie beeinflussen und weitertreiben", und außerdem noch die Zielsetzung (der nur zugestimmt werden kann), „eine deutliche Konzentration auf theoretische Ansätze des 20. Jahrhunderts, zum Teil sogar der letzten Jahrzehnte vorzunehmen." Da aber (moderne — aber nicht nur moderne) Literaturtheorie zugleich immer interdisziplinär ist, findet der Leser nicht nur literaturtheoretische Texte im engeren Sinne, sondern auch solche, die Nachbardisziplinen vertreten (z. B. Erkenntnistheorie, Soziologie, Psychologie oder „Randgebiete der Literaturwissenschaft".) Hier wäre jedoch eine stärkere Einbeziehung linguistischer Ansätze, die im 20. Jahrhundert sehr viele Berührungen mit Literaturtheorie haben, meines Erachtens wünschenswert gewesen (mir fällt in dieser Hinsicht gleich das Fehlen von solchen Namen wie Jens Ihwe oder Teun A. van Dijk auf, die — innerhalb der Beschäftigung mit Texten und Texttheorie im allgemeinen — viel auch über literarische Texte geschrieben haben). Das allgemeine Auswahlkriterium, solche Texte ins Lexikon aufzunehmen, „die Bezugspunkte oder darüber hinaus Schalt- und Schnittstellen theoretischer Reflexion darstellen", läßt zugleich ein großes Maß an Subjektivität zu, was dann zum Fehlen oder zur Vernachlässigung mancher Werke, Autoren und sogar Sachgebiete führen kann. Warum erscheint z. B. das Stichwort „Postmoderne" gar nicht als eigenes Sachgebiet, obwohl es die Diskussionen der letzten Jahre/Jahrzehnte nahelegen könnten? Über die weiteren Aspekte der Auswahl — „Wirkungsmächtigkeit eines theoretischen Entwurfs", „Breite seiner Rezeption", „Originalität", „Innovation" — ließe sich dasselbe sagen. Selbstverständlich bedeutet die Notwendigkeit, immer nur ein begrenztes Korpus in solch ein Nachschlagewerk aufnehmen zu können, einen Zwang, aber eben bei der Selektion neuerer Werke wächst

die Gefahr eines subjektiven Werturteils (begründet durch die individuelle Vorliebe und das eigene Interesse der Herausgeber, hier vor allem von Rolf Günter Renner, der für den wissenschaftlichen Teil verantwortlich war). Die Auswahl älterer Werke, bei denen die seit dem Erscheinen vergangene Zeit Urteile und Einschätzungen von Wissenschaftlern ermöglichte, scheint viel solider zu sein — wer würde schon wagen, Aristoteles, Augustinus, Cicero, Horatius oder Boileau, Corneille, Diderot, Goethe, Schiller, die Gebrüder Schlegel, Hegel, aber auch Adorno, Benjamin oder sogar Lukács (meine Aufzählung ist bewußt lückenhaft) nicht aufzunehmen?

Die einzelnen Artikel informieren natürlich über jeweils ein literaturtheoretisches Werk, sie sind nach dem Originaltitel der ersten gedruckten Ausgabe in alphabetischer Reihenfolge angeordnet, wobei die deutsche Titelübersetzung auch immer dem Originaltitel folgt. Nach den Informationen und Daten im Kopfteil (Originaltitel, Name des Autors, Erscheinungsjahr und -ort der Erstausgabe, Angaben über die eventuellen deutschen Übersetzungen) wird das jeweilige Werk im Hauptteil des Artikels knapp, aber doch möglichst eingehend beschrieben und auch auf seine literaturtheoretische Bedeutung hin bewertet, wobei meistens auch andere Werke des behandelten Autors berührt werden (es wäre aber in vielen Fällen ebenso denkbar gewesen, die nur in einem Artikel beiläufig erwähnten Werke als selbständige Titel aufzunehmen). Der bibliographische Artikelanhang liefert dann Angaben zu den weiteren Ausgaben oder Übersetzungen des betroffenen Werkes sowie eine, selbstverständlich sehr filtrierte kleine Liste der jeweiligen Sekundärliteratur.

Die Arbeit mit dem Lexikon wird wesentlich erleichtert durch die verschiedenen Register. Erinnert man sich nicht an den genauen Titel eines literaturtheoretischen Werkes, oder kennt man nicht (oder nicht vollständig) den Originaltitel, kann einem das Register „Werke nach Autoren" aushelfen, das bei jedem Autor seine im Lexikon angeführten Werke (mit Seitenangaben) verzeichnet. Wenn man aber eben nicht nach einem konkreten Werk oder Autor sucht, sondern sich für ein Sachgebiet oder für bestimmte Begriffe oder Richtungen interessiert, sollte man in den beiden Registern nach Sachgebieten und nach Sachbegriffen nachschlagen, sie ermöglichen eine vergleichende „Wanderung" im Lexikon (was immer am interessantesten ist und oft mehr bringt als das gezielte, aber dadurch zugleich begrenzte Suchen und Nachschlagen). Ein erster flüchtiger Blick in die drei Register verrät auch viel über die Konzeption und die Zusammenstellung des Lexikons — bei manchen Namen und bei manchen Gebieten steigt unwillkürlich das Gefühl auf, die notwendige und unerläßliche Begrenzung dieses an sich großartigen Unternehmens sei zugleich (zumindest ab und zu) eine Begrenztheit. Nur einige Beispiele: warum werden bei Friedrich Schlegel gerade die Fragmentsammlungen nicht als selbständige Titel angeführt, obwohl sie oft seine wichtigsten (oder zumindest bekanntesten und deshalb einflußreichsten) Feststellungen und Behauptungen enthalten? Bei vielen Autoren könnte man das Fehlen weiterer Werke bemängeln, so z. B. bei Barthes, Eco, Manfred Frank, Kristeva, Todorov — die Aufzählung könnte noch fortgesetzt werden, wenngleich man erwidern könnte, daß dies bei allen Autoren der Fall sein könnte, trotzdem scheint die Vernachlässigung bestimmter Werke konzeptioneller Art zu sein. Das gänzliche Fehlen mancher Autoren habe ich schon erwähnt, es fällt wiederum bei der Übersicht der Sachgebiete auf, wobei ich auch die Aufteilung in Sachgebiete sowie die Einordnung bestimmter Werke und Autoren zu entsprechenden Sachgebieten an manchen Punkten problematisch finde. Interessant ist es beispielsweise, daß bei der Bezeichnung „Epik" der Roman extra verzeichnet wird, andere sogenannte „epische" Gattungen aber nicht, die aber gleichermaßen theoretisch behandelt wurden. Außerdem ist die Auswahl zu diesem Sachgebiet äußerst punktuell und der letzte Titel stammt — wenn hier wirklich alles angeführt wurde — aus dem Jahre 1971! Es gibt auch ein unabhängig angegebenes Sachgebiet „Erzähltheorie", wobei „Epik/Roman" eben hierhin eingeordnet werden könnten;

neuere theoretische Beschäftigungen sprechen statt von Epik eben von Erzähltheorie oder von einer Theorie narrativer Texte. Hier finde ich bedauerlicherweise wiederum manche Namen und Werke nicht: Propp, Bremond, Prince, Lämmert, Petersen kommen gar nicht vor, Stanzel ist nur mit einem ziemlich alten Werk vertreten, manches von Eco, Todorov und Greimas, aber auch von Kristeva hätte noch herangezogen werden können; die Einordnung von Genettes' *Palimpsestes* zu diesem Gebiet halte ich für eine Fehleinschätzung, denn es geht in diesem Werk in erster Linie um Intertextualität. Das Sachgebiet „Intertextualität/Dialogizität", das heutzutage sehr stark in der literaturtheoretischen Diskussion steht, bietet ein dürftiges Bild: vier arme Titel, der letzte aus dem Jahre 1974 stammend, sind wirklich zu wenig; Arbeiten von Lachmann oder Holthuis, Broich und Pfister, Genette, Plett und anderen, die zum Teil ganz neu sind, bleiben unerwähnt (Lachmanns *Gedächtnis und Literatur* erschien 1990, Holthuis' *Intertextualität* 1993, außerdem enthält Pletts Sammelband *Intertextuality*, der 1991 veröffentlicht wurde, auch eine umfangreiche bibliographische Zusammenstellung über das Thema, die bei der Auswahl auch hätte orientieren können). Bei anderen Sachgebieten könnte ebenfalls ihre Unvollständigkeit (die sich auch noch in diesem notwendigerweise begrenzten Lexikon-Rahmen als Unvollständigkeit empfinden läßt) hervorgehoben werden: so z. B. bei „Literatur und Linguistik", „Literatur und Medien", „Strukturalismus/Poststrukturalismus", „Zeichentheorie/Semiotik" oder „Texttheorie/Edition" — für mich scheint diese Erscheinung kein Zufall zu sein. Oft könnte auch bei vielen Sachgebieten die fehlende Berücksichtigung neuerer Publikationen bemängelt werden (z. B. — außer den bisher erwähnten — bei Gattungstheorie, Lyrik, Drama, Theater, Hermeneutik, Literatur und andere Künste, Rhetorik, Zeichentheorie): es scheint, als wären in den letzten Jahren kaum bedeutende Werke erschienen — ein Lexikon will natürlich auf bleibende Werte konzentrieren, es darf aber daneben nicht auf Aktualität verzichten, wenn es sich wirklich die bestmögliche Information des Lesers und Nachforschers zum Ziele setzt.

Es gibt jedoch keinen Grund zum Verzweifeln — dieses Lexikon literaturtheoretischer Werke ist ein gutes Unternehmen, das Ergebnis einer anerkennenswerten und besonders aufwendigen Arbeit, ein nützliches Handbuch, das neben und zusammen mit anderen Handbüchern (z. B. Jeremy Hawthorns *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie*, das 1994 beim Francke-Verlag erschienen ist) sehr gut als Nachschlagewerk in Lehre und Forschung benutzt werden kann. Hoffentlich wird es bald eine erweiterte und überarbeitete Neuauflage geben, deren Möglichkeit und Notwendigkeit die Herausgeber im Vorwort gleich — als Höflichkeitsformel und zugleich als Absicherung — anerkennen: es ist ihnen in dieser Hinsicht voll zuzustimmen.

Magdolna Orosz
(Budapest)

Hartmut Steinecke (Hrsg): Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts. — Berlin: Erich Schmidt Verlag. 1994. 912 S.

Der umfangreiche Porträt-Band verweist bereits mit seinem Titel auf die einst von Benno von Wiese gestarteten Reihe, die Dichter und Schriftsteller der einzelnen Epochen (insgesamt sieben) in Sammelbänden vorführt. Vorliegender Band könnte als neue, erweiterte und veränderte Ausgabe von „Deutscher Dichter der Gegenwart" (Hrsg. Benno von Wiese, 1976) betrachtet werden. Doch fühlt sich der Herausgeber veranlaßt, in seinem Vorwort den Titel zu präzisieren: „Deutschsprachige Schriftstellerinnen und Schriftsteller vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die neunziger

Jahre“ (S. 7.). Dazu mag ihn bewogen haben einmal die Erweiterung der Palette durch mehrere Autorinnen, der in der Zwischenzeit sich doch wesentlich gewandelte und erweiterte Begriff von Dichtung und Literatur, sowie die notwendige und berechtigte Ergänzung der in den Band aufzunehmenden Dichter/Schriftsteller, aber vielleicht auch die Tatsache, daß im Band neben drei schweizerdeutschen achtzehn mit Österreich auf verschiedene Weise verbundene Autoren im Band behandelt werden.

Das Vorwort grenzt in der Zielsetzung den Band von einer Literaturgeschichte sowie von einem Lexikon ab, auch sollte nicht längst bekanntes Material über die einzelnen Autoren einfach wiederholt werden. Der Herausgeber weist seine „Mitarbeitern“ die Aufgabe zu, sich auf ihre eigenen Forschungen stützend über den von ihnen gewählten oder ihnen zugeteilten Autor zu schreiben. Den Beiträgern bleibt somit weitgehende Freiheit überlassen: es kommen in manchen Porträts dementsprechend eigene Neuentdeckungen zum Vorschein, Nachlaß- und Archivmaterial wird herangezogen und gewertet. In anderen Beiträgen steht gelegentlich ein einziges Werk oder eventuell auch mehrere im Mittelpunkt der Untersuchungen oder auch einer ausführlichen Analyse; wobei das analytische Verfahren sehr verschieden sein kann. Auch auf die innerdeutsche und ausländische Rezeption wird gelegentlich besonderes Gewicht gelegt. Darüber hinaus ist nur allzu selbstverständlich, daß bei den einzelnen, heute noch lebenden Autoren auf das Verhalten vor, um und unmittelbar nach der Wende, auf eine eventuelle Behandlung der gesamten Problematik ebenfalls eingegangen wird. Als allgemein gültige Richtlinie wurde von dem Herausgeber jedenfalls verlangt: „Im Mittelpunkt soll das Werk, in Darstellung und Analyse, stehen, dazu treten die wichtigsten biographischen Stationen sowie Aspekte der Wirkung.“ (S. 9.) Der Herausgeber hebt auch noch besonders die Darbietungsform hervor, indem er den Wunsch äußert, den Wissenschaftsjargon möglichst zu meiden, „den Nicht-Wissenschaftler als Leser zu berücksichtigen“, „ohne den Wissenschaftler als Leser zu verlieren“ (S. 10.).

Die nach diesen Richtlinien und Herausgeberwünschen entstandenen Porträts sind in ihrem Aufbau verschiedentlich; die meisten stehen zwischen einem traditionellen Porträt und einem modernen Essay, gelegentlich mit ausführlichen interpretatorischen Teilen über Einzelwerke. Auch zeigt sich ein wesentlichen Unterschied nach dem ab, ob die Forschung über einen Dichter weitgehend als abgeschlossen zu betrachten ist, vom Beiträger selbst eingehend überprüft wurde, oder ob ein Œuvre noch zum großen Teil unerforscht ist, bzw. manche Quellen bis heute verschlossen sind, oder ob eine zeitliche Distanz zu einem akzeptablen Werturteil noch unumgänglich nötig ist.

Die größte Schwierigkeit bereitete dem Herausgeber eine richtige Auswahl aus der großen Zahl der Dichter und Schriftsteller unseres Jahrhunderts zu treffen. Relativ leichter war es noch bei den modernen Klassikern der ersten Jahrhunderthälfte, wo man sich bereits nach einem abgeklärten Kanon richten konnte. Problematischer erwies sich aber die unmittelbare Gegenwart. Nach langem Überlegen wurde die Zahl auf sechzig festgelegt, wobei der Herausgeber etwaige willkürliche Entscheidungen keinesfalls ausschließen möchte. Ein Vergleich mit Sammelwerken ähnlichen Charakters weisen jedenfalls in der Auswahl gewisse Abweichungen auf. Schwer war eine Entscheidung nach ästhetischem Wert zu treffen bei der unmittelbaren Gegenwart. Die Beschränkung auf fünf Autoren aus der Literatur der ehemaligen DDR stellt jedenfalls die Frage, ob eine solche Zahl den realen Verhältnissen adäquat ist. Sind nicht aus politischem Vorurteil eventeull Autoren unberücksichtigt geblieben, die später zu wesentlichem Bestandteil eines literarischen Kanons gehören könnten? Wurden andererseits nicht Autoren in den Band aufgenommen, bei denen weniger die künstlerische Leistung, als ihr politisches Engagement zur Entscheidung für eine Aufnahme beigetragen hat? Der Herausgeber läßt jedenfalls den Weg für eine spätere Umwertung offen.

Ausgenommen einige Namen ist der Auswahl weitgehend zuzustimmen. Zu bezweifeln wäre etwa, ob die westphälische Lokalgröße Ernst Meister im Band am Platze ist. Nicht überzeugen kann Konstanze Fliedl mit dem Porträt über die Österreicherin Marlen Haushofer, die nach ihrem literarischen Rang mit den meisten im Band aufgenommenen Autoren kaum zu messen ist. Eine andere Art vom Bedenken ergibt das Porträt von Alo Allkemper über die einstige DDR-Oppositionsdichterin Sarah Kirsch, die 1977 zwangsweise die DDR verließ und seitdem in Schleswig-Holstein eine neue Heimat gefunden hat. Überblickt man ihre dichterische Laufbahn vor und nach ihrer Trennung von der DDR, bekommt man doch unvermeidlich den Eindruck, daß ihr Schaffen im wesentlichen auf die Opposition beschränkt blieb. Was sie seitdem veröffentlicht hat, wirkt als harmlose Landschaftsdichtung, eine Art Ersatzdichtung und weniger als künstlerischer Ausdruck eines inneren Mitteilungszwangs. Dem Band wäre mit einer anderen Wahl aus dem Kreis der oppositionellen Autoren gegen den DDR-Staat vielleicht mehr geholfen gewesen. Eine exponierte Gestalt wie Rolf Biermann hätte diese Art dichterischer Haltung viel mehr veranschaulichen könnnen. Auch der ohne Zweifel hervorragende Meister der Kurzprosa, Franz Fühmann hätte eher verdient in den Band aufgenommen zu werden. Oder auch der Altmeister Stephan Heym, mit seinen Werken aus der DDR-Ära und seinem Verhalten zur Zeit der Wende und nachher, hätte die berührte Problemtik besser veranschaulichen können als etwa Sarah Kirsch.

Unter den Beiträgern gibt es mehrere, die über den von ihnen gewählten Autor bereits eine Monographie vorgelegt haben oder seit Jahrzehnten Aufsätze über ihn veröffentlichten. So konnten sie in ihrem Porträt eine komprimierte Darstellung über den Autor geben, völlig im Sinne eines „klassischen“ Porträts. Solche werden uns gleich zwei von dem Herausgeber selbst vorgeführt; eines über Hermann Broch, zu dem u. a. eine langjährige Beschäftigung Steineckes mit dem deutschen Roman als umfangreiches Hintergrundwissen diente, und über Peter Rühmkorf, mit dem den Beiträger auch unmittelbare Kontakte verbinden, war der Dichter doch mehrmals nach Paderborn zu Gastvorlesungen eingeladen. Der Porträtist von Heinrich und Thomas Mann, Helmut Koopmann, ist nicht nur Vorstandsmitglied der „Thomas Mann-Gesellschaft“ und Gründungsvorsitzender der „Heinrich Mann-Gesellschaft“, sondern gleichzeitig auch seit Jahrzehnten ausgewiesener Kenner des Schaffens der Brüder Mann. Ebenfalls auf langjähriger Forschungsarbeit beruht das Porträt über Georg Heym von Gunter Martens, der bekannterweise die kritische Gesamtausgabe des Dichters erstellt hat. Der Aufsatz über Johannes Bobrowski von Norbert Oellers fällt durch die feinen Beobachtungen besonders des lyrischen Schaffens seines Autors auf. Das an sich politisch sehr heikle Thema, der Fall Christa Wolf, wurde von dem ausgezeichneten Kenner ihres Werkes und der Umstände, die die Entstehung dieses Werkes begleiteten, von Hans-Geog Werner genial gemeistert.

Der beschränkte Umfang einer Rezension über ein so umfangreiches Buch ermöglicht nicht, daß über alle sechzig Porträts der Reihe nach eine noch so kurze kritische oder anerkennende Bemerkung angeführt werden könnte. Den Großteil auszusparen, und nur wenige hervorzuheben, würde aber unausweichlich zu einer Ungerechtigkeit führen. Eher kann in diesem Rahmen über das verschiedene Herangehen an den Stoff — etwas generalisiert — noch einiges gesagt werden. Die bereits genannten Porträtisten und noch weitere fallen dadurch auf, daß sie als ausgezeichnete Kenner ihres Stoffes ein gedrängtes Bild über ihren Autor bieten. Der Porträt-Gattung entsprechen ihre Beiträge am meisten. Andere Beiträge nähern sich mehr dem etwas weniger gebundenen Essay; entweder, weil der von ihnen gewählte Autor in seiner gesamten Beurteilung noch auffallend problematisch erschien, oder weil er mindestens für sie es war, oder weil sie überhaupt glaubten, auf essayistische Weise eher an den Stoff heranzukommen. Für den letzteren Fall könnte hier das Porträt über Robert Musil

von dem philosophisch exzellent geschulten Peter Pütz angeführt werden. Einleitend erfahren wir relativ sehr detailliert manches über die Anfänge des österreichischen Autors, ganz besonders über den Jugendroman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß", und nur etwas zaghaft geht Pütz an den großen Roman-Torso "Der Mann ohne Eigenschaften" heran. Über den Roman werden dann fast inventarartig zahlreiche innere und äußere formale sowie inhaltliche Merkmale angereiht und auch auf die verschiedenen Textvarianten der einzelnen Teile wird verwiesen. Doch bleibt im Essay die Frage unbeantwortet, ob dieses Werk wirklich — wie in der Musil-Literatur meistens behauptet — eine monumentale literarische Leistung des Juhrhunderts ist, ein großangelegter, aber nicht ausgeführter Plan, oder ein Versuch, in dem sich der Autor verfangen und aus dem sich selbst gesponnenen Netz nicht mehr herausgefunden hat.

Die sechzig Studien des Bandes bieten zusammen nicht nur durch den stattlichen Umfang und der Auswahl ein Novum; die einzelnen Porträts bringen viel bisher unbekanntes Material, tragen mit zahlreichen neuen Gesichtspunkten zu einem andersartigen Herangehen an die einzelnen Œuvres bei. Das Buch bietet auf diese Weise — der Absicht des Herausgebers entsprechend — dem „Nicht-Wissentschaftler" eine Einsicht in die Literaturspitzen unseres Jahrhunderts, den Studierenden der germanistischen Literaturwissenschaft eine gute Übersicht über die einzelnen Autoren und den Wissenschaftlern auch weitere Anregungen zu ihrem erwählten Forschungsstoff; ein Buch also, daß nicht nur in großen Bibliotheken stehen sollte.

Antal Mádl
(Budapest)

György M. Vajda: Wien und die Literaturen der Donaumonarchie — Zur Kulturgeschichte Mitteleuropas 1740-1918. — Wien - Köln - Weimar: Böhlau Verlag 1994. (= Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 4) 246 S.

„Ich glaube an die virtuelle Einheit Europas. Ich glaube daran, daß trotz der Unterschiede zwischen West-, Ost-, Nord- und Südeuropa, trotz der Eigenheiten Mitteleuropas der Kontinent Europa eine einzige kulturelle Einheit bildet" — schreibt der Autor in dem Nachwort seines Buches, das auch als eine Art „Wissenschaftler-Ars poetica" aufgefaßt werden kann. Diese *Ars poetica* beschwört das geistige Erbe des großen Humanisten aus Rotterdam herauf, aber aus dem Optimismus der auf den Glauben appellierenden Diktion kann der Leser mit weiten historischen Erfahrungen gewisse melancholische Reminiszenzen heraushören. Die Einheit der europäischen Kultur, die in der klassischen griechisch-römischen und jüdisch-christlichen kulturellen Tradition wurzelt, die Einheit existiert in gewissem Sinne tatsächlich, aber nicht von ungefähr bezeichnet der Autor diese als eine virtuelle Einheit. An ihre Existenz kann man also mit formaler Logik nicht herangehen.

György M. Vajda, der weltweit bekannte und anerkannte Experte der komparativen Literaturwissenschaft hat in seinem Buch das Fazit seiner Vorlesungen an europäischen und amerikanischen Universitäten zusammengefaßt. Eine bezwingende Eruditio ist für das wissenschaftliche Werk charakteristisch, das gleichzeitig als Lehrbuch geeignet ist, und als solches über die reiche internationale Literatur der Monarchieforschung und über die, sich mit den Habsburgern und der mitteleuropäischen Region befassende Literatur herausragt.

Das Werk ist durch seinen eigentümlich individuellen und umfassenden Charakter ein wertvolles Sachbuch für die Experten des Gebietes (ein Werk, das die ganze amerikanische, west- und mitteleuropäische Fachliteratur in Bewegung setzt), und selbst die Laien können in dem farbenreichen Kaleidoskop die genaue Lage und Rolle von zahlreichen, bisher nur isoliert gekannten Namen, Ereignissen, Prozessen entdecken.

Grundlegende Methode des objektiven, faktischen Verfahrens von György M. Vajda ist die historische Betrachtungsweise. Das ist deswegen zu betonen, da in den vergangenen Jahren die zu ausgezeichneten Ergebnissen führenden, werkimmanenten Methoden in den meisten humanen Wissenschaften, so auch in der Literatur, die historische Analyse abzudrängen schienen, und darin ist unverkennbar der Schwund an Glaubwürdigkeit der mit Ideologie gefärbten und meistens überdimensionalen geschichtsphilosophischen Betrachtungsweise (die sog. *grand réçit*) zu erkennen. Die Skepsis ist in erster Linie in Bezug auf die Perspektive begründet. Was hingegen die Vergangenheit betrifft, zitiert der Autor mit Recht Thomas von Aquin: „An der Vergangenheit kann Gott selbst nicht ändern."

So sehr diese These auch logisch und evident ist, für ihre Geltendmachung mußten und müssen die nach Objektivität strebenden Wissenschaftler der mitteleuropäischen Region ständig einen Kampf führen. Der Grund dafür ist, daß die Anhänger der Vollentfaltung — und Exklusivität! — des sogenannten „Staatspatriotismus" ab Ende des 18. Jahrhunderts die zeitlich und in ihrer Entwicklung wirklich oszillierende Kultur und geistige Wirkungen dieser buntbevölkerten Region in ihrer komplizierten Wechselwirkung nicht sehen können. Vajda schreibt: „Man erinnert sich nicht gern daran, daß man nicht nur seine eigene Sache in der Monarchie betrieb, sondern daß man nolens-volens in einer Gemeinschaft von Völkern lebte und ähnliche Geisteszüge von dieser erhielt." (178). Die geistige Karte der etwa zwei Jahrhunderte — von der Aufklärung über die Biedermeier, nationale Romantik und den Realismus bis zu den modernen Richtungen am Anfang des 20. Jahrhunderts — ist wirklich sehr abwechslungsreich — nicht nur wegen der ethnischen Eigentümlichkeiten, sondern auch, weil einige nationale Literaturen die „Reife" für den wirklichen Anschluß an die multikulturellen Tauschprozesse in den verschiedensten Zeitpunkten erreichten.

György M. Vajda hat über seine nicht verleugnete „transleithaner" Position und seine natürlichen Zuneigungen hinaus auch weitere Gründe gehabt, das geistige Zentrum auszuwählen, das von den Habsburgern fast siebeneinhalb Jahrhunderte lang kultivierte Wien, das bereits zur Zeit des deutsch-römischen Kaisertums, aber auch verdrängt durch die preußische Hegemonie, wahrscheinlich gerade wegen seiner ethnischen Vielfalt zu einem außerordentlich intensiv kulturschaffenden, aufnehmenden und ausstrahlenden, geistigen Schmelztiegel wurde, und als solcher in der Bildung der ganzen mittelost-, südosteuropäischen Region eine entscheidende Rolle spielte.

Prinz Eugen von Savoyen, dessen Reitstatue vor dem Budaer Palast steht, gab Maria Theresia den klugen Rat, Wien soll seine Tore nach Osten öffnen. Das wurde besonders aktuell in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nach der schweren militärischen Niederlage bei Solferino und Königgrätz, deren direkte Folgen der österreich-ungarische Ausgleich von 1867 und die Gründung der Österreich-Ungarischen Monarchie waren, die das Leben des Reiches noch um ein halbes Jahrhundert verlängerte.

Der Autor erinnert mit der Objektivität eines Historikers daran, daß in der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 den Kampf von Rudolf von Habsburg mit dem Böhmen Ottokar die Ungarn entschieden, was eine auf Jahrhunderte auswirkende Bedeutung in der ungarischen Geschichte hatte. Die Katastrophe von Mohács 1526, die zu Ende der Herrschaft der Jagello-Dynastie führte, ermöglichte eine austrifizierte Variante vom „Drang nach Osten". Und als groteske Grimasse der Geschichte waren die Ungarn

auch Partner in der Niederlage beim endgültigen Zerfall des österreichischen Imperiums.

Diese Symbiose hatte neben ihren Schattenseiten auch zahlreiche Vorteile, worüber der Autor *sine ira et studio* berichtet. Jedoch blickt er mit gewisser Bewunderung auf die „großen Epochen", wie die Wende des 18-19. Jahrhunderts, die prächtige Ideenwelt der Aufklärung, den die Revolutionen vorbereitenden Aufruhr des Vormärzes, sowie die Wende des 19-20. Jahrhunderts, die Moderne, die unermeßbare Fülle der Künste, die in dem letzten halben Jahrhundert der Monarchie in der Vorahnung des Aufschwungs und Verfalls, in der Literatur, Malerei, Musik und Philosophie zustandekamen. Und warum diese Welt untergehen mußte? Vajda meint: „Sie löste sich deshalb auf, weil ihre Völker nicht mehr in ihrem Rahmen leben wollten." (167). Hier vermißt der Leser den Hinweis auf die tiefgreifenderen Wurzeln des „Phänomens". Wenn alles so gutging, warum wollten diese Völker nicht weiter miteinander leben? Die zentrifugalen Kräfte wurden wahrscheinlich durch die beispiellose industrielle und kulturelle Blüte der Gesamtmonarchie verstärkt: Nach Regeln der Dialektik wurde das Ende der Monarchie dadurch verursacht, was ihr großer Gewinn war: das sich rasend entwickelnde Streben der sich verstärkenden, nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebenden Völker, ihr Streben danach, sich selbst geltend zu machen. Es ist aus der Geschichte bekannt, zu welchen Tragödien und welcher Selbsvernichtung die rücksichtslose Eigengesetzlichkeit von verblendeten, aus den „goldenen Fesseln" entkommenen Nationalismen geführt hat.

Wichtige Eigenschaft in der Vortragsweise von György M. Vajda ist die **Komplexität** seiner Betrachtungen. Wie schon erwähnt, die Grundlage für die panoramische Schilderung war die sorgfältige Aufzeichnung der historischen Situation. Auf dieses Fundament wird das kulturhistorische „Gebäude" aufgebaut, mit der Literatur im Zentrum, aber auch das Theater (um die Jahrhundertwende die Operette), die Volksdichtung, Musikgeschichte und sogar die Philosophie wird detailiert geschildert. In dem Fokus steht immer Wien, daneben erscheint die ungarische Leistung in einer besonderen Rolle, aber auch auf die böhmischen, italienischen, südslawischen, polnischen und rumänischen Gebiete wird — wenn auch mit verschiedener Intensität — ein Blick geworfen. Die gemeinsame Betrachtung und Erörterung der Phänomene verwirklicht großartig die komparative Kulturgeschichte. Besonderes Verdienst des Autors ist, daß sich die internationale Gelehrtenwelt über die Produktion der ungarischen Literatur und Kunst von fast zwei Jahrhunderten in der deutschsprachigen Publikation in regionalem Kontext informieren kann.

Der Verfasser ist sichtbar Anhänger der phänomenologischen Schule; aber er scheut davor nicht zurück, Erscheinungen von historischen Ereignissen und Prozessen in literarischen oder gar in Musikwerken zur Darstellung der allgemeinen Atmosphäre zu verwenden. Sichtbar steht Vajda weit entfernt von der parnassistischen Selbstzweck-Theorie der Kunstwerke, aber seine feine ästhetische Sensibilität bewahrt ihn vor der Verlockung „der direkten Analogie". Seine Vortragsweise ist fesselnd, zur plastischen Darstellung der Erscheinungen, der Zeit, der allgemeinen Atmosphäre verwendet er Werke, Briefe, Porträts, Tagebücher, Geständnisse. In seiner Darbietung werden die heraufbeschwörten Helden zu persönlichen Bekannten. Wissenschaftliche Erörterung verbindet sich im Buch mit der Suggestivität der Vortragsweise eines Hochschullehrers. Sein besonderes Verdienst ist, mit einigen Worten oder Sätzen — ohne zu vereinfachen —, die wesentlichen Züge eines Autors oder seiner Werke zu erfassen.

György M. Vajda hat ein einmaliges Bild über zwei Jahrhunderte von Mitteleuropa aufgezeichnet, und zwar in einer proportionell richtigen Komposition. Mit Recht schreibt Moritz Csáky, Herausgeber der „Schriftenreihe": „Die vorliegende Untersuchung des renommierten Komparatisten György M. Vajda ist meines Wissens die erste umfassende Analyse einer mitteleuropäischen Literatur- und Kulturgeschichte. Sie ist aber mehr als das. Sie ist ein Beitrag zu einer Kulturtheorie, die, an dieser Region erarbeitet, auch auf andere, ähnliche bzw. vergleichbare Regionen übertragen werden kann."

Der Autor selbst scheint weniger optimistisch zu sein. Das letzte Kapitel seines Buches heißt *„Epilog für ein literarisches Mitteleuropa"*. In diesem Kapitel — das Zerfallsjahr 1918 der Monarchie überschreitend, zur historischen Gegenwart angekommen — hält der Autor Schau über die Theorien, die das Nationalbewußtsein und die Perspektiven des friedlichen Zusammenlebens der einzelnen Völker zwischen dem deutschen und dem russischen Volk erforschen. Die von Peter Hanák erarbeitete *„Interdependenz"*-Theorie scheint ihm am sympatischesten zu sein. In derem Sinne hofft er: „Vielleicht kommt es einmal dazu, daß man das Vorhandensein eines „monarchischen" Diskurses in der Literatur dieses versunkenen Gebildes nicht nur erahnen, sondern auch beweisen kann. Dies würde auch zur Grundlegung einer vergleichenden Geschichte der Literaturen Mitteleuropas beitragen." Seinen Wunsch findet Vajda unter den gegenwärtigen historischen Umständen noch nicht real: „Der Gedanke einer 'vergleichenden Literaurgeschichte' als ein Teil einer Kulturgeschichte der Monarchie ist zur Zeit entfernt davon, ernsthaft in Angriff genommen zu werden". Diese Monographie von György M. Vajda ist allerdings ein bedeutender Auftakt für eine solche, einmal notwendigerweise zu verrichtende Arbeit.

László Illés
(Budapest)

Anton Schwob (Hrsg.): Die deutsche Literaturgeschichte Ostmittel- und Südosteuropas von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute. Forschungsschwerpunkte und Defizite. Redaktion: Peter Motzan und Stefan Sienerth. — München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1992 (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks: Reihe B, Wissenschaftliche Arbeiten. Bd. 54.) 293 S.

Dreiundzwanzig Vorträge des vom Südostdeutschen Kulturwerk München und vom Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität im Oktober 1990 in Graz veranstalteten Symposions faßt die vielschichtig komponierte, sich durch Materialfülle auszeichnende Studiensammlung als eine gut brauchbare Dokumentationsquelle zusammen. Die wichtigsten konzeptionellen und thematischen Züge des Symposions und damit die des Buches werden in der Einleitung festgelegt: „[...] eine Bilanz über die gegenwärtige Situation der neueren deutschen Literaturgeschichtsschreibung Ostmittel- und Südosteuropas zu ziehen, die dringendsten diesbezüglichen Desiderata aufzuzeigen und entsprechende Forschungsschwerpunkte anzuvisieren." (S. 7) Ein großartiges Unternehmen, wobei aber — wie es aus den Arbeitsbedingungen naturgemäß folgt — nicht jedem Autor, jeder literarischen Gruppierung oder Bestrebung, nicht allen Faktoren des jeweiligen soziopolitischen Hintergrundes, nicht jeder Landschaft auf der bunten Landkarte des deutschsprachigen Mitteleuropas gleichermaßen eingehende Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte. Jedenfalls wäre ein Versuch um mehr Ausgewogenheit erwünscht gewesen: zwölf Arbeiten über die Bukowina und das siebenbürgisch-rumäniendeutsche Schrifttum stehen verstreute Stellungnahmen hinsichtlich der Literatur in Galizien (Maria Kaska, S. 72-86), in der Zips (Ester Pertl, S. 142-147), in Kroatien (Vlado Obad, S. 147-163) gegenüber, und die ganze ungarndeutsche Literaturentwicklung wird insgesamt nur in zwei Berichten behandelt (János

Szabó: *„Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur vor historischem Hintergrund"*, S. 267-276; Johann Schuth: *„Zur Standortbestimmung der ungarndeutschen Literatur"*, S. 276-281). Diese Tatsache könnte einerseits auch in maßgebenden wissenschaftlichen Kreisen zu Mißverständnissen führen, andererseits muß man dessen bewußt sein, daß diese zahlenmäßig nicht eben gleiche Verteilung der Themen vor allem durch die Wahl der Referenten bestimmt war und daß die bedeutendsten Leistungen über die auslandsdeutsche Literatur Mitteleuropas ohne Zweifel auf siebenbürgisch-bukowinischem Boden bzw. von den dieses Gebiet aus irgendwelchem Grund Verlassenen (Vertriebenen) in Österreich oder Deutschland hervorgebracht wurden. Worin die ungarische Germanistik im Buch zu kurz kommt, das versucht der Innsbrucker Komparatist Zoran Konstantinović nachzuholen. Sein neben den *Neun Bukarester Thesen* von Alexander Ritter (S. 26-43) bedeutendster Aufsatz (*"Figurationen mitteleuropäischer Geistigkeit. Versuch einer literarhistorischen Periodisierung"*, S. 9-19) verrät ein eingehendes und taktvolles Wissen über die deutschsprachige Überlieferung des historischen Ungarns, das er als unerläßlich (mit)bestimmendes Element des deutschsprachigen Schrifttums von Südost- bzw. Ostmitteleuropa vorführt. Konstantinović jongliert sympathisch-mitreißend richtig auch mit für Nichtungarn übrigens oft im Übermaß schwierigen Begriffen, Tatsachen, Bezeichnungen und Erscheinungen wie z. B. „die ehemalige Österreichisch-Ungarische Monarchie" (S. 10), das Verbreitetsein der Renaissance *nur* in „jene[n] frühe[n] Mittelpunkte[n] diesseits der Alpen [...] an den Höfen in Wien, Prag, Krakau oder *Ofen*" (S. 11). Er ist mit wichtigen Werken hervorragender Gestalten der ungarischen Literatur (Ferenc Kazinczy, Tibor Déry, Miklós Mészöly) bestens vertraut.

Warum kann diese Forschungsperspektive einem aus Ungarn auffallen und als interessant vorkommen? Eben weil die Verantwortung der ungar(länd)ischen Germanistik gerade bei der Neuentdeckung der deutschsprachigen Literatur im Ost- und Mittelosteuropa der vergangenen Jahrhunderte ausgesprochen groß ist. Sie sollte sich meines Erachtens zum Ziel setzen, die von manchen Interessenkreisen vorgenommene, teils auf terminologischer Basis versuchte geistige Expropriation der Vergangenheit mit sachlich-genauen Berichtigungen, viel eher aber mit selbständigen, paradigmatisch gültigen, vielleicht auch *paradigmagründenden* Interpretationsversuchen zu verhindern, um das eigene (theoretische) Fundament im internationalen Kontext der europäischen Germanistik auch weiterhin vertreten zu können, so vielstimmig der Chor dieser Gemeinschaft auch ist. Veröffentlichungen, wie dieses Buch, dem sicher weitere ähnlicher Art folgen werden, aktivieren ein großes „vorfindbares" deutschsprachiges Material, das ungarischerseits registriert und möglichst auch gefördert werden soll. (Die an die Ansätze einzelner einheimischen Germanisten reiferen Alters anknüpfenden Gedankengänge von János Szabó und Johann Schuth in der vorliegenden Sammlung weisen natürlich durchaus in die Richtung der hoffnungsvollen Weiterführung der *„uns"* betreffenden Forschung.)

Über die vom Herausgeber zusammenfassend dargestellten, vielversprechenden Zielsetzungen hinaus versuchen nun die einzelnen Beiträger in komplexen Fragestellungen ihre Gedanken zu ordnen. Sie schreiben entweder übergreifende theoretische Ausführungen oder konzentriert-vereinfachte Einzeluntersuchungen — im allgemeinen zweifellos auf angenehmem Niveau. Der äußerlich weitgehend ungegliederte Band enthält im Grunde genommen zwei Arten von Aufsätzen, deren allgemeine Wirkung als Ganzheit — vielfach überschneidend — ziemlich intensiv ist, unabhängig davon, ob der jeweilige Einzelbeitrag eher einen umfassenden oder konzentrierteren Charakter hat. Die theoretisch-verallgemeinernden Darstellungen sowie die Fallstudien (die sich mit einer konkreten Sprachinsel oder Literaturlandschaft, gegebenenfalls mit Autoren, beschäftigen) vermitteln dementsprechend ein komplettes Bild von der Systematik der behandelten Erscheinungen. Das im Buch angehäufte Material ist hinsichtlich der in

der Forschung schon aufgearbeiteten Sachverhalte zwar manchmal redundant, aber es folgt eben aus dieser Tatsache, daß der Band eine Fundgrube vieler grundlegender Informationen darstellt. Auf der Basis des internationalen — die bedeutendsten Forscher des Themenkreises zusammenführenden — Grazer Symposions kann die Aufsatz-Serie für ein gewissermaßen abgerundetes Textkorpus, für eine mindestens vorläufige Synthese des Wissens über die deutschsprachige Literaturszene Mitteleuropas gehalten werden (in erster Linie was das 19.-20. Jahrhundert betrifft, aber die umfassend-einführenden Beiträge gehen meistens thematisch weit über diesen Zeitraum hinaus). Vor allem dem wissenschaftlichen Nachwuchs können die hier angeführten Daten, Zusammenhänge und (teils) hypothetischen Ergebnisse von nicht geringer Bedeutung sein. Die Wirkung, die *dieses „blaue Buch" der (süd)osteuropäisch [orientiert]en Literaturgermanistik* (Vf.) auf interessierte junge Leute auszuüben vermag, legt in manchen Fällen sicherlich die Richtlinien von zukünftigen Untersuchungen fest. Seine bald traditonell brauchbare, bald bahnbrechende Methoden anführenden Aufsätze — in denen oft leidenschaftlich nach Wahrheit ringende Fragestellungen vorkommen — sind reichhaltige Dokumente von bereits gelösten oder noch zu erörternden Forschungsproblemen. Auch auf Erwägungen der allgemeinen Ethik bzw. ethisch bedingten Varianten wissenschaftlicher Haltung wird Gewicht gelegt. Mit Recht. Eine moralisch fundierte Forschungsposition — selbstverständlich samt ihren mehreren richtigen Interpretationen — ist in diesem geopolitisch und geschichtlich oft und vielfach verunsicherten Wissenschaftsbereich lebensnotwendig.

József Grudl
(Veszprém)

Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Hrsg. von der „Gesellschaft der Germanisten Rumäniens". Schriftleiter: George Guţu. — Bukarest: Charme-Scott Verlag 3. Jg. (1994) Heft 1-2 (5-6) und 4. Jg. (1995) Heft 1-2 (7-8). Erscheint zweimal im Jahr.

Germanistische Beiträge des Lehrstuhls für Germanistik der Lucian-Blaga-Universität. Hrsg. von Gerhard Konnerth. Hermannstadt/Sibiu: Universitätsverlag 1995. Bd. 3.

Trotz der Wirtschaftskrise hat die Germanistik in Rumänien ihre Überlebensmöglichkeiten gefunden, und jetzt tritt sie mit neuen Hoffnungen an die internationale Öffentlichkeit heran. Antrieb hierfür ist in der Tatsache zu suchen, daß der Schulunterricht der deutschen Sprache in den letzten zwei Jahrzehnten des Sozialismus auf etwa 10 % aller Fremdsprachenstunden beschränkt wurde, was weit unter den realen Bedürfnissen des Landes lag. Nach der Wende haben die Liberalisierung der Märkte und der aufblühende Kulturaustausch sofort ihre Wirkung spüren lassen: Durch die Nachfrage nach Deutschlehrern entstandene neue Lehrstühle boten den Neubeginn und die Fortführung des wissenschaftlichen Lebens. Viele Studenten und Absolventen früherer Jahrgänge begannen die Vorbereitung ihrer Doktorarbeiten, die Schubladenartikel der ganz wenigen älteren Fachkollegen kamen ans Tageslicht, neue Zeitschriften wurden gegründet, und es wurde auch die Gesellschaft der Germanisten Rumäniens wiederbelebt. Die Gesellschaft möchte die in der Zwischenkriegszeit von Persönlichkeiten wie Karl Kurt Klein oder Johann Wolf gegründete Tradition der Germanistik fortset-

zen, die in der Nachkriegsperiode von Mihai Isbăşescu und Jean Livescu geprägt worden war.

Die Gesellschaft koordiniert die wissenschaftliche Arbeit in Rumänien, nimmt aber gleichzeitig auch eine kulturelle Vermittlungsrolle wahr. Ihr Organ ist die Zeitschrift der Germanisten Rumäniens: Nun liegt schon das Doppelheft 7-8 vor, das — wie die vorausgehende Nummer 5-6 — durch eine Auswahl aus den Materialien des III. Kongresses Rumänischer Germanisten das breiteste Spektrum des Faches und des Deutschunterichts veröffentlicht. Die Bemühung der Redaktion, so viel als möglich von den Vorträgen des Kongresses zu bringen, ist lobenswert: Man versucht die fast völlig gebrochene Tradition wieder zu beleben, denn die ersten beiden Kongresse rumänischer Germanisten waren in den 30er Jahren abgehalten worden. So ist es von besonderem Interesse, welche Akzente bei dieser Massenveranstaltung gesetzt worden sind.

Den größeren Teil bilden die literaturwissenschaftlichen Aufsätze, die als Schwerpunkte die einzelnen Aspekte des Lebenswerkes von Mihai Eminescu und Moses Rosenkranz haben. Die komparatistischen Aufsätze über Eminescu, die interessanten Analysen seiner deutschen Motive und die Erforschung der Anbindungen des „Jahrhundertdichters" Rosenkranz an Rumänien und an die Bukowina bilden eindeutig den Höhepunkt des Heftes 7-8. Sonst kann man Themen vom Mittelalter bis zur Wende finden, es ist eigentlich jede Periode der Literaturgeschichte jeweils durch einen Aufsatz abgedeckt, deren Qualitäten jedoch sehr unterschiedlich sind. Der Beitrag zur Mediävistik wiederholt z. B. nur bekannte Thesen, ohne eine eigene Ansichtsweise geltend zu machen. Die Themenwahl entspricht dem germanistischen Kanon; dementsprechend finden sich Beiträge zu Goethe, Novalis, Fontane, Rilke, Musil, aber vorhanden sind auch landestypische Forschungsschwerpunkte der Komparatistik und der Imagologie, wie zum Beispiel die Analyse des Opitzschen Gedichtes Zlatna. Das Gedicht ist in Rumänien wohl bekannt, weil darin der an dem antiken Kulturgut geschulte Dichter die Latinität der rumänischen Sprache erkennt und würdigt. Der junge Verfasser des Aufsatzes versucht mit relativ wenig Überzeugungskraft die vermuteten romantischen Komponenten (!) in diesem Poem des Hochbarocks aufzudecken.

Verhältnismäßig schwach sind im Heft 7-8 die linguistischen Beiträge vertreten, weil in der vorausgehenden Nummer 5-6 wichtige Beiträge bekannter Autoren wie Siegfried Grosse und Elena Viorel abgedruckt worden waren. Abgesehen von einer gegenüberstellenden Wortschatzanalyse rumäniendeutscher und -ungarischer Zeitungen (H. 7-8), dokumentieren die Aufsätze die besonderen Ergebnisse der starken und bekannten Schule der rumänischen kontrastiven Linguistik mit Beiträgen zur Partikel- und Negationsforschung, sowie zur Übersetzungstheorie.

Reich ist der DaF-Teil der beiden Hefte, dessen Kapitelüberschrift — angesichts der deutschen Minderheit Rumäniens — auch DaM-Vorträge ankündigt, die dann aber fehlen. Die große Anzahl der Referenten in der Sektion DaF des genannten Kongresses konnte glücklicherweise ermöglichen, daß alle Ansichten, Pläne, Forschungsbestrebungen des Faches vertreten waren. Die Fülle der Ideen regt zum Weiterdenken an, wie das Referat, das behauptet, daß die gewünschten bürgerlich-zivilen Ziele der rumänischen Gesellschaft, wie ökologische Verantwortung und demokratische Überzeugung in die „DeutschlererInnen-Bildung" eingearbeitet werden sollten. Über fachliche oder germanistische Ziele war aber nichts zu lesen (H. 7-8, S. 143). Die Hefte berichten weiterhin über wichtige Massenkonferenzen in der BRD und Rumänien, über die Situation des Deutschunterrichts im Land und sogar in der Republik Moldova; sie bringen regelmäßig auch die Nachrichten der Gesellschaft. Alles in allem: die Zeitschrift ist das bedeutendste Forum der wissenschaflichen Arbeit und eine Informationsquelle der rumänischen Germanistik.

Auch über eine zweite germanistische Zeitschrift Rumäniens ist hier noch kurz zu berichten: die Germanistischen Beiträge des neugegründeten Lehrstuhls für Germanistik der Lucian-Blaga-Universität zu Hermannstadt (Nagyszeben/Sibiu) brachten bereits ihre dritte Nummer heraus, die wiederum Tagungstexte veröffentlicht. Das gesamte Heft macht den Eindruck, daß Hermannstadt (mit Bukarest, Temeswar und Iassy) wieder zu einem führenden Zentrum der Germanistik emporgestiegen ist. Die Publikationen verraten die Forschungsinteressen und die Zukunftspläne der einzelnen Beiträger: hier sei nur der Name von Joachim Wittstock, dem bekannten Schriftsteller und Germanisten, hervorgehoben, der uns mit seinem kurzgefassten Referat über die siebenbürgischen Physiognomien in der Literatur des 20. Jahrhunderts einen Einblick in seine imagologischen Forschungen gewährt.

Diese Zeitschriften, die große Anzahl neugegründeter (vor allem Privat)lehrstühle, die vielen Tagungen lassen hoffen, daß die Germanistik in Rumänien in etlichen Jahren neu aufblühen wird.

András Balogh
(Budapest)

Maria Klanska: Aus dem Schtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. — Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1994. 470 S.

Es gab viele Versuche, das Leben in den einst „blühenden" ostjüdischen Ghettos authentisch zu beschreiben. Sie erscheinen uns allerdings nur aus heutiger Sicht als blühend, aber oft ist es nur ein verschönertes, idyllisches Bild, das nur in der Phantasie der nachkommenden Ghettoforscher als durchaus positives Bild lebt. Im Schmerz über die Vernichtung dieser Welt neigte man oft zur Idealisierung des Schtetls. Die Idee von Maria Klanska, das Schtetl mit Hilfe von Autobiographien durch diejenigen darstellen zu lassen, die direkte Teilhaber des dortigen Lebens waren, ist einzigartig. Es gab wichtige und gute monographische Darstellungen dieser verschollenen Welt wie zum Beispiel das soziologisch-kulturkundliche Grundwerk von Zborowski *(Life is with People. The Jewish Little-Town of Eastern Europe)* oder das klassische literaturhistorische Werk von Magris *Weit von wo*, wie auch die jüdische Autobiographie den ihr gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte einzunehmen scheint (u. a. *Bürger auf Widerruf*. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780-1945. Hrsg. M. Richarz). Es wurde auch die Integration und Assimilation von Ostjuden in den westeuropäischen Gesellschaften, vor allem in Deutschland genau beschrieben (Trude Maurer, *Ostjuden in Deutschland*. 1918-1933). Die Monographie von Maria Klanska bietet aber das alles in einem Band: durch die Beschreibung von 32 Lebensläufen entfaltet sich ein beinahe lückenlos vollkommenes Bild über jüdische Schicksale zwischen einer althergebrachten, geschlossenen, fest geregelten Lebensweise im Osten Europas und einem durch Akulturation und Emanzipation aufgeschlossenen, assimilierten Leben im Westen Europas.

Die Autorin setzt zeitlich zwei Grenzsteine für ihre Arbeit, die auch im Titel erscheinen und die einer Erklärung bedürfen. Die erste Jahreszahl — 1772 — ist das Jahr der ersten Teilung Polens, von der auch die Geschichte der Juden wesentlich beeinflußt wurde. Das zweite Grenzdatum — 1938 — markiert das Ende einer langen, wenn auch nicht immer friedlichen Periode, nach der die historischen Ereignisse und

der Holocaust moralische, historische und literarische Fragen ganz anderer Art aufwerfen.

Sehr ausführlich, aber doch übersichtlich wird im einleitenden Teil die Geschichte der von Preußen, Österreich und Rußland besetzten Gebiete geschildert, auf denen nach der Teilung Polens ein großer jüdischer Bevölkerungsanteil gelebt hatte.

Im zweiten Abschnitt, *Das Leben im Schtetl* werden die typischen Lebensrahmen des Judentums behandelt, in der Reihenfolge der Wichtigkeit für das tägliche jüdische Leben. Im ersten Kapitel dieses Abschnittes wird das bekanntlich berühmte und vorbildliche Familienleben der Juden durch die Optik der Autobiographen untersucht. Nicht alle dachten gern an ihre Kindheit und Jugend zurück, oft wurden die schönsten Kinderjahre von einem strengen Vater oder einer schroffen Mutter beschattet. Ein besonders authentisches Bild wird über die Gemeinschaft, Tradition und Religion des Schtetls gemalt. Der als bedrückend, oft unerträglich empfundene Druck durch die religiösen, kultischen Gesetze, manchmal bis zum irrational Unmenschlichen zugespitzt, läßt ahnen, warum die meisten aus dieser Welt fliehen wollten. Der junge Jehudo Epstein erlebte zum Beispiel die Koschervorschriften frustrierend, als seine Familie die köstliche Hühnersuppe an einem Sederabend nicht verzehren durfte, nur weil versehentlich das Herz der Henne mit der Suppe mitgekocht worden war, und deshalb die ganze Mahlzeit — laut Verordnung des Rabbiners — vernichtet werden mußte. Aber auch in dieser Hinsicht bedeutete Tradition und Religion sehr oft einen Schutzwall nach außen, hinter den man sich zurückziehen konnte und auch gerne zurückzog. Ein alle Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft auffangendes soziales Netz wird in fast allen Autobiographien als durchaus Positives empfunden, das sich nicht nur allein in Wohltätigkeit manifestierte, sondern auch in den sozialen Dimensionen der jüdischen Feste, der Familie und des traditionellen jüdischen Schulwesens. In einem eigenen Kapitel werden die Alternativen zwischen einer durch das Talmudstudium von vornherein traditionell geprägten Laufbahn und einem autodidaktischen, für wissensdurstige, ihre Ausbruchsabsichten geheimhaltende jüdische Intellektuellen einzig möglichen Bildungsweg aufgestellt. Das ambivalente Verhalten zu der eigenen jüdischen Vergangenheit kam besonders deutlich im Zusammenleben mit den nichtjüdischen Mitbürgern zum Ausdruck: manche beneideten die christlichen Kinder, weil sie die staatlichen Schulen besuchen durften und weltliche Studien führen konnten, andere wiederum hätten anfangs die Geborgenheit der jüdischen Kleinkinderschulen nicht mit dem Ausgeliefertsein und Anderssein in einer nichtjüdischen Schule vertauscht.

Die ausführliche Schilderung des Schtetl-Lebens ist zugleich eine Zusammenfassung jener Motivationen, die manche dazu geführt hatten, das einengende Milieu der jüdischen Kleinstadt zu verlassen und sich in die „große Welt" zu begeben. Im dritten Abschnitt unter dem Titel *Die Flucht* werden jene Momente behandelt, die eine unmittelbare Rolle bei der Entscheidung gespielt hatten, wobei das Verlassen nicht immer fluchtartig geschah, sondern oft einen geplanten Ortswechsel wegen eines Studiums oder besserer Lebensbedingungen bedeutete.

Der nächste Abschnitt auf dem Weg vom Schtetl in die Welt, wie auch im Buch ist eine Übergangsphase, *Zwischen Assimilation und Fremdheit*, die die Emigranten und auch ihre Kinder in der neuen Umgebung durchmachen mußten. Die Vielfalt der Auswahlmöglichkeiten hinsichtlich einer neuen Identität führte vorerst zu einem weitgehenden Identitätsverlust, aus dem neue Wege zum Zionismus, Sozialismus oder auch Kommunismus gesucht und gefunden wurden. Die Neuankömmlinge erwartete Antisemitismus und Ablehnung im beheimatenden Land, aber auch die ansässigen Juden und die früher Abgewanderten empfingen sie mit Mißtrauen. Im Schlußkapitel wird unter anderem auch die Auswirkung der Shoah angesprochen, ob sie zu einem endgültigen Schluß mit der jüdisch-deutschen Symbiose führte, oder ob die inneren

Beziehungen zur deutschen Kultur und Nation unberührt blieben. In den Autobiographien gibt es Zeugnisse fürs Letztere, diese werden aber von der Autorin nicht mehr behandelt, denn sie wären Thema einer anderen Monographie.

Im Buch finden wir übrigens wichtige Bezugspunkte zur Geschichte der ungarischen deutschsprachigen Juden. Einer der Autobiographen, Moritz Gottlieb Saphir ist in einem kleinen ungarisch-jüdischen Schtetl bei Székesfehérvár geboren. Von hier aus begann er seine Laufbahn als deutschsprachiger Humorist und Journalist in Wien, Berlin, München, Paris, dann wieder in Wien. Anfangs schrieb auch er Jiddisch, auf dem Wege der Emanzipation entfaltete er sich aber als deutschsprachiger Literat, so daß er Ungarisch angeblich nie in seinem Leben richtig erlernte. Er war übrigens einer der beiden Autoren, die den äußersten Schritt der Assimilation, nämlich die Taufe vollzogen haben (Mark Lidzbarski war der andere). Ungarn war aber nicht nur Geburtsland für viele Juden, die ihr Glück später in einem anderen Land suchten, sondern auch Zwischenstation für jene, die vom Osten kommend kürzere oder längere Zeit bei Freunden oder Verwandten in diesem Land verbrachten. So behielt zum Beispiel Minna Schiffmann Budapest in guter Erinnerung, als sie sich mit ihrer Familie auf der Durchreise nach Wien hier einige Tage aufhielt. Es wäre überhaupt interessant, diese Katalysatorfunktion Ungarns als „Umsteigestation" in dem Auswanderungsprozeß von Ost nach West zu untersuchen.

Das Buch ist also nicht nur eine thematische Aneinanderreihung der Elemente verschiedener Autobiographien, sondern bietet in seiner Gesamtheit ein komplexes Bild über die versunkene Welt der Ostjuden in ihrer alten und neuen Heimat. Außerdem ist das Werk durch seinen leichten populärwissenschaftlich-publizistischen Stil auch eine äußerst angenehme Lektüre nicht nur für Wissenschaftler, sondern auch für eine breitere Schicht von Interessenten, die sich für diese exotische, aber einst reale Welt begeistern können.

Péter Varga
(Budapest)

Kiss Endre: Friedrich Nietzsche filozófiája (Die Philosophie Friedrich Nietzsches). — Budapest: Gondolat 1993. 494 S.

Friedrich Nietzsche war nach der, auf Georg Lukács zurückgehenden allgemeinen Sprachregelung des Ostblocks der Vorreiter und Ideologe des Faschismus und gehörte dementsprechend wie kein anderer zu jenen Denkern, die tabuisiert und deren Werk in verfälschter Form zusammengefaßt wiedergegeben wurden. Selbstverständlich war der Lukácssche Vorwurf — der perverserweise eigentlich eine Übernahme der extrem faschistoid ausgerichteten Alfred Baeumlerschen Nietzsche-Deutung ist — purer Unsinn, doch hatte er weitreichende negative Folgen für die Nietzsche-Rezeption in Osteuropa, die Intellektuellen hinter dem Eisernen Vorhang waren von Zeit zu Zeit auch irritiert von dem gewaltigen Einfluß Nietzsches auf die Intellektuellen in Westeuropa, der sich nicht in Einklang bringen ließ mit dem, was man selber über diesen Philosophen wußte beziehungsweise zu wissen meinte. Vor diesem Hintergrund muß man das Buch von Endre Kiss betrachten, daß sich in vielerlei Hinsicht ein enormes Pensum vorgenommen hat, da es ja hier nicht einfach nur um einen beliebigen Philosophen geht, den man darzustellen versucht, sondern darum, ein seit Jahrzehnten bestehendes absolut verfälschtes Bild zu korrigieren und in gewisser Weise eine kaum existierende ungarische Philologie zu ersetzen.

Um es gleich vorwegzunehmen: beides gelingt dem Verfasser, sein Buch kann jedem interessierten Leser, der des Ungarischen mächtig ist, ruhigen Gewissens zur Lektüre empfohlen werden, und nicht nur aus dem Grunde, da dieses Buch nicht nur eine Monographie von vielen ist, sondern die erste moderne ungarische Nietzsche-Monographie überhaupt. Vollendet war das Buch bereits 1988, doch sollte es noch fünf Jahre dauern, bis es veröffentlicht vorlag. Dieses späte Erscheinen einer ungarischen Nietzsche-Monographie ist — abgesehen von der traurigen Tatsache der jahrzehntelangen Leere an sich — mit Beschwernissen, aber auch mit Vorteilen, das heißt Chancen behaftet. Zu den Beschwernissen gehört selbstverständlich das Ausräumen der Vorurteile und das Leisten all dessen, was bereits früher hätte erreicht werden können. Doch die große Chance besteht darin, mit einem Schlag über beschwerliche gedankliche Sackgassen hinweg eine moderne Monographie vorzulegen, in der die Erkenntnisse der neuesten Nietzsche-Philologie Eingang gefunden haben. Daß Endre Kiss sich seit langem mit diesem Philosophen beschäftigt, liegt nicht nur auf der Hand, sondern wird auch von der Bibliographie des Bandes bezeugt.

Beachtenswert an der Monographie ist das Vorgehen, indem Nietzsche hier — endlich!, muß man sagen — in den Kontext seiner eigenen Zeit gestellt und betrachtet wird, wodurch zugleich auch eine Darstellung der Geschichte der Philosophie zur Mitte des 19. Jahrhunderts vorgelegt wird, wie man sie bisher nicht kannte. Diese Vorgehensweise wird dem Philosophen nicht nur gerechter, sondern verdeutlicht auch klarer dessen Verankerung in seine Zeit. Äußerst interessant sind die Darlegungen zu der Frage, wie Nietzsche in den 1930er Jahren von Alfred Baeumler zu einer Ikone der Nationalsozialisten umfunktioniert wurde. Dabei geht Kiss nicht von der Berechtigung oder Unberechtigung der Umfunktionierung Niertzsches durch die Nazis aus — eine Frage, die sich ja auch selbst beantwortet —, sondern betrachtet den Gesichtspunkt, was für ein „Zielsystem" die Nazis verfolgten und auf welche Weise die gerade in der Betonung der Relativierung revolutionäre und der von völkischer Gewißheit strotzenden Nazipartei deutlich widersprechende Philosophie Nietzsches in die braune Propaganda eingebaut werden konnte. Die grundlegende Vorgehensweise Baeumlers war es, den philosophischen Kategorien Nietzsches ganz alltägliche Begriffe zu Grunde zu legen, womit sich die Aussagen des Philosophen in eine ganz andere Richtung modifiziert wurden. Dieses moralisch verwerfliche, propagandistisch und demagogisch aber unter Umständen sehr effektive Verfahren ist natürlich bei so gut wie jedem Philosophen anwendbar, doch gab es im Fall Nietzsche den Gesichtspunkt der absoluten Negation aller früherer gedanklichen Strömungen, der propagandistisch gut nutzbar war. Somit konnte man postulieren, mit Nietzsche sei ebenso ein Neuanfang getan wie auch die nationalsozialistische Bewegung einen Bruch mit allem Früheren darstelle. Weiterhin eignete sich der „umfunktionierte" Nietzsche als das Beispiel einer positiven faschistischen Metaphysik, die es bis dahin nicht gegeben hatte, da die Nazis sich grundlegend immer negativ, das heißt in Abgrenzung zum Bestehenden definierten. Nietzsches vollkommen uminterpretierter „Wille zur Macht" sollte dann — wie wir wissen — benutzt werden.

Ein wesentliches Problem bei der Beschäftigung mit Nietzsche stellen die inneren Widersprüchlichkeiten seines Lebenswerkes dar, die oft dazu genutzt worden sind, den einen oder anderen Aspekt gegen einen jeweils anderen auszuspielen oder ganz einfach nur in abwertender Manier auf die Inkonsistenz des Nietzscheschen Schrifttums hinzuweisen — wobei eine Reihe der Ungereimtheiten mit der fahrlässigen und manipulativen Edition seiner Texte zusammenhängt. Im Grunde ist der echte Nietzsche nie wirklich bekannt geworden. Die Passagen, in denen Kiss der Editionsgeschichte der Nietzscheschen Schriften nachgeht, teilen haarsträubende Fakten und Fälschungen mit. Den im — sozusagen: „echten" — Lebenswerk Nietzsches vorhandenen Widersprüchen hingegen geht Kiss mit großer Einfühlsamkeit nach und gibt vielseitige Interpretationen der zur Debatte stehenden Texte.

Endre Kiss sieht Nietzsche als kritischen Positivisten, als Wissenschaftsphilosophen, ein Aspekt, der nicht nur für die ungarischen Leser neu sein muß, da die positivistischen Ansätze des Philosophen von der vermeintlichen Fachliteratur im Laufe der Zeit immer konsequenter übersehen worden sind, und sich das Image vom antiwissenschaftlichen, irrationalen, antipositivistischen und metaphysischen Nietzsche im Allgemeinbewußtsein durchsetzte. Dabei war der Perspektivismus Nietzsches dermaßen ausgereift und beinhaltete eine so große Zahl von ausbaubaren gedanklichen Ansätzen, daß diese nach seinem Tode durch konsequentes Weiterdenken zur Grundlage der Ausbildung neuer Bereiche der modernen Gesellschaftswissenschaften wurden. Als wichtige Grundlage seines Vorgehens nimmt Kiss die zentrale Analyse von Teilen von Nietzsches *Menschliches, Allzumenschliches* vor, da dieses Werk gerade zwischen den Jugend- und den späten Schriften steht.

Zusammenfassend zu dem Ergebnis der Darstellung in dieser Monographie kann man eigentlich nur die Bemerkung des Verfassers selber paraphrasieren, nach dem der auf den ersten Blick vielleicht als glänzend-verführerischer Mephisto erscheinende Nietzsche sich zum Abschluß der Forschungen letztlich als ein tragischer Faust erwiesen hat, der Verantwortung für alles empfand und eben deshalb alles in Frage stellte, oder wie Georg Simmel es formulierte, indem er darauf verwies, daß Nietzsches Meinung gar nicht derart paradox sei wie seine Ausdrucksform.

Gábor Kerekes
(Budapest)

Claudia Roosen: Helden der Krise in den Erzählungen Arthur Schnitzlers. — Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1994. 174 S. (= Europäische Hochschulschriften Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1443.)

Abenteurer, Narzißten, Lebenskünstler, Dilettanten und unglücklich Verliebte bevölkern die Welt von Schnitzlers Fiktion. Gestalten, die trotz zwanghafter Versuche ihre Normalität zu beteuern, labil, verwirrt und neurotisch sind. Ihr Leben ist so zerbrechlich, daß sie schon durch die kleinste Veränderung aus der Bahn geworfen werden und es reicht ein unüberlegtes Wort oder eine Laune, um sie vollständig zu zerstören. Claudia Roosens Studie untersucht die psychologischen Momente, die diese Helden Schnitzlers in den Untergang führen. Sie sucht Antwort auf die Frage, was für Impulse die seelische Zersplitterung und schließlich die Niederlage und Auflösung der Figuren verursachen. Das hier vorliegende Buch ist in drei große Abschnitte gegliedert, die in kürzere Kapiteln unterteilt sind. Der erste Abschnitt ist ein allgemein gehaltener, sozusagen einleitender Teil, der sich mit den labilen Helden und ihrer Umgebung, mit Klischees und deren Nutzen, Deutungsmöglichkeiten und wichtigen, aus der Wiener Moderne kommenden Einflüssen beschäftigt. Ein kurzer Überblick über die damaligen literarischen Strömungen und ihre auch für Schnitzlers Schaffen wichtigen Vertreter, sowie eine Umschreibung des Begriffs „Wiener Moderne" bringen dem Leser das Wien der Jahrhundertwende näher. Wir erfahren, wie Schnitzler die typischen Figuren und Kulissen eines „Lustspiels mit Lokalkolorit" (S. 1) als Rahmen für die Darstellung der dunklen Seite des Lebens verwendet, woran seine Gestalten letztendlich zugrunde gehen. Die psychische Disharmonie, bedingt durch den

Mangel an Sicherheit und Glück, wird von Claudia Roosen als ein Grundthema von Schnitzlers Werken hervorgehoben.

Die Kritik stempelt Schnitzlers Werke gerne mit dem Begriff „Dekadenzliteratur" ab; er wird als der typische Repräsentant der Fin-de-Siècle-Literatur betrachtet, was Roosen ablehnt, indem sie behauptet, daß Schnitzler in seiner Fiktion gerade diese Stilrichtung parodisiere und kritisiere. Um aber das tun zu können, benötige er eben die Klischees, deren Verwendung ihm von Kritikern vorgeworfen wird. Der erste Abschnitt der Studie erörtert auch Schnitzlers überaus „präzisen", „sachlichen" und „skeptischen" Schreibstil und seine Arbeitsmethode. Die Autorin stellt fest, daß Schnitzler seine Figuren in verschiedenen Situationen testet, und beobachtet, welche Wirkung sie aufeinander ausüben. Bleibt die Wirkung aus, verwirft er die Idee und sucht nach neuen Konstellationen. Als eine von Schnitzler favorisiertes Verfahren führt Roosen mit Recht den inneren Monolog an, mit dem der Dichter intimste Gedanken und den Eindruck von Spontaneität und Echtheit vermitteln kann.

Auf den allgemein einleitenden Abschnitt folgt der ausführlichere zweite Teil, der sich mit einzelnen Werken beschäftigt, um in ihnen den entscheidenden Moment der psychischen Umwandlung, den „subversiven Augenblick" bestimmter Figuren auch konkret aufzeigen zu können. Roosen behandelt *Anatol, Casanovas Heimfahrt, Leutnant Gustl, Fräulein Else, Flucht in die Finsternis, Therese — Chronik eines Frauenlebens* und *Spiel im Morgengrauen*. Schnitzlers leichtlebige, kern- und wurzellose Figuren leben alle in einer Welt der Illusionen, da sie die innere Leere und Einsamkeit mit Selbsttäuschung, die sich sogar zu Wahn entwickeln kann, kompensieren wollen. In ihrer Sehnsucht nach Integrität verfolgen sie Wunschbilder, passen sich bis zur Selbstaufgabe den Umständen an, und verlieren jeden Sinn für die Realität. Es sind „Augenblicksmenschen" (S. 45) ohne Geschichte.

In dem dritten und letzten Abschnitt werden Phänomene wie Gesichtsverlust und der subversive Augenblick unter die Lupe genommen. Gesichtsverlust ist ein häufig wiederkehrendes Motiv in Schnitzlers Fiktion. Die Helden fürchten ihr Gesicht zu verlieren und wollen deshalb vor den anderen in jeder Situation gut dastehen, welcher Versuch zuweilen bis ins Ironische gesteigert wird. Der subversive Augenblick, den Roosen in den einzelnen Werken zu fassen versucht, kommt immer dann, wenn die Helden ihre Wünsche und Ängste als selbständige Mächte wahrnehmen und die Warnung der Seele nicht beachtend, sich von ihrem Wahn erfassen lassen, das kann entweder langsam (bei Casanova) oder schnell (bei Fräulein Else) vor sich gehen. Wenn die „Nachtseite des Ich" (S. 165) zum Vorschein kommt, werden der bis dahin verdrängte Sadismus, die Todessehnsucht, der Haß, die Rohheit und der Wahnsinn des Menschen enthüllt.

Im allgemeinen läßt sich über Roosens Studie sagen, daß nach Ansicht der Autorin in Schnitzlers Werken sich das Wesentliche in der Seele der Helden abspielt, und sie unterstützt ihren Hauptgesichtspunkt durch die Hervorhebung verschiedener Einflüsse, die von Hermann Bahr, Siegmund Freud und Ernst Mach stammen. Jedoch ist zu bemerken, daß es Roosens Buch an einer eindeutigen Aufgabenstellung mangelt, was sich vor allem darin ausdrückt, daß der Aufbau des Werkes nicht systhematisch genug ist. So werden bestimmte Themen an unterschiedlichen Stellen wiederholt aufgegriffen, wodurch der Eindruck entsteht, daß der Leser es eher mit aneinandergereihten Aufsätzen als mit einem klar gegliederten Werk zu tun hat.

Szilvia Ritz
(Budapest)

Heinz Lunzer und Victoria Lunzer-Talos: Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern. — Köln: Kiepenheuer und Witsch 1994. 279 S.

Einen Schriftsteller im Bilderbuch darzustellen ist immer eine dankbare und interessante Aufgabe. Man muß nur die Bilder aus dem Nachlaß den verschiedenen Lebensstationen zuordnen, thematisch aneinanderreihen, Portraits der Zeitgenossen, Freunde einsammeln usw. So stellt man sich allerdings einen gewöhnlichen Bildband vor. Das Leben und Werk von Joseph Roth in Bildern darzustellen ist eine Herausforderung grundsätzlich anderer Art. Joseph Roth ist nicht jener „gewöhnliche" Schriftstellertyp, der irgendwo geboren wurde, sein Studium machte, ein bißchen in der Welt herumreiste, dann in seine Heimatstadt zurückkehrend als Angestellter vielleicht in der Stadtverwaltung alt wurde und als glücklicher Großvater eines sanften Todes starb. Roths „ungewöhnliches" Leben vereinigte Kulturen, Völker, historische Epochen, verschiedene Länder und Persönlichkeiten, so muß auch das Bilderbuch eines ungewöhnlichen Mannes überdurchschnittlich reich sein. Mit großer Feinfühlichkeit werden die Bilder zu den wichtigsten Lebensstationen und Bereichen Roths zusammengestellt. Im ersten großen Kapitel wird man nicht nur mit den Familienfotos vertraut, sondern es entfaltet sich ein buntes und vielfaltiges Bild des osteuropäischen Judentums, mit all seinem Charme, seiner Rätselhaftigkeit und seinem Zauber (*Galizien*). Besonders passend ist zu diesem Kapitel der primäre Roth-Text: *Erdbeeren*. Die Erzählung vermittelt die gleiche Atmosphäre, die auch von den Bildern dargestellt wird, es vermischen sich innere Erfahrungen des Kindes mit Beschreibungen des damaligen Brody, das bis heute völlig verschwunden ist. Besonders lebensnah rückt das Studium, der Militärdienst und der Krieg durch die Abbildung des eigenhändig ausgefüllten Inskriptionsformulars (für das Sommersemester 1914 an der Universität Wien), sowie Roths Mitschrift aus der Vorlesung „Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert" oder die Eintragung in der Liste einer Wiener Musterungskomission. Die Liste veranschaulicht übrigens auch den Begriff Monarchie: um Roth herum kamen seine Namensverwandten aus allen Ecken des riesegen Landes, aus Nagyszeben (Sibiu/Hermannstadt), Baja, Torontal, Drohobycz, Przemysl, Korneuburg, usw. Zum äußeren Lebensweg parallel wird auch die schriftstellerische Laufbahn, angefangen um 1919-20 in Wien, dann in Berlin zwischen 1920 und 1925, dargestellt. Nicht nur Kopien von Artikeln und Titelblätter von Erstausgaben, sondern auch die Bilder der Autorenkollegen und Freunde markieren diesen Lebensabschnitt. Ein nur sehr schwer rekonstruierbares Verhältnis zu seiner Frau Friedl wird durch Briefe, und Privatfotos nachvollzogen. In die Zeit von 1923 bis 1933 fällt Roths intensivste journalistische Tätigkeit, parallel zu seinen ersten Erfolgen als schöngeistiger Schriftsteller, die in den Kapiteln *Starjournalist 1923-1927; Juden auf Wanderschaft; Starjournalist 1927-1933; Berühmter Journalist — Berühmter Schriftsteller?* geschildert sind. Der „Starjournalist" wird als „rasender Reporter" mal hier, mal dort fotographiert, er arbeitet für verschiedene Zeitschriften, unter anderen für die *Frankfurter Zeitung*. Als Korrespondent dieser Zeitung verbrachte er längere Zeit in Frankreich, später unternahm er Reisen in die Sowjetunion, nach Jugoslawien, Albanien, Polen und Italien. Die Erträge dieser Fahrten wurden in Form von Reiseberichten in der *Frankfurter Zeitung* publiziert, die spätere, mehr essayistische Reisereportage *Juden auf Wanderschaft* wurde in Buchform veröffentlicht. Handschriftliche Notizen, Städteansichten sind Zeugen dieser Epoche, das interessanteste Dokument unter ihnen ist vielleicht die Bescheinigung des sowjetischen Volkskomissariats für auswärtige Angelegenheiten, in der bestätigt wird, daß „Josef Roth in der Abteilung für Presse und Information als Korrespondent ordnungsgemäß registriert ist". Vielleicht noch interessanter ist die

Abbildung der Rückseite dieser höchstoffiziellen Bescheinigung, auf der Roth private Notizen über gängige Lebensmittelpreise in Moskau, sowie eine Karikatur festhielt.

Roth schloß am 3. Juli 1929 einen Vertrag mit dem Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin *(Autor beim Gustav Kiepenheuer Verlag)*. Diese — vielleicht die fruchtbarste — Zusammenarbeit mit einem Verleger dauerte bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten, nach dem Roth Deutschland verlassen und damit auch alle Verträge mit den deutschen Verlagen kündigen mußte. Bei Kiepenheuer erschienen seine größten Werke, die zwei markantesten Roth-Romane: *Hiob* (1930) und *Radetzkymarsch* (1932). Die Entstehung und Wirkungsgeschichte wird durch zahlreiche Zeitdokumente veranschaulicht.

Der letzte Lebensabschnitt Roths im Exil wurde vom Schicksal der Heimatlosen, ewig Wandernden geprägt. Als würde Roth eine seiner rastlosen Figuren selbst spielen, wandert er von einer Stadt in die andere, von einem Verlag zum anderen, wechselt einen Freund nach dem anderen. Die briefliche und persönliche Freundschaft mit Stefan Zweig gibt vorübergehend Sinn für diese Jahre, aber auch er kann ihn nicht mehr vom tiefsten Abgrund des Alkoholismus schützen. Sehr anschaulich zeugen die im Band abgebildeten und abgeschriebenen Briefe aus der Korrespondenz zwischen Roth und Zweig, sowie vielen anderen Schicksalsgenossen im Exil über jene innigen Kontakte, die das Gefühl von Heimatlosigkeit erträglicher machten. Besonders oft kommt unter den Bildern und Dokumenten das Hotel Foyet in Paris vor, das ab 1927 das bevorzugte Domizil von Roth war, bis es 1937 abgerissen wurde, was oft auch in verschiedenen Roth-Werken vorkommt (z. B. in *Die Flucht ohne Ende*: „An der Ecke war ein Hotel, ein Hotel wie ein Laden.") Roth fühlte sich in dieser Gegend, in einer Umgebung von einfachen Häusern und Leuten, geborgen und verweilte gerne hier. Während die Arbeiter das Hotelgebäude abrissen, saß er im gegenüberliegenden Café und nahm mit Wehmut von seiner ehemaligen Wohnstätte Abschied. Der Abschied ist zugleich ein Abschied von der Vergangenheit, ja sogar vom Leben. Zwei Jahre später war Joseph Roth tot. In einem autobiographischen Feuilleton *Rast angesichts der Zerstörung* wird der Abschied von der vertrauten Umgebung und vom Leben zugleich folgendermaßen formuliert: „Gegenüber dem Bistro [dem Café *Le Tournon*], in dem ich den ganzen Tag sitze, wird jetzt ein altes Haus abgerissen, ein Hotel, in dem ich sechzehn Jahre gewohnt habe — die Zeit meiner Reisen ausgenommen. Vorgestern stand noch eine Mauer da, die rückwärtige, und erwartete ihre letzte Nacht. [...] An der einzigen Wand erkannte ich noch die Tapete meines Zimmers, eine himmelblaue, zart goldgeäderte. [...] Und mit Gepolter stürzte die Mauer ein. Eine weiße dichte Wolke aus Kalk und Mörtel verhüllte das Ganze. [...] Jetzt sitze ich gegenüber dem leeren Platz und höre die Stunden rinnen. Man verliert eine Heimat nach der anderen, sage ich mir. Hier sitze ich am Wanderstab. Die Füße sind wund, das Herz ist müde, die Augen sind trocken. Das Elend hockt sich neben mich, wird immer sanfter und größer, der Schmerz bleibt stehen, wird gewaltig und gütig, der Schrecken schmettert heran und kann nicht mehr schrecken. Und dies ist eben das Trostlose." Das letzte Bild, das den Band schließt, kreist im hundertsten Jubiläumsjahr seiner Geburt durch die ganze Welt. Es wurde in Ostende 1936 in der Tischgesellschaft mit Stefan Zweig aufgenommen und zeigt den gebrochenen Joseph Roth mit einem vom Alkohol geschwollenen Gesicht, als ob er soeben sagen wollte: „Und dies ist eben das Trostlose ..."

Péter Varga
(Budapest)

Julius H. Schoeps: Theodor Herzl. 1860-1904. Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen. Eine Text-Bild-Monographie. — Wien: Brandstätter 1995. 224 S.

Im Jahr 1996 feiert die jüdische Welt das hundertjährige Jubiläum des utopischen Romans von Theodor Herzl: *Der Judenstaat*. Dieses Jubiläum ist aber gleichzeitig ein welthistorisches Ereignis, denn aus dem einstigen Traum wurde Realität, die Gründung des Staates Israel hat die Weltkarte verändert. Die Text-Bild-Monographie von Julius Schoeps illustriert nicht nur das Leben Herzl's anschaulich, sondern dokumentiert auch die jüdische und europäische Zeitgeschichte zu den Lebzeiten von Herzl. Der im Jahre 1860 in Budapest geborene, und 18 Jahre in seiner Geburtstadt lebende *Hercl Tivadar* führte ein gewöhnliches, durchschnittliches Leben einer emanzipierten und beinahe assimilierten ungarisch-jüdischen Familie. Für seine Familie und daher für ihn selbst bedeuteten die religiösen Sitten und Bräuche bis auf ein Minimum ziemlich wenig. Die Bilder der Budapester Jahre gewähren uns einen Einblick in das assimilierte großbürgerliche Familienleben, die angeführten Zitate vom Biographen Alex Bein sind passende Begleittexte: „Das jüdische Leben im Hause war, wie es bei assimilierten oder sich assimilierenden Familien zu sein pflegt. Man hielt die wesentlichen Gebräuche, die Feste wurden in traditioneller Weise begangen." (S. 22) Der Weg des erfolgreichen, jedoch durchschnittlichen Journalisten und Feuilletonisten gelangte aber unerwartet zu einem entscheidenden Wendepunkt, der ohne Übertreibung als historischer Wendepunkt bezeichnet werden kann. Es handelt sich um die Dreyfus-Affäre, die von der zionistischen Legendenbildung schon längst überstilisiert wurde, für Herzl jedoch wichtiger Anstoß, seine bürgerlich-mittelmäßige Laufbahn grundsätzlich zu verändern. Schoeps schreibt: „Einiges deutet darauf hin, daß der Prozeß gegen Alfred Dreyfus, der angeklagt worden war, Landesverrat begangen zu haben, tatsächlich der Anlaß war, daß aus dem assimilierten Wiener Caféhausliteraten und Bühnenschriftsteller der Begründer der zionistischen Bewegung wurde." (S. 68) Die abgebildeten Briefe, Zeitungsartikel, die Fotos von den ersten Zionistenversammlungen in Basel sind wichtige Zeitdokumente des Werdeganges der Bewegung, die mit dem Tod von Herzl nicht nur nicht ablebte, sondern mit erneuter Kraft aufblühte, als ob seine Nachfolger die prophetischen Worte: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen" ausführen wollten. Herzl notierte in sein Tagebuch während des ersten Zionistenkongresses in Basel den berühmt gewordenen Satz: „Fasse ich den Baseler Congress in ein Wort zusammen — das ich mich hüten werde öffentlich auszusprechen — so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein unverselles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es Jeder einsehen." (S. 130) Mit der Gründung des Staates Israel 1948 gingen seine Worte wie eine Wahrsagung in Erfüllung, genau wie er es prophezeit hatte. Das Bildbuch folgt dieser Entwicklung bis zum Tod Herzl's im Jahre 1904, im Epilog wir aber das „Märchen" bis zum Ende erzählt. Der Band ist ein schönes Andenken nicht nur an das hundertjährige Werk *Der Judenstaat*, sondern auch an das zeitlose Lebenswerk Herzls.

Pius Varga
(Piliscsaba)

Theresia Klugsberger – Christa Gürtler – Sigrid Schmid-Bortenschlager (Hrsg.): Schwierige Verhältnisse. Liebe und Sexualität in der Frauenliteratur um 1900. — Stuttgart: Akademischer Verlag 1992. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 262) 194 S.

Der vorliegende Band dokumentiert das Ergebnis eines zweisemestrigen Projektstudiums mit dem Titel *Übergänge*, das 1989/90 am Institut für Germanistik der Universität Salzburg stattgefunden hat. Unter den zehn Teilnehmerinnen dieses Projekts waren auch talentierte Nachwuchsgermanistinnen, die zum Zeitpunkt des Seminars mit der Niederschrift einer Diplomarbeit oder Dissertation aus diesem thematischen Rahmen beschäftigt waren. Die Leitung des Projektes durch österreichweit namhafte Germanistinnen an der Salzburger Universität garantiert sein hohes literaturwissenschaftliches Niveau in Form und Inhalt, was auch die sachkundige Anwendung der modernsten interpretatorischen Methoden demonstriert. Ein feministischer Aspekt, resultierend aus der Korpuswahl, kennzeichnet die Methode der Verfasserinnen: ausgewählt wurde aus der literarischen Vielfalt der Jahrhundertwende eine eher als zweitrangig interpretierte Primärliteratur von Frauen, die im allgemeinen Bewußtsein mit der Bezeichnung teils des Trivialen, teils des emanzipatorisch Tendenziösen behaftet ist: Maria Peteani, Minna Kautzky, Lou Andreas-Salome, Marie Eugenie delle Grazie, Wanda von Sacher-Masoch, Irma von Troll-Borostyáni, Rosa Mayreder und Maria Janitschek.

Die Mentalität der modernisierenden Epoche ist durch die Herausbildung eines neuen ethischen Weltbildes und durch die ständige Auseinandersetzung mit dem Problem der Liebe und der Sexualität gekennzeichnet. Die analysierten Werke der genannten Autorinnen, ihre Ideenwelt, bezeugt den existenten Gegenpol zu den von der „Weiberverachtung" durchdrungenen Thesen Weiningers und seiner Anhänger und zu dem Schein der bürgerlichen Doppelmoral, die die Frau in den Hintergrund zu verdrängen verstanden hat. So erfüllt dieses Projekt weitgehend sein Ziel, ohne Befangenheit den weiblichen Pol des literarischen Spektrums der Jahrhundertwende zu präsentieren, dessen Tugenden und Mängel darzustellen, ohne ihn mit dem Werk der „männlichen Kollegen" zu konfrontieren oder zu überinterpretieren. „Die Schritte von durchaus positiver Betroffenheit zu nötiger Distanz" wurden zurückgelegt, so erhält der Leser ein relativ objektives Bild von Autorinnen der Jahrhundertwende. In den Beiträgen tut sich außer dem Reiz der faszinierenden thematischen Neuheit auch der Spaß der Verfasserinnen und die Begeisterung, mit der sie dieses Projekt begleiteten, kund.

Schmid-Bortenschlager, die Verfasserin des ersten Beitrages, bietet einen kurzen allgemeinen Überblick über die Variationen des Topos „alter Mann — junge Frau", wobei sie die Darstellung des Systems der Versorgungsehe außer bei den genannten, noch bei mehreren anderen Autorinnen und Autoren, wie bei Ebner-Eschenbach, Saar, Fontane, untersucht und zur Folgerung gelangt, daß die Konventionsehe als ein kultur- und sozialgeschichtliches Phänomen notwendigerweise ihren Niederschlag in der Literatur finden mußte und bei einigen Autoren (Fontane, Saar, Troll-Borostyáni) als gesellschaftliches Symbol für die Opposition „alte und neue Zeit" steht, bei anderen (Ebner-Eschenbach, Sacher-Masoch) als emotionales Symbol psychologische Dimensionierungen erfährt. Ihr Beitrag hat einen kontrastiven Charakter, läßt aber zahlreiche Probleme offen, was jedoch wegen der Knappheit der Interpretation und der summierenden Art der Betrachtung verständlich ist.

Die anderen Beiträge weisen eine Orientierung an ein oder zwei Werken auf, was einen detailliert explizierten Gedankengang und eine vertiefte Deutung ermöglicht.

Zwei Tendenzen der Rezeption und Kritik der analysierten Autorinnen lassen sich differenzieren:

1. Klugsberger, Plöchl, Enzenhofer, Pimingstorfer, die sich mit Troll-Borostyáni, Peteani, Kautzky und Mayreder befaßten, hofften, nicht nur Frauenrechtlerinnen zu entdecken. Die enge ideologische Verquickung von Troll-Borostyáni, Peteani, Kautzky und Mayreder mit der Emanzipationsbewegung läßt in ihren Werken eine notwendige Einfachheit der Erzählstrukturen zu, so daß die ästhetische Wertung nicht über den Begriff der Trivialität hinausgehen konnte. Die literarische Umsetzung der Ideen der Frauenbewegung erfordere im Interesse der wirkungsvollen Rezeption eine gewollte Simplizität und demgemäß unterwerfen sich die belletristischen Versuche der erwähnten Theoretikerinnen didaktischen Überlegungen. Überzeugend demonstriert wird diese These in der präzisen Studie von Alexandra Enzenhofer, indem sie theoretische und fiktionale Texte der Troll-Borostyáni einander gegenüberstellt. Die Entdeckung und die Deutung des Schaffens dieser Salzburger Autorin durch Enzenhofer beweist das Vorhandensein emanzipatorisch-ideologischer Gesinnung in der Literatur auch außerhalb Wiens. Laut der anthropologischen Ethik dieser vielseitig gebildeten Frau wird der Mensch auf empirischen Grundlagen in seiner natürlichen Beschaffenheit als geistig-sinnliches Wesen erfaßt. Dieser Doppelnatur zufolge entsprechen Liebe und Sexualität dem psychischen und dem physischen Bedürfnis des Menschen, wobei die geistige Liebe eine innere Vervollkommnung erzielt. Durch Erziehung verbindet sie sich mit dem Sexualtrieb, der einerseits einen maßvollen Geschlechtsgenuß, andererseits die Fortpflanzung und Weiterentwicklung des menschlichen Geschlechts zur Folge hat, somit ins Konzept der Evolutionslehre paßt. In Anlehnung an ihre theoretische Grundlage thematisiert Troll-Borostyáni in starker didaktisch-aufklärerischer Dimension die Frage der Erziehung und plädiert für „wahre Liebe", die die Ambivalenz von Geist und Sinnlichkeit miteinander in Einklang bringt.
2. Bei delle Grazie, Andreas-Salome, Sacher-Masoch und Janitschek, mit denen sich Höftberger, Gürtler, Schackmann, Lettner und Pimingstorfer auseinandersetzten, konnte das Ästhetische gegenüber dem Ideologischen dominieren, trotzdem verfielen diese Autorinnen einem Verdikt, das sie in den historischen Hintergrund drängte. Delle Grazie, Andreas-Salome, Sacher-Masoch und Janitschek stehen mit dem Begriff des Feminismus eher indirekt und unbewußt in Verbindung, nur insofern, als sie als Künstlerinnen in einer radikal verwandelten Welt- und Wertordnung die zertretene menschliche Würde der Frau in ihrer intimen Sphäre sensibler erfaßten und für ihre neue würdigere geistige und soziale Stellung im Sinne eines neuen ethisch-humanistischeren Ideals plädierten.

Diese Gruppe der Interpretationen krönt der Aufsatz von Christa Pirmingstorfer, eine vergleichende Darstellung der Minna Kautzky und der Lou Andreas-Salome. Im Fall dieser Autorinnen konstatiert Pimingstorfer sowohl einen ideologischen Zwiespalt zwischen der sozialistisch eingestellten Kautzky und der bürgerlich-liberal gesinnten Andreas-Salome als auch eine auf sozialen Grundlagen basierende Ambivalenz der Frau zwischen Liebe und Beruf. Der Vergleich entscheidet in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht eindeutig für Andreas-Salome. Die Romane von Kautzky waren damals nur in Arbeiterbibliotheken erhältlich, und auch noch heute können sie, wie aus dem Aufsatz hervorgeht, wegen ihrer stark ideologisch-belehrenden Tendenz als nichts anderes als kulturelles Beiwerk der proletarischen Frauenbewegung angesehen werden. Andreas-Salome, eine hochgebildete Frau, hatte mit den bedeutendsten Intellektuellen wie Schnitzler, Rilke, Freud und Nietzsche persönliche Kontakte. Obwohl sie nie der Frauenbewegung angehörte, erfassen ihre Werke die das weibliche Geschlecht bewegenden Probleme ihrer Zeit. Sie, als eine Anhängerin der psychoanalytischen Thesen

Freuds, thematisiert am radikalsten und am tiefsten die ambivalenten Gefühle der Liebes- und der Sexualempfindung der Frau. Die auf Assoziationen, Stimmungen beruhende äußere und innere Vergegenwärtigung der Figur Fenitschka in der gleichnamigen Erzählung zeigt einerseits die Verbindung Andreas-Salomes mit einer Schnitzlerschen Technik, andererseits bezeugt die prächtig ausgeführte Gestaltung des Stoffes, die ab und zu angewandte Traumsymbolik die ästhetische Kompetenz der Autorin. Somit erreicht Pimingstorfers vorzügliche Interpretation eine positive Revision der literarischen Wertung Andreas-Salomes.

Der Band hat seine ursprüngliche Zielsetzung, Neues aus der Literaturszene der Jahrhundertwende zu entdecken, weit überschritten, indem durch die einzelnen Interpretationen in manchen Fällen ein positives, meist ein reales Bild der Frauenliteratur entstanden ist, das in Zukunft sicher noch ein weiteres Feld der Diskussion impliziert.

Anikó Zsigmond
(Szombathely)

Hans Richter: Franz Fühmann. Ein deutsches Dichterleben. — Berlin und Weimar: Aufbau Verlag 1992. 407 S.

Franz Fühmann (1922-1984) war eine prominente Persönlichkeit der DDR-Literatur. Das Buch von Hans Richter — Professor i. R. der Jenaer Friedrich-Schiller-Universität — ist die erste bedeutsame, mit wissenschaftlichem Anspruch geschriebene Zusammenfassung von Fühmanns Leben und Werk.

Auf der ersten Seite des Buches ist ein Spät-Portrait Fühmanns zu sehen. Die Arme sind in den Schoß gefallen, die Unterarme bilden ein Kreuz, der gebrochene Blick weilt in der Ferne. Auf dem schwarzen Umschlag ist ein feuerrotes Kreuz, das von Golgotha, dahinter der schwarze Abdruck des Hakenkreuzes. Fühmanns Kreuz — das Kreuz einer Generation. Der Untertitel von Richters Buch könnte auch so lauten: Ein deutsches Menschenleben. Der Autor analysiert nicht nur die Werke des Dichters sachkundig, sondern er stellt zudem den Hintergrund der Werke, nämlich Fühmanns Leben, authentisch vor; ein Leben, ein Schicksal, das seinen Träger tödlich verwundete und in den Staub warf. Richter zeichnet die Laufbahn des Dichters entlang bestimmter Bruchlinien: er gliedert die Monographie nach den Jahreszahlen, die zu den Meilensteinen von Fühmanns Leben geworden sind. Die Chronologie wird allerdings einmal unterbrochen: das Kapitel, in dem Fühmanns letztes Jahr abgehandelt wird, befindet sich am Anfang des Buches. Dieser willkürlich erscheinende Kunstgriff steht im Zusammenhang mit der bereits erwähnten Photographie Fühmanns, die an der Spitze der Monographie als Motto aufzufassen ist. Durch diese Umstellung gewinnt das Werk eine besondere Spannung.

Fühmann, wie viele von seinen Zeitgenossen, geriet in den dreißiger Jahren unter den Einfluß des Faschismus und dann in den Bannkreis des Kommunismus. Der drastische Bruch mit der Nazi-Ideologie und später die langsame und schmerzhafte Erkenntnis, daß die kommunistische Idee sich nicht als tragfähig erwies, haben den Dichter, der für seine Überzeugung hart mit sich selbst gerungen hatte, unheilbar verwundet. Sein Zweifeln bezog sich in den achziger Jahren nicht mehr auf die Verwirklichung der neuen Gesellschaftsordnung, sondern auf die Zukunft der Menschheit. Während der finsteren Kämpfe um seine Ideale flammten manchmal Lichter auf, die Fühmanns Gesinnung erhellten und seine schöpferische Kraft neu belebten — so wurden unter anderen das Ungarn-Tagebuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* (1973) und das Trakl-Buch *Vor Feuerschlünden* (1982) geboren —, in seinen

letzten Jahren schuf er schließlich resigniert außergewöhnliche Märchen, die beredt von seiner weinenden Sehnsucht auf Hoffnung erzählen.

Eine der Kardinalfragen von Richters Buch ist die Heimatlosigkeit des Dichters, die sich in ständigen Beheimatungsversuchen ausdrückte. Fühmann ist 1922 in Rochlitz an der Iser geboren. Dieses böhmische Dorf wurde nach dem ersten Weltkrieg bzw. der Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie unter dem Namen Rokytnice nad Jizerou ein Teil der frischgeborenen Tschechoslowakischen Republik. Hans Richter ist 1928 in der naheliegenden Stadt Reichenberg geboren, die auf den heutigen Karten mit dem Namen Liberec bezeichnet wird. Die Kompetenz und Beschlagenheit des Jenaer Professors ist also nicht zu bestreiten, wenn er über die Kämpfe des Menschen und Dichters schreibt, der als deutscher Muttersprachler teilweise unter österreichischen Traditionen aufgewachsen ist, und der dann in einem 'Halb-Deutschland' seine Identität sucht.

Statt des verlorenen — und aus politischer Einsicht verleugneten — böhmischen Vaterlands wählt Fühmann eine neue „gesellschaftliche Heimat". Sein „politisches Zuhause" in der DDR wird die National-Demokratische Partei Deutschlands. Mit diesen abstrakten, symbolhaften Heimaten kann er sich jedoch nicht abfinden: 1967 macht er sich auf den Weg, um Preußen wirklich kennenzulernen und sich dort einzuleben — *Auf den Spuren Fontanes* (1967). Seine Beheimatung auf dem preußischen Boden erweist sich aber schnell als Utopie. 1974 unternimmt er, allerdings mit anderen Dimensionen, einen ähnlichen Versuch: er treibt sich unter der Erde, in Bergwerken herum, er sammelt Erfahrungen, Materialien für sein angestrebtes Hauptwerk — der Roman bleibt jedoch unvollendet.

Nachdem er in der preußischen Landschaft, in der preußischen Umgebung keine Heimat für sich gefunden hatte, und die Verwirklichung der neuen Gesellschaft auch gescheitert war, wurde ihm die Unveränderbarkeit seiner Heimatlosigkeit allmählich schmerzhaft bewußt. Vielleicht flüchtete er wegen dieser Mißerfolge immer mehr in eine geistige Heimat, ins Land der Musen. Er war ein leidenschaftlicher Sammler von Kunstgegenständen und Büchern und besaß die besondere Empfindsamkeit, sich in die Werke anderer Künstler hineinzufühlen. Er hatte einen lebendigen Kontakt zur bildenden Kunst und zur Dichtung anderer Völker — seiner fruchtbaren Übersetzertätigkeit hat auch die ungarische Literatur viel zu verdanken. 1958 hat er seine Werkstatt in Märkisch-Buchholz — außerhalb Berlins — eingerichtet. Das bescheidene Waldhaus und die mit Bücherregalen vollgestopfte Literaturwerkstatt-Garage — spärliches Licht, Thermosflasche, Campingtisch mit Schreibmaschine — haben nur dem Geist Komfort angeboten. Der Mensch ist aber weiterhin heimatlos, einsam geblieben.

Der einzige Mangel der Monographie ist vielleicht der Mangel von Fühmanns Leben selbst — über das Privatleben des Dichters spricht Richter mit der Wortkargheit eines Personenstandregisters: 1950 heiratet er die aus Schlesien übersiedelte Arbeiterin Ursula Böhm, 1952 wird ihr einziges Kind Barbara geboren, die ihnen später ein Enkelkind schenken wird. Dieser Mangel ist umso augenfälliger, da sich der Autor bei der Darstellung von Fühmanns Kindheit mit dem familiären Hintergrund des Dichters — mit den Persönlichkeiten der Eltern und ihrem Verhältnis zueinander — ausführlich und tiefgehend auseinandersetzt. Die weiteren persönlichen Angaben über Fühmanns Erwachsenenleben ließen es einerseits zu, den Menschen Fühmann differenzierter zu sehen, andererseits würde dem Leser eine vertiefte Interpretation der Werke des Dichters ermöglicht. Die Kenntnis mancher Details aus dem Privatleben Fühmanns wären z. B. äußerst nützlich für die Analyse seiner Frauendarstellungen. Ebenso würden sie mehr Licht werfen auf das von ihm gezeichnete Mann-Frau-Verhältnis, sowie auf die in seinen Werken offen oder verborgen auftretende Erotik.

Der wissenschaftliche Wert der vorliegenden Monographie wird erhöht durch die am Ende des Buches stehende biographische Zusammenfassung, die ausgewählte

Bibliographie von den Werken des Dichters und die sorgfältigen Anmerkungen. Über die philologische Bedeutung hinaus hat das Buch eine geistanregende Wirkung. Es beleuchtet die Problematik eines deutschen Dichter- und Menschenlebens, und bewegt somit den Leser, über die Problematik der aufgespaltenen deutschen Literatur und vieler entzweigebrochener Menschenleben nachzudenken.

Éva Laczó
(Győr)

Tamás Lichtmann (Hrsg.): Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen. — Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften 1995. (= Debrecener Studien zur Literatur. Bd. I.) 319 S.

Als erster Band der Schriftenreihe *Debrecener Studien zur Literatur* ist ein Band entstanden, der schon von seinem Erscheinungsbild erfreulich anspruchsvoll ist und Vorbild für ähnliche Publikationen anderer ungarischer Universitäten sein sollte und hoffentlich auch sein wird. Den Inhalt stellen Studien dar, die bereits als Beiträge zum Debrecener Germanistischen Symposion zur Österreichischen Literatur nach 1945 im Oktober 1993 auf dem Programm der Veranstaltung angekündigt worden waren.

Insgesamt 22 Beiträge folgen dem *Negation eines Landes in seiner Literatur* betitelten Vorwort Walter Fantas, das das Verhältnis der österreichischen Autoren zu ihrem eigenen Land und zu Deutschland betrachtet. Dabei faßt das Vorwort sehr prägnant die wesentlichen Fragen und Gesichtspunkte zusammen, die sich im Laufe der Lektüre des Bandes herauskristallisieren; so die des österreichischen Nationalbewußtseins und der österreichischen Nationalliteratur, deren Beschaffenheit und Anfang je nach Konzeption und Intention unterschiedlich veranschlagt werden können. Ebenso zusammengesetzt ist die Frage der zur österreichischen Literatur gehörenden bzw. für sie in Anspruch genommenen Autoren, da ja ein Großteil von ihnen nicht aus Österreich stammte und/oder nicht dort lebte. Und schließlich die Frage der Realitätsverweigerung, die sich in einer Reihe von Werken vordergründig als bloße Verneinung Österreichs zeigt, jedoch im Grunde die Annihilierung der Welt ist.

Der erste Themenschwerpunkt steht unter der Überschrift *Österreich: von Innen und Außen*, wobei es hier um die Frage der Nationswerdung Österreichs und um die der österreichischen Nationalliteratur geht. Während Robert Menasse in *Weil wir alle Österreicher sind! Kurze Geschichte der Nationswerdung Österreichs* durch Verweis auf historische Fakten und Umfragen unter den Österreichern zu dem Schluß kommt, daß das Nationalbewußtsein der Österreicher sich entschieden erst nach 1945 im Gegensatz zu den Deutschen definierte, versucht Karlheinz Auckenthaler in seinem Beitrag *Über österreichische Literatur schreiben? Gut. Aber wenn ich das wüßte, was diese ist! Ein Konzept zum österreichischen Literaturbegriff* die österreichische Literatur mit dem Babenbergerhof in Wien beginnen zu lassen, wobei er sich auf Josef Nadlers Studie *Die deutsche Dichtung Österreichs* aus dem Jahre 1936 stützt. Allerdings funktioniert dieses Konzept nur, indem Auckenthaler bei der Rückprojezierung des Beginns der österreichischen Literatur in Zeiten vor jedweder nationaler Denkweise die Literatur Österreichs — „im übertragenen Sinne" (Auckenthaler) als „territorial-politische Dichtung" definiert, denn „in Österreich bleibt die Dichtung stärker als anderswo in allem Wandel der äußeren Formen und inneren Motive Ausdruck des staatlichen Werdens und Seins. Diese Bindung hebt sie von der deutschsprachigen Literaturentwicklung ab."

Abgerundet wird der erste Teil des Bandes durch die „Außensicht" auf die österreichische Literatur, indem Alexander Belobratow die *Österreichische Literatur nach 1945 aus russischer Sicht* und Eszter Kiséry die *Österreichische Literatur aus Sicht eines ungarischen Germanisten der Zwischenkriegszeit,* d. h. konkret vom Gesichtspunkt des von 1941 bis zu seinem Tode an der Debrecener Universität tätigen Germanisten Béla Pukánszky skizziert, der unvergängliche Verdienste bei der Erforschung und Verbreitung der österreichischen Literatur in Ungarn auch durch sein an dieser Stelle genauer betrachtetes ungarischsprachiges Buch *Die heutige österreichische Literatur* erworben hat. Sándor Komáromi stellt die Frage: *Noch österreichische Literatur?*, indem er die Nachkriegsautoren aus der Bukowina betrachtet, die auch noch nach dem Krieg eine vitale literarische Produktion in deutscher Sprache hervorbrachten, deren kultureller Zusammenhang mit den Traditionen der ehemaligen Monarchie nicht geleugnet werden kann.

Paul Celan stellt den zweiten Themenpunkt des Bandes dar. Mit ihm beschäftigen sich insgesamt drei Beiträge. Gábor Schein geht in *Zähle die Mandeln* Motiven in Celans Lyrik nach, deren Ursprung in der jüdischen Tradition zu finden ist, in *buk* untersucht Thomas Schestag wie die Bukowina bei Celan erscheint. Tamás Lichtmann schließlich betrachtet *Paul Celan und János Pilinszky* als *Dichter des Weltskandals und des Erlösungsanspruchs*, da zwischen den beiden Künstlern eine Geistesverwandtschaft, eine geistige und konstitutionelle Ähnlichkeit bestehe, die aufgrund der Interpretation einiger zentraler Motive — nämlich u. a. Schweigen, Auschwitz, Sprache als einziges Mittel, lautlos gegen die Vernichtung — aus den Lebenswerken mit ausführlichen und treffenden Beispielen plausibel belegt wird.

Ingeborg Bachmann steht im Mittelpunkt der Betrachtung des dritten Teils. Der *Aufbruch als Motiv bei Ingeborg Bachmann* beschäftigt Herbert Arlt, während Wilhelm Petrasch unter dem Titel *Aufbruch zur unüberschreitbaren Grenze* Betrachtungen zu Ingeborg Bachmanns Lyrik anstellt. In ihrer sehr anspruchsvollen Studie setzt sich Konstanze Fliedl schließlich mit der Frage *Natur und Katastrophe* auseinander. Bestimmte Topoi, so etwa jenes von Überschwemmung und Untergang in der Flut, kehren bei Bachmann immer wieder, die Naturdarstellungen sind bei ihr mit Krieg, biblischer Erinnerung — zurückweichendes Meer, Sintflut — und Weiblichkeit verbunden. Walter Fanta geht unter dem Titel *Rückkehr nach Kakanien* dem habsburgischen Mythos in der Prosa von Ingeborg Bachmann nach, und kommt zu dem Schluß, daß die weiblichen Figuren in den Prosatexten der Bachmann sich irreale Hoffnungsgebilde errichten, deren Verwirklichung in der Realität jedoch unmöglich ist, so daß das Ausweichen auf die Wiederherstellung eines mythischen Urzustandes allein mit den Mitteln des Geistes und der Sprache als Quintessenz des habsburgischen Mythos bleibt. Schließlich untersucht in diesem dritten Teil des Bandes Gabriella Hima *Die Funktion der Dialogizität in der Aufdeckung der „verschwiegenen Geschichte" in Malina*, wobei sie zunächst das Vorhandensein einer nicht erzählten, verschwiegenen Geschichte voraussetzt und diese dann aus den widersprüchlichen und labilen Stellen des Erzählten rekonstruiert.

Der derzeit wahrscheinlich bekannteste, meistgeliebt und -gehaßte österreichische Autor der Gegenwartsliteratur, *Thomas Bernhard*, wird in vier Beiträgen in den Mittelpunkt gestellt. Zoltán Szendi benennt seinen Beitrag nach Thomas Bernhards autobiographischem Zyklus *Das Ich und seine nahen Verwandten* und geht den Problemen jedweder Autobiographie nach, inwieweit in ihr die Realität wiedergegeben bzw. eine neue Realität geschaffen wird. Als Schlußfolgerung bietet sich die Erkenntnis an, daß Bernhard die Wahrheit als nicht mitteilbar erschienen sein muß. Endre Kiss untersucht in seiner philosophisch ausgerichteten Denkweise das Werk von *Thomas*

Bernhard als *Dichtung des Selbstbewußtseins oder Verösterreicherung des Absurden*. Kiss kommt zu dem Schluß, daß Bernhard eine Version des Absurden erschaffe, die keine „condition humaine", sondern eine „condition humaine autrichienne" und als solche eine Welt sei, die durch die Staatsgrenzen Österreichs limitiert werde. Mit dieser „verösterreicherten" Absurdität könne kein Frieden geschlossen werden. Im folgenden Beitrag erkennt Herbert Gamper in Thomas Bernhards Theater *Die Katastrophe als Komödie* und geht Jean-Marie Winkler in *Zwischen Parodie und Zurücknahme* auf die Beziehungen zwischen *Thomas Bernhards „Der Ignorant und der Wahnsinnige" und Wolfgang Amadeus Mozarts „Die Zauberflöte"* ein. Thomas Bernhards vielleicht bedeutendstem Roman *Auslöschung. Ein Zerfall* widmet sich Barbara Mariacher in *Die Beziehungen zwischen den Gegensätzen*. Die angesprochenen Gegensätze werden bei Bernhard nicht harmonisiert oder gar aufgelöst, sondern ganz im Gegenteil: sie werden noch weiter verschärft.

Zu den *anderen* Autoren, die im letzten Teil des Bandes besprochen werden, gehören u. a. Peter Turrini (Donald G. Daviau: *Peter Turrini und die Demaskierung der Gesellschaft*), Peter Handke (Kálmán Kovács: *Peter Handkes „Kaspar Hauser"*) sowie Hans Habe (János Szabó: *Hans Habe — ein Österreicher, ein Ungar, ein Deutscher oder ein Amerikaner? Ein Schriftsteller?*), wobei die Titel schon weitgehend andeuten, worum es in den jeweiligen Studien geht. Insgesamt muß man diesem Band zugestehen, daß je nach Interesse jeder Leser interessante Studien zu seinem Autor, respektiv seiner Autorin finden wird und bestehende konzeptionelle Unterschiede zwischen den einzelnen Verfassern eine anregende Wirkung für eine weiterführende Beschäftigung mit den einzelnen Vertetern der österreichischen Literatur haben können.

Gábor Kerekes
(Budapest)

Kálmán Kovács: Das Menschenbild Heinrich Bölls. — Frankfurt a. M. - Berlin - Bern - New York - Paris - Wien: Peter Lang 1992. (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1341) 157 S.

Kovács' Buch, das sich auf seine Doktorarbeit (1989) stützt, gliedert sich in vier Hauptteilen: Einführung in das Problem des Menschenbildes bei Böll und drei weitere Kapitel über die Böllschen Meisterwerke *Billard um halbzehn* (1959), *Ansichten eines Clowns* (1963) und *Gruppenbild mit Dame* (1971). Kovács' Interpretation von Bölls Menschenbild basiert auf Bölls Äußerung in einem Interview mit dem französischen Literaturkritiker René Wintzen aus dem Jahre 1976, in dem Böll von der Wichtigkeit einer „mythologisch-theologischen Problematik" in seinen Werken spricht und in dem er das politische Element als etwas Sekundäres wertet. Böll sagt in dem Interview: „Dabei bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß das, was einem von außen auferlegt wird, einen nicht sehr verändert. Und mit dieser Überzeugung muß man, glaube ich, an Literatur herangehen. Alles das, was die Weltgeschichte an Klamotten einem vor die Füße wirft, Krieg, Frieden, Nazis, Kommunisten, Bürgerliche, ist eigentlich sekundär. Das, was zählt, ist eine durchgehende, ich möchte fast sagen, mythologisch-theologische Problematik, die immer präsent ist."

Für Kovács ist diese bedeutungsvolle Aussage der Ausgangspunkt für sein Verständnis von Bölls Menschenbild. Hier geht es nach Kovács um eine „unveränderliche Substanz des Menschen". (S. 13) Kovács leugnet in seinem Buch die Wichtigkeit der

realistischen, gesellschaftlichen Substanz in Bölls Werken nicht, aber für ihn ist das Vorhistorische in den Romanen wichtiger als das Aktuelle. Kovács geht weiter und reduziert diese immer präsente mythologisch-theologische Problematik' auf das Grundproblem des Fremdseins des Menschen und seiner Ungeborgenheit in der Welt. Ein Vorzug von Kovács' Sichtweise ist, daß sie eine gute Erklärung für die weltweite Popularität Bölls liefert, weil die grundlegende Problematik des Fremdseins und der Ungeborgenheit der Menschen in allen Ländern und unter allen politischen und wirtschaftlichen Systemen ähnlich ist. Kovács' Buch gibt indirekt die Antwort auf die Frage, warum Bölls Werke außerhalb Deutschland so gut aufgenommen werden, und sogar bei Lesern, die sich nicht vorrangig für die deutsche Geschichte interessieren.

Trotz dieses positiven Aspekts des Buches muß man auch sagen, daß, wenn man Böll unpolitisch interpretiert, wie Kovács das tut, und wenn man das Aktuelle wegnimmt, das, was in den Nachkriegsjahren Böll am meisten als deutschen Autor charakterisierte, etwas Wichtiges verlorengehen wird. Aber indem Kovács dem Autor etwas Wichtiges wegnimmt, gibt er ihm zugleich etwas Wesentliches zurück. Er ersetzt das Historische durch das Universale, und dadurch ist in diesem Austausch Bölls Ruf als internationaler Schriftsteller der Gewinner. Anders formuliert: Kovács transformiert den oft als zeitbedingt kritisierten Autor in einen universalen Dichter. Böll ist in Kovács' Interpretation nicht nur ein deutscher Autor, sondern ein Schriftsteller von Weltrang, der immer in seinen Werken Grundprobleme der menschlichen Existenz behandelt.

Vor 1990 war die übliche Weise, Bölls Werk zu erläutern, eng mit der Zeitgeschichte verbunden. Obwohl es vor 1990 Kritiker gab, die das unpolitisch Zeitlose in Bölls Werk hervorgehoben hatten, begann ungefähr 1990 eine neue Tendenz in der Böll-Forschung. Diese neue Tendenz ist natürlich nur in Zusamenhang mit der europäischen politischen Wende dieser Zeit zu verstehen. Die unpolitischen, unideologischen Annäherungsversuche an das Böllsche Werk haben aber in Ungarn etwas früher als anderswo angefangen, was 1987 bei dem ersten Internationalen Böll-Symposion in Szeged schon deutlich wurde. Aus dieser Rezeptionsperspektive allein ist Kovács' Buch ein interessanter und wichtiger Beitrag zu der neuen Böll-Kritik.

In seiner Interpretation von *Billard um halbzehn*, *Ansichten eines Clowns* und *Gruppenbild mit Dame* sieht Kovács diese Romane als Versuche Bölls, dem Leser zu zeigen, wie das Fremdsein und die Ungeborgenheit des Menschen in der Welt zu überwinden ist. In *Billard* versucht die Familie Fähmel ihre Krankheit der Selbstentfremdung und Isoliertheit in der Nachkriegszeit durch menschliche Solidarität außerhalb der politischen und kirchlichen Institutionen zu heilen. In einem kleinen Kreis von sensiblen gleichdenkenden Menschen aus drei Generationen wird eine kleine Heimat des Menschlichen innerhalb einer heuchlerischen Gesellschaft geschaffen.

In *Ansichten* versucht der Clown Hans Schnier den Ausweg aus dem Dilemma der Subjekt-Objekt-Spaltung durch die Liebe zu seiner 'Frau' Marie zu finden. Weil aber diese Verbindung nicht kirchlich gesegnet ist, versucht der katholische Kreis das Paar zu trennen. In diesem Benehmen des katholischen Kreises sieht Kovács Bölls Darstellung des Hauptthemas des Romans, das er das Problem der Abstraktion nennt. Daß Bölls Präsentation dieses Problems mehr als eine begrenzte Kritik an der Kirche ist, wird überall im Roman deutlich. Kovács definiert dieses Problem der Abstraktion als die immer präsente Tendenz von kontrollierenden Menschen und Institutionen auf oft unmenschlichen abstrakten Ordnungsprinzipien zu bestehen. Kovács sieht in der Bemerkung des Hans, „man weiß nie, was ein Mensch unter weltanschaulichen Zwang alles tut ..." den Kernsatz des Romans, weil darin alle Kritik der negativen Formen der gesellschaftlichen Abstraktionen zusammengefaßt ist. Kovács kommt zu dem Schluß, daß Bölls Roman klar macht, daß eine herrschende Abstraktion, wenn sie nicht in menschlicher Realität gegründet ist, den Menschen immer zum Opfer dieser Ab-

straktion macht. Von Kovács' Interpretation des Romans läßt sich schließen, daß *Ansichten eines Clowns* einer von Bölls revolutionärsten Romanen sei, weil er für die Freiheit der Menschen von allen Formen der Tyrannei plädiert, sei sie kirchlich, wirtschaftlich oder politisch.

In *Gruppenbild* ist die Hauptfigur Leni ein anderer Versuch Bölls, eine Lösung der grundlegenden Problematik des menschlichen Daseins, des Fremdseins und der Ungeborgenheit des Menschen in der Welt zu finden. Hier, durch Opposition zu der Leistungs- und Besitzphilosophie der liberalen Welt, die die Menschen zwingt, ihren Wert an quantifizierbaren Kategorien zu messen, ist Leni mit ihrem harmonischen Leben ein Modell für eine neue Art Utopie. Interessant ist, daß Kovács dies vorgeschlagene Lenische Vorbild der korporalistischen und mystischen Harmonie als ein unpraktizierbares Verhaltungsmuster sieht, weil Lenis Leben seiner Meinung nach zu extrem ist und nicht den Fähigkeiten des heutigen Menschen entspricht. Aber als Provokation zur Bildung einer alternativen Gemeinschaft erkennt Kovács Lenis wichtige Funktion an.

Dieses kleine Buch bietet viel mehr an als diese kurze Rezension andeutet. Die Stärke des Buches sind seine konsequent begründeten philosophisch-theologisch Argumente. Sogar wenn man nicht jeden Schluß des Buches annehmen kann, wie zum Beispiel Kovács' Kritik der Symbolik in *Billard* — der Symbolismus ist im allgemeinen einfach der subtilen Differenzen nicht fähig, die Kovács von Bölls Symbolik erwartet — so kann man die Tendenz, Böll unpolitisch zu interpretieren, willkommen heißen. Doch darf man nicht vergessen, daß Literatur im Grunde immmer ein Ausdruck sozialer Realität ist.

Robert C. Conard
(Dayton, Ohio)

Skandinavisztikai Füzetek. Papers in Scandinavian Studies. Hrsg. András Masát. — Budapest: ELTE 1994. Bd. 6. 239 S.

Das von András Masát in gewohnt professioneller Weise betreute 6. Heft der *Skandinavisztikai Füzetek* enthält elf Beiträge zur Literaturwissenschaft, darunter vier, die sich mit Geschichte und Problematik der Übersetzungen aus den nordischen Literaturen befassen sowie drei weitere über Probleme der Sprachwissenschaft. Die thematische Streuung der Beiträge erstreckt sich von den Modalitäten des Rededuells in der altnordischen Sagaliteratur (Richard Purkarthofer) bis hin zu stilistischen Konzeptionen in dem neuen kirchlichen Gesangbuch in Schweden (Lars J. O. Larsson), von der Entwicklung morphologischer Strukturen im Englischen als Folge linguistischer Interferenzen (altnordisch/altenglisch) im Bereich des „Danelaw" (Sándor Rot) bis hin zu Fragen der interskandinavischen Semikommunikation (Erik Hansen).

Unverzichtbar sind — wenigstens aus der Sicht weniger polyglotter Skandinavisten — die Beiträge über mitteleuropäische Themen, die bestehende Informationsdefizite abzubauen helfen. So gibt es in dem vorliegenden Heft zwei interessante Artikel zur Rezeptionsgeschichte der nordischen Literatur und Kunst im mitteleuropäischen Raum. László Gergye hat den Nachlaß Ferenc Kazinczys ausgewertet, seine Freundschaft mit dem dänischen Maler Johann Jacob Stunder nachgezeichnet und sein Interesse an dem künstlerischen Schaffen Bertel Thorvaldsens und Jens Baggesens dokumentiert. In einem aufschlußreichen Beitrag befaßt sich Margita Gáborová mit der multinationalen Rezeption Edith Södergrans in der ehemaligen Tschechoslowakei. Sie rekonstruiert sehr sorgfältig die Editionsgeschichte Södergrans in slowakischer,

tschechischer und ungarischer Sprache, würdigt dabei die großen Verdienste des Brünner Skandinavisten Josef B. Michls um die Übersetzungen, namentlich um die vollständige Ausgabe der wichtigsten Gedichtsammlungen ins Tschechische (1992), weist auf die politischen Gründe für die jahrzehntelange Verzögerung der Herausgabe hin und stellt am Beispiel des Gedichts *Jag* Probleme und Problemlösungen bei der Übersetzung in die jeweiligen Sprachen vor.

In einem umfangreichen Bericht stellt Kurt Schier das Projekt einer neuen Sammlung Thule vor, geht auf die Gründe ein, die seines Erachtens eine neue Übersetzung bereits vorliegender und eine Neuaufnahme zusätzlicher Texte rechtfertigen. Der bestehende Kanon müsse durch eine Teilintegration jenes Schrifttums ergänzt werden, das in der Zeit zwischen „Sagazeit" und „Schreibezeit" auf Island rezipiert und bearbeitet worden ist; als Konsequenz der neueren Erkenntnisse in der Forschung müsse man bei der Textauswahl demzufolge die lateinsprachigen Werke der theologischen und gelehrten Literatur, die höfische Epik etc. entsprechend ihrer Bedeutung für die Entwicklung der altisländischen Literatur berücksichtigen; dasselbe gelte für die bislang sträflich vernachlässigten Fornaldarsögur.

Soweit fällt es nicht schwer, dem Autor beizupflichten. Seine Ausführungen über die intendierte sprachliche Neufassung der Texte lassen indes einiges zu wünschen übrig und bleiben in bedenklicher Weise hinter dem zurück, was man im gegenwärtigen Stadium eines so wichtigen Editionsvorhabens erwarten könnte. Das mag daran liegen, daß die definierten Zielgruppen zu stark auf Skandinavisten, Vertreter benachbarter Wissenschaftsdisziplinen sowie „interessierte Nichtfachleute", sprich Bildungstouristen, eingeengt werden. Obwohl im einleitenden Teil des Artikels dem Sagaschrifttum zugestanden wird, daß es auch eine starke literarische Komponente hat, ist bei der Zielgruppendefinition der Literaturleser nicht vorgesehen. Es will mir scheinen, daß der Autor sich trotz gegenteiligen Behauptungen nur schwer mit dem Gedanken einer leserfreundlichen Übersetzungskonzeption anfreunden kann, geschweige denn einer solchen, die ästhetischen Gesichtspunkten ausreichend Rechnung trägt. Hier wäre es vielleicht ratsam gewesen, zum Vergleich die vom Autor großzügig verschwiegene Kölner Sagabibliothek heranzuziehen (Mark Reinhardt Verlag, Leverkusen), deren Herausgeber bemüht sind, den Ansprüchen einer zeitgemäßen Übersetzung gerecht zu werden und die im übrigen mit sehr viel weniger Aufwand schon vor vielen Jahren daran gegangen sind, die zurecht monierten Mängel durch Erstpublikationen altisländischer Texte aufzuholen. Ich denke mir, daß diese Leistung im Kontext der vorgetragenen Überlegungen wenigstens einer Erwähnung wert gewesen wäre. So wie das Projekt augenblicklich konzipiert zu sein scheint, könnte es durchaus Gefahr laufen, an den Bedürfnissen einer potentiellen Lesergruppe vorbeizuübersetzen, die weniger an philologisch orientierten als an ästhetisch durchkomponierten Textausgaben interessiert sind. Nachdem die Fornaldarsögur inzwischen als Domäne phantastischer Literatur entdeckt worden sind, sollten die Belange dieser Leserschicht im Interesse eines wohlverstandenen Gelingens des Projekts unbedingt in die konzeptionellen Überlegungen mit einbezogen werden.

Die hier geäußerten Einwände ergeben sich daraus, daß der (die) Herausgeber auf dem Primat des Ausgangstextes beharrt (beharren), ganz im Gegensatz zu dem seit 1985 bestehenden Göttinger Forschungsprojekt über die Rolle der Übersetzungen im kulturgeschichtlichen Diskurs des deutschsprachigen Raumes, das die Dominanz des Zieltextes mit überzeugenden Argumenten betont und gegenläufigen Konzeptionen bescheinigt, „den Status und Wert der Übersetzung in wesentlichen Momenten [zu] verfehlen" (Fritz Paul). Man kann sich nur wundern, daß der Initiator (die Initiatoren) des Thuleprojekts die Erkenntnisse des weitaus theoretisch fundierteren Göttinger Projekts überhaupt nicht zur Kenntnis genommen zu haben scheint (scheinen), obwohl letzteres auch und gerade für die Praxis von überragender Bedeutung ist. Man fragt

sich hier natürlich besorgt nach dem Kommunikationswert eines mit erheblichen Mitteln unterstützten und hervorragend durchgeführten Projekts, dessen Ergebnisse 400 Kilometer südlicher entweder nicht zur Kenntnis genommen bzw. souverän ignoriert werden. Ich könnte mir vorstellen, daß die Präsentation der Göttinger und der Münchener Projekte allein wegen ihrer konzeptionellen Differenzen heftige Dispute entfacht haben müßten und in diesem Zusamenhang wäre es nützlich gewesen, wenn etwaige Diskussionsbeiträge hätten dokumentiert werden können. Vielleicht wäre es kein allzu großer Aufwand — und für die Leser allemal nützlich — zukünftig Diskussionsbeiträge zu strittigen Fragen auf Tonträgern mitzuerfassen und allen Interessenten zugänglich zu machen.

Von großem kulturgeschichtlichem Interesse ist der Beitrag von Otto Gschwantler zum Thema *Übersetzer aus den skandinavischen Literaturen im Wien der Jahrhundertwende*, in dem er auf den großen Anteil der Frauen am literarischen Kulturtransfer hinweist (Mathilde Prager, Marie Herzfeld, Marie Franzos). Er spürt ihre Herkunft aus dem liberalen Bildungsbürgertum nach, dokumentiert ihren zum Teil sehr umfangreichen Briefwechsel mit skandinavischen Autoren, geht der Frage nach ihren größtenteils autodidaktisch erworbenen Sprachkenntnissen nach und macht auf ihre Bedeutung als Autorinnen essayistischer und literaturwissenschaftlicher Arbeiten aufmerksam.

In der systematischen Übersicht Gschwantlers wird es eminent deutlich, daß die Frauen freiberuflich tätig waren, während ihre männlichen Kollegen ihrer Übersetzertätigkeit nebenberuflich aus gesicherten akademischen oder gesellschaftlichen Positionen als Professor (Franz Robert Arnold) und Bibliothekar (J. C. Poestion) nachgingen. Nachdem Gschwantler am Beispiel des polyglotten Autors und Übersetzers Otto Hauser einen möglichen Zusammenhang von romantischer Thuleschwärmerei und ideologischer Verstrickung anklingen läßt, wäre man begierig zu erfahren, ob und inwiefern sich durch die Auswahl nordischer Texte Tendenzen einer präfaschistoiden Bewußtseinslenkung der intendierten Adressaten abzeichnen und ob sich gegebenenfalls Anhaltspunkte für die Notwendigkeit einer ideologiekritischen Auseinandersetzung mit Rolle und Funktion dès Übersetzers im Spektrum der zeitgenössischen literarischen Öffentlichkeit ergeben.

Die literaturwissenschaftlichen Beiträge befassen sich schwerpunktmäßig mit Stufen und Spielarten des Modernisierungsprozesses im Bereich des ästhetischen Teilsystems Dichtung. András Masát geht der Frage nach der Funktion von Intertextualität und Ironie in Ingemanns Kunstmärchen („virkelighetseventyr") *Sphinxen* nach. Er sieht in der expliziten Bezugnahme auf Callot und Hoffmann im Untertitel des Kurzprosatextes einen rezeptionslenkenden Kunstgriff, der es dem Autor und Leser ermöglicht, sich ironisch-distanzierend zur Gattung des Kunstmärchens und zu den immanenten Deutungsvariablen des Hoffmannschen Referenztextes (*Der goldene Topf*) zu verhalten. Es scheint mir zwar etwas irreführend zu sein, wenn Masát den Terminus „Nachahmung" für die Beziehung zwischen Original und Referenztext einführt, (wo es sich wohl eher um Interferenzen handelt) aber es wird einem schnell klar, worauf er hinauswill. Der Untertitel dient als Legitimation für eine ästhetische Umkodierung des Ursprungstextes, wobei das rhetorische Verfahren der Ironie Distanzierungen ermöglicht, die als textinternes Mittel zur Schaffung eines eigenen Textes im Substrat des Fremdtextes dienen. Nach den aufschlußreichen Beobachtungen Masáts entsteht im Zuge der ironischen Umgestaltung des Intertextes etwas, was man vielleicht als Metaironie bezeichnen könnte oder „eine Ironisierung der Ironie", wie es Masát in Anlehnung an die frühromantische Literaturtheorie nennt. Es liegt in der Tat auf der Hand, daß das Texterstellungsverfahren für verschiedene Arten von Ironie verfügbar ist. Das Spiel mit fremden Texten und Texttraditionen kommt der Forderung der Frühromantiker nach der grundsätzlichen Unabschließbarkeit des ästhetischen Reflexionsaktes nach; diese Verweigerung begründet die ironische Ambivalenz des neuen

Textes, der sich über Stufen der De- und Rekonstruktion fortbewegt, ohne daß eine endgültige Semantisierung des in sich widersprüchlichen Textganzen erfolgt. Masát weist mit Recht darauf hin, daß die Synthetizierung zwischen der philisterhaften Welt und der Welt des Phantastischen unerreicht bleibt, was indes andererseits ausschließt, daß Ingemanns *Sphinxen* eine Vorstufe der Verbiedermeierizierung der literarischen Kultur in Dänemark sein kann. Nicht von ungefähr hat die ontologische Frage der thebanischen Sphinx die Form eines Rätsels, das bei Ingemann so funktionalisiert worden ist, daß eine Antwort entweder den Tod Cordulas oder Anselms herbeiführen würde. Weil das Rätsel (der Signifikant) selber polyvalent ist, läßt es keine eindeutigen Auflösungen (Signifikate) zu, weshalb das Fortbestehen des ironischen Schwebezustandes gewährleistet bleibt. Ingemann hat somit — möglicherweise gegenintentional — Textmechanismen eingebaut, die sich einer Harmonisierung der Widersprüche widersetzen. András Masát hat sehr deutlich den Anteil der subversiven Ironie an diesem Prozeß aufgezeigt.

Hilda Merkl befaßt sich in ihrem Beitrag mit den literaturkritischen Rezensionen und Aufsätzen Amalie Skrams in den Jahren zwischen 1877 und 1898; dabei stellt sie die Ansichten der Autorin zu thematischen Kernbereichen des Modernen Durchbruchs systematisch dar und erarbeitet somit anhand zeitgenössischer Texte einen Problemhorizont, der den Maßstab für die Rekonstruktion ihrer eigenen ästhetischen Anschauungen hergibt. Freilich liefern die Ansichten Amalie Skrams zu Fragen des Realismus/Naturalismus-Komplexes, wie Hilda Merkl anhand ihres Materials dokumentiert hat, nur vorläufige Anhaltspunkte, die einer Präzisierung anhand der Primärtexte bedürfen, dies umsomehr, als die kritischen Vorbehalte Amalie Skrams gegenüber dem Naturalismus überraschend sind, gilt sie in den gängigen Literaturgeschichten doch als eine Hauptvertreterin dieser Stilrichtung. Hier wäre man begierig auf weitere Aufklärung.

Andzej Chojecki stellt die schwedische Literatur der 1980er Jahre in einen historischen Kontext, wobei er ihre Verwandtschaft mit den stark intellektuell geprägten Dichtungskonzeptionen der 50er Jahre heraushebt, in denen ebenfalls eine Dominanz ironischer, parodistischer, sprachspielerischer Entwürfe zu verzeichnen seien. Nicht zuletzt durch die viel unbefangenere Sicht eines Mitteleuropäers ist es dem Autor gelungen, einem Phänomen auf die Schliche zu kommen, das aus der innerschwedischen Perspektive vielfach übersehen wird: Die seit nunmehr über hundert Jahren bestehende Praxis, den literarischen Prozeß nach Dekaden zu segmentieren, erzeugt inzwischen unter den Kunstschaffenden einen suggestiven Zwang, alle zehn Jahre paradigmatische Kehrtwendungen zu machen, ohne daß sich diese zwingend aus dem soziokulturellen Diskurs ergeben, sondern eher als Anpassungen und Konzessionen an die jeweils vorherrschenden Modeerscheinungen des Literaturbetriebs zu verstehen sind. Chojecki spricht als Konsequenz dieser Erkenntnis das aus, was viele andere denken mögen: „This trendiness betrays a negative sign: despite ist economic prosperity, Sweden remains outside the mainstream of modern humanities, not contributing an iota to its formation." Ich halte diese Kritik für etwas überzogen, aber sie entbehrt nicht einer gewissen grundsätzlichen Berechtigung. Chojecki nimmt zwar — vielleicht aus Angst vor der eigenen Courage — Autoren wie Torgny Lindgren und Per Odensten aus seiner Schußlinie heraus; es fällt weiterhin auf, daß er die eigenständige Rolle von Autoren wie P. O. Enquist, Lars Gustafsson, Sven Delblanc u. a. verschweigt, denen man ja kaum den Vorwurf epigonaler Schreibintentionen machen kann. Alles in allem muß man aber Andrzej Chojecki bescheinigen, daß er einen äußerst anregenden Artikel mit viel Zündstoff beigesteuert hat, der den Mut zur polemischen Schärfe nicht scheut und — wenn es sein muß — die Dinge bei Namen nennt.

Während Chojecki den Terminus „transmodernism" für die schwedische Literatur der 1980er Jahre vorschlägt, bilanziert Yvonne Leffler die Situation in ihrem Beitrag

über die schwedische Literatur desselben Zeitraums nüchtern unter Verwendung inzwischen gängiger Begriffe wie Postmodernismus, Poststrukturalismus, Metafiktion. Sie betont — durchaus im Sinne des historiographischen Dekadendenkens — den Bruch mit der politisch engagierten Literatur der 60er und 70er Jahre und dem ihm zugrundeliegenden Kulturbegriff und stellt eine erneute Hinwendung zu Formen einer existentiellen Literatur fest, in der die Beziehung zwischen Text und Wirklichkeit, Sprache und Sprachreferenz problematisiert wird. Dieser metafiktionalen und autoreferentiellen Wende, bei der die Literatur auf sich selbst zurückgeworfen und sich selbst zum Gegenstand wird, steht ein erweiterter Textbegriff entgegen, der alles als Text betrachtet und die Existenz einer Welt jenseits des Textes leugnet. Die literarische Applikation dieses poststrukturalistischen, von Derrida geprägten Denkens, z. B. bei Ulf Eriksson, mag als Beispiel für „the self-enslaving situation in which authors and thinkers try to define themselves" (Chojecki) dienen, und man kann Chojecki nur beipflichten, wenn er gegen diesen panlinguistischen Textbegriff den Einwand erhebt, er „does not explain much", denn „still there remains the reality, no matter what it is called, still one has to find his niche in it". Die beiden Beiträge von Leffler und Chojecki ergänzen sich gegenseitig und geben einen guten Überblick über Tendenzen der schwedischen Gegenwartsliteratur.

Henrik Jørgensen diskutiert in seinem Beitrag über den Fall „eine(r) Analogie in der Syntax des gesprochenen Dänischen und der (finnland)schwedischen Mundart von Västra Nyland" die Frage, ob der beobachtete Vorgang des Übergangs Nominativ → casus obliquus aufgrund von Sprachkontakten zustande gekommen ist oder ob es sich um eine strukturbedingte Eigenentwicklung handelt. Für die These eines durch Sprachkontakte bedingten Wandels spricht nach Jørgensens Ansicht die Tatsache, daß das Mundartgebiet Västra Nyland — zwischen Åbo und Helsingfors gelegen — im Hochmittelalter zum Einflußgebiet Dänemarks gehörte und später auch von der Hanse stark frequentiert wurde. Diese sprachlichen Berührungen würden freilich nicht erklären, warum das beobachtete Phänomen auf diese eine Mundart beschränkt geblieben ist. Jørgensen geht deshalb davon aus, daß beide Erklärungsmodelle kein vollständiges Bild abgeben. Den wissenschaftlichen Beiträgen schließen sich zwei Berichte über das Studium der skandinavischen Philologie in Bratislava (Jan Zima) und in Zagreb (Dora Maček) an, die einen informativen Überblick über den gegenwärtigen Stand und die zukünftigen Möglichkeiten in diesem Orchideenfach geben.

Die *Skandinavisztikai Füzetek* hat sich inzwischen unter der routinierten Federführung von András Masát zu einem Zentralorgan (wenn diese Bezeichnung noch gestattet sei) der mitteleuropäischen Skandinavistik entwickelt und als solches braucht es keinen Vergleich mit entsprechenden Periodika zu scheuen. Persönlich würde ich mir für zukünftige Hefte wünschen, daß die Zahl der ost- und mitteleuropäischen Beiträger zunehmen und daß ganz dringlich eine Sparte für Rezensionen ost- und mitteleuropäischer Forschungen eingerichtet würde, damit zukünftig die bedauerlichen, sprachlich bedingten Kommunikationslücken wenigstens partiell geschlossen werden können.

Knut Brynhildsvoll
(Köln)

Dmitrij Dobrovol'skij: Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome. (= Eurogermanistik 8) — Tübingen: Narr 1995. 272 S.

Nach zahlreichen kognitiv orientierten Beiträgen zur germanistischen Phraseologieforschung ist nun auch eine Monographie des russischen Sprachwissenschaftlers erschienen, die als eine Art Synthese der bisherigen Auseinandersetzung mit der Idiomatik des Deutschen unter kognitivlinguistischem Aspekt aufgefaßt werden kann. Der Verfasser geht von der Annahme aus, daß die Idiome einen spezifischen Subbereich und somit ein relativ selbständiges Modul des mentalen Lexikons darstellen. Dobrovol'skijs vorrangiges Ziel ist es, die Strukturierung des idiomatischen Subbereichs, m. a. W. die semantischen Beziehungen zwischen den Idiomen mit Hilfe eines kognitivbasierten Begriffsapparats zu modellieren.

Im ersten Kapitel des Buches wird die Frage beantwortet, wie die Idiome in dem vorgegebenen theoretischen Rahmen bestimmt werden können. Der vom Verfasser vorgelegte Idiom-Begriff geht mit einer Kritik an der traditionellen Phraseologieforschung einher, die den Kernbereich des phraseologischen Bestandes nach klassenbildenden — notwendigen und ausreichenden — Merkmalen zu definieren versucht und nach festen Grenzen zwischen den Klassen des phraseologischen Systems gesucht hat.

Laut Dobrovol'skij sind alle Phraseologismen irreguläre polylexikalische Wortverbindungen. Mit der Irregularität der Wortkomplexe erklärt der Autor, warum es „für die kognitive Verarbeitung der sprachlichen Äußerungen ökonomischer [ist], die Phraseologismen als Lexikoneinheiten zu speichern als sie jedes Mal neu zu generieren." (S. 18)

Expliziert wird die Kategorie der Idiome mit Hilfe einer (offenen) Liste von „Irregularitätsmerkmalen", wie z. B. Non-Kompositionalität, syntaktische Undurchlässigkeit, Defektivität des Paradigmas, semantische Inkompatibiliät der Komponenten, Opakheit usw. Über die Zugehörigkeit eines Phraseologismus zur Kategorie der Idiome kann man zum einen nicht aufgrund einer Eigenschaft entscheiden, zum anderen müssen auch nicht alle Irregularitätsmerkmale jedem Idiom innewohnen. D. h. unterschiedliche Merkmalskombinationen im Sinne der Wittgensteinschen Familienähnlichkeit „bilden die Grundlage für die Kategorisierung einer Wortverbindung als idiomatisch." (S. 45) Laut Dobrovol'skij bilden somit die Phraseologismen und innerhalb der Phraseologie die Idiome eine radiale Kategorie mit einem Zentrum und einer Peripherie. Es gibt bessere, typischere Idiome, die über mehr oder besonders relevante Irregularitätsmerkmale verfügen und zum Zentrum gehören, und auch welche mit einem niedrigeren Irregularitätsgrad an der Peripherie.

Nachdem der Autor sein Untersuchungsobjekt bestimmt hat, wendet er sich der Beschreibung der semantischen Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen den Idiomen zu. Aus kognitiver Sicht bedeutet dies, die angenommene „Idiom-Vernetzung im mentalen Lexikon" zu modellieren, eine Aufgabe, die Dobrovol'skij mit Hilfe des sog. Thesaurus lösen will. Unter Thesaurus versteht der Verfasser einerseits ein (semantisches) Modell, das die konzeptuelle Gliederung der Welt, ein bestimmtes „Weltmodell", fixiert, andererseits einen Wörterbuchtypus, „in dem die sprachlichen Entitäten nach dem ideographischen Prinzip (d. h. in Richtung Begriff → Zeichen) erfaßt und konzeptuell bzw. semantisch interpretiert sind." (S. 59)

Um zu zeigen, nach welchen Prinzipien der Idiomatik-Thesaurus aufzustellen ist, greift Dobrovol'skij auf die sprachphilosophischen Thesen von Humboldt bzw. auf die Weiterführung dieser Gedanken in der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung sowie auf die Erkenntnisse der Kognitiven Linguistik zurück. In diesem Zusammenhang ist die Rolle der Sprache als Instrument der Konzeptualisierung hervorzuheben: es gäbe

keine vor- oder außersprachlich existierenden Begriffe, die Konzepte werden von der Sprache konstituiert. Folglich kann — in einem kognitiven Paradigma, in dem sprachliche Strukturen als Reflexe konzeptueller Einheiten verstanden werden — lediglich das „naive", in der Sprache/durch die Sprache fixierte Weltmodell die theoretischen Grundlagen der Thesaurus-Erstellung liefern. Dementsprechend wählt der Autor ein induktives Vefahren, d. h. die Idiome bilden den Ausgangspunkt seiner Arbeit, er will ja das durch die Idiome vermittelte Weltmodell erfassen. Dies erklärt auch, warum er die onomasiologischen Wörterbücher, die laut Dobrovol'skij nach einem „wissenschaftlichen" Weltbild, m. a. W. nach einem „deduktiv-aprioristischem Begriffsschema" konzipiert sind, als Vorlage seines Idiomatik-Thesaurus ablehnt.

Im Kapitel 3 werden die technischen Probleme der Thesaurus-Erstellung besprochen. Die Grundeinheiten des Thesaurus bilden die konzeptuell-semantischen Idiom-Gruppen, die der Verfasser als Taxa bezeichnet. Semantisch ähnliche Idiome werden in das gleiche Taxon aufgenommen. Zu diesem Zweck werden in einem ersten Arbeitsschritt zu jedem Idiom semantische Marker (Deskriptoren) in der Funktion einer semantischen Metasprache zugeordnet. Die Elemente dieser Metasprache sollen aus Wörterbuchdefinitonen, Texten, Kontextanalysen und Befragungen ermittelt werden können. Zur Gewinnung der Deskriptoren hat der Autor ein Verfahren gewählt, das sich an die konzeptuelle Basisebene der Kategorisierung im Sinnne der Prototypentheorie von Rosch anlehnt. Den Idiomen werden „im Alltag geläufige" Begriffe „einer mittleren Abstraktionsstufe" wie 'Erfolg', 'Hilfe', 'Krankheit' und nicht „atomare Konzepte mit hohem Abstraktionsgrad" wie z. B. 'Eigenschaft' 'Gegenständlichkeit' u. a. zugeschrieben. (S. 88f.) In Abhängigkeit von der Bedeutung der Idiome können bzw. müssen auch mehrere Deskriptoren demselben Wortkomplex zugeordnet werden, und zwar „je nach Anzahl der sog. Basiskategorisierungsmerkmale, die ihnen zugrunde liegen." (S. 89) Allerdings konnte ich der Arbeit nicht entnehmen, wie sich diese Zahl genau feststellen läßt.

Zur Konstituierung der Taxa schlägt Dobrovol'skij die sog. Cluster-Technik vor, die mit der Vagheit der Bedeutung einzelner Idiome sowie mit der Unschärfe der Kategorisierung gerechtfertigt werden könne. Deskriptoren, die im Sinne der Familienähnlichkeit zu einer Kette verbunden sind, bilden einen konzeptuellen Cluster, der seinerseits die Grundlage eines Taxons mit semantisch-konzeptuell ähnlichen Idiomen darstellt. Dazu ein Beispiel von S. 93:

> MORD, TÖTUNG, TOTSCHLAG, MORDANSCHLAG, MORDABSICHTEN
> *jmdn. um die Ecke bringen; jmdn. ins Jenseits befördern; jmdn. zur Strecke bringen; jmdn. aus dem Weg räumen; jmdn. den Garaus machen; jmdn. über die Klinge springen lassen; Hand an jmdn. legen; jmdn. an die Wand stellen; jmdn. (um) einen Kopf kürzer/kleiner machen; jmdm. nach dem Leben trachten* u. a.

Hervorzuheben wäre noch die prototypische Struktur dieser Gruppierungen: in den Taxa gibt es sowohl typische als auch schlechte Vertreter der Kategorie. Das Vorhandensein peripherer Idiome impliziert weiterhin — aufgrund ihrer möglichen mehrfachen Zuordnung — die Überschneidung unterschiedlicher Taxa, die auf diese Weise miteinader verbunden werden.

Eben diese Vernetzung der einzelnen Taxa (die Begriffsanordnung) ist das Thema des vierten Kapitels. Der Verfasser stellt verschiedene Modelle zur Systematisierung der Relationen zwischen den Idiom-Gruppierungen vor. Zwei grundlegend verschiedene Modelle werden behandelt: die taxonomisch basierten und die kognitivbasierten.

Taxonomisch basierte Modelle sind aus den existierenden onomasiologischen Wörterbüchern bekannt. Die Anordnung dieser Art zeigt eine Baum-Struktur, was auf dem Konzept einer in der Welt/Sprache herrschenden hierarchischen Ordnung gründet.

Laut Dobrovol'skij kann diese Darstellung keine psychologische Realität beanspruchen, weil sie das Produkt des klassifizierenden Linguisten und nicht das Ergebnis natürlichsprachlicher Kategorisierung sei. (S. 114)

Die kognitivbasierte Darstellung wird vom Autor auch als wissensbasiert bezeichnet, da die Modellierung der Relationen zwischen den Idiom-Gruppierungen aufgrund verschiedener Wissensbestände — Tatsachenwissen und Prozeduralwissen — erfolgt. Diese Unterscheidung liegt den beiden Typen der kognitivbasierten Modelle, deklarativ und prozedural, zugrunde. Als metasprachliches Instrument der Beschreibung dienen das von Mel'čuk entwickelte und vom Verfasser modifizierte linguistische Modell „Bedeutung-Text" sowie Frames, Scripts und Szenarios. Mit diesen Modellen, die als „semantische Experimente" und nicht als fertige Wörterbuchfragmente zu betrachten sind, strebt Dobrovol'skij eine kognitv adäquate Erfassung der Idiom-Vernetzung an, d. h. sie sollen psychisch reale Relationen zwischen Idiomen im mentalen Lexikon darstellen. Die behandelten Repräsentationsformen, die nicht weniger kompliziert sind als die Beziehungen zwischen den Idiomen bzw. Idiom-Gruppierungen selbst, werden in drei ausführlichen Fallstudien am Material geläufiger deutscher Idiome exemplarisch vorgeführt.

Insgesamt ist das vorliegende Buch ein sehr aufschlußreicher und mit Sicherheit zu neuen Diskussionen anregender Beitrag zur Erforschung der Phraseologie. Die hier entwickelten Gedanken zeigen nicht nur neue Wege in der Erstellung nicht-alphabetisch angeordneter Wörterbücher, sie können auch helfen, manche offenen Fragen der traditionellen Phraseologieforschung zu beantworten.

Bertalan Iker
(Budapest)

András Kertész: Heuristik der deutschen Phonologie. Eine elementare Einführung in Strategien der Problemlösung. — Budapest: Akadémiai Kiadó 1993. 291 S.

Schon der Titel des zu rezensierenden Werkes signalisiert dem Leser, daß es sich um ein Buch mit einem besonderen Anspruch handelt. Kertész hat keine schlichte „Phonologie des Deutschen" vorgelegt, also eine, je nach Zielgruppe, mehr oder weniger anspruchsvolle wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes, von der man erwarten dürfte, daß sie den Stand der wissenschaftlichen Diskussion einer Teildisziplin aufbereitet. Wir haben es auch nicht mit einer „Einführung in die deutsche Phonologie" zu tun, die sich damit begnügt, Lernende mit den Fragestellungen, Methoden und wichtigsten Ergebnissen einer wissenschaftlichen Teildisziplin vertraut zu machen. Kertész hat ein Novum geschaffen, eben eine „Heuristik der deutschen Phonologie". Was könnte das sein? Eine Einführung in die wissenschaftlichen Verfahren der Problemlösung und der Erkenntnisgewinnung am Beispiel der Phonologie? Oder doch eine Einführung in die Phonologie, die ein besonderes Gewicht auf die (kritische) Auseinandersetzung mit den Problemlösungsstrategien der Disziplin legt? Kertész will das erste: „Das Ziel des Lehrbuchs besteht in der Klärung und Bewußtmachung der Denkstrategien, die bei der Lösung nicht nur phonologischer, sondern *einer jeden Art von Problemen*[1] anwendbar sind." (S. 3; Hervorhebung J. E. S.) Das Mittel zur Erreichung dieses Ziels ist die Phonologie, weil man an ihrem Beispiel „auf eine relativ anschauliche und einleuchtende Weise verstehen [kann], wie das Sprachsystem im besonderen und Systeme im allgemeinen aufgebaut sind und funktionieren." (S. 2; im Original hervorgehoben)

Dem wahrhaft umfassenden Anspruch des Werkes und seinem elementaren Charakter gemäß, setzt es „überhaupt keine Vorkenntnisse über die Linguistik im allgemeinen und über die Phonologie im besonderen ...“ voraus (S. 3). Diese Kenntnisse soll der Lernende im *ersten Teil* (69 S.) des Buches erwerben, in dem unter dem Titel „Hintergrundkenntnisse“ in „Gegenstand, Methoden und Ziel einer beschreibenden Grammatik“ (1) eingeführt wird und die „Grundlagen der Phonetik“ (2) und Phonologie (3) erworben werden können. Diese Kenntnisse sollen es dem Lerner erlauben, im *zweiten Teil* (115 S.) unter Anleitung des Autors „selbständig“ das Phonemsystem des Deutschen zu erarbeiten und die wichtigsten phonologischen Probleme zu lösen. Der *dritte Teil* (40 S.) „Ausblick am Beispiel des Umlauts“ geht auf die natürliche, die autosegmentale und die lexikalische Phonologie ein. Abgeschlossen wird das Buch durch einen *Anhang*, der neben Lösungen und Glossar ein Nachwort *Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Heuristik der Phonologie* enthält.

Wie es sich im Aufbau andeutet, liegt die Originalität des Lehrwerkes neben der ungewöhnlichen Konzeption vor allem in der Vorgehensweise: Die Studierenden werden mit Problemen konfrontiert, deren Lösungen sie erarbeiten sollen. „Die Probleme bauen aufeinander auf; jedes Problem beruht auf der Lösung des vorangehenden Problems, so daß der Studierende ganze Gedankengänge aus der Lösung von einzelnen Problemen selbständig aufbauen muß.“ (S. 4) Besonders originell ist dabei, daß den Lernenden keinerlei „Kenntnisse“ vorgesetzt werden. Der Autor gibt vor, nur die Prämissen anzugeben und an die jeweiligen „Hintergrundkenntnisse“ explizit zu erinnern. Alle „Kenntnisse“ sollen selbst erarbeitet werden. Auch die „elementaren Hintergrundkenntnisse“, worunter der Autor die gängigen Annahmen der strukturalistischen Linguistik versteht, werden in „heuristische[r] Argumentationsweise“, d. h. „im Rahmen von zugespitzten Problemstellungen und einheitlichen linearen Gedankengängen eingeführt“ (vgl. S. 4). Darüber hinaus soll der Lerner auch „die Methoden der Problemlösung selbständig entdecken“, wozu ihn die jedem Teilkapitel nachgestellte „methodologische Reflexion“ befähigen soll. Zum Entdecken der Methoden, zur Lösung der Probleme und zum Erwerb der Kenntnisse und Hintergrundkenntnisse braucht der Lerner nichts weiter als den auf den ersten vier Seiten viermal angeführten „gesunden Menschenverstand“, der ihn zu „einfache[n] deduktive[n], induktive[n] und analogische[n] Schlüssen“ befähigt (S. 5).

Spätestens an dieser Stelle mag sich der eine oder andere Leser dieser Rezension fragen, ob dies alles denn leistbar ist. Wissenschaftliche Methoden sind Gegenstand kritischer Reflexion, wissenschaftliche Fragestellungen ergeben sich aus dem theoretischen Zugang, Prämissen sind Gegenstand des Diskurses zwischen verschiedenen theoretischen Ansätzen, für nahezu jedes phonologische Problem wurden mehrere ernsthafte Lösungen vorgeschlagen, auch innerhalb derselben Schulen. Diese Heuristik hingegen soll es ermöglichen, daß bei minimalen Prämissen alle Lerner „einheitlich“ und „linear“ für alle Probleme **eine** Lösung entdecken, „genau *denselben Weg* zurücklegen“ und zur „Konstruktion eines 'echten' Phonemsystems“ gelangen (S. 5; Hervorhebung im Original), und dabei beansprucht diese Heuristik, empirisch zu sein (vgl. S. 274f.).

Es spricht für Kertész, daß er in aller Offenheit angibt, wie er angesichts dieser offensichtlichen Schwierigkeiten vorgeht: Er beschränkt sich darauf, „*Standardkenntnisse* zu vermitteln. Deshalb darf dieses Lehrbuch phonologisch gesehen nichts Neues enthalten.“ (S. 5; Hervorhebung im Original). Für den ersten Teil des Buches, die „Hintergrundkenntnisse“, meint der Autor hierzu auf ein „Überschneidungsgebiet bzw. die gemeinsame Grundlage heutiger Theorien“ zurückgreifen zu können, weshalb er „sowohl die wichtigsten strukturalistischen Grundbegriffe als auch einige Termini der generativen Phonologie *innerhalb eines einheitlichen Gedankenganges* an[...]führt, obwohl zwischen der strukturalistischen und der generativen Phonologie [...] *gravierende Unterschiede* bestehen.“ (S. 3; Hervorhebung J. E. S.) Diese Vorgehensweise bezeichnet Kertész als „*theorieneutrale Argumentationsstrategie*“, die „unter einem heuristischen Gesichtspunkt [...] durchaus gerechtfertigt“ sei (S. 3; Hervorhebung im Original). An dieser Stelle sei eingestanden, daß für mich nicht nachzuvollziehen ist, wieso das methodisch äußerst fragwürdige Herauslösen theorieerzeugter Begriffe aus ihrem theoretischen Zusammenhang und das Leugnen der Theorieabhängigkeit wissenschaftlicher Begriffe („theorieneutral“) ausgerechnet „unter heuristischen Gesichtspunkten“ gerechtfertigt sein soll. Für den zweiten Teil des Buches, das selbständig zu erarbeitende phonologische System, setzt Kertész dann — immer noch theorieneutral — „*ein bestimmtes bereits vorhandenes phonologisches System voraus* [...]“, das er „in Probleme umwandel[t], die vom Studierenden zu lösen sind.“ (S. 5; Hervorhebung im Original). Dieses unter dem Stichwort Standardkenntnisse vorgestellte Modell setzt sich aus dem (!) Strukturalismus, Chomsky/Halles SPE-Modell in der Adaption U. Wurzels für das Deutsche und „zahlreiche[n] andere[n] Ergebnissen“ aus nicht weiter angeführter Fachliteratur zusammen (S. 6). Diese Auswahl wird u. a. wie folgt begründet: Daß der (!) Strukturalismus und das SPE-Modell „Standardkenntnisse sind [...] steht außer Frage“ (S. 5), Wurzel 1981[2] ist „in einer Standardgrammatik, die in jeder germanistischen Bibliothek vorhanden ist“ erschienen. Die übrigen Theorieelemente werden nicht begründet (vgl. S. 6).

Im dritten Teil des Buches ist der Autor dann auf „die Grenzen des [...] heuristischen Ansatzes“ gestoßen. „Das, was in den gegenwärtigen phonologischen Kontroversen wirklich interessant und lehrreich ist, läßt sich nämlich auf der theorieneutralen Basis [...] nicht mehr verstehen. *Phonologie ist ja schließlich eine theoretische Disziplin* [...]. *Was in einer solchen Situation heuristisch gesehen thematisiert werden müßte, ist die Art und Weise, wie man mit spezifischen theoretischen Mitteln Probleme löst* [...]“. (S. 6) Ich habe diese Stelle hervorgehoben, weil es die erste der bisher zitierten ist, die sich wissenschaftlich verantworten läßt. Ist es wirklich notwendig zu sagen, daß diese Einsicht auch auf die wahrhaft anspruchsvolle phonologische Theorie Trubetzkoys und auf Chomsky/Halle anzuwenden gewesen wäre? Man könnte es nun begrüßen, daß Kertész im dritten Teil die Aufgabe einer Heuristik erkannt hat, und es gleichzeitig bedauern, daß diese Aufgabe im Rahmen seines Ansatzes nicht gelöst werden kann, weshalb sich Kertész im dritten Teil zu dem „Kompromiß“ entschließt, die neueren phonologischen Theorien nur an einem Beispiel, dem Umlaut, zu demonstrieren (vgl. S. 6-7).

Es bleiben aber Fragen, die geeignet sein könnten, Neugier zu wecken: Wie schafft man es beispielsweise, daß sich Lerner mit Hilfe „zugespitzter Problemstellungen“ und des „gesunden Menschenverstandes“ phonetische „Hintergrundkenntnisse“ selbständig erarbeiten? Schließlich ist die Phonetik eine Wissenschaft mit 120jähriger empirischer Tradition. Sind diese Ergebnisse alle verzichtbar oder erschließt sich alles Wesentliche ohne weiteres dem gesunden Verstand? Nehmen wir ein Beispiel: Kertész stellt seinem Leser die Frage, wie innerhalb von Lautkontinua kleinste lautliche Segmente ermittelt werden können. Hierzu gibt es die Information, daß „der Phonetiker [...] zunächst beobachten können [wird], daß die Lautbildung auf zwei unterschiedliche Weisen erfolgen kann. Zum einen gibt es Fälle, in denen die Artikulationsorgane eine *feste Stellung* einnehmen und sich im weiteren dann nicht bewegen. Als Ergebnis entsteht ein gleichbleibendes Segment [...]. (S. 49; Hervorhebung im Original). Diese phonetische Einsicht können die Lernenden dann an dem Kunstwort *Flügelflagel* selbständig empirisch nachvollziehen:

> Man wird finden, daß gerade dort, wo sich in der schriftlichen Wiedergabe die Grenze zwischen *f* und *l* im Wort *Flügelflagel* befindet, die Artikulationsorgane von einer festen Stellung in eine andere übergehen. Wenn man nun immer an den Stellen des zu beobachtenden Kontinuums, an denen die Artikulations-

organe eine neue Stellung einnehmen, eine Grenzlinie zieht, wird man die einzelnen Segmente dieses Kontinuums erhalten. (S. 49f.)

Und da hatten Phonetiker seit 1933 aufgrund apparativer Untersuchungen geglaubt, in *fl* befänden sich die Artikulationorgane in ununterbrochener Bewegung.[3] Der gesunde Menschenverstand weiß es besser. Was macht nun ein Lerner, der aufgrund von Selbstbeobachtungen zu demselben Ergebnis wie Menzerath/de Lacerda gelangt? Versucht er vielleicht da zu segmentieren, wo die Stellung eines Lautes gehalten werden *kann*. Dann hätte er das Problem, daß er auf diese Weise nur dort segmentieren könnte, wo die Alphabetschrift dies nahelegt. Perzeptionslinguistische Untersuchungen zeigen, daß ein Lautbewußtsein erst mit dem Erwerb des Alphabets entwickelt wird und bei phonetisch ungeschulten Hörern nur in den Grenzen der Schrift besteht.[4]

Eine zweite Frage: Selbst wenn man von einem vorher festgelegten phonologischen System des Deutschen ausgeht, ist es dann möglich, nur durch die wie auch immer geartete Einführung phonologischer Hintergrundkenntnisse und Methoden alle Lerner zu einer einzigen Lösung aller behandelten Probleme zu führen? Auch hierzu ein Beispiel, wie Kertész diese Aufgabe angeht: S. 87 formuliert er das „Grundproblem", welche der phonetischen Merkmale man als phonologische Merkmale für das Deutsche zu berücksichtigen hat. S. 88 legt er fest, daß bei Vokalen „zum Zweck der Charakterisierung [...] im Hinblick auf die horizontale Zungenbewegung [...] ein Merkmal [genügt]". Dies könnte den Lerner erstaunen, da Kertész phonetisch von 3 „horizontalen" Merkmalen ausgegangen ist: vorn, zentral (Schwa-Laut und die a- Laute) und hinten. Der Autor hilft ihm hier mit „folgenden Fakten":

> Über die phonologischen Eigenschaften der *a*-Vokale im deutschen Sprachsystem läßt sich folgendes feststellen:
>
> - Die hinteren *u*- und *o*-Laute lassen sich infolge der Umlautbildung in die vorderen *ü*- und *ö*-Vokale überführen: z. B. *rot — Röte, Luft — Lüfte*.
> - Auch der *a*-Vokal läßt sich auf eine analoge Weise in einen vorderen *e*- bzw. *ä*-Vokal überführen: z. B. *Gans — Gänse, Rat — Räte*.
> - Folglich bilden die zentralen und die hinteren Vokale im Deutschen eine phonologisch einheitliche Klasse.

Ich gestehe, daß es mir nicht leichtfällt, solche heuristisch-phonologischen Argumentationen nachzuvollziehen: Weil *o* und *ö* phonologisch distinktiv sind und *a* und *ä* auch, bilden *o* und *a* eine einheitliche phonologische Klasse? Gilt dann auch: Weil *p* und *t* distinktiv sind und *b* und *g* auch, so bilden *t* und *g* eine phonologische Klasse? Oder sollen die Studierenden hier lernen, daß synchronisch-phonologische Klassenzugehörigkeiten aufgrund diachronischer Beziehungen zu entscheiden sind? Oder sollen die Studierenden hier die Möglichkeiten der Umlautanalyse in der autosegmentalen Phonologie ahnend vorwegnehmen?

Ich breche hier ab und fasse zusammen: Den Ansatz des Buches, den Lerner eine scheinbar theorieneutrale Phonologie „entdecken" zu lassen, halte ich für problematisch. Dies ist auch nicht dadurch zu heilen, daß der Autor seine Heuristik im Nachwort als „konstruktiv" deklariert. Er zeigt sich in einem wichtigen Teilbereich nicht ausreichend informiert und arbeitet manchmal mit fragwürdigen Argumenten. Es sei jedoch nicht verschwiegen, daß sich Kertész in weiten Teilbereichen, ganz besonders in dem Kapitel über die konsonantischen Alternationen, gut in der Fachliteratur auskennt und daß der gesamte dritte Teil anregend und lesenswert ist. An einem konkreten Beispiel die Problemlösungsstrategien unterschiedlicher theoretischer Zugänge zu vergleichen, erscheint mir sinnvoll und — heuristisch — lehrreich.

Anmerkungen

1. Kertész betont ausdrücklich, daß seine Heuristik „im Gegensatz zu anderen Lehrbüchern [...]" nicht nur „in die wissenschaftliche Forschung [...]" einführt, sondern über diese hinaus Geltung beanspruchen darf! Vgl. S. 3.
2. Wurzel, W. U.: *Phonologie: Segmentale Struktur*. — In: Heidolph, K.-E. [u. a.]: *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin 1981, S. 898-990.
3. Vgl. Menzerath, P. - de Lacerda, A.: *Koartikulation, Steuerung und Lautabgrenzung. Eine experimentelle Untersuchung*. — Berlin - Bonn 1933. (Phonetische Studien. 1.), S. 61.
4. Vgl. Sendlmeier, W. F.: *Psychophonetische Aspekte der Wortwahrnehmung*. Hamburg 1985. (Forum Phoneticum. 35.), S. 72f. u. 86ff.

Jürgen Erich Schmidt
(Greifswald)

Monika Schwarz - Jeannette Chur: Semantik. Ein Arbeitsbuch. — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1993. 223 S.

Bis jetzt sind nur wenige Bücher zum Thema Semantik erschienen, die über den theoretischen Rahmen hinaus auch den Charakter eines Arbeitsbuches aufweisen. Im Vergleich zu dem schon bekannt gewordenen *Arbeitsbuch Semantik* von Dieter Wunderlich (1991) unternimmt die vorliegende Arbeit von Monika Schwarz und Jeannette Chur etwas Neues. In dem zuerst genannten Werk stehen vor allem Probleme, Aufgaben und Methoden der Semantik im Vordergrund. M. Schwarz und J. Chur gehen dagegen von grundlegenden Fragestellungen der semantischen Forschung aus und spannen einen Bogen von der traditionellen lexikalischen Semantik über die formale Semantik bis hin zu neuesten kognitiven Ansätzen. Dabei berücksichtigen sie linguistische, psychologische und logische Aspekte der Forschungsarbeit.

Das Buch ist in zwei Teilen gegliedert:
Monika Schwarz: *Semantik, das Fenster zum Geist* (S. 11-114) in vier Kapiteln.
Jeannette Chur: *Das logische Gerüst* (S. 115-192), mit drei Kapiteln.

Im Mittelpunkt des ersten Kapitels, das sich mit den an die moderne Semantikforschung gestellten Fragen beschäftigt, stehen u. a. folgende Schwerpunkte: *Was gehört alles zum semantischen Wissen? Wie ist dieses Wissen in unserem Langzeitgedächtnis gespeichert? Wie aktivieren wir dieses Wissen*?

In dem kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick auf die Fragen der Semantik wird hervorgehoben, daß der Aufschwung der Semantikforschung in den 70er Jahren eng mit der Entstehung der Kognitiven Wissenschaft verbunden ist. M. Schwarz weist mit Nachdruck darauf hin, daß nicht mehr nur die einzelnen Detailanalysen von Bedeutungen und Bedeutungsrelationen, sondern auch das semantische Kenntnissystem und seine Stellung im Gesamtsystem der Kognition im Blickfeld des Interesses stehen.

Das zweite Kapitel befaßt sich in erster Linie mit der lexikalischen Bedeutung. Im Vordergrund steht die in der linguistischen Semantik weit verbreitete Merkmalhypothese. Trotz vieler ungelöster Probleme, die z. B. den Status der semantischen Merkmale und die Trennung zwischen semantischem und enzyklopädischem Wissen betreffen, läßt sich zusammenfassend feststellen, daß die Komponentenanalyse als Instrument zur Beschreibung und Darstellung von bestimmten Teilen des lexisch-semantischen Systems gut geeignet ist. M. Schwarz betont aber, daß die Merkmaltheorie in ein psychologisch plausibles Modell des semantischen Gedächtnisses und in ein Modell der Sprachverarbeitung zu integrieren ist.

Im folgenden werden die Annahmen der klassischen, merkmalorientierten Kategorisierungstheorie revidiert. Für viele Phänomene, die im Rahmen der Merkmaltheorie nicht erfaßt werden können, bietet die Prototypentheorie als eine Ergänzung zur Merkmaltheorie eine Erklärung.

Die Autorin geht außerdem auch auf Probleme im Zusammenhang mit semantischen Relationen, mit der Wortfeldtheorie sowie mit Denken und Sprechen ein.

Kapitel 3 ist den Problemen der Referenztheorie gewidmet. M. Schwarz setzt sich verstärkt mit den prozeduralen Aspekten der semantischen Kompetenz auseinander. Grundlegende Fragen werden hier angesprochen: *Mit welchen Ausdrücken referieren wir? Worauf referieren wir? Wie kommt erfolgreiche Referenz im Kommmunikationsakt zustande?*

In dem nächsten Kapitel können wir einen Einblick in den Prozeß der Metaphernbildung gewinnen. In früheren Semantiktheorien wurden Metaphern als semantische Abweichungen aufgefaßt. Jetzt wird betont, daß die Metaphernbildung eher Ausdruck unserer kognitiven und sprachlichen Kreativität ist.

Im ersten Teil der Arbeit geht es in erster Linie um die Semantik von Wörtern. In der Sprache kommen jedoch nicht nur einzelne Wörter vor, sondern diese stehen meistens in komplexeren sprachlichen Strukturen. Der Leser wird im fünften Kapitel mit beiden großen Strömungen der Satzsemantik — der wahrheitswertfunktionalen Semantik und der Situationssemantik — vertraut gemacht.

Im Kapitel 6 wird dargestellt, wie die formale Semantik versucht, die *Bedeutung* mit Hilfe einer formalen Metasprache zu erfassen. Die Grundlage der Logiksysteme ist die Aussagenlogik. Ihre Grundstrukturen sind auch in den anderen Logiksystemen wie Prädikatenlogik, Modallogik, mehrwertige Logik, Situationssemantik, Diskursrepräsentationsystemen zu erkennen. An erster Stelle der Überlegungen stehen dementsprechend Grundkenntnisse der Logik, die Voraussetzung für die Beschäftigung mit formaler Semantik sind.

Von den Problemen der Aussagenlogik wird u. a. darauf hingewiesen, daß sie vom Inhalt der Sätze ganz abstrahiert. Jeder Proposition wird dabei je eine Satzvariable zugeordnet, mit denen dann gearbeitet wird, unabhängig davon, ob der Text sinnvoll ist oder nicht. Es wird nur untersucht, wie sich der Wahrheitswert des durch eine komplexe Formel dargestellten Textes ändert, wenn der Wahrheitswert einer der Propositionen verändert wird.

Nach der Einführung in die Aussagenlogik folgt der Einstieg in die Prädikatenlogik. Dabei wird der Satzinhalt schon mit erfaßt. Auch sie ist eine Logik der deklarativen Sätze, so können Wünsche, Fragen etc. nicht berücksichtigt werden. Alle Junktoren, bekannt schon aus der Aussagenlogik, gelten auch für die Prädikatenlogik. Im Gegensatz zur Aussagenlogik kommen darin jedoch keine Satzvariablen vor, weil die Sätze weiter formalisiert und zerlegt werden. Die Autorin zeigt auch die Grenzen der Prädikatenlogik auf. Daher sind — auf der Grundlage der Prädikatenlogik — auch weitere Logiksysteme entstanden. Die Erweiterungen der Logik (dreiwertige Logik, Modallogik, intensionale Logik) dienen immer dazu, ein Problem zu lösen, das mit dem bisherigen Modell nicht erfaßt werden kann. Eine bedeutende Änderung ist auch die Hinwendung zur Situation oder zum Ereignis, so daß sich Begriffe wie „Situations-" bzw. „Ereignislogik" etablieren. Es ist wesentlich hervorzuheben, daß die abschließende Beurteilung der verschiedenen Systeme, deren Entwicklung noch anhält, in diesem Arbeitsbuch nicht erfolgen kann.

In dem letzten Kapitel werden Ansätze zur Semantik von Textabschnitten erläutert.

Im Schlußwort: *Der Vorhang zu und viele Fragen offen* wird darauf aufmerksam gemacht, daß viele Bereiche und Einzelfragen der Semantik einer weiteren und noch intensiveren Forschungsarbeit unterzogen werden müssen. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang nur einige zentrale Fragen, wie die nach der Repräsentation und der

Aktivierung von Bedeutungen im mentalen Lexikon, die nach dem Verhältnis zwischen semantischen und konzeptuellen Repräsentationen und nicht zuletzt die nach der Kontroverse zwischen Mögliche-Welten-Semantik und Situationssemantik.

Zu jedem angegebenen Themenbereich werden zum einen Kontrollfragen mit Lösung in dem sich daran anschließenden Text, zum anderen Übungsaufgaben am Ende eines jeden Kapitels bzw. Unterkapitels ohne Lösung gestellt. Eine Art Kontrollmöglichkeit zu diesen Aufgaben bieten die Lösungsvorschläge im Kapitel 9. Neben den spezifischen Literaturempfehlungen im Text bietet das Buch auch eine zusammenfassende und weiterführende Bibliographie. Im Glossar wird zunächst die Bedeutung der im Arbeitsbuch verwendeten Piktogramme erläutert, ferner werden die wichtigsten Fachtermini knapp definiert.

Das vorliegende leserfreundliche Buch dient als Grundlage für Seminare zur modernen Semantikforschung. Aufgrund der guten methodisch-didaktischen Aufbereitung und des Lösungsteils kann es von Linguisten und an semantischen Problemen interessierten Nichtspezialisten zur Orientierung über etablierte sowie neuere Positionen der semantischen Forschung verwendet werden. Und nicht zuletzt ist es von seinem Arbeitsbuchcharakter her auch zum Selbststudium geeignet. Meines Erachtens haben die Autorinnen dieses leicht verständlichen und anwendungsorientierten Buches ihre Zielsetzung erfüllt. Linguisten, Germanistikstudenten und andere an semantischen Fragestellungen Interessierte werden in die Lage versetzt, sich auch selbständig mit weiterführender Literatur zur Semantik auseinanderzusetzen.

József Tóth
(Szombathely)

Dieter Stellmacher: Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. (ZDL Beihefte 88.) — Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1994. 124 S.

Der anerkannte Kenner des Niederdeutschen Dieter Stellmacher hat es unternommen, anhand detaillierter statistischer Angaben eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Sprachsituation in Niedersachsen zu erstellen. Das Resultat ist eine soziolinguistische Monographie, die aufgrund ihrer Aktualität und ihres umfassenden Charakters einen würdigen Platz in den ZDL-Beiheften bekommen hat. Aktuell ist sie aus dem Grunde, daß den gängigen Meinungen über die deutschen Dialekte, daß es nämlich im Süden eine große Solidarisierung mit der Mundart gibt, im Norden dagegen der Dialekt als sozial nachteiliges Kommunikationsmittel empfunden wird, hiermit wissenschaftlich fundierte und statistisch belegte Angaben entgegengestellt werden.

Die Monographie enthält neben einer Übersichtskarte über die Sprachlandschaft Niedersachsen eine kurze Einleitung, eine sprachgeschichtliche Einführung, eine Forschungsübersicht, das Kapitel über die tatsächlichen Umfrageergebnisse, eine Zusammenfassung mit einem Literaturverzeichnis sowie einen Appendix mit den ausschließlich auf den Sprachgebrauch bezogenen Fragen des Fragebogens.

Zu dem in der Gemeinsprache gebräuchlichen „Plattdeutsch" gibt es unzählige Äußerungen und Meinungen, doch diese bunte Vielfalt erhält erst aufgrund verläßlicher Zahlen und Angaben etwas Genaues, denn „in der Sprachwissenschaft geht es oft nur darum, etwas zu begründen, was man als Sprecher schon weiß ..." (S. 2).

Eine der Ursachen, warum es so intensive Forschungen zum Niederdeutschen gibt, ist wohl sein auffallender Unterschied zum Hochdeutschen, aber auch der Umstand,

daß die meisten theoretischen Arbeiten in ihrem Ansatz teilweise veraltet, einige in ihrer Methode und Repräsentativität mangelhaft, aber insgesamt unvergleichbar sind, weil sowohl Erhebungsorte als auch Termine und Erhebungsziele weitestgehend divergieren.

Aus der sehr interessanten, leider eher zu kurz geratenen sprachgeschichtlichen Einführung geht hervor, daß in der Entwicklungsgeschichte des Niederdeutschen vom Dialekt über den Schreibdialekt und die Schriftsprache bis zur Standardsprache mehrere Zwischenstufen nachzuvollziehen sind.

Der bekannte Beleg des „Heliand"-Epos vom 9. Jahrhundert ist in der Geschichte des Niedersächsischen nicht nur eine bloße Form des verschriftlichten Dialekts gewesen, sondern eine Kunstsprache, ein Schriftdialekt, mit dem die Vorherrschaft des Latein überwunden wurde. In der Zeit zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert entwickelte das Mittelniederdeutsche, auch Hansesprache genannt, eine Schreibsprache (gebunden an die Stadt Lübeck), die breite Anwendung fand. Diese Streifzüge in der Sprachgeschichte des Niedersächsischen berichten dann über eine relativ frühe norddeutsche Zweisprachigkeit (hochdeutsche Schreibsprache — niederdeutsche Sprechsprache), wobei die später zurückgedrängte niederdeutsche Sprache ihren „guten Ruf" als ehemalige Schreibsprache mit nicht wenig Stolz behalten konnte.

Die sehr ausführlich behandelte Forschungsübersicht gibt uns einen Einblick in die bislang 30 vorliegenden Studien zum Gebrauch des Niederdeutschen. Teilweise handelt es sich hier um kleinere, auf einen Ort ausgerichtete, auch nicht unbedingt wissenschaftlich angelegte Untersuchungen, doch finden sich darunter auch repräsentative Ortsuntersuchungen. Alle genannten Studien bezeugen eine mehrsprachige Situation in Niedersachsen, wobei in den neueren Studien eher ein gewisser Pessimismus bezüglich der Zukunft des Niederdeutschen anklingt.

Wie aus dem Kapitel „Dialektzensus" zu erfahren ist, stammen die zur Analyse verwendeten Angaben aus einer repräsentativen Umfrage der Gesellschaft für Angewandte Sozialpsychologie Bremen (GETAS), die diese unter wissenschaftlicher Begleitung durch die Fachvertreter für niederdeutsche Sprachwissenschaft an den Universitäten Göttingen, Kiel, Hamburg und Münster 1984 durchgeführt hat.

Zur Bewertung der aus dem ehemals bundesrepublikanischen Niedersachsen stammenden Angaben wurden auch die Befragungsverfahren reflektiert, die, wie es der Fachliteratur zu entnehmen ist, bei der empirischen Sprachforschung ausschlaggebend sein können. Die soziolinguistische Dateninterpretation verlangt darüberhinaus dialektgeographische, sprachsoziologische und sprachgeschichtliche Erfahrungen und Techniken, die in dieser umfassenden Monographie zur vollen Entfaltung gelangen.

Der Fragebogen selbst umfaßt 54 Hauptfragen mit zahlreichen Subfragen, die bis in die Einzelheiten eine breitgefächerte Differenzierung der Antworten gewährleisten. Angefangen von den zentralen Fragen der Sprachkompetenz, des Sprechenkönnens, über die Erwerbssituation, den Sprachenwechsel, die Verstehens-, Schreib- und Lesefähigkeit, bis zu einzelnen Gesprächssituationen und der Frage nach dem Medienkonsum in „Plattdeutsch" haben wir einen höchst professionell erstellten Fragebogen vor uns.

Die Hauptauffälligkeit bei der Auswertung der Umfrageergebnisse ergibt sich aus dem Vergleich zwischen dem nördlichen und dem südlichen Landesteil, wo der dialektstärkere, landwirtschaftlich geprägte Norden dem dialektschwächeren, verhochdeutschten, mehr industriell geprägten Süden entgegensteht, das Gegenteil also von dem Gefälle, das wir von dem Territorium ganz Deutschlands kennen.

Dieses Süd-Nord-Gefälle durchzieht übrigens alle Fragengruppen und wird an handlichen und sehr ansprechenden Graphiken veranschaulicht.

Bereits die große Motivation der Versuchspersonen läßt ahnen, daß hier eine Sprachprestigefrage im Spiel ist: Dialektgebundenheit korreliert unmittelbar mit der Prestigefrage. Selbst im dialektschwächeren südlichen Teil Niedersachsens erfreut sich der nordniedersächsische Dialekt hohen Ansehens.

Eine ausgeprägte zweisprachige Situation ist charakteristisch für den Norden, im Süden Niedersachsens jedoch ist diese Bilingualität nicht so ausgeprägt, weil hier der Dialekt eher die Rolle eines Kulturdialekts innehat.

Wer von beiden Elternteilen wann und wie mit den Kindern Dialekt spricht, ist auch ein Gradmesser der Beständigkeit des Dialekts. Auch hier divergieren Norden und Süden, wobei zu vermerken ist, daß in Bayern z. B. erheblich mehr Jugendliche an ihren Heimatdialekt gebunden sind als im nördlichen Teil Niedersachsens. Der Gebrauch des Dialekts in der Kirche, im Berufsleben sowie der Medienkonsum sind wichtige Parameter des tatsächlichen Einsatzes einer Sprache im Alltagsleben, wie das in Nordniedersachsen nachzuweisen ist, weniger oder aber gar nicht im Süden.

Die altersmäßige Verteilung des Dialektgebrauchs weicht nicht von der in der Fachliteratur bekannten ab: die mundartfeste ältere Generation und die ihrer Mundart gegenüber weniger tolerante jüngere Generation gestalten das bekannte Bild.

Was die Aussichten des Niederdeutschen anbelangt, haben wir es hier, im Vergleich zu manch anderen Dialekten, nicht so schwer: die Prognosen sind weder eindeutig negativ noch positiv. Gelingt es, in der Zukunft die Dialektgebundenheit des nördlichen Teils beizubehalten, so kann vieles gerettet werden und vor allem, es könnte als Vorbild für andere Regionen gelten. Natürlich ist man sich darüber im klaren, daß Vorbilder dieser Art wohl wenig effizient sein können, doch soll auch dem Dialektologen ein Hoffnungsschimmer für weitere Betätigungsfelder bleiben.

Vorliegendes Werk ist somit nicht nur ein großangelegtes Summarium des Niederdeutschen der 80er Jahre dieses Jahrhunderts, sondern zugleich ein soziolinguistisches Standardwerk zum Sprachgebrauch eines prestigehohen Dialekts. Mißt man den Autor an den selbst gestellten Ansprüchen, so kann man diese ohne Einschränkung als erfüllt betrachten. Die exakte Auswertung der Umfrageergebnisse beschließt die ausführliche Repräsentation der Daten und die damit verbundene gut gelungene soziolinguistische Bewertung.

Elisabeth Knipf
(Budapest)

Heide Wegener: Die Nominalflexion des Deutschen — verstanden als Lerngegenstand. (Reihe Germanistische Linguistik 151). — Tübingen: Niemeyer 1995. 186 S.

Die Autorin der bereits als Klassiker anzusehenden Studie zum Dativ[1] veröffentlicht in ihrem neuen Buch „die deskriptiv-linguistischen Teile"[2] ihrer 1992 an der Universität Augsburg fertiggestellten Habilitationsschrift über die Flexionsmorphologie des Deutschen im kindlichen Zweitspracherwerb.[3]

Zielsetzung der Arbeit ist nicht einfach die Beschreibung der Nominalflexion des Deutschen, sondern — wie bereits im Titel durch den Zusatz „verstanden als Lerngegenstand" angedeutet — deren Betrachtung aus der Lernerperspektive. Was bedeutet dies nun genauer? Bei der Bestimmung der Lernerperspektive ist ja vor allen Dingen zu klären, was für Lerner damit gemeint sind. Die empirischen Untersuchungen der Autorin hatten den Erwerb der Nominalflexion im natürlichen Zweitspracherwerb von Grundschulkindern zum Gegenstand, dem Titel ihrer Habilitationsschrift ist außerdem zu entnehmen, daß sich die Datenerhebung auf „Kinder mit türkischer, polnischer und

russischer Erstsprache" erstreckte. Lernerperspektive bezieht die Autorin aber nicht nur auf DaZ-Erwerb, sondern auch auf DaF-Unterricht. Dementsprechend will sie einen jeden mit ihrer Arbeit ansprechen, der sich professionell mit DaZ-Erwerb und/oder DaF-Unterricht beschäftigt. Anvisierte Adressaten sind also „Psycholinguisten und Spracherwerbsforscher, Didaktiker und Lehrwerkautoren bzw. Lehrer" sowie „hoffentlich auch 'nur' an Grammatik interessierte Germanisten".[4] Die Verfasserin will also eine vielschichtige, heterogen zusammengesetzte Lesergruppe erreichen. Man kann sich nun mindestens so viele Rezensionen wünschen wie unterschiedliche Adressatentypen erwähnt werden. Meine Perspektive ist die einer Auslandsgermanistin, die an Problemen der deutschen Morphologie auch aus theoretischer Sicht interessiert ist, daneben aber auch von der Lernerperspektive gleich in mehrfacher Hinsicht betroffen ist: sowohl durch kritische Selbstbeobachtung im immerwährenden Prozeß des Erwerbs des Deutschen als Fremdsprache als auch durch Erfahrungen als DaF-Lehrer und Hochschullehrer.

Im folgenden werde ich der Frage nachgehen, worin sich die Lernerperspektive in der Deskription im einzelnen äußert.

Die systematische Einbeziehung der Lernerperspektive spiegelt sich erstens in der Gliederung der Arbeit. Der Einführung, in der die Zielsetzungen des Buches und die Lernaufgabe im Zusammenhang mit dem Erwerb der deutschen Nominalflexion umrissen werden, folgt die Darstellung der Numerus-, Genus- und Kasusmarkierung jeweils in drei gesonderten Abschnitten. Jedem dieser drei Kapitel liegt folgende innere Gliederung zugrunde: Den deskriptiven Teilen, in denen die Funktionen und Markertypen der Kategorien der Nominalflexion sowie deren Systematizität in Form von unmarkiert-regulären, markiert-regulären Regeln und irregulären Fällen dargestellt werden, schließen sich Reflexionen über die psychische Realität der postulierten Regeln an. Danach folgen Erörterung der Validität, Salienz und Frequenz der Marker der einzelnen Flexionskategorien, sowie „didaktische Überlegungen", d. h. Vorschläge zur Anwendung der in den vorangehenden Teilen gewonnenen linguistischen Erkenntnisse im DaZ- bzw. DaF-Unterricht, wobei Lehrwerkanalyse und Probleme der Progression im Vordergrund stehen. Abgerundet wird die Arbeit durch die „Schlußüberlegungen", in denen die Komplexität der deutschen Flexionsmorphologie als Lerngegenstand resümierend betrachtet wird.

Die konsequente Berücksichtigung der Lernerperspektive äußert sich zweitens auf konzeptueller Ebene in der Bestrebung, „die im heutigen Deutsch noch vorhandenen und vom Lerner erkennbaren systematischen Strukturen"[5] zu ermitteln. Hier taucht natürlich die Frage auf, wie die Erkenntnisgewinnung in diesem interdisziplinären Bereich methodologisch abgesichert werden kann. Man darf dabei nicht aus dem Auge verlieren, daß die Ermittlung der vom Lerner erkennbaren Regularitäten bei Heide Wegener letztendlich dem Zweck dienen soll, eine Grundlage für ihre empirischen Untersuchungen zur Nominalflexion im natürlichen Zweitspracherwerb bei Kindern mit türkischer, polnischer oder russischer Erstsprache zu gewährleisten. Die Autorin scheint ihre primäre Zielsetzung stellenweise zu vergessen, wenn sie ohne systematische Präsentation der von ihr erhobenen Erwerbsdaten aufgrund der von ihr ausgearbeiteten — übrigens sehr beachtenswerten — deskriptiven Generalisierungen unter Zuhilfenahme der Konzepte Validität, Salienz und Frequenz (letzteres auf den Grundwortschatz bezogen) meint, darauf schließen zu können, was vom Lerner an systematischen Strukturen erkannt wird. Die Autorin geht noch einen Schritt weiter: aufgrund der ermittelten systematischen Strukturen, die ihrer Ansicht nach vom Lerner erkannt werden können, unterbreitet sie unter Zuhilfenahme der Hierarchisierung der Regularitäten Didaktisierungsvorschläge für die Steuerung der Lernprozesse unter DaZ-Bedingungen und für den DaF-Unterricht. Problematisch erscheinen mir an diesem Ansatz folgende Punkte: die Annahme, daß eine Gewichtung der über deskriptive Generalisierungen gewonnenen Regeln der Zielsprache ohne Berücksichtigung der konkreten Lernbedingungen (Alter der Lernenden, Erstsprache usw.) vorgenommen werden könnte, die Verwischung der Unterschiede zwischen natürlichem Zweitspracherwerb und DaF-Unterricht, sowie die meines Erachtens allzu gewagten Sprünge zwischen Strukturbeschreibungen und Spracherwerbsmechanismen.

Es sei außerdem auf drei Ungenauigkeiten hingewiesen. Die erste betrifft die Subsumierung bestimmter Pseudosuffigierungen unter die echten Suffixbildungen in Tabelle G3 auf S. 73-74, wie z. B. *-ig* in *König*, *Honig*, *Käfig*. Die zweite bezieht sich auf die allzu lockere Handhabung des Konzepts der Markiertheit. Dies kommt besonders auf S. 120-124 kraß zum Vorschein, wo der Ausdruck „prototypisch" neben „unmarkiert" in synonymischen Kontexten verwendet wird. Angesichts des Prototypenbooms der letzten Jahre sollte auf eine genaue Definition des Konzepts „Prototyp" und „prototypisch" besonderer Wert gelegt werden, sonst setzt man sich der Gefahr der Begriffsaufweichung aus. Bei der dritten Ungenauigkeit handelt es sich schließlich um gewisse Widersprüche bei der Behandlung der Kategorien 'Plural' und 'Genus'. Die wichtigsten von Heide Wegener postulierten Pluralregeln sind genusbasiert, was zur Folge hat, daß der Lernende als Voraussetzung zur korrekten Anwendung der Pluralregeln über die Information des entsprechenden Genus verfügen muß. In der Unterrichtspraxis scheint demnach also bei Plural und Genus lexikalisches Lernen — ein didaktisches Konzept, gegen welches die Autorin in ihrem Buch einen Frontalangriff startet — doch nicht ganz fehl am Platz zu sein. Ich bin der Ansicht, daß sich lexikalisches Lernen mit regelgestütztem und paradigmatischem Lernen sehr gut kombinieren läßt.

Daneben möchte ich aber auch einige aus meiner Sicht besonders gut gelungene Passagen hervorheben, die sich alle dadurch auszeichnen, daß wesentliche Züge des gegenwärtigen Forschungsstandes hinsichtlich der betreffenden theoretischen Konzepte auf Strukturen des Deutschen bezogen allgemeinverständlich zusammengefaßt werden: Dies sind vor allem die Darstellung des Diskussionsstandes um die Konfigurationalitätsproblematik und um die lexikalischen und strukturellen Kasus, die Einführung in die DP-Analyse sowie der Vergleich des Prinzips der morphologischen Realisierung mit dem Prinzip der monoflexivischen Kooperation. An diesen Passagen wird zudem deutlich, daß es keine theorieneutrale Deskription geben kann. Besonders hervorzuheben ist außerdem die Berücksichtigung von Entwicklungstendenzen, so vor allem die Darstellung der Umstrukturierungsprozesse im Kasussystem, wobei ich allerdings die Erwähnung der Forschungsergebnisse von Elisabeth Leiss zum Genitivschwund vermißt habe.[6]

Zum Schluß seien mir noch zwei Bemerkungen zum formalen Apparat erlaubt. Die fehlenden bibliographischen Angaben im Literaturverzeichnis erschweren zum Teil erheblich die weiteren Recherchen. Insbesondere angesichts der Mehrfachadressierung des Buches würde man sich auch ein Sachregister (wie dies in der RGL-Reihe eigentlich schon die Regel ist) wünschen, mit Hinweisen zur Einführung von wichtigen Termini und Schlüsselbegriffen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Leser — zu welcher der anvisierten Adressatengruppen er auch gehören mag — eine anregende Arbeit in die Hand nehmen kann. Die besondere Bedeutung des Buches liegt im Versuch, einen Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis zu schaffen, und es gehören eben auch viele offene Probleme dazu. Meine oben dargelegten kritischen Bemerkungen sollen den Wert des Buches keineswegs schmälern, sie wollen vielmehr zum Nachdenken darüber unter Bezugnahme auf das jeweils angesprochene Tätigkeitsfeld einladen. Bestimmte Inkonsistenzen sind meines Erachtens größtenteils auf den Umstand zurückzuführen, daß es sich bei vorliegender Arbeit nur um Teile eines ursprünglich als geschlossene Einheit konzipierten Werks handelt. Meine Ausführungen schließe ich in der Hoffnung, daß

der Forschung möglichst bald der Gesamttext der Habilitationsschrift von Heide Wegener zusammen mit den Ergebnissen der Längsschnittuntersuchung zugänglich gemacht wird.

Anmerkungen

1. Wegener, Heide: *Der Dativ im heutigen Deutsch.* — Tübingen: Narr 1985. (= Studien zur deutschen Grammatik 28).
2. Zitiert nach dem Vorwort.
3. Wegener, Heide: *Kindlicher Zweitspracherwerb.* Untersuchungen zur Morphologie des Deutschen und ihrem Erwerb durch Kinder mit türkischer, polnischer und russischer Erstsprache. Eine Längsschnittuntersuchung. — Habilitationsschrift, Universität Augsburg, 1992.
4. Zitiert nach dem Vorwort.
5. Zitiert nach dem Vorwort.
6. Vgl. dazu u. a. Leiss, Elisabeth: *Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel: Erklärung des Genitivschwunds im Deutschen.* — In: Bahner, Werner – Schildt, Joachim Schildt – Dieter Viehweger, Dieter (Hrsg.): *Proceedings of the XIVth International Congress of Linguists (Berlin/GDR 1987).* Berlin 1991. 3 Bände, Band II, S. 1406-1409.

Rita Brdar-Szabó
(Budapest)

Bernd-Dietrich Müller: Wortschatzarbeit und Bedeutungsvermittlung. Fernstudieneinheit 8. — Berlin: Langenscheidt 1994. 119 S.

Unter dem Titel *Wortschatzarbeit und Bedeutungsvermittlung* hat Bernd-Dietrich Müller das Fernstudienangebot der Universität Tübingen, der Gesamthochschule Kassel und des Goethe-Instituts im Bereich Deutsch als Fremdsprache mit einer neuen Einheit erweitert. In diesem Band hat der Verfasser die Bearbeitung der Wortschatzvermittlung an dem Punkt angefangen, wo bisher die Mehrheit der Forschungsarbeiten damit aufhörte. Obwohl es aus dem Titel nicht hervorgeht, fokussiert das Buch vor allem auf die landeskundlichen Aspekte der Bedeutungsvermittlung und stellt dadurch neue Wege der Wortschatzarbeit im Fremdsprachenunterricht vor.

Die integrierte Behandlung von Theorie und Praxis der Wortschatzdidaktik, ein bedeutendes Positivum des Werkes, stellt mit Sicherheit alle Lehrenden zufrieden, die aufgrund von lerntheoretisch recht begründeten und in der Anwendung detailliert präsentierten neuen Vorstellungen ihre Unterrichtsmethoden überprüfen und eventuell modifizieren wollen. Vermutlich mit dieser Intention nähert sich der Autor der Thematik aus der Richtung der Lernpsychologie und gibt in Kapitel 1 eine modellhafte Darstellung der Strukturierung des Wortschatzes im Gedächtnis, wobei er von den allgemeinmenschlichen Spezifika der Assoziation ausgehend immer zielstrebiger an die von kulturellen Faktoren bedingten Unterschiede appelliert. Kapitel 2 verdeutlicht exemplarisch die Beziehung von Wortbedeutungen zu gesellschaftlich-kulturell spezifischen Begriffsbildungen, und weist zugleich auf mögliche interkulturelle Kommunikationsstörungen hin, die aus der Ignorierung solcher Aspekte des Wortschatzbeherrschens heraus entstehen. Aus den theoretischen Erwägungen der ersten zwei Kapitel heraus werden im Hauptteil des Buches die unterrichtlichen Realisierungsmöglichkeiten des Konzepts entfaltet, die in den hauptsächlich praktischen Fragen gewidmeten drei letzten Kapiteln unter drei verschiedenen Perspektiven diskutiert werden. In

Kapitel 3 werden Techniken der landeskundlich orientierten Bedeutungsvermittlung erläutert, zu denen in Kapitel 4 spiegelbildlich Strategien der Verständniskontrolle aufgestellt werden. In Kapitel 5 wird ein Weg gezeigt, wie die Initiative der Lernenden bei der Erschließung der kulturbezogenen Bedeutung von Wörtern in den Vordergrund gestellt werden kann.

Müllers innovativer Ansatz läßt sich am deutlichsten an dem von ihm recht eigenartig verwendeten Begriff der Wortschatzarbeit demonstrieren. Anstatt einer klassischen „extensiven" Wortschatzarbeit — die ihre Normen in der Quantität der beherrschten Vokabeln mißt — fördert der Autor eine intensive Auseinandersetzung mit lexikalischen Einheiten, wobei Lernende relativ eingehend jeweils mit einer beschränkten Anzahl von bereits bekannten Grundwörtern operieren, um einen Einblick in ihren Symbolwert im Zielsprachenland zu gewinnen. (Ein Beispiel: Fortgeschrittene analysieren die kulturbezogene Bedeutung von „Familie".) Die Funktion und Relevanz solcher Wortschatzkenntnisse in der interkulturellen Kommunikation kann dabei nicht bezweifelt werden, sogar die angeführte Methode scheint — mit gewissem Vorbehalt — zweckgemäß zu sein, aber begriffliche Probleme können dadurch bestimmt hervorgerufen werden. Für konservativere Leser stellt sich nämlich sicherlich die Frage, ob so eine langatmige Beschäftigung mit einem Wort überhaupt als Wortschatzarbeit zu bezeichnen sei. Zweifel dieser Art werden sich beim Lesen einer vorgeschlagenen Jahresplanung (S. 37-39) wohl weiter steigern, weil dort unverkennbar die wohlbekannten traditionellen Themenkreise des Fremdsprachenunterrichts (wie „Begrüßen", „Beruf", „Freizeit") mit landeskundlichen Informationen versehen werden, was die Mehrheit der Deutschlehrer in der eigenen Praxis — vielleicht nicht unter der Kategorie der Wortschatzarbeit — tatsächlich realisiert. Eine solche potentielle Abneigung gegen das vorgeschlagene Konzept darf keinesfalls als grundsätzliche Ablehnung des Gesamtansatzes interpretiert werden; vielmehr ist sie bloß eine Folge der stellenweise etwas extrem (z. B. im Falle der „Familie" mit Fortgeschrittenen) und zu verallgemeinernd (wie in der Jahresplanung) gewählten Beispiele sowie der zu weitläufigen Auseinandersetzung mit ihnen um der Präsentation willen.

Der im Buch als Zentralbegriff fungierende Ausdruck „kulturspezifische Bedeutung" — mit dem der Verfasser die für eine Kulturgemeinschaft kollektiv charakteristischen Assoziationen zu Wörtern bezeichnet — wird erfreulicherweise nicht nur mit fertigen Beispielen illustriert. Sein Stellenwert kann durch die vielfältigen Möglichkeiten des Experimentierens — z. B. Beobachtung von Dialogen ohne einschränkenden Kommentar des Verfassers, Schreiben von Gedichten zum Vergleich mit einem deutschen Gedicht, fiktives Phantasieren über mögliche Hintergrundbedeutungen von Wörtern aus verschiedenen Perspektiven, (eine äußerst lehrreiche Zusammenstellung von solchen Aufgaben ist am Ende des zweiten Kapitels zu finden) — durch den Leser entdeckt, bewertet und relativiert werden. Gerade diese hautnahe Beschäftigung mit diesem Phänomen macht zugleich auf einige Problemfälle aufmerksam. Da der Begriff inhärent keine klar definierbaren Kriterien und Grenzen hat, ist er mit anderen ähnlichen Erscheinungen leicht zu verwechseln. So werden meines Erachtens kontextbedingte (und weniger von der Kultur abhängige) Symbolwerte von Wörtern — denen man vor allem in literarischen Texten öfters begegnet —, beispielsweise von „allein" oder „sich nett unterhalten" in der Geschichte „Begegnung im Café" von Ilse Schweizer (S. 44) in vielen Fällen als kulturspezifisch deklariert.

Selbst wenn man an der einen oder anderen Stelle einige hinsichtlich der Konzeption auch nicht allzu relevante Einwände gegen bestimmte Beispiele haben kann, macht das Buch durch sein bewußtes, systematisches Vorwärtsschreiten von der Theorie zur Praxis leicht den Eindruck der problemlosen Realisierbarkeit des Ansatzes im Unterricht. Stellt man sich aber bei der Lektüre die Schülergruppen in der Praxis vor, so sieht man das Konzept wohl doch etwas pessimistischer. Mit solchem Blick kann man

parallel mit der Hinwendung zu praktischen Fragen eine schrittweise Entfernung von der Unterrichtswirklichkeit entdecken. Während ich bei der Realisierung der Vermittlungstechniken und Strategien zur Verständniskontrolle die Schwierigkeit bloß in der von den Lernenden immer wieder kritisierten quantitativen Ineffektivität sehe — die Methode solle ihnen nicht helfen, noch schneller zur Mittelstufenprüfung zu kommen —, scheinen die Suchfragen schon in der Theorie problematisch zu sein. Angenommen, daß der Autor durch das Nichtdefinieren der potentiellen Zielgruppen für den Ansatz eine tatsächlich so unbeschränkte Verwirklichung für möglich hält, erscheint mir die vorgeschlagene Strategie mit den Suchfragen als eine utopische Unterrichtsvorstellung. Von Lernenden wird hierbei nämlich erwartet, daß sie in einem Text die fünf fremdkulturell stark beladenen Wörter auffinden können, um ihre kulturspezifischen Bedeutungen mit Hilfe zielgerichteter Fragen von dem Lehrenden zu erfahren. Dies würde entweder eine Parallelität zwischen den beiden betroffenen Kulturen voraussetzen, oder ein ständig verdächtigendes Herangehen an jedes einzelne Wort. Das erstere macht die Suchfragen redundant, weil sich der Lernende auch alleine orientieren kann, das letztere hebt die Fähigkeit des Selektierens von wenigen Wörtern für eine intensive Wortschatzarbeit auf.

Weitere Aspekte hinsichtlich der Realisierungsmöglichkeiten ergeben sich aus der Untersuchung der ungarischen Spezifika der Rezeption. Da der Verfasser seine Präsentationsbeispiele offensichtlich im Hinblick auf von der deutschen relativ fern stehende Kulturen entfaltete, kann ein wesentlicher Teil von ihnen einem ungarischen Lehrenden sinnlos vorkommen, was ihn bei dem Auffinden des treffenden Wortmaterials an einer entsprechenden Verarbeitung der ursprünglichen methodischen Vorstellungen hindern kann. Hinzu kommt eine wiederum aus ungarischer Sicht verstärkt spürbare Schwarz-Weiß-Malerei hinsichtlich der kulturellen Differenzen, die aus der Ignorierung der individuellen Assoziationsunterschiede innerhalb einer Kultur resultiert. Auf ihre Existenz wird zwar vage hingewiesen — sie seien auch eine Diskussion wert (S. 24) —, aber in bezug auf das Verhältnis der deutschen und ungarischen Kultur wären sie eindeutig relevanter, weil sie eventuell auch größer sein können als die Durchschnittsdifferenzen zwischen den Kulturen.

Betrachtet man den Band als Lehr- oder Lernmaterial, so wird man eindeutig zu einer positiven Bewertung kommen. Der strukturelle Aufbau ist äußerst logisch: durch den Überblick am Anfang und die Zusammenfassung am Ende eines jeden Kapitels kann man das Gelesene ständig als einen organischen Teil der gesamten, progressiven Thematik auffassen. Die modellhafte Vereinfachung komplizierter Theorien (z. B. des lernpsychologischen Hintergrunds im ersten Kapitel) erfordert kein umfangreiches Vorwissen in dem betroffenen Bereich, also ist das Buch geeignet für eine erste Begegnung mit Fragen der Wortschatzdidaktik. Möglichkeiten zur empirischen Untersuchung und Introspektion durch den Leser, systematische und skizzenhafte Auflistungen von Techniken, orientierende Bemerkungen am Rande der Blätter sowie Worterklärungen im Glossar ermöglichen eine unterrichtliche Anwendung des Materials. Auf einige Defizite möchte ich aber in dieser Hinsicht hinweisen. Das stellenweise zu rigide Einhalten der Struktur führt dazu, daß an einer Stelle ein Punkt nicht aus inhaltlichen Gründen, sondern offenbar nur um der Regelmäßigkeit willen miteinbezogen wurde, nämlich die „Didaktischen Konsequenzen" im dritten Kapitel — ein Abschnitt, der praktisch leer ist, weil das ganze Kapitel den didaktischen Konsequenzen gewidmet ist. Gewöhnt man sich auch an die bequeme Übersichtlichkeit des Buches durch die Randbemerkungen, so ist man bei einem winzigen Fehler wiederum überrascht: für die These am Anfang des Punktes 1.2.2. (S. 14) wird die Erklärung nicht im ganzen Abschnitt unter „Erklärung" erörtert, sondern bloß im ersten Satz; der weitere Abschnitt ist eher eine Weiterführung des Gedankenganges der dort aufgestellten These.

Das als Fernstudienmaterial vorgelegte Buch kann den Hinweisen der Herausgeber gemäß sowohl als Seminarmaterial als auch zum Selbststudium verwendet werden. Die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedenen Anwendungsbereiche führt aber zu einer lavierenden Form, in der der jeweilige Leser die für ihn relevanten Hinweise und Aufgabenstellungen selbst herauskristallisieren muß, um dem Gedankengang folgen zu können. Im Falle des Selbststudiums ist beispielsweise die Anzahl der Aufgaben so groß, daß man — wenn man sie nicht überspringt — sich entweder vom ganzen Buch abwendet oder eventuell die relevanten Züge der Konzeption nicht herausfiltern kann. Für einen Nachfolgeband könnte ich mir folgende Lösungsmöglichkeiten für dieses Problem vorstellen: erstens könnte der Band in mehreren Versionen für verschiedene Funktionen herausgegeben werden; zweitens könnte mit Hinweisen markiert werden, welcher Typ der Leser welche Aufgaben berücksichtigen soll; drittens wäre die Arbeitsbuchform im Ganzen aufzuheben, und für das Selbststudium und die Seminargruppen separat aufgestellte Listen von vorgeschlagenen Aufgaben am Ende der Kapitel könnten das übrigens notwendige Experimentieren ermöglichen.

Szilvia Oszkó
(Budapest)

Berichte, Informationen

Germanistisches Institut an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest

Vorträge eingeladener Gäste

24. Februar

Prof. Dr. Gerd Labroisse (Freie Universität Amsterdam)
Interpretation von Literatur als Form moderner Wissenschaft

8. März

Prof. Elisabeth Gülich (Universität Bielefeld)
Sprechen und Schreiben. Zur Analyse schriftlicher und mündlicher Formulierungsprozesse.

8. März

Dr. Wilhelm Hemecker (Universität Wien)
Lyrik zwischen Sakrament und Sakrileg.

27. März

Dr. Gisela Steinlechner (Universität Wien)
„Neurosen über 2000 Meter" — oder wie literarisch ist die Psychoanalyse? Der Schriftsteller Sigmund Freud.

28. März

Dr. Juliane Vogel (Universität Wien)
Hugo von Hofmanstahl zwischen 1891 und 1913.

15. Mai

Prof. Dr. Alfred Ebenbauer (Universität Wien)
Walther von der Vogelweide: Leben und Werk.

13. September

Prof. Dr. Wolfgang Stellmacher (Humboldt-Universität Berlin)
Universität im Wandel: Germanistik an der Humboldt-Universität heute.

27. September

Dr. Barbara Stiebels (Universität Düsseldorf)
Lexikonerweiterung und Lexikonmodularität am Beispiel komplexer Verben des Deutschen.

10. Oktober

Dr. Peter Kühn (Universität Trier)
„Mein Schulwörterbuch" als Lernerwörterbuch im Fremdsprachenunterricht.

11. Oktober

Dr. Peter Kühn (Universität Trier)
Vorlesungen verstehen, mitschreiben, verarbeiten.

12. Oktober

Dr. Peter Kühn (Trier)
Deutsch 2000: Entwicklungen und Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache.

19. Oktober

Prof. Dr. Felix Kreissler (Universität Rouen)
Diskussionen über die österreichische Identität.

2. November

Dr. Leopold Decloedt (Universität Wien)
Franz Joseph I. als literarische Gestalt in der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit.

7. November

Dr. Konstanze Fiedl (Universität Wien)
Arthur Schnitzler — Poetik zwischen Impression und Erinnerung.

8. November

Prof. Dr. Roland Duhamel (Universität Antwerpen)
Metatexte (Unter Berücksichtigung österreichischer Literatur).

Dr. Stefan Sienerth (Universität München)
Zweisprachigkeit als Randphänomen. Siebenbürgisch-deutsche Autoren im Umgang mit dem Rumänischen.

Dr. Irmgard Ackermann (Universität München)
Der Beitrag ungarischer Autoren zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Dr. Neva Šlibar (Universität Ljubljana)
György Sebestyéns letzte Erzählungen — von der Sprachwerdung eines bilingualen Schriftstellers und seiner Stellung in einem tentativen Modell bi/multilingualer Ästhetik.

Teilnahme an Konferenzen und Lehrveranstaltungen

Sommersemester 1995

Dr. János Szabó (an der FSU Jena)
Gastdozentur, Vorlesungen zu den Themen „Osteuropäische Literatur" und „Deutsche Kulturgeschichte"

Dr. András Balogh (an der FSU Jena)
Seminare über die siebenbürgisch-deutsche Literatur

20. - 22. Februar

Dr. Gábor Kerekes (an der JATE, Szeged)
Symposion zum Thema „Musikalität bei Franz Werfel"
Vortrag zu Werfels „Verdi"

22. - 23. Februar

Dr. János Kohn (in Warschau)
Übersetzungswissenschaft

März

Dr. Elisabeth Knipf (an der Universität Göttingen)
Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft-Tagung

31. März - 1. April

Dr. Rita Brdar-Szabó (in Zagreb)
Jahrestagung der Kroatischen Gesellschaft für Angewandte Sprachwissenschaft
Vortrag: „Lexikalische Semantik und Übersetzungstheorie: falsche oder wahre Freunde?" (zusammen mit Mario Brdar)

April

Dr. Elisabeth Knipf (in Stuttgart)
Abschlußtagung zu „Europäische Integration — Identität der Minderheiten"

Dr. Elisabeth Knipf (in Baja)
Konferenz für Lehrerfortbildung: Strategien und Defizite im Minderheitenunterricht.

Mai

Dr. Elisabeth Knipf (an der Universität Veszprém)
Konferenz zur Angewandten Linguistik

8. - 24. Juni

Dr. Gábor Kerekes (an der Universität Saarbrücken)
Aufenthalt im Rahmen der Kooperation Universität Saarbrücken — ELTE Budapest

14. - 19. August

Dr. Vilmos Ágel (in Vancouver)
Vortrag: „Finites Substantiv"

Prof. Dr. Antal Mádl (in Vancouver)
Leiter der Sektion „Literatur und Zensur" auf dem IVG-Kongreß

September

Attila Péteri (in Szombathely)
Germanistik und Deutschunterricht

September

Dr. János Kohn (in Szombathely)
Symposion zum Thema „Fremdsprachenunterricht im Spannungsfeld zwischen Praxis und Forschung"

16. - 19. September

Maria Erb

Dr. Elisabeth Knipf

Prof. Dr. Karl Manherz
Maria Mirk
Maria Wolfart (an der ELTE Budapest)
Sprachinseldialektologie

20. - 24. September

Dr. Elisabeth Knipf
Maria Erb (an der Universität Graz)
6. Bayerisch-österrechische Dialektologentagung

18. - 20. Oktober

Edit Király (in Passau)
Zwischen Goethezeit und Realismus

5. - 10. November

Dr. Gábor Kerekes (in Wien)
Werfel-Stipendiatentreffen

7. November

Prof. Dr. Antal Mádl (an der Universität Veszprém)
Konferenz über „Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen"
Sprache, Heimat und Frage der Identität bei Nikolaus Lenau

23. - 26. November

Dr. Gábor Kerekes (an der Universität Hamburg)
Symposion zum Thema „Wolfgang Borchert in neuer Sicht"
Vortrag zur Borchert-Rezeption in Ungarn

7. - 9. Dezember

Prof. Dr. Antal Mádl (in Marbach)
Symposion zur deutschen Literatur in Mittel- und Osteuropa

Sonstiges

10. März

Internationaler Workshop im Germanistischen Institut der ELTE über Suggestopedie mit *Prof. Dr. Ludger Schiffler* (FU Berlin), organisiert von *Dr. Erzsébet Hajdú*.

9. Mai

Internationaler Workshop im Germanistischen Institut der ELTE zum Thema Ganzheitliches Lehren und Lernen — NLP (Neurolinguistisches Programmieren), mit *Hartmut Wagner* (SKILL-Institut-Bammental), organisiert von *Dr. Erzsébet Hajdú*.

16. - 19. September

Sprachinseltagung Budapest — Heidelberg veranstaltet von dem Germanistischen Institut der ELTE und dem Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.

Im September — Oktober 1995 hielt *Dr. Christa Dürscheid* (Köln) — im Rahmen einer Gastprofessur, gefördert von der Weltbank — Vorlesungen und Seminare zum Thema „Deutsche Syntax" und „Das Kasussystem des Deutschen".

8. November

Lesung von *Peter Turrini* aus seinen Werken mit anschließender Diskussion, moderiert von *Dr. Zsuzsa Breier*.

Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität Debrecen

Ankündigung

Bei der Abteilung für Sprachpraxis und Fachdidaktik des Instituts für Germanistik wurde unter dem Titel *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* eine neue Schriftenreihe gegründet.

Die Herausgeber laden alle interessierten Autoren ein, sich an unserer Schriftenreihe zu beteiligen.

Vorträge und Veranstaltungen

März

Prof. Dr. Elisabeth Gülich (Universität Bielefeld):
Doktorandenseminar zum Thema Gesprächsanalyse und Vortrag über „Die narrative Konstruktion sozialer Identität"

Dr. Armin Wallas (Klagenfurt)
Expressionistische Zeitungen in Österreich; Judentum und Expressionismus; Vorstellung der Zeitschrift und der Buchreihe „Mnemosyne"

April

Dr. Manfred Sellner (Salzburg)
Doktorandenseminar zur Psycholinguistik

Mai

Prof. Dr. Werner Hamacher (Johns Hopkins University, USA)
Ausstellungen der Mutter — Kurzer Gang durch die Museen von Heidegger, Hawthorne und Proust

Dr. Helmut Frosch (Mannheim)
Doktorandenseminar „Logische Semantik"

September

Prof. Dr. Herbert van Uffelen (Wien) hielt im Rahmen einer einmonatigen Gastprofessur Vorlesungen und Seminare über neuere niederländische Literatur.

Dr. Klaus Frotsch (Jena)
Neue Wege des Fremdsprachenunterrichts

Siel van der Ree (Stiftung SALTO Niederlande)
Multimedia im Unterricht

29. September – 14. Oktober

Prof. Dr. Jan Wirrer (Bielefeld)
„Phraseologismen in Texten" ein Blockseminar für Doktoranden.

Oktober

Eine **Woche der Germanistik** umfaßte die folgenden Veranstaltungen:

- *Konferenz der Institute und Lehrstühle mit DaF Ausbildung*: Gegenwart und Zukunft der Lehrerausbildung. Im Oktober 1995 führte das Institut für Germanistik an der KLTE eine zweitägige Fachtagung zur Thematik der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern für Deutsch als Fremdsprache (DaF) in Nordostungarn durch.
  Die Tagung wurde von der Abteilung Fachmethodik und Lehrerausbildung unter der Leitung von *Dr. Katalin Beke* organisiert. Vertreten waren die folgenden Institutionen: Universität Miskolc, Pädagogische Hochschule Eger, Pädagogische Hochschule Nyíregyháza, Pädagogische Hochschule Debrecen. Eingeladene ausländische Gäste versuchten, mit Impulsreferaten Anregungen für die Diskussion zu geben.
  Dick Meijer vom Institut für Curriculumentwicklung in den Niederlanden berichtete über Ziele und Durchführung von „Basisforming" in den Niederlanden.
  Jörg Knobloch aus Freising führte in handlungsorientierte Arbeitstechniken im Umgang mit Literatur an Beispielen von neueren Kinder- und Jugendbüchern ein.
  Anton Nuding aus Schwäbisch-Gmünd führte Methoden vor, die im Hochschulunterricht neue aktivierende Elemente einführen können.
  Dr. László Barabás faßte die Ergebnisse im Hinblick auf die zukünftige gemeinsame Ausbildung an Universitäten und Hochschulen zusammen.
- *„Buchstäblich". Eine Ausstellung* (Veranstalter: Das Österreichische Kulturinstitut in Budapest, das Institut für Germanistik sowie die National- und Universitätsbibliothek an der KLTE Debrecen)
- *Präsentation der neuen Wissenschaftlichen Reihe* des Lehrstuhls der deutschsprachigen Literaturen (Debrecener Studien zur Literatur; Bd. 1: **Nicht** (aus, in über, von) **Österreich.** Österreichische Literatur nach 1945. Hrsg. von *Tamás Lichtmann* — Frankfurt/M.; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Peter Lang, 1995.)
- *Dr. Bettina Rabelhofer* (Graz): Sprengsätze wider die Ordnung. Zur Poetik des Verdrängten in Marianne Fritz' „Festungsprojekt" (Vortrag)

Prof. Dr. Klaus-Uwe Panther (Universität Hamburg)
Implizite Kontrolle im Deutschen und Englischen

Jörg Knobloch (Freising)
Arbeit mit Kinder- und Jugendbüchern im Studium und in der Schule

Dr. Bettina Rabelhofer (Graz)
Sprengsätze wider die Ordnung. Zur Poetik des Verdrängten in Marianne Fritz' „Festungsprojekt"

Dick Meijer (Institut für Curriculumentwicklung in den Niederlanden)
Das Deutschlandbild in den niederländischen Schulbüchern

November

Prof. Dr. Jörg Meibauer (Tübingen)
Doktorandenseminar zur linguistischen Pragmatik

Sonstiges

Im Januar 1995 wurden die Doktorandenprogramme „Das Verhältnis zwischen Grammatik und Pragmatik im heutigen Deutsch" und „Neuere deutsche Literatur" akkreditiert. Leiter der Programme sind *Dr. András Kertész*, Leiter des Lehrstuhls für germanistische Linguistik bzw. *Dr. Tamás Lichtmann*, Leiter des Lehrstuhls für deutschsprachige Literatur.

Personalia

- *Prof. Herbert van Uffelen* (Universität Wien) hielt als Gastprofessor seit September 1995 Vorlesungen über niederländische Literatur. Prof. Uffelen wird seine Tätigkeit als Gastprofessor in der Zukunft regelmäßig wiederholen.
- Das Institut für Germanistik hat im Juni 1995 seinen früheren Lektor, *Dr. Göran Schöfer*, verabschiedet. Nach fünf Jahren ist *Dr. Thomas Schestag* ebenfalls ausgeschieden. Dr. Schestag arbeitet seit Herbst 1995 als Gastprofessor an der Universität Virginia (USA). Das Institut für Germanistik in Debrecen dankt beiden für ihre Arbeit.
- Seit September 1995 sind *Sofie Gielen* (Belgien), *Dr. Klaus Bonn* (DAAD) und *Dr. Gunther Dietz* (DAAD) im Institut für Germanistik als LektorInnen tätig.
- *Dr. András Kertész* (Lehrstuhl für germanistische Linguistik) erhielt im November 1995 den Titel Doktor der Sprachwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften
- *Dr. Kálmán Kovács* (Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur) erhielt für das akademische Jahr 1996/97 ein Humboldt-Stipendium.

Institut für Germanistische Philologie an der József-Attila-Universität Szeged

Vorträge eingeladener Gäste

30. Januar - 1. März

Prof. Dr. Gerd Labroisse (Freie Universität Amsterdam)
Vorträge zum Thema „Literatur zwischen 1945-1995"

19. - 26. März

Prof. Dr. Dieter Cherubim (Universität Göttingen)
Vorträge zum Thema „Grundlegung der modernen deutschen Sprache im 19. Jahrhundert"

4. - 26. März

Prof . Dr. Oskar Reichmann (Universität Heidelberg)
Lexikologie und Lexikographie

Teilnahme an Konferenzen und Lehrveranstaltungen

11. - 23. Januar

Dr. Péter Bassola (Universitäten Göttingen, Bonn, Augsburg)
Dienstreise

22. - 28. Januar

Frau Dr. Csilla Bernáth (Universität Mannheim)
Dienstreise

5. - 10. März

Dr. Károly Csúri (Universität Madrid)
Dienstreise

19. - 24. März

Dr. Károly Csúri (Universitäten Wien, Graz)
Dienstreise

20. - 31. März

Tünde Katona (Universität Siegen)
Dienstreise

4. - 13. April

Dr. Károly Csúri (Universität Rom)
Dienstreise

18. - 23. April
Dr. Árpád Bernáth
Dr. Károly Csúri (an der Universität Dresden)
Dienstreise

24. April - 6. Mai
Dr. Márta Gaál (Universität Wien)
Dienstreise

15. - 28. Mai
Dr. Péter Bassola (Universitäten Bonn, Mannheim)
Dienstreise

31. Mai - 10. Juni
Tünde Katona (Universität Wien)
Dienstreise

8. - 23. Juli
Dr. Károly Csúri (Universität Siegen)
Austauschprogramm

8. Juli - 18. August
Tünde Katona (Universität Siegen)
Austauschprogramm

1. Juli - 31. August
Endre Hárs (Universität Siegen)
Austauschprogramm

15. - 22. August
Dr. Árpád Bernáth
Dr. Károly Csúri (in Vancouver)
IVG- Kongreß

3. Juli - 3. September
Ágnes Halmos (Universität Siegen)
Dienstreise

28. - 30. September
Dr. Márta Gaál (an der JATE Szeged)
Das romantische Märchen (Neue Tendenzen in der Komparatistik, II. Internationale Konferenz zur literaturwissenschaftlichen Komparatistik)

Fachbereich Germanistik an der Pädagogischen Hochschule Juhász Gyula Szeged

Vorträge eingeladener Gäste

17. - 29. März
Prof. Dr. Hans H. Reich (Universität Koblenz-Landau)
Die deutsche Sprache in Europa

10. - 16. April
Prof. Dr. Werner Besch (Universität Bonn)
Deutsche Sprachgeschichte

17. - 23. Mai
Prof. Dr. Winfried Ulrich (Päd. Hochschule Kiel)
Sprachlicher Humor im Deutschunterricht

9. - 16. Oktober
Prof. Dr. Jakob Ossner (Päd. Hochschule Weingarten)
Die Fragen der Interpunktion im heutigen Deutsch;
Die Wortklassen in den heutigen deutschen Grammatiken

20. - 26. November
Prof. Dr. Harald Burger (Universität Zürich)
Die Sprache der Massenmedien; Texttypen in den Printmedien; Dialoge in Radio und Fernsehen; Standard und Varietäten; Sprache und Kommunikation auf den privaten Fernsehkanälen

Teilnahme an Konferenzen und Lehrveranstaltungen

16. - 17. Februar
Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Siegen)
Zur Problematik der zweisprachigen Fügungswörterbücher (Auf dem Kolloquium Zweisprachige Lexikographie Deutsch-Ungarisch)

25. April
Prof. Dr. Csaba Földes (an der Stanford University)
Aktuelle Konzepte und Curricula der Deutschlehrerausbildung

16. Mai
Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Duisburg)
Phraseologie im österreichischen Deutsch

17. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Essen)
Schwierigkeiten beim Erwerb des Deutschen: aus der Sicht der donauschwäbischen Dialekte
Das Deutsch der „Donauschwaben"

19. - 23. Juli

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Düsseldorf)
Deutsch im Konzert der europäischen Fremdsprachen: aus der Perspektive Mittel- und Osteuropas
(Auf dem 3. Internationalen Kongreß der GIG)

25. - 28. August

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Päd. Hochschule Nitra)
Die deutsche Phraseologie — als Untersuchungsobjekt der kontrastiven Linguistik
(Auf dem 2. Kongreß des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei)

17. Oktober

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Päd. Hochschule Nitra)
Entwicklungstendenzen in der germanistischen Phraseologieforschung;
Deutsch in der Welt: aus der Sicht der Soziolinguistik

19. Oktober

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Ostrau/Ostrava)
Dialekt und Mehrsprachigkeit als Merkmale des Deutschen als Minderheitensprache in Mittel- und Osteuropa

10. November

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Madrid)
Zur Sprachsituation bei den deutschen Minderheiten in Mittel- und Osteuropa

17. November

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Lissabon)
Konzepte des Fremdsprachenunterrichts und der Sprachlehrerausbildung — am Beispiel Osteuropas

13. Dezember

Prof. Dr. Csaba Földes (an der Universität Hannover)
Deutsch im Sprachkontakt

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

Vorträge und Veranstaltungen

2. - 6. April

hielt *Frau Dr. Karsta Frank* (Hamburg) zwei Vorträge über die Geschichte des Fremdwortpurismus in Deutschland und über die feministische Linguistik in der BRD.

5. - 11. April

besuchte *Prof. Dr. Rudolf Drux*, Dekan der Darmstädter Technischen Hochschule, der Partneruniversität von Veszprém, den Lehrstuhl und hielt Vorträge über Martin Opitz. Bei dieser Gelegenheit wurden gemeinsame Forschungsvorhaben festgelegt und Modalitäten von Qualifizierungsmöglichkeiten der Nachwuchsgermanisten des Lehrstuhls an deutschen Universitäten besprochen.

2. - 12. Oktober

Professor Dr. Wolfgang Bachofer hielt Vorträge über Duzen und Siezen im Deutschen und über Walther von der Vogelweide.

26. November - 2. Dezember

besuchte *Prof. Dr. Rudolf Hoberg* (Darmstadt) den Lehrstuhl und hielt einen Vortrag über die deutsche Sprache in der Welt; anschließend machte er auch einen Besuch am Germanistischen Institut der ELTE.

6. - 8. November

In Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut Graz und mit dem Germanistischen Institut der ELTE, Budapest fand am Lehrstuhl eine Konferenz über „Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen" statt, auf der von deutschen, österreichischen, rumänischen, slovakischen, slowenischen und ungarischen KollegInnen insgesamt 6 Plenarvorträge und 38 Referate gehalten wurden. Die Vorträge werden demnächst vom Südostdeutschen Kulturwerk (München) herausgegeben, das Hauptveranstalter und finanzieller Träger der Konferenz war. Am ersten Konferenztag eröffnete *Univ.-Prof. Dr. Anton Schwob* (Graz) an der Universität Veszprém eine Ausstellung über das Leben und Schaffen des in Ungarn geborenen österreichischen Lyrikers Nikolaus Lenau (1802-1850). Im Rahmen der Konferenz lasen *Valéria Koch* und *Péter Esterházy* in deutscher Sprache aus ihren Werken.

Sonstiges

Gefördert vom DAAD hielt Prof. *Dr. Wolfgang Bachofer* (Hamburg) in Fortsetzung seiner Tätigkeit vom Wintersemester 1994 auch im Sommersemester 1995 Lehrveranstaltungen. Er hielt Vorlesungen über deutsche Sprachgeschichte und ältere deutsche Literatur. Außerdem bearbeitete er in Seminaren und in einem Privatissimum mit sprachwissenschaftlich interessierten Studenten und KollegInnen des Lehrstuhls aktuelle Probleme der Linguistik.

Als Lektoren aus der Bundesrepublik Deutschland unterstützten die Arbeit des Lehrstuhls mit ihren Vorlesungen und Seminaren *Uta Gent* (Bosch-Stipendiatin), *Gunther Zahn* (Bundesverwaltungsamt Köln) und *Zbigniew Diaczyszyn* (Bayerisches Kultusministerium)

Assistent und PhD-Stipendiat *József Grudl* verbrachte mit einem Stipendium des Katholischen Akademischen Austauschdienstes zwei Semester an der Universität München

In memoriam János Szabó

(1947 - 1995)

Wir verabschieden uns von János Szabó. Sein Dahinscheiden ist unsagbar mehr als nur ein Verlust auf fachlicher Ebene. Unsagbar deshalb, weil wir heute noch nicht einmal ermessen können, was das Fach verloren hat.

Fast sicher ist, daß ohne ihn unser Institut wohl nie mehr eine Helvetica-Gruppe haben wird, wie auch, daß niemand mehr imstande sein wird, die Forschungsarbeit der regionalen deutschen Literaturen und Kulturen in der Breite wie er sie vor sechs Jahren in Gang setzte, fortzuführen. Doch ohne János Szabó wird auch die Erforschung, Erschließung und Traditionspflege von Literatur und Kultur des ungarländischen Deutschtums ärmer. Das ist die Tätigkeit, die ihm während seiner ganzen Laufbahn so sehr am Herzen lag, und ohne die er die in breitem Rahmen geplanten regionalen Forschungen nicht hätte fundieren können.

Unersetzbar ist der Verlust aber auch in der Unversitätssphäre, in der Erziehung des akademischen Nachwuchses, denn dazu ist wahrlich nur eine Persönlichkeit wie er fähig, die sowohl fachlich, wissenschaftlich und auch menschlich eine Höchstleistung bieten kann.

Die außergewöhnliche Leistung von János Szabó wurde — wie das bei bedeutenderen ungarischen Autoren so oft der Fall war — im Ausland (beispielsweise in Zürich, Basel, Saarbrücken, Jena, Berlin) besser, mindestens aber homogener anerkannt und gewürdigt als in Ungarn. Welche Faktoren führten zu diesen Erfolgen?

János Szabó erkannte verhältnismäßig früh: Nicht das Porträt des einen oder anderen repräsentativen deutschsprachigen Schriftstellers bzw. die Beurteilung eines herausragenden deutschen Werkes ist das, was die internationale Germanistik unbedingt positiv honoriert. Derartiges befriedigt das internationale Angebot der Germanistik-Forschung der gegebenen Sprachnation. János Szabó wußte, damit Ungarn mit Erfolg und Anerkennung rechnen können, müssen Probleme angesprochen werden, deren Lösung kaum von anderen zu erwarten ist. Eines dieser Probleme war für János Szabó die Beziehungsgeschichte und die Rezeptionsuntersuchung: In keinem der beiden Fälle befaßte er sich ausschließlich mit der positivistischen Faktendarlegung, sondern ihn interessierte in erster Linie das im Zuge einer wissenschaftlichen Prüfung abzugebende Urteil über den Aufnehmer und/oder den Aufgenommenen im Rezeptionsprozeß. (Mit seiner Untersuchung über die Dürrenmatt-Rezeption in Ungarn beleuchtete Szabó einesteils das Dürrenmatt-Bild neu, andererseits schrieb — bzw. urteilte — er

vornehmlich über die Geschichte der Literaturkritik Ungarns der letzten 40 Jahre ausnehmend anschaulich und geistreich.)

Derartiges war auch die zweieinhalb Jahrzehnte hindurch — wiederholt — untersuchte Geschichte der ungarndeutschen Literatur und Kultur, die für die Deutschen bis dahin vornehmlich als ungarisches Thema galt, für die ungarische Literaturgeschichtsschreibung jedoch bis zum heutigen Tag deutsch und fremd blieb.

János Szabó wußte oder spürte stets, was das Fach gerade benötigte bzw. wonach Nachfrage bestand. In den siebziger Jahren waren Rezeptionsanalyse gepaart mit rezeptionsmethodischer Literaturforschung sowie die Darlegung typologischer Parallelen genauso modern wie unter den heutigen Forschungsthemen das kulturelle Leben der Region bzw. der jeweiligen Minderheit; unter den Methoden u. a. die imagologische Annäherung. So wurde Karl Kraus zum ersten großen Thema Szabós, und bald darauf die typologische Parallele Kraus-Karinthy. Und dergestalt wurde die Untersuchung des Ungarndeutschtums auch eine Regionaluntersuchung der Schweiz, Luxemburgs und Liechtensteins; das regionale Tell-Thema wiederum während der Habilitation zu einem Thema der Varianten des Tell-Images.

Die besondere Sensibilität János Szabós für solch theoretische Fragen wie Satire, Humor, Pointe, Karikatur, Komik und die das jederzeitige Werturteil relativierenden verschiedenen Stilmerkmale steigerten das Interesse der Leser weiter. (Hier sei bemerkt, all diese wurden von János Szabó nicht nur untersucht, sondern er machte von diesen auch mit feiner Zurückhaltung und Esprit Gebrauch, beispielsweise in seinen populärwissenschaftlichen, didaktischen oder unterhaltenden Artikeln.)

Dritter Schlüssel seines Erfolges war, daß er klar schrieb, wahrscheinlich deshalb, weil er stets genau wußte, was er sagen will, und vielleicht auch deswegen, weil er von der Persönlichkeit her so war: ehrlich, offen, geradeheraus.

Aufgrund dessen konnte er, den schriftlichen Selbstausdruck nicht scheuend, sich stets leicht zur Wahrheit von verba volant scripta manet bekennen — warum sollte denn seine Schrift nicht bestehenbleiben?

Wir, die wir jetz hier versammelt sind, beneideten ihn — zu ihm aufschauend — darum.

Er betrachtete das, worüber er schrieb, nie mit durch das Dunkel der Unsicherheit geweiteten Pupillen, er brauchte sein Urteil nie in den Terminus- und Syntagma-Plunder verkodeter Sätze zu verstecken, damit nicht etwa der Leser darauf kommt, daß „der Kaiser nackt ist", denn er hatte — nicht wiederholtes und nicht wiederholbares — Nützliches und Wertvolles zu sagen und er hatte Leser.

János Szabó hat ungeheuer viel gesammelt, und wir haben jetzt auch ein für allemal die Vielfalt der ungeschriebenen Werke verloren, unser Haupt vor seinen Kämpfen der letzten Jahre neigend. Denn János Szabó bekämpfte seine Krankheit mit bewundernswerter Stärke, leugnete sie einfach ab, damit von den zahlreichen ungeschriebenen Werken doch noch so viele wie möglich entstehen, und zwar dergestalt, daß man in seinen Schriften (beispielsweise über Dürrenmatt), seinen Vorträgen (über das Tell-Thema) und während unseres Beisammenseins möglichst nichts von diesen seinen Kämpfen ahnen sollte, damit er uns diese seine so prägnante Leichtigkeit bis zum letzten Augenblick glauben machen konnte.

Mir bedeutete er sehr viel, mir stand er besonders nahe. Und allen, denen es ebenso erging, sie wissen, im Gespräch mit ihm lösten sich unsere einem gejagten Wild ähnelnden Lebenskrämpfe. Und an so manchem späten Nachmittag eines müden Tages verstanden wir uns schon mit halben Sätzen. — Auch wenn er manchmal nicht ins Institut kam, war es gut zu wissen, daß man ihn immer am anderen Ende des Telefons treffen konnte: Noch vor einigen Wochen sprach er mir mit weisen Ratschlägen Mut zu, einen mir von der Gattung her unbekannten Vortrag zu halten, und schickte mir nach dem Telefongespräch — für ihn so charakteristisch — sogar, ohne daß ich darum gebeten hätte, ein Vortragsmuster zu. Meinen Dank konnte ich leider nur dem Anrufbeantworter übermitteln. Zu der Zeit wußte ich noch nicht (wollte es nicht glauben), daß er kurz darauf für immer von uns geht.

Wilhelm Hauff schrieb, nach unserem Tode werden unsere Herzen gewogen, und die leichten schwingen sich auf. Auch seines wird sich aufschwingen, denn, solange er noch unter uns weilte, hatte er ja auch unsere Herzen leicht gemacht. Gottes Segen sei über ihm. Und der Friede des Herrn mit ihm.

Deutsche Fassung der Rede von Prof. Dr. László Tarnói beim Begräbnis am 23. 10. 1995 in Kápolnásnyék

BIBLIOGRAPHIE
1994

Die Bibliographie enthält die im Jahre 1994 in Ungarn sowie von ungarischen Germanisten im Ausland erschienenen Publikationen (seltbständige Werke und in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze). Nachträge von 1993 sind mit* gekennzeichnet. Belletristische Veröffentlichungen, Buchbesprechungen, Theaterkritiken sowie Texte aus Tageszeitungen wurden nicht aufgenommen.

Sprachwissenschaft, Deutschunterricht

1. Ágel, Vilmos: *Valenzrealisierung. Grammatik und Valenz.* Arbeitspapier Nr. 20 (Neue Folge). Köln: Institut für Sprachwissenschaft. 1994.
2. Bachofer, Wolfgang: *Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache oder: Martin Luther hat das Neuhochdeutsche nicht erfunden!* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 75-81.
3. Barna, Katalin: *Zum Sprachverhalten des Lehrers und der Schüler im DaF-Unterricht anhand von Unterrichtsbeispielen.* — In: *DUfU* 2/1994, S. 21-26.
4. Begegnung in Pécs/Fünfkirchen. *Die Sprache der deutschsprachigen Minderheiten in Europa.* Hrsg. Katharina Wild. Pécs: Janus Pannonius Universität 1994. (= Studien zur Germanistik 2)
5. Bock, Alwine: *Sprachmangelersatz im Kommunikationsverkehr der Rußlanddeutschen.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 53-61.
6. Bogner, István: *Periphrastische Futurformen im Deutschen.* (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft). Bd. 2., Wien 1994.
7. Boócz-Barna, Katalin: *Relevanz für Aufgabenstellungen für die Dekodierung bildlicher Informationen bei Lernern im DaF-Unterricht* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 151-156.
8. Burgess, Gordon J. A.: *Über die Möglichkeiten des Machbaren: Die Integration von Hypertext-CALL in Anfängerkurse. — New methodologies in foreign learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 59-65.
9. Canisius, Peter: *Einige vergleichende Bemerkungen zum deutschen man und zum ungarischen az ember.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 91-100.
10. Canisius, Peter: *Relativpronomina, Personalpronomina, Kongruenz.* In: Canisius - Herbermann - Tschauder (Hrsg.): *Text und Grammatik* S. 133-160
11. Dannerer, Monika: *Eine empirische Studie über Bedarf und Probleme. Wirtschaftsdeutsch in Ungarn.* — In: *DUfU* 3/1994, S. 12-21.
12. Englender-Hock, Ibolya - Schmidt, Hans-Werner: *Anmerkungen zur Lehrplandiskussion in Ungarn aus fremdsprachendidaktischer Sicht* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 135-146.
13. Feld-Knapp, Ilona: *Literarische Texte im Fremdsparchenunterricht am Gymnasium.*— In: *DUfU* 2/1993, S. 18-20.*
14. Forgács, Erzsébet: *Mehrdeutigkeit als Quelle von Mißverständnis (Exemplifiziert an der Textsorte Witz).* — In: *LSD (LernSprache Deutsch)* 2/1994 (Jg.2) S. 151-167.
15. Földes, Csaba: *Aspekte ungarndeutscher Bildung und Kultur in Szegedin.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 173-186.
16. Földes, Csaba: *Deutsch als Fremdsprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Überlegungen zu Bestand und Bedarf* — In: *Deutsch als Fremdsprache.* 1/1994 (Jg.34) S. 3-12.

17. Földes, Csaba: *Mehrsprachige phraseologische Wörterbücher — als Herausforderung für die Lexikographie.* — In: Barbara Sandig (Hrsg.): *EUROPHRAS 1992. Tendenzen der Phraseologieforschung.* Bochum 1994, S. 175-201. (= *Studien zur Phraseologie und Paröminologie*, Bd. 1)

18. Földes, Csaba: *Neue Ansätze der Lehrerausbildung im Spannungsfeld zwischen Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Nationalitätensprache.* — In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 4/1994 (Jg. 21), S. 431-443.

19. Földes, Csaba: *Wörterbücher der verbal-nominalen Fügungen — ein Sonderfall der phraseologischen Lexikographie?* — In: Henrici, Gert - Zöfgen, Ekkehard (Hrsg.) *Wörterbücher und ihre Benutzer.* (Fremdsprachen Lehren und Lernen) 23/1994, S. 164-174.

20. Freyné, Huszti Piroska: *Gedanken zu einem neuartigen Deutschlehrerstoff.* — In: *Kétnyelvűség* 1/1994. (Jg. 2), S. 52-55.

21. Gent, Uta: *Zur Bearbeitung von Märchen im Sprachunterricht* — In: *DUfU* 2/1993, S.12. *

22. Das Germanistische Institut Stellt Sich Vor. Red. v. Breier, Zsuzsa und Szász, Ferenc. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 23)*

23. Gerner, Zsuzsanna: *Deutsch in anderssprachiger Umgebung. Zur Thematik und Methodologie einer empirischen Untersuchung.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 83-94.

24. Gombos, Georg: *IST — Interkultureller Sprachentausch: Grenzüberschreitendes Gemeinsames.* In:. *Kétnyelvűség* 1/1993 (Jg.1), S.22-37.*

25. Götze, Lutz: *Interkulturelles Lernen und Spracherwerb.* — In: *DUfU* 3/1994, S. 7-11.

26. Györi-Nagy, Sándor: *Bilinguale Sprechleistungslast und Sprachsystemfolgen* — In: *Kétnyelvűség* 1/1993 (Jg.1) , S. 42-52. *

27. Györi-Nagy, Sándor: *Euroregionale Ökologie von Sprachen und Kulturen in der heutigen Kommunikation zwischen Ost und West.* — In: *Kétnyelvűség* 1/1994 (Jg. 2), S. 29-39.

28. Hadrovics, László: *A magyar huszita biblia német és cseh rokonsága.* [Die deutsche und tschechische Verwandschaft der ungarischen hussitischen Bibel]. Budapest 1994. (= Nyelvtudományi értekezések 138)

29. Hahn, Silke: *Vom Halbstarken bis zum Hausbesetzer. Jugend und Jugendsprache in der Bundesrepublik.* — In: *DUfU* 2/1993, S. 21-35. *

30. Hajdú, Erzsébet: *Erfahrungen im Sprachunterricht der Ungarndeutschen.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S.187-190.

31. Hell, György: *Phonetik und Phonologie der deutschen Standardlautung (= Germanistica Albensis Nr. 1.)* Székesfehérvár 1994.

32. Hessky, Regina: *Ein Rahmencurriculum für fortgeschrittene jugendliche Lerner.* — In: *DUfU* 3/1994, S.1-6.

33. Hessky, Regina: *Einige Aspekte der deutsch-ungarischen Zweisprachigkeit oder: Warum zweisprachiger Unterricht für die Minderheit?* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 95-101.

34. Ionas, Angelika: *Deutsch als Muttersprache in Rumänien.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 165-171.

35. Kardos, Viktoria — Pototschnig, Christine: *Möglichkeiten der Förderung der kommunikativen Kompetenz im DaF-Unterricht für Fortgeschrittene.* — In: *DUfU* 2/1994, S. 27-30.

36. Kerekes, Gábor: *Überlegungen zur Frage des Gebrauchs literarischer Texte im Sprachunterricht* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 40-46.

37. Kern, Rudolf: *Deutsche Sprache im Rahmen des belgischen Staatsaufbaus.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 9-18.

38. Kertész, András: *On the Legitimation of Metapragmatics. A Case Study in the Epistemology of Linguistics.* In: *Semiotica* 95(1993) S. 45-61*

39. Klassen, Heinrich: *Zur Sprachsituation in Siedlungsgebieten mit vorwiegend deutscher Bevölkerung in Rußland.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 63-74.

40. Knipf-Komlóssi, Elisabeth: siehe: Komlóssiné Knipf Erzsébet

41. Kohn, János: *Du, ich hab irgendwie diffuse Ängste oder so... (Zur Sprache der Betroffenheit).* — In: *DUfU* 3/1994, S. 22-24.

42. Kohn, János: *Konkordanzen als Hilfsmittel eines integrativen Studiums von Sprache und Literatur (in der DaF-Lehrerausbildung).* — In: *New methodologies in foreign languague learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 66-85.

43. Komlóssiné Knipf, Erzsébet: *Aus- und Weiterbildung von Deutschlehrern für die Minderheiten in Ungarn.* In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* Jg. 43., Folge 4. S. 278-285

44. Komlóssiné Knipf, Erzsébet: *Die Rolle der Wortbildung im Sprachunterricht.* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 86-94.

45. Komlóssiné Knipf, Erzsébet: *Der Sozialpsychologische Kontext des Muttersprachunterrichts bei den Ungarndeutschen.* In: Strauch, R.: (Hrsg.): *Sommerakademie für Deutschlehrer.* 1994 Baja - Ludwigsburg S. 24-34.

46. [Komlóssiné Knipf, Erzsébet] Knipf-Komlóssi, Elisabeth: *Soziolinguistische Aspekte der Einstellung der Ungarndeutschen zu ihrer Muttersprache.* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 103-110.

47. Kothanek, Gertrude: *Österreichische Kulturarbeit in Ungarn.* — In: *DUfU* 1/1994, S. 19-21.

48. Königs, Frank G.: *Einbahnstraße oder Gegenverkehr? Gedanken zum Verhältnis von Erforschung und Praxis des Unterrichts .* — In: *DUfU* 2/1993, S. 1-11. *

49. Kummer, Manfred:*Ungarn und die Einheit der europäischen Kultur.* — In: *DUfU* 2/1994, S. 2-13.

50. Lipóczi-Csabai, Sarolta - Jakab, Edit: *Lehrerweiterbildung in Ungarn.* — In: *DUfU* 1/1994, S. 17-18.

51. Manherz, Karl: *Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA).* In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 111-[126].

52. Meláth, Ferenc: *Zur Frage der Lehrerausbildung für die Minderheiten in Ungarn.* In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 191-196.

53. Melik, Georg: *Die Entwicklung der Vielsprachigkeit und des Sprachgebrauchs unter den Deutschen von Transkarpatien* — In: *Studien zur Germanistik* 2. 1994, S. 75-82.

54. Multhaup, Uwe: *Textbearbeiten, Textverarbeiten und Fremdsprachenlernen. — In: New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht* Szombathely 1994, S. 25-39.

55. Murányiné Zagyvai, Márta: *Lexikologie und Phraseologie.* — In: *Acta Academiae Paedagogicae Agriensis.* 1994, (Jg. 22.) S. 485-499.

56. Muráth, Judith: *Einige Überlegungen zur Neukonzipierung von Lehrbüchern für die deutsche Gymnasien in Ungarn oder: Ein Plädoyer für's Übersetzen.* — In: *Studien zur Germanistik.* 2 1994, S. 197-203.

57. Nissen, Hans Jürgen: *Erst-, Zweit- und Drittsprache an den deutschen Schulen in Nordschleswig/Dänemark.* — In: *Studien zur Germanistik.* 2 1994, S. 143-156.

58. Rada, Roberta V.: *Zu einigen Fragen des Euphemismus (mit besonderer Berücksichtigung seiner Textbezogenheit).* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 101-114.

59. Pauels, Wolfgang: *Zweisprachenerwerbsforschung — Beispiel: Deutsch zum Stand der Forschung.* — In: *DufU* 1/1994, S. 2-6.

60. Petneki, Katalin: *Einsatz von Lehrbüchern im ungarischen Deutschunterricht.*- In: *DufU* 3/1994, S. 34-35.

61. Petneki, Katalin: *Gedanken über die Rolle der Landeskunde im ungarischen Deutschunterricht* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 117-135.

62. Petrović, Velimir: *Die essekerische Mundart.* — In: *Studien zur Germanistik 2* 1994, S. 19-31.

63. Pototschnig, Christine: *Über das Österreichbild in ausgewählten ungarischen Deutsch-Lehrwerken.* — In: *DUfU* 3/1994, S.25-33.

64. Rein, Kurt: *Didaktische und sprachliche Probleme (und Aufgaben) des Deutschunterrichts in Ländern mit deutschen Sprachresten-Minderheiten am Beispiel Ungarns.* — In: *Studien zur Germanistik 2.* 1994, S. 157-164.

65. Ruoff, Arno: *Systemwechsel und Systemwandel in Minderheitensprachen und Methoden ihrer Untersuchung.* — In: *Studien zur Germanistik 2.* 1994, S. 33-52.

66. Salánki, Ágnes: *Übersetzungstheorie und Übersetzungstechnik im Fremdsprachenunterricht in Ungarn.* — In: *DUfU* 1/1994, S. 7-11.

67. Sáfár, Éva: Überlegungen zu einer möglichen kontrastiven satzsemantischen Analyse deutscher und ungarischer Wahlprogramme. In: *Folio Practica-Linguistica.* Budapest 1994 S. 513-516.

68. Schaner, Hilda: *Phantasietext im Hochschulstudium.* In: *DUfU* 2/1994, S. 14-20.

69. Schestag, Thomas: *Asphalt.* In: *Modern Language Notes 109.* Baltimore 1994, S. 589-621.

70. Schmidt, Ferenc: *Wie kann historische Landeskunde gelingen?* In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 47-58

71. Schmidt, Hans-Werner: *Qualifizierung von Mentoren für die schulpraktische Ausbildung* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 137-149.

72. Schmidt, Reiner: *Die kommunikativ-kognitive Didaktik für Deutsch als Fremdsprache und ihre linguistischen und lernpsychologischen Implikationen.* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 147-175.

73. Schmidt, Rosemarie: *„Dunkle Empfindung des Ähnlichen". Präfixe bei Johann Christoph Adelung.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 83-89.

74. Szalai, Lajos: *Sprachgeschichte Pro oder Contra. Stellung der diachronen Sprachbetrachtung in der Ausbildung von Deutschlehrern.* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 119-134.

75. Szatmári Józsefné: *Zur Konkurrenz von Wortbildungsmitteln und syntaktischen Ausdrucksformen am Beispiel der werden-Passivsynonyme, Adjektive auf -bar und sich lassen.* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 95-110.

76. Text Und Grammatik. Festschrift zum 60. Geburtstag von Roland Harweg. (Hrsg. Péter Canisius - Clemens-Peter Herbermann - Gerhard Tschauder) Bochum, 1994

77. Tóth, Józsefné: *Zur Anwendbarkeit von Wortfeldern im Fremdsprachenunterricht.* — In: *New methodologies in foreign language learning and teaching. — Neue Methoden im Fremsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 111-118.

78. Uzonyi, Pál: *Audiovizuális CALL — jelen és jövő.* [Audiovisuelles CALL — Gegenwart und Zukunft]. — In: *A III. Magyar Alkalmazott nyelvészeti konferencia (Miskolc 1993. ápr. 2-3.) anyaga* [Materialien der dritten ungarischen Konferenz zur angewandten Linguistik in Miskolc, 2-3. April 1993]. Red. Kinga Klaudy. Miskolc 1993, S. 457-460.*

79. Uzonyi, Pál: *Einführung in die Computerlinguistik.* Budapest, ELTE 1994.

80. Vágyi, Vata: *Zwei atypische Fälle der Vorfeldbesetzung.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1994, S. 211-216.*

81. Varga-Drewnowska, Ewa: *Einige Unterrichtsvorschläge für die Anwendung der Textlinguistik im Aufsatzunterricht.* — In: *DUfU* 1/1994, S. 12-16.

82. Wild, Katalin: *Die Sprache der Ungarndeutschen.* In: *Die Deutschen in Ungarn. Historische und kulturelle Verflechtungen.* Stuttgart, 1994 S. 59-62

83. Wild, Katalin: *„Fuldaer" Syntax der eingeleiteten Nebensätze in den deutschen Mundarten Südungarns.* Budapest, Akadémiai Kiadó 1994. (Studies in Modern Philology)

84. Wölck, Wolfgang — Nelde, H. Peter: *Zweisprachiger Unterricht in Ungarn — Rahmenbedingungen und Voruntersuchungen zu einem deutsch-ungarischen Grundschulprojekt in Fünfkirchen.* — In: *Studien zur Germanistik* 2 1994, S. 129-141.

85. Zalán-Szablyár, Anna: *Die deutschsprachigen Länder und Ungarn aus Schülersicht.* — In: *DUfU* 3/1994, S. 46-50.

Literaturwissenschaft

86. Abels, Norbert: *Individuum und Revolte. Zu Manes Sperbers Romantrilogie „Wie eine Träne im Ozean".* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 95-111.*

87. Aspetsberger, Friedbert: *Subversion und „Archäologie der Bedeutungen". Zu Josef Winklers Versuch, der „Heimat" zu entgehen und in Sodom den Menschen zu schaffen.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 193, S. 133-158.*

88. Auckenthaler, Karlheinz: *„Betrachten wir, wie's vor so viel Jahr' In Punkto des Aberglaub'ns war". Johann Nestroy und der Aberglauben.* — In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* 1993/1994 (Jg 97/98.), S. 1-18.

89. Auckenthaler, Karlheinz: *Vor- und Nachwort.* In: *Christoph Zanon: „In eine traute Gesellschaft".* Graz 1993, S. 1-2, u. 93-97.

90. Auckenthaler, Karlheinz: *"Ich habe mich erst als Jude zu fühlen gehabt, als mich der Hitler als einen solchen erklärt hat". Albert Drachs Beziehung zum Judentum in Leben und Werk.* — In: *Modern Austrian Literature.* 3/4/1994 (Jg. 27.) S. 1-18.

91. Auckenthaler, Karlheinz: *"Ich sah, daß die Österreicher eine ganz andere, fremde Nation sind. Die gemeinsame Sprache täusch, sie sind viel älter, erfahrener, viel weiser im Umgang mit anderen Völkern." Gibt es eine eigenständige österreichische Literatur?* — In: *Österreich in Geschichte und Literatur.* 1994 (Jg. 38), S. 147-169.

92. Balogh, Tamás: *A Murr Kandúr mint ördögregény.[Der „Kater Murr" als Teufelsroman.]* — In: *Filológiai Közlöny* 1/1994 (Jg. 40), S. 207-215. E.T.A. Hoffmann: *Kater Murr*

93. Balogh, András: *A magyarosítás kérdése a XIX. sz. közepének szász irodalmában.* In: *Korunk. Kultúra, haza, nagyvilág.* Kolozsvár. 1994, Folge 3. Jg. 5. S. 77-82.

94. Bartens, Daniela: *Vom „bioadapter" zum „Puterweck". Anmerkungen zu Oswald Wieners zweitem Roman „Nicht schon wieder ..."* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 187-197.*

95. Bécsy, Tamás: *Különbözőségek — egységben.* [Verschiedenheiten in Einheit]. — In: *Holnap* 11/1993 (Jg. 3.), S. 66-70. Georg Büchner: *Dantons Tod.*

96. Benjamin, Walter: *A mimetikus képességről* [Von der mimetischen Fähigkeit] — In: *Határ.* 1-2/1993 (Jg.2.), S.206-209.*

97. Bekić, Tomislav: *Exilerfahrung und Exilverarbeitung bei Franz Theodor Csokor.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 29-40.*

98. Bernáth, Árpád: *Heinrich Böll Szentesen* [Heinrich Böll in Szentes]. — In: *Tiszatáj.*12/ 1994 (Jg.48.), S. 78-84.

99. Boronkai, Szabolcs: *Kolbenheyer Mór irodalmi művei* [Die literarischen Werke von Mór Kolbenheyer]. — In: *Soproni Szemle* 2/1994 (Jg. 48.), S. 181-188.

100. Boronkai, Szabolcs: *A soproni Kolbenheyer Mór „Toldi"-fordításai* [Toldi-Übersetzungen von Mór Kolbenheyer in Sopron]. — In: *Soproni Szemle* 3/1994 (Jg. 48.), S. 302-306.

101. Bourdieu, Pierre: *Betrachtungen eines Unfranzosen.* Übs. Ádám, Péter. — In: *Élet és Irodalom* 29/1994 (Jg. 39.), S. 17. Über das deutsche Nationalgefühl im 18. Jahrhundert.

102. Breier, Zsuzsa: *Bűn és testiség avagy a „rejtett emberi". Thomas Mann Faustus-regényének nőalakjai* [Schuld und Körperlichkeit oder „die versteckte Menschlichkeit". Die Frauengestalten in Thomas Manns Faustus-Roman]. — In: *Filológiai Közlöny* 2/1994 (Jg. 40), S. 81-93.

103. Casanova, Pascale: *A nacionalista giccs ellen* [Gegen den nationalistischen Kitsch].Übs. Rácz, Judit. — In: *Élet és Irodalom.* 35/1994 (Jg. 38.), S. 18. Über Arno Schmidt.

104. Cases, Cesare: *"A spárga": Arno Schmidt* [Der Spargel]: Arno Schmidt. Übs. Király, Katalin. — In: *Élet és Irodalom* 31/1994 (Jg. 38.), S. 19.

105. Chalmers, Martin: *Anglia, tüneményes elszigeteltség* [England, phänomenale Isoliertheit]. Übs. Rácz, Judit. — In: *Élet és Irodalom* 31/1994 (Jg. 39.), S. 18. Darin: über die Aufnahme der deutschen Literatur in England.

106. Cvrkal, Ivan: *Rainer Maria Rilke in der slowakischen Kultur.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S.131-143.

107. Csúri, Károly: *Ismétlésstruktúrák — irodalmi nézőpontból. Thomas Mann „Tonio Kröger" című elbeszéléséről.* [Wiederholungsstrukturen — aus literarischer Sicht. Am Beispiel von Thomas Manns „Tonio Kröger"]. In: *Literatura.* 4/1994 (Jg. 21.), S. 372-402.

108. Csúri, Károly: *Meaning in Poetry. A Model of Literary Reading.* — In: Petőfi S. J. — Olivi, T.: *Approaches to Poetry. Some Aspects of Textuality, Intertextuality and Intermediality.* Berlin — New York 1994, S. 32-68.

109. Derrida, Jacques:*Sibbolet. (Sibbolet — pour Paul Celan).* Übs. Csordás, Gábor. — In: *Enigma.* 3/1994 (Jg.), S. 42-49.

110. Dörwald, Uwe: *Wie der Begriff des Ethischen Bestandteil der Romantheorie Hermann Brochs werden konnte.* — In: *Arbeiten zur deutschen Philologie.* 1994 (Jg. 22.), S. 60-82.

111. Droste, Wilhelm: *Poetische Ortswechsel bei Ady und Rilke* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest, 1994, S. 91-108.

112. ppl.: *Das abenteuerliche Lebensschicksal Kotzebues. Vor 175 Jahren traf ihn der Dolchstoß des Studenten K. Sand.* — In: *Neue Zeitung.* 18/1994 (Jg. 38.), S. 11.

113. ppl.: *Golo Mann wird 85 Jahre alt.* -In:*Neue Zeitung.* 18/1994 (Jg. 38.) , S. 11.

114. Elbaz, Robert — Hadomi, Leah: *The problematic of mediation in Canetti´s Auto da Fé.* — In: *Neohelicon* 2/1994 (Jg. 21.), S. 35-57

115. Esslin, Martin: *Wolfgang Bauers Weg nach Innen.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 124-132.*

116. Federmair, Leopold: *Peripherien des Erzählens. Zu Peter Handke.* — In: *Die Zeit und die Schrift* Szeged 1993, S. 253-260.*

117. Fehér, Katalin: *Genersich János német nyelvű pedagógiai műve* [Deutschsprachiges pädagogisches Werk von János Genersich]. — In: *Magyar Könyvszemle* 3/1994 (Jg. 110.), S. 339-341.

118. Frey, Hans-Jost: *Az ábrázolás Benjaminnál* [Die Darstellung bei Benjamin]. — In: *Határ* 1-2/1993 (Jg. 2.), S. 210-133

119. Fried, István: *Ein österreichischer Biedermeier-Dichter und die südslawische Volksdichtung.* — In: *Fried, István:Ostemitteleuropäische Studien. (Ungarisch-slawisch-österreichische literarische Beziehungen)* Szeged 1994, S. 107-120. Johann Nepomuk Vogl.

120. Fried, István: *Funktion und Möglichkeit einer deutschsprachigen Zeitschrift in Ungarn. Die Zeitschrift von und für Ungarn* — In: Fried, *István: Ostmitteleuropäische Studien. (Ungarisch-slawisch-österreichische literarische Beziehungen)* Szeged 1994, S. 86-106.

121. Fried, István: *Grillparzers Monarchieerlebnis.* In: Fried István: *Ostmitteleuropäische Studien (Ungarisch-slawisch-österreichische literarische Beziehungen).* Szeged 1994, S. 145-158.

122. Fried, István: *Die Kultur des Bürgertums deutscher Muttersprache, im Pest-Ofen zur Zeit des Vormärz* — In: Anton Schwob (Hrsg.): *Methodologische und literarhistorische Studien zur deutschen Literatur Ostmittel-und Südosteuropas.* München 1994, S. 81-94.

123. Fried, István: *Magyar hírlapi kísérlet Lipcsében. Vierteljahresschrift aus und für Ungarn, 1843-1844* [Ein Versuch eine Zeitschrift zu gründen zu Leipzig] — In: *Magyar Könyvszemle* 1/1994 (Jg. 110.), S. 41-55.

124. Fried, István: *Ostmitteleuropäische Studien (Ungarisch-slawisch-österreichische literarische Beziehungen).* Szeged, JATE 1994.

125. Fried, István: *Die Suche nach der Identität im vormärzlichen Ungarn.Der Dichter Gustav Steinacker: ein „Deutsch-Ungar im Land der Magyaren"* — In: *Halbasien* 1/1994 (Jg. 4), S. 45-51

126. Fried, István: *Zum 80. Geburtstag von Karl Mollay.* — In: *Studia Slavica Hung.* 3-4/ 1994 (Jg. 39.), S. 157-160.

127. Gadamer, Hans-Georg: *Fenomenológiai és szemantikai közelítés Celan költészetéhez? (Phänomenologischer und semantischer Zugang zu Celan?* In: *Hans Georg Gadamer: Gesammelte Werke Bd. 9) Übs. Schein, Gábor.* — In: *Enigma* 3/1994 (Jg. 2.), S. 33-39..

128. Gamper, Herbert: *Die Wörter und das Schweigen. Zum Werk Gert Jonkes.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 159-172.*

129. Gent, Uta: *Propositionale Untersuchung zu drei Fassungen eines Märchens.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 193-209. Jacob und Wilhelm Grimm: *Die Sieben Raben*

130. Gergye, László: *Kazinczy Ferenc kiadatlan Werther-fordítása* [Die unveröffentlichte Werther-Übersetzung von Ferenc Kazinczy]. — In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 3/1994 (Jg. 98.), S. 411-415.

131. Glaser, Horst: *Der Mythos des Wassers bei Goethe* — In: *Celebrating comparativism Papers offered for György M. Vajda and István Fried.* Szeged 1994, S. 269-275.

132. Görner, Rüdiger: *Die Entzeitlichung der Geschichte im Ding. Rilke, die „Idee Ungarn" und das Amt des „Erb-Kron-Hüters".* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 79-89.

133. Guțu, George: *Rilke und Rumänien. Rezeptionsgeschichtliche und ästhetische Aspekte* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 159-180.

134. Györffy, Miklós: *A létezés kísérleti telepén. Három arckép. Franz Kafka, Robert Musil, Thomas Bernhard.* [In der Versuchsstation des Seins. Drei Porträts. Franz Kafka, Robert Musil, Thomas Bernhard.]. — In: *Európai Utas* 1/1994 (Jg. 5.), S. 46-51

135. Halász, Péter: *Im Mondschein der Puszta. Friedrich Nietzsche zum 150. Geburtstag. Der Denker als „verunglückter Musikus".* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 6/1994 (Jg. 1.), S. 9.

136. Hamacher, Werner: *A Wolke szó — ha az egyáltalán* [Das Wort Wolke — wenn es ein solches ist]. Übs. Bényei, Tamás. — In: *Határ* 1-2/1993 (Jg. 2.), S. 243-268.* Über Walter Benjamin

137. Hargittay, Emil: *Zur Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn: Johann Weber (1612-1684)* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 7/1994, S. 77-94.

138. Hárs, Endre: *Das letzte Buch. Über Peter Handkes „Noch einmal für Thukydides".* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 219-227.

139. Hekli, József: *Ödön von Horváth (1901-1938)* — In: *Eszterházy Károly Tanárképző Főiskola Tudományos Közleményei. Tanulmányok az irodalomtudomány köréből.* 1993 (Jg. 21.), S. 5-20.*

140. Hima, Gabriella: *Der Triumph der einsamen Seele über den Tod. (Richard Beer-Hofmann und der junge Lukács).* — In: *Arbeiten zur deutschen Philologie.* 1994 (Jg. 22.), S. 41-49.

141. Horváth, Márta: *Peter Handkes „Versuche".* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 229-239.*

142. Illés, László: *Die „Neue Sachlichkeit" und ihr Widerhall in der ungarischen Literatur.* — In: *Celebrating comparativism. Papers offered for György M. Vajda and István Fried.* Szeged 1994, S. 531-542.

143. Illés, László: *Ein später Versuch zur Vollendung der Moderne. — die „Neue Sachlichkeit" und die ungarische „soziographische Literatur".* — In: *Neohelicon.* 1/1994 (Jg. 21.), S. 47-60.

144. *j. sz.: Elias Canetti (1905-1994).* — In: *Neue Zeitung* 36/1994 (Jg. 38.), S. 5.

145. *j. sz.: „Wir Menschen kommen und vergeh'n". Moritz Kolbenheyer* — In: *Neue Zeitung* 32/1994 (Jg.38.), S.5.

146. Kajtár, Mária: *„Eine trotz allem vertraute Welt". Zur Thomas-Bernhard-Rezeption in Ungarn.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S.25-34.

147. Kajtár, Mária: *Peter Esterházys „Hilfsverben des Herzens" und Peter Handkes „Wunschloses Unglück". Ein komparatistischer Versuch.* In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 211-217.*

148. Kalász, Márton: *Johannes Bobrowski.* — In: *Európai Utas* 1/1994 (Jg. 5.), S. 70-71.

149. Karátson, Endre: *A „groteszk" a huszadik század prózairodalmában.(Kafka, Gombrowicz, Beckett)* [Die Groteske in der Prosaliteratur des 20. Jahrhunderts. (Kafka, Gombrowicz, Beckett)]. Übs. Simon, Vanda. — In: *Műhely* 6/1994 (Jg. 17.), S. 27-31.

150. Kárpáti, Paul (mitgeteilt v.): *Carl Heinrich Beckers Konzept und Robert Graggers Ausführungen zur Gründung des Ungarischen Intituts in Berlin 1917.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 7/1994, S. 274-294.

151. Kárpáti, Paul (mitgeteilt v.): *Dokumentation eines Projekts zur deutschsprachigen Präsentation ungarischer Literatur im Auftrag des Ministerpräsidenten Graf István Tisza 1916.* In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 7/1994, S. 263-273.

152. Kastberger, Klaus: *Friderike Mayröckers unablässiges Schreiben, die widersetzliche Benennung der Welt.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 297-308.*

153. Kerekes, Gábor: *Die Darstellung des Ungarischen in Joseph Roths Roman „Berichte eines Mörders".* — In: *German Life and Letters.*2/1994 (Jg. 47.), S. 193-200.

154. Kerekes, Gábor - Keiner, Karl (Hrsg.): *Deutsche Literatur. Ausgewählte Texte mit literaturgeschichtlicher Einführung.* Szombathely, 1994, 396 S.

155. Kerekes, Gábor: *„Es gibt nur schlechte Autoren und gute". Joseph Roth über Literatur und ihre Aufgaben* In:*Arbeiten zur deutschen Philologie* 1994 (Jg. 22.), S. 83-95.

156. Kerekes, Gábor (Hrsg.): *Grillparzer einst und heute.* Szombathely 1994

157. Kerekes, Gábor: *Grillparzer und Ungarn.* In: *Filológiai Közlöny* 1994/3-4, S. 77-90.

158. Kerekes, Gábor: *Überlegungen zur Frage des Gebrauchs literarischer Texte im Sprachunterricht.* In: Kohn, János - Wolff, Dieter (Hrsg.): *Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Szombathely 1994, S. 40-46.

159. Kerekes, Gábor: *Überlegungen zur ungarischen Übersetzung von Wolfgang Borcherts Erzählung „Die Küchenuhr".* In: *Jahresheft der Internationalen Wolfgang-Borchert-Gesellschaft* 1994, S. 8-16.

160. Kertész, András: *Az igazi verseny kezdete, avagy: Megszűnik-e az episztemológia?* — In: *Gond* 5-6 (1993) S. 88-95*

161. Kertész, András: *Review of the Handbook of Semantics.* — In: *Journal of Pragmatics* 22 (1994) S. 673-677.

162. Kertész, András: *Die Schildkröte hat doch gewonnen, oder: Wozu Kognitionswissenschaft?* — In: *European Journal for Semiotic Studies* 5 (1993), S. 657-690.*

163. *KÉT SZOMSZÉDVÁR. Budapest — Bécs.* Hanák Péter és Gerő András beszélgetése [Zwei Nachbarburgen. Budapest-Wien. Gespräch von Péter Hanák und András Gerő] Reporter: János László Farkas. — In: *Európai Utas.* 4/1994 (Jg. 5.), S. 17-23.

164. Kiefer, Klaus H.: *Äternalistisches Finale oder Bebuquins Ans-Sage. Carl Einsteins Beitrag zur Postmoderne.* — In: *Neohelicon* 1/1994 (Jg. 21.), S. 13-46.

165. Kiss, Endre: *In der Maske des Konventionellen (Über Franz Werfel´s „Der Abituriententag")* — In: *Arbeiten zur deutschen Philologie* 1994 (Jg. 22.), S. 50-59

166. Kiss, Irén: *Intuició-elméletek a német romantikában* [Intuitionstheorien in der deutschen Romantik]. — *Filológiai Közlöny.* 1/1994 (Jg. 40.), S. 1-7.

167. Klauser, Herbert: *Stefan Zweig, der Dichter der Leidenschaft.* — In: *Annales Universitatis litterarum et artium Miskolciensis.* Tom. 3/1993, S. 65-86

168. Kleiner, Karl — Kerekes, Gábor (Hrsg.): *Deutsche Literatur. Ausgewählte Texte mit literaturgeschichtlicher Einführung.* Szombathely, Berzsenyi Dániel Tanárképző Főiskola 1994.

169. Klemm, László: *Heinrich von Kleist: Kohlhaas Mihály. A nyelv kérdése és a téma csomópontjai* [Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Die Frage der Sprache und Knotenpunkte des Themas]. — In: *Filológiai Közlöny* 1/1994 (Jg. 40.), S. 50-56.

170. Knafl, Arnulf: *Die wunderbare Erzählung. Zur narrativen Ordnung in Leo Perutz´ Roman „Nachts unter der steinernen Brücke."* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S.113-122.*

171. Knapp, Éva: *Gilgengart. Egy német nyelvű imádságoskönyv a 16. század elejéről.* [Ein deutschsprachiges Gebetbuch vom Anfang des 16. Jahrhunderts]. — In: *Magyar Könyvszemle* 2/1994 (Jg. 110.), S. 130-154.

172. Koczizky, Éva: *Aki tükörben nézi az ő ábrázatát.* [Wer sein Gesicht im Spiegel betrachtet]. — In: *Határ* 1/1994 (Jg. 3.), S. 39-43.Über: Friedrich Hölderlin

173. Koczizky, Éva: *Hölderlin. Költészet a sötét Nap fényénél* [Dichtung beim Licht der dunklen Sonne]. Budapest, Századvég Kiadó 1994.

174. Konstantinović, Zoran: *Rilke bei den Serben.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 145-157.

175. Kovács, Edit: *Die Bedeutung des Gehens in den Erzählungen von Thomas Bernhard.*- In: *Arbeiten zur deutschen Philologie.* 1994 (Jg. 22.), S. 124-144.

176. Kovács, Kálmán: *Ein Fall für zwei. Anthropologische Konzepte in Jakob Wassermanns Caspar Hauser und in Peter Handkes Kaspar.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 261-275.*

177. Kovács, Kálmán: *Kaspar Hauser. Egy antropológiai mitosz változatai* Die Varianten einer anthropologischen Mythe]. — In: *Gond* 8-9/1994 (Jg. 2.), S. 131-147.

178. Kunert, Günter: *A civilizáció megszünteti a kultúrát* [Die Zivilisation vernichtet die Kultur]. Übs. Illés, László. — In: *Magyar Lettre Internationale* 13/1994, S. 75-76.

179. Kurdi, Imre: *Ágnes Nemes Nagy und Rilke. Ein Kapitel ungarischer Rilke-Rezeption.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest, 1994, S. 123-130.

180. Kurdi, Imre: *Kilenc verssorról. Egy Rilke-vers két magyar fordításban.* [Von neun Gedichtzeilen. Ein Rilke-Gedicht in zwei ungarischen Übersetzungen.]. — In: *Holmi* 6/1994 (Jg. 6.), S. 860-865. O Herr, gieb jedem seinen eignen Tod. (Stunden-Buch 3) In der Übersetzung von Ágnes Nemes Nagy und Győző Csorba.

181. Lange, Wolfgang: *Im Zeichen der Dekadenz. Hugo von Hofmannsthal und die Moderne.* — In: *Arbeiten zur deutschen Philologie.* 1994 (Jg. 22.), S. 7-40.

182. Lányi, Dániel: *Ich und Du in Ingeborg Bachmanns Malina.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 41-46.*

183. Längle, Ulrike: *Verspäteter Paradigmenwechsel am Beispiel einer Region: Vorarlberg.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 199-210.*

184. Lichtmann, Tamás: *Der politische Charakter der ungarischen Literatur. Thesen zum Thema „Europäische Kultur und Widerstand aus ungarischer Sicht.* — In:*Jura Soyfer. Zeitschrift der Jura Soyfer Gesellschaft.* 2 /1994 (Jg. 3.), S. 30.

185. Lichtmann, Tamás: *Schein und Wirklichkeit. Illusionen und Erfahrungen im Werk Joseph Roths.* — In: *„Sein und Schein — Traum und Wirklichkeit". Zur Poetik österreichischer Schriftsteller/innen im 20. Jahrhundert* (Hrsg. Herbert Arlt u. Manfred Diersch). Frankfurt/M. — Berlin — New York etc. 1994, S. 40-51.

186. Lichtmann, Tamás: *Vineta oder die untergegangene (alte) Welt. Absurde Zeitsatire oder negative Utopie.* — In: *Arbeiten zur deutschen Philologie.* 1994 (Jg. 22.), S. 96-106.

187. Lohfink, Norbert: *A hit és a forma. Beszélgetés Peter Handke újabb írásaival.* [Der Glauben und die Form. Gespräch mit Peter Handkes neueren Schriften]. — In: *Pannonhalmi Szemle* 3/1994 (Jg. 2.), S. 61-70.

188. Man, Paul De: *Walter Benjamin A műforditó feladata című írásáról* [Über Walter Benjamins Schrift „Die Aufgabe des Übersetzers".] — Übs. Király, Edit. — In: *Átváltozások* 2/ 1994, (Jg. 2.), S. 65-80.

189. Mádl, Antal: *Büchner-Übersetzungen und -Rezeption in Ungarn.* In: *Georg Büchner Jahrbuch* 8 (1990-1994) S. 294-301.

190. Mádl, Antal: *Egylelkűség és kettős identitás.* — In: *Új Horizont*, 22 (1994) S. 13-17.

191. Mádl, Antal: *„Egy elsüllyedt költői táj nyomában ..."* — In: *Helikon*, 1994 S. 13-17.

192. Mádl, Antal: *Volt egyszer egy testőrpalotánk. Vázlat a bécsi Collegium Hungaricumról.* — In: *Új Horizont* 22 (1994) S. 81-92

193. Márkus, Rozália: *Német nyelvű hírlapjaink és a francia forradalom* [Die Berichterstattung über die französische Revolution in den deutschsprachigen Zeitungen in Ungarn]. — In: *Magyar Könyvszemle* 4/1994 (Jg. 110.), S. 376-388.

194. Müller-Siemens, Thomas: *When the Music's Over. Die Wiederentdeckung Nietzsches in der Postmoderne.* — In: *Pester Lloyd* 6/1994 (Jg. 1.), S. 9.

195. Nalewski, Horst: *Georg Lukács: Fin de siècle. Zu George und Rilke.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 109-121

196. Németh, S. Katalin: *Fiktiv német beszélgetések Magyarországról. (Johann Georg Schielen írásai, 1683* [Fiktive deutsche Gespräche über Ungarn. Die Werke von Johann Georg Schielen, 1683]. — In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 1/1994 (Jg. 98.), S. 1-17.

197. Németh, S. Katalin: *Sigmund von Birken magyar kapcsolatai* [Die ungarischen Beziehungen von Sigmund von Birken]. — In: *Magyar Könyvszemle.* 1/1994 (Jg. 110.), S. 78-82

198. Nikics, Anita: *„Lauter Einzelfälle". Christoph Ransmayrs Romane.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 337-349.*

199. Orbán, Jolán: *Die Herausforderung von Wittgenstein durch Derrida* — In: *Neohelicon.* 1/ 1994 (Jg. 21.), S. 95-115.

200. Ossberger, Ingrid: *Unsichtbare Wände. Zu den Romanen von Marlen Haushofer.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 279-287.*

201. Palmer, Richard E.: *Gadamer és Derrida mint Paul Celan értelmezői. Néhány bevezető megjegyzés* (Gadamer and Derrida as Interpreters of Paul Celan. Some Preliminary Remarks) Übs. Harkányi, Adnrás — Schmideg, Ádám. — In: *Athenaeum.* 2/1994 Bd. 2., S. 301-320.

202. Pannonicus: *Geeignet zur Stärkung des Selbstbewußtseins. (Jakob Bleyer — Tagung im Frühjahr 1993)* — In: *Neue Zeitung.* 51/1994. (Jg. 38.), S. 4.

203. Péter, Ágnes: *An Essay in Romantic Typology: Hölderlin and Shelley. An inquiry based on Heidegger's lectures on Hölderlin.* — In: *Neohelicon.* 2/1994 (Jg. 21.), S. 71-86.

204. Pomogáts, Béla: *Monarchia nosztalgiák és a közép-európai integráció* [Monarchie-Nostalgien und die mitteleuropäische Integration]. — In: *Európai Utas.* 4/1994 (Jg. 5.), S. 2-3.

205. Pototschnig, Christine: *Der Erzähler Erich Hackl.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 351-358.*

206. Pöggeler, Otto: *„Az álom az álomról."* [Der Traum über den Traum]. Übs.Schein, Gábor. — In: *Enigma* 3/1994 (Jg. 2.), S. 11-19. Über Paul Celan.

207. Pöggeler, Otto: *Van Gogh-tól Rembrandtig.* [Von Van Gogh bis Rembrandt]. Übs. Schein, Gábor. — In: *Enigma* 3/1884 (Jg. 2.), S. 24-31.

208. Über Paul Celan

209. Pulvirenti, Grazia: *„... bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet". Zur Utopie in der späten Lyrik Erich Frieds.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 47-56.

210. Putz, Franz: *Joseph Roth. Die Flucht ohne Ende.*- In: *Neue Zeitung.* 37/1994 (Jg. 38.), S. 6.

211. Rabl, Enikő: *Großstadtwahrnehmung. Paris in der Darstellung von Rainer Maria Rilke und Walter Benjamin.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistiok.* 1994, S. 189-191.

212. Radnai, Erika: Die Stadt Zürich in der ungarischen Literatur. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1994, S. 159-168.

213. Rényi, Péter: *Stefan Heym ellenszegülésének krónikája* [Die Chronik der Widersetzung von Stefan Heym]. — In: *Respublika.* 18/1994 (Jg. 1.), S. 83-86.

214. Rényi, Péter: *Thomas Mann und Ungarn. Eine Verflechtung ganz besonderer Art.* — *Teil 1.* — In: *Der Neue Pester Lloyd.* 9/1994 (Jg. 1.) S. 9., *Teil 2. Der Neue Pester Lloyd* 1/1994 (Jg. 1.), S. 9,11.

215. *RILKE, DIE DONAUMONARCHIE UND IHRE NACHFOLGESTAATEN. Vorträge der Jahrestagung der Rilke-Gesellschaft 1993 in Budapest.* Hrsg. v. Ferenc Szász. Budapest, ELTE 1994. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 26)

216. Rózsa, Mária: *Das „deutsche Element" im kulturellen Leben von Pest-Ofen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* — In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter.* 4/1994 (Jg. 43.), S. 321-331.

217. Ruthner, Clemens: *Wort-Magie. Glossen zum „phantastischen" Erzählen in Österreich nach 1945. (H. C. Artmann, Th. Bernhard)* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 175-185.*

218. Rübberdt, Irene: *Lyrikübertragung zwischen den Stühlen (Vom geteilten und vereinten translatorischen Handeln).* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Bd. 7./1994, S. 228-236.

219. Scheichl, Sigurd P.[aul]: *„Calais ... das ist dort, wo man übern Kanal fährt." Das Werk von Fritz Hochwälder zwischen Konvention und Erneuerung — am Beispiel des „Himbeerpflückers"* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 73-94.*

220. Schein, Gábor: *Georg Trakl: Pusztulás* [Untergang]. — In: *Jelenkor* 12/1994(Jg.37.), S.1084-1088.

221. Schein, Gábor: *Rapunzel und Türkenbund.* — In: *Arbeiten zur deutschen Philologie.* 1994 (Jg. 22.), S. 107-123. Über Paul Celan

222. Schestag, Thomas: *A név a szóban.* [Der Name im Wort] *Übs. Szabó, Csaba.* — In: *Határ.* 1-2/1993 (Jg. 2.), S. 202-205. Über Walter Benjamin.

223. Schestag, Thomas: *buk. Paul Celan.* München, Klaus Boer Verlag 1994.

224. Schicker, Gotthard B.: *Dezső Keresztúry. Einem Nestor des Pester Lloyd zum Neunzigsten.* — In: *Der Neue Pester Lloyd.* 2/2994 (Jg. 1.) S. 13.

225. Schicker, Gotthard B.: *Fühmanns Budapest.* — In: *Der Neue Pester Lloyd.* 2/1994 (Jg. 1.), S. 1, 12.

226. Schicker, Gotthard B.: *Nietzsches liebster Gast. Die drei Leben des Heinrich Köselitz.* — In: *Der neue Pester Lloyd.* 6/1994 (Jg. 1.), S. 1, 4.

227. Schneider, Gerhard: *Faszination Sprache. Autorenabend mit der ungarndeutschen Dichterin Valeria Koch.* — In: *Neue Zeitung.* 51/1994 (Jg. 38.), A. 7-8.

228. Semrau, Richard: *Finnische Volksepik und -lyrik — ein vernachlässigtes Feld deutschsprachiger Edition finnisch-ugrischer Volksdichtung* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 7./1994, S. 115-145.

229. Siebenbürgisch-Deutsche Lyrik. Hrsg. Balogh, András. Budapest, Germanistisches Institut der Eötvös-Loránd-Universität 1994 (*ELTE-Chrestomathien*, Bd. 6.)

230. Sloterdijk, Peter: *Világ(gé)ret és világirodalom (Zur Welt kommen, zur Sprache kommen) Übs. Király, Edit.* — In: *Átváltozások.* 2/1994 (Jg.), S. 24-36.

231. Stahl, August: *Rilke-Literatur 1992/1993.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 181-205.

232. Storck, Joachim W.: *„... sa mosaique multicolore ..." Rilke, Österreich und die Nachfolgestaaten. — In: Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* 1994, S. 11-27.

233. Strelka, Joseph P.: *Rilke und Österreich.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und ihre Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 29-40.

234. Szabó, Erzsébet: *Versuch über die Müdigkeit.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 241-152.*

235. Szabó, János: *Friedrich Dürrenmatt a szellemi hiánygazdaság magyarországi piacán* [Friedrich Dürrenmatt auf dem Markt der geistigen Mangelwirtschaft in Ungarn]. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Bd. 7/1994, S. 146-227.

236. Szabó, János: *Die Gesichter des Wilhelm Tell.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1994, S. 11-23.

237. Szász, Ferenc: *A levélíró Rilke.* [Rilke, der Briefschreiber]. — In: *Nagyvilág.* 9/1993 (Jg.38.), S.1012-1019.*

238. Rilke, Rainer Maria: Briefe in Zwei Bänden: Briefe zur Politik

239. Szász, Ferenc: *Rainer Maria Rilke in Ungarn.* — In: *Rilke, die Donaumonarchie und die Nachfolgestaaten.* Budapest 1994, S. 41-78.

240. Szendi, Zoltán: *Fragezeichen der literarhistorischen Begriffsdeutung zur Jahrhundertwende.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1994, S. 35-41.

241. Szendi, Zoltán: *Konfrontation mit der Vergangenheit. Zu dem Geschichtsbild des Romans „Allemann" von Alfred Kolleritsch* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 329-335.*

242. Szombati, Sándor: *Hatvan éve: az első nürnbergi per.* [Vor sechzig Jahren: Der erste Nürnberger Prozeß] — In: *Élet és Irodalom.* 34/1994. (Jg. 38.), S. 9.

243. Die deutsche Kunst und Kultur in 1934

244. *T. M. úr a fehérek közt.Közönségtalálkozó anno 1937.* [Herr T. M. unter den Weißen. Publikumstreffen anno 1937]. — In: *Heti világgazdaság.* 3/1994 (Jg. 16.) , S. 61-62.

245. Über Thomas Mann

246. tms [Thomas Müller-Siemens?]: *Flucht aus der Zeit. Joseph Roth wurde vor 100 Jahren geboren.* — In: *Der neue Pester Lloyd.* 1/1994 (Jg. 1.), S. 12.

247. Tábori, György: *Ez a nagy életút* [Dieser lange Lebensweg]. Reporter: Peter von Becker. Übs. Tandori, Dezső. — In: *Magyar Lettre Internationale.* 14/1994, S. 59-61.

248. Takáts, Gyula: *Az igazi poézis keresése. Bessenyei-Hölderlin-Kazinczy-párhuzamok* [Die Suche nach der wahren Poesie. Bessenyei-Hölderlin-Kazinczy-Parallele] . — In: *Életünk.* 5-6/1994 (Jg. 32.), S. 385-392.

249. Thomka, Beáta: *Hölderlin nyelv-égboltja* [Hölderlins Sprach-Himmelgewölbe]. — In: *Holmi.* 64/1994 (Jg. 6.), S. 580-582.

250. Tőkei, Éva: *Ästhetik und Politik bei Georg Lukács. Allegorie und Modernismus versus Realismus.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1994, S. 43-54.

251. Vajda, György Mihály: *Keletre nyílik Bécs kapuja. Közép-Európa kulturális képeskönyve 1740-1918* [Wiens Tor geht nach Osten. Kulturelles Bilderbuch Mitteleuropas]. — Budapest, Akadémiai Kiadó 1994.

252. Varga, Péter: *Mendel Lefin Satanower — der galizische Mendelssohn.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S.169-187.

253. *Vor 175 Jahren kam Justinus Kerner als Oberamtsarzt nach Weinsberg.* Stadtprägende Persönlichkeit. — In: *Neue Zeitung.* 42/1994 (Jg. 38.), S. 6.

254. Weisstein, Ulrich: *Carl Maria Weber's Der Freischütz. „Nummeroper oder Gesamtkunstwerk"? —* In: *Celebrating comparativism. Papers offered for György M. Vajda and István Fried.* Szeged 1994, S. 317-337.

255. Wieser, Margot — Mitgutsch, Waltraud Anna: *Phänomenologie des Fremdseins.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 289-296. *

256. Wittulski, Eckhard: *Günther Anders — unerkannt in Wien.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 321-327.*

257. Wolf, Christa: *„Szabad, rendezett, szomorú"* [Frei, geordnet, traurig]. Übs. Gabos, Erika. — In: *Élet és Irodalom.* 5/1994 (Jg. 38.), S. 17. Über Rechtsgesinnten und Fremdenhaß in Deutschland

258. Zanon, Christoph: *Noch einmal für Thukydides und Akira Kurosawa: Träume.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 277-275.*

259. *DIE ZEIT UND DIE SCHRIFT. Österreichische Literatur nach 1945.* Hrsg. Auckenthaler, Karlheinz F. Szeged, JATE 1993 (= *Acta Germanica* 4)*

260. Zeyringer, Klaus: *„Kein schönes Land und keinem bleibt seine Gestalt". Tendenzen österreichischer Literatur der 20er Jahre.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 5-26*

261. Zeyringer, Klaus: *Vor der Literatur steht ein Türhüter ... Anmerkungen zur Kanonproblematik und zu einer „offenenen" Literaturwissenschaft.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1994, S. 55-71.

262. Zorman, Gerald: *Jelineks Klavierspielerin: Genaue Einsätze.* — In: *Die Zeit und die Schrift.* Szeged 1993, S. 309-317.*

Zusammengestellt von
Mária Rózsa
(Budapest)

Die Autoren des Bandes

Jürgen Amrhein
Sperberweg 5
D-50858 Köln-Innkersdorf

Mag. Karlheinz Auckenthaler
Temesvári krt. 12
H-6726 Szeged

Dr. András Balogh
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Dr. Judit Bertalan
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Zsuzsanna Bíró
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Univ.-Doz. Dr. Marijan Bobinac
Abteilung für Germanistik
Philosophische Fakultät Zagreb
Ivana Lucica 3
HR-10000 Zagreb

Dr. Rita Brdar-Szabó
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Knut Brynhildsvoll
Max-Franz-Str. 10
D-53177 Bonn

Prof. Dr. Robert C. Conard
Department of Languages
University of Dayton
300 College Park
Dayton, Ohio 45469-1539, USA

Judit Domány
Fodor u. 88
H-1124 Budapest

Dr. Christa Dürscheid
Universität zu Köln
Institut für deutsche Sprache und Literatur
Albertus-Magnus-Platz
D-50923 Köln

Dr. Andreas Gardt
Universität Heidelberg
Germanistisches Seminar
Hauptstr. 207-209
D-69117 Heidelberg

József Grudl
Szent István út 41
H-9022 Győr

Dr. Judit Hetyei
Megyeri tér 12
H-7623 Pécs

Bertalan Iker
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Dr. László Illés
Trombitás u. 27. II/3
H-1026 Budapest

Dr. Gábor Kerekes
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Isabella Kesselheim
Mester u. 33-35 II/27 A
H-1095 Budapest

Dr. Elisabeth Knipf
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Dr. Imre Kurdi
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Éva Laczó
Zrínyi u. 18
H-9024 Győr

Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Univ.-Doz. Dr. Magdolna Orosz
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Szilvia Oszkó
Lajos u. 117. IX/5.
H-1036 Budapest

Claudia Polzin
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität
Romanisches Seminar
Am Hof 1
D-53113 Bonn

Dr. Bettina Rabelhofer
Institut für Germanistik
Karl-Franzens-Universität
Universitätsplatz 3
A-8010 Graz

Szilvia Ritz
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Erich W. Schaufler
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Dr. Hans-Werner Schmidt
Goethe-Institut
Andrássy út 24
H-1061 Budapest

Prof. Dr. Jürgen Erich Schmidt
Ernst-Moritz-Arndt-Universität
Institut für deutsche Philologie
Bahnhofstr. 46-47
D-17487 Greifswald

Anna Szabó Peres
Sarló út 10 IV/15
H-8000 Székesfehérvár

Prof. Dr. Hartmut Steinecke
Universität Gesamthochschule
Fachbereich 3
Warburgstr. 100
D-33098 Paderborn

Dr. Anna Szablyár
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Zoltán Szendi
Janus Pannonius Universität
Lehrstuhl für Deutsche Literatur
Ifjúság útja 6
H-7624 Pécs

Leltár 2007-2008

József Tóth
Berzsenyi Dániel Pädagogische Hochschule
Deutscher Lehrstuhl
Berzsenyi Dániel tér 2
H-9700 Szombathely

Péter Varga
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Pius Varga
Pázmány Péter Katholische Universität
Egyetem u. 1
H-2081 Piliscsaba

Prof. Dr. Heinz Vater
Universität zu Köln
Institut für deutsche Sprache und Literatur
Albertus-Magnus-Platz
D-50923 Köln

Anikó Zsigmond
Petőfi u. 29. I/6
H-9600 Sárvár